

Die Chronik

Johann's von Winterthur.



In's Deutsche übersetzt

von

Bernhard Freuler,
Pfarrer in Wülflingen.

Herausgegeben vom Convente der Bürgerbibliothek von Winterthur.

Winterthur.
Druck der Ziegler'schen Buchdruckerei.
1866.



Die Chronik
Johann's von Winterthur.



In's Deutsche übersetzt

von

Bernhard Freuler,
Pfarrer in Wülflingen.

Herausgegeben vom Convente der Bürgerbibliothek von Winterthur.

Winterthur.
Druck der Ziegler'schen Buchdruckerei.
1866.

Chronologische Zusammenstellung

der in

Vitoduranus Chronik (deutsche Uebersetzung)

berührten wichtigsten Ereignisse.

Das Neujahrsblatt führt auf seinem dießmaligen Gange in die genauere Kenntniß Winterthurs einen der ältesten Bürger ein, die aus dieser Stadt aufzuweisen sind und von denen man auch in der frühesten Geschichte, soviel man ihr nachzugehen im Stande ist, ein Zeugniß erhältlich machen kann. Das ist der Minorite oder Franziskaner Johannes von Winterthur mit seiner Chronik, und wenn die anderweitigen Zeugnisse über ihn höchst spärlich sind, ja kaum außer den Grenzen seiner eigenen Chronik gesucht werden dürfen, so ist dafür diese selbst ein um so trefflicherer Abdruck seines Wesens, wie auch ferner ein Erbstück für die Nachwelt, das nicht nur zu den alten Kostbarkeiten seiner engern Heimat, sondern mit dem geschichtlichen Werthe wol auch des weitern Vaterlandes gezählt werden darf. Insofern erfüllt das Neujahrsblatt eine natürliche Pflicht, wenn es als die Aufsucherin und Berichterstatterin historischer Schätze die Zeitblätter dieser Chronik gewissermaßen als seine Vorgängerinnen auflegt, zumal an dem Orte, wohin der Verfasser derselben theils nicht selten den Schauplatz bedeutsamer Erzählungen verlegt, theils seinen eigenen Ursprung und einzelne Züge aus den Jugendjahren mit hervortretendem Nachdruck verweist.

Daß der Minorite von Winterthur gewesen, bemerkt er in der Chronik selbst, so oft sich ihm eine Gelegenheit dazu darbietet. Hingegen ist aus vielen Daten zu entnehmen, daß er in seiner Vaterstadt nur die Jugendzeit verlebte, in welcher er sich um das Jahr 1309 einen angehenden Schulknaben nennt und um das Jahr 1315 mit andern Schülern seinem Vater vor das Thor entgegeneilt, als dieser im Zuge Herzog Leopolds aus der Schlacht am Morgarten heimkehrt. Außer einigen andern Bemerkungen verliert sich von da an der Faden, an dem man durch die Entwicklung seines Lebenslaufes oder Lebensberufes hingeleitet würde, und es sind nur da und dort sporadisch abgegebene Denkzeichen, zwischen denen man in seiner Lebensgeschichte so zu sagen wol herumhüpfen, aber nicht im geraden Schritt eine zusammenhängende Anschauung von sicherer Grundlage aus aufnehmen kann.

Es ist wahrscheinlich, daß er um die Jahre 1320 und weiter in seinen Orden getreten ist und Winterthur verlassen hat. Wir treffen ihn das einte Mal in Basel, das andere Mal in Schaffhausen, sowie die genauen lebendigen Schilderungen anderer Ortschaften und der daselbst vorgefallenen größern

oder kleinern Begebenheiten darauf führen, Vitoduran berichte als Augenzeuge und habe selber darin oder dabei gelebt. Freilich darf man sich mit dieser Annahme nicht zu weit hinaus wagen, wenn man nicht den noch einigermaßen Stand haltenden Grund verlieren und in der flüssigen Region bloßer Vermutungen schwimmen will. Nur tragen die Berichte derjenigen Dinge, die vom Jahre 1340 an in die Chronik fallen, den oben bezeichneten Charakter so sehr an sich, daß man sie sich nicht wol ganz ferne von Augen und Ohren des Verfassers denken kann, und da sich der Schauplatz derselben um den obern Bodensee verbreitet, so ist die mit gar vielen Beweisstellen gestützte Meinung nicht verwerflich, Vitoduran habe sich von jener Zeit an in dieser Gegend aufgehalten, wol etwa im Minoritenkloster zu Lindau, welche Stadt er immer in so vertrauter Bekanntschaft aufführt, daß man sie ihm als Wohnort anzuweisen fast unwillkürlich veranlaßt ist. In diesen Verhältnissen und Umgebungen zeichnet er seine geschichtlichen Bilder und darin sich selber immer gleich bis ungefähr 1347, und läßt bis dahin es uns nicht vermuten, daß mit ihm und seinem Wohnorte eine Veränderung vorgegangen sei. Von da an aber scheint es, als ob er sich in Zürichs Nähe befinde, und nähme man wirklich an, er habe sich vom Minoritenkloster zu Lindau in dasjenige zu Zürich begeben, so wäre daraus wenigstens das Eine zu erklären, wie es kam, daß das Manuskript seiner Chronik im zürcherischen Kloster der Minderbrüder gefunden wurde. Er hätte es hier bei seinem Absterben zurückgelassen oder es überhaupt dem Orden als ein Zeugniß seiner Thätigkeit übergeben, vielleicht hier die in den frühern Jahren auf seinen Reisen und im auswärtigen Aufenthalte, namentlich zu Lindau, gesammelten Notizen besser ausgearbeitet und zu einem abgerundeten Werke zusammengestellt, wie es denn an dem Manuskript selber unverkennbar in die Augen fällt, daß Vitoduran eine verbessernde Hand an dasselbe gelegt hat. Wenigstens ist gewiß, daß kein anderer Weg bekannt ist, auf dem die Chronik in das Kloster oder aus dem Kloster je einmal anderswohin gekommen wäre. Sie gerieth in der Reformation, als das Kloster aufgehoben wurde, in die Hände von Bullinger und befindet sich jetzt noch als eigenhändiges und einziges Manuskript Vitodurans auf der Stadtbibliothek Zürich.

Wer übrigens die ganze Anlage sowie das tragische Geschick dieses Manuskriptes von seiner Uebergabe an Bullinger bis zur jetzigen Veröffentlichung genauer kennen lernen will, den verweisen wir auf die hierüber so gründliche Einleitnng zur Ausgabe der Chronik durch Herrn Professor Georg von Wyß.*)

Weitere Nachrichten über Vitoduran selbst mangeln, wenigstens bis jetzt, des Gänzlichen. Mit dem Jahre 1348 verstummt seine Chronik, geht aber auch jede Spur von Zeugnissen aus, auf der man nur zu einem wahrscheinlichen Gedanken über den fernern Verlauf und das Ende seines Lebens berechtigt würde. Wenn wir länger bei ihm verweilen und in genauere Bekanntschaft mit diesem Zeugen längst entschwundener Vergangenheit treten wollen, so kann es nur in dem Umkreise seiner eigenen Chronik geschehen und zwar nicht, um den Rahmen seines äußern Lebens über die schon an=

---

*) Johannis Vitoduranis Chronicon. Die Chronik des Minoriten Johannes von Winterthur. Nach der Urschrift herausgegeben durch Georg von Wyß. Zürich 1856.

gegebenen Schranken hinaus zu erweitern, sondern um den innern Menschen kennen zu lernen, wie er gedacht und geglaubt, ob und wie er von dieser innern Anschauungsweise aus die geschichtlichen Erscheinungen aufgefaßt hat und sie dann in der Chronik wieder giebt, was somit Vitoduran in dem wenn auch nicht weit ausgemessenen Zeitraum seiner Berichterstattung als Chronist geworden ist.

Als solcher verdient er vor Allem aus das Lob Einer historiographischen Tugend, das Lob der Treue. Was er erzählt, entnimmt er, ohne es mit anderm Kolorit zu färben, getreu aus der so und so gewordenen Wirklichkeit auf; es geht gleichsam von dem Weg des Lebens in seine Feder über und an der Seele vorbei, die nur beobachtend an der Seite stehen bleibt, nicht aber geht es durch seine Seele hindurch, um von ihr eine andere Deutung annehmen zu müssen als es in sich selber trägt. Daher ist Alles gerade so aneinandergereiht, wie es dem Chronisten in Zeit und Ort entgegengetreten ist. Große und kleine, wichtige und unwichtige Dinge erscheinen neben einander, ungeordnet, nicht einmal immer im gehörigen Schritt der Zeit, oft möchte es scheinen, wie die Arbeit desjenigen, der Marmorstücke und Kieselsteine auf der Straße zusammenliest und Alles zum gleichen Bau auf einander legt und in einander schiebt, als würde ganz und gar nicht nach einem einheitlichen Plane verfahren. Allein wir würden uns täuschen, wenn wir von unserm Chronisten glaubten, er sei dieser mechanische Handlanger gewesen, der unbewußt, auf eine von ihm selbst nicht verstandene Art arbeitet; er will es so und weiß es in seiner Vorrede recht gut zu sagen, was für eine Methode er einschlage und was für Fehler er dabei begehen könnte. Man sieht es der ganzen Chronik an, wie sehr es ihm darum zu thun ist, wissentlich nicht eine Unwahrheit zu berichten, sondern sein Wort genau an das Geschehene anzupassen und dieses Wort manchmal eher zu dürftig, als zu reichlich zu schreiben. Daher, um nicht bloß den Leser, sondern sein eigenes Gewissen zu beruhigen, die oft wiederkehrenden Versicherungen, er habe es von glaubwürdigen Männern oder Zeugen gehört, und bei Dingen, über welche ihm eine solche vergewisserte Quelle nicht zufloß, die fast jedes Mal selbst ob Kleinigkeiten eingeschobene Formel: man sagt, man erzählt, die Einten behaupten und die Andern entgegnen u. s. w., damit er sich zum voraus dagegen verwahre, daß man, wenn sich die Sache anders als er sage erwiese, den aufgedeckten Irrtum ihm selbst zur Schuld beimesse.

Mit einer solchen Treue oder Gewissenhaftigkeit steht es in einem natürlichen Zusammenhange, daß das Urtheil, wo es sich der Berichterstatter erlaubt, unparteiisch spricht, und daß diese freimütige Unparteilichkeit unserm Chronisten ebenfalls eigen ist, wird Niemand, der seiner Chronik ein aufmerksames Auge schenkt, in Abrede stellen. Er kennt auf seinen Blättern die Ranglinien nicht, die man draußen im Leben zwischen den Menschen zieht; seine Feder dient, sei es zum Guten, sei es zum Schlimmen, bei hoch und niedrig gestellten Personen in der Kirche wie im Staat, bei Päpsten und Kaisern, bei Prälaten und Fürsten dem Zeugniß der Wahrheit; er macht auch nicht von eigener Standhöhe herab den Skeptiker oder Richter über die Zeiten und ihre Menschen, und scheidet nicht aus, was vernünftig sei und was nicht, was wahr sein und was falsch sein müsse; er giebt höchstens einen Ausdruck der Verwunderung oder in unverbürgten Erzählungen des leisen Bedenkens, und stellt uns dabei

an die Seite der natürlichsten Thatsachen ganz unbefangen Wundergeschichten und Geistererscheinungen, an denen wir übrigens wol merken können, daß der Chronist diesen Glauben mit seiner Zeit herzlich gemein hat.

Ist es Eine Rücksicht, in welcher Vitoduran sein objektives Auge verliert und in subjektive Neigungen geräth, so geschieht es gegen seinen Orden hin, und das ist eine ihm wol verzeihliche Schwäche, besonders wenn man bedenkt, daß der Orden damals in seinem ersten Jahrhundert hohen Ansehens und außerordentlicher Geltung blühte und daß zumal einem Ordensmitgliede, da schon die gewöhnliche Welt in Bewunderung sich neigte, um so mehr das Gefühl der Ehrfurcht vor dem Stifter wie vor der Bestimmung des Ordens im Herzen hoch steigen und ihm die Pflicht auferlegen mußte, auch selber zur weitern Verherrlichung der geheiligten Namen beizutragen. So wird denn in der That von Vitoduran keine Gelegenheit vorbeigelassen, am Thun der Minderbrüder alles Gute in's Licht zu setzen und in den Kranz der Ehre, der um den Orden gelegt ist, auch mit seiner Hand, wo es immer schicklich ist, eine abermalige Zierde einzuflechten. Doch läßt er sich dabei die Feder nie von solcher Unredlichkeit oder Verblendung führen, daß er offenkundige Verirrungen von Mitgliedern seines oder noch weniger eines andern Ordens verwischen will. Der Franziskaner kennt nichts Höheres als den apostolischen Stuhl und um ihn als die zur Verehrung geschaarten Diener die Ordensbrüder der zwei mächtigen Kongregationen. Er verliert die Reihenfolge der Päpste, wie sie einander auf dem obersten Kirchenstuhle ablösen, nie aus den Augen, und wenn er nichts anderes mehr in den Ring eines Jahres einzuschalten weiß, so bringt er doch noch den Namen des Papstes, der damals zu sitzen begonnen oder aufgehört habe. Die Jahrzahlen des Stuhles sind ihm die groß geschriebenen Zeitbestimmungen auf dem Zifferblatte, um das er seinen Zeiger dreht, während die Veränderungen auf den Fürstenstühlen, als offenbar geringer geachtet, zwischen hinein aufgetragen werden; übrigens auch dies, genauer betrachtet, nicht nach willkürlicher Eigenheit, sondern gemäß den eben geltenden Ansichten einer Zeit, in welcher Innozenz III., mit dem ja die Chronik anhebt, seinen Schlüssel zur höllischen Verdammung oder zur himmlischen Beseligung hoch über jeden Herrscherstab und selbst über des Kaisers gewaltiges Szepter den Blicken der Völker zeigte! Wie begreiflich, daß alles, was vom päpstlichen Stuhle ausgegangen und was gar zur Regel des Ordens geworden ist, mit einer heiligen Scheu behandelt und jede verletzende Betastung daran zurückgewiesen wird. Es mag theilweise in dieser geistigen Gebundenheit der Grund davon liegen, daß Vitoduran mit seiner Darstellung selten in höhere Verhältnisse hinauf kommt, sondern sich am liebsten in den Schichten des ordinären Lebens bewegt und seine Chronik mit einem hiezu entsprechenden Style stempelt, dem indessen auch schwunghafte Partien nicht abgehen. Er kennt sich jedoch auch in dieser Beziehung und spricht es ebenfalls in der Vorrede demütig über sich aus, daß er zu einem derartigen Schriftsteller mit kunstfertiger Schreibart nicht befähigt genug sei.

Daß Vitoduran nichts desto weniger ein höchst schätzbarer Berichterstatter ist, daß er theils als getreuer Ueberlieferer aufgezeichneter oder vernommener Kunde, theils als Augen- und Ohrenzeuge vieler Thatsachen aus einer Zeit, aus welcher geschriebene Zeugnisse nicht eben zahlreich auf die Nach-

welt übergegangen sind, eine geschichtliche Autorität heißen darf, ist uns keine zu gewagte Behauptung und wird uns vollends dadurch vergwissert, daß er andern Geschichtsschreibern, aus denen wir mit aller Zuversicht schöpfen, als Grundlage dienen mußte. So hat Aegidius Tschudi, was auch die Ausgabe des Herrn von Wyß bemerkt, in seine allbekannte Chronik von Vitoduran Vieles herüber genommen, mag auch dessen Namen in derselben nirgends zitirt sein, und ebenso sind wir überzeugt, daß bei einer einläßlicheren Untersuchung manch andere Angaben, welche wir spätern Schriftstellern verdanken, auf Vitoduran als die ältere Quelle zurückgeführt werden müssen, wie denn auch gewiß Vieles als neu, von dem man noch nicht Kenntniß gehabt hat, dem Leser hier entgegentreten wird.

Wir müssen bei Anlaß dieser Bemerkungen einem Befremden, um nicht zu sagen voreiligen Schlusse zuvorkommen, zu dem sich mancher Leser Vitodurans geweckt fühlen könnte. Wir vermissen nämlich in unserer Chronik die Geschichte von Wilhelm Tell, die Vertreibung der Vögte, die Versammlung im Grütli, die Stiftung des Bundes und andere Thatsachen, auf denen wie auf untergestellten Pfeilern die darauf gebaute Geschichte unseres Vaterlandes ruht. Wie kommt es doch, wird man sich leicht fragen, daß ein unmittelbar aus jener Zeit schreibender Zeuge solche Fakta übergehen kann! Ja wie bald wäre von der Frage der Schritt zu der Behauptung gethan, es liege in jenen Fakten keine Gewißheit, um so bälder, da der historische Skeptizismus sie, wie man weiß, schon in vermeintliche Widersprüche zerlegt hat und sie vom Boden geschichtlicher Realität in das blumige Reich der Sagen verweisen zu müssen glaubte. Eine solche Folgerung zu ziehen, wäre wenigstens hier, bei Vitoduran, gewiß unbedacht und unberechtigt, und wer sich unsern Chronisten gerade in der Periode der schriftstellerischen Thätigkeit an seinem damaligen Wohnorte und auf seinem konfessionellen Standpunkte nur einigermaßen richtig denkt, wird es von vorneherein erklärlich finden, daß nicht Alles und selbst Bedeutsameres, was um den Vierwaldstättersee vorfiel, theils zu seiner Kenntniß gelangt, theils von ihm der Erzählung werth geachtet worden ist, was in einem gewissen Sinne sogar von der negativen Kritik zugegeben wird*). In der Gegend des obern Bodensee's damals sich aufhaltend, war er von jenem Schauplatz schon räumlich zu weit geschieden, was in einer Zeit wol in Anschlag zu bringen ist, welche, mit der unsrigen nicht von ferne zu vergleichen, nur so langsame Wege der Mittheilung hatte und der Fama keine fliegenden Waggons und keine hundertzüngigen Telegraphen, sondern bloß die zwei Füße eines gewöhnlichen Menschenkindes zur Verfügung stellte. Wie oft doch ist es nicht nur in unserm Vaterlande, sondern auch in andern Ländern geschehen, daß erst nach Jahrhunderten durch eine suchende Hand merkwürdige Begebenheiten aus der Dunkelheit an den Tag hervorgezogen wurden, die sich in solchen entlegenen Gegenden oder abgeschlossenen Alpenthälern zugetragen hatten! Und vergesse man nicht, daß es den Stiftern des Schweizerbundes ja nicht um eine Veröffentlichung ihrer gemeinsamen Sache zu thun war, sondern daß sie geflissentlich Alles im strengsten Stillschweigen zu betreiben suchten und daß sie auch nach der Stiftung des Bundes in einer natürlichen Berechnung erkennen konnten, wie es ihnen weit mehr fromme, die junge Freiheit geräuschlos, in stillen Tagen,

*) Vgl. Kopp „Zur Tell-Sage“. Geschichtsblätter aus der Schweiz, zweiter Band 1856, p. 349.

aufwachsen zu lassen und mit ihr nicht Aufsehen zu machen, um nicht des Feindes immer lüsterne und lauernde Verfolgung über sie herzuziehen. Es mußte ihnen daher nichts, gar nichts darauf ankommen, sie mußten es geradezu verhüten, daß allerlei hierauf bezügliche Vorgänge, mochten sie noch so eigentümlich sein, über ihre Landesgrenzen und Bergpässe hinausgetragen wurden, damit draußen in der Ferne davon geredet und geschrieben und gesungen würde, genug, wenn es ja nur unter ihnen gewußt und erzählt und im frohen Gefühl des errungenen Glückes genossen wurde! So verhielt es sich natürlicher Weise drüben in den Ländern um den See und von dieser Betrachtungsweise aus läßt es sich, ohne gewaltsame Hypothesen hineinzuzwängen, gar wol als eine ganz begreifliche Sache denken, daß Jahrzehende hinter einander vergehen konnten, ehe darüber von dort anderswohin, selbst in ein Zürich, das zudem auch noch nicht in den verschlossenen Bund aufgenommen war, geschweige in größere Ferne eine weite und breite Kunde gelangte, und daß somit unser Chronist, der im Jahre 1348 zu berichten aufhört, keinerlei Rede davon zu hören, noch viel weniger eine Schrift zu sehen bekam. Setzen wir übrigens auch noch den Fall, daß ihm die Mittheilung der seltsamen und so zu sagen geheimnißvollen Vorgänge an einem Tage zugeflossen sei, so dürfen wir uns die Aufnahme derselben bei ihm gar nicht so wie jetzt bei uns und ihn selbst überhaupt nicht auf dem Standpunkt eines damaligen oder jetzigen Schweizers denken. Der strenge Franziskaner schaut von seiner Klosterzelle aus mit einem ganz andern Auge auf die Begegnisse einer Zeit; er versteht, sein Ordensgelübde der Armut und des Gehorsams als das Höchste in der Seele, den frischen Herzschlag Freiheit suchender Verbindungen nicht, und mag er uns einen unparteiischen Sinn für Recht und Unrecht nach oben und unten beurkunden, so ist er mit einem bei ihm wol verständlichen Autoritätsglauben nach der politischen wie nach der kirchlichen Seite hin doch zu sehr behaftet, als daß er die Heldenthat eines Mannes oder die Erhebung eines Volkes für der Freiheit Gewinn mit solcher Gemütswärme oder selbst Begeisterung aufgenommen hätte, wie es bei Schweizern, namentlich später, als der glücklichste Erfolg in dem immer stärker werdenden Bunde gleich einer grünenden Siegespalme darauf gelegt wurde, fortan und bis auf den heutigen Tag geschehen ist.

Will uns nun hierauf entgegnet werden*), Vitoduran berichte uns doch die Schlacht am Morgarten, den Tod des Kaisers und dessen Blutrache, so hat es damit eben eine andere, in der Sache selbst liegende Bewandtniß. Die Schlacht am Morgarten war schon als Schlacht ein Ereigniß von viel größerer Tragweite und stand überdieß in einer so besondern Beziehung zu Winterthur, Vitodurans Vaterstadt, und zu ihm selber, wenn ja der geschlagene Rest dahin zurückkehrte und sich sein eigener Vater darunter befand! Nicht anders kann der Tod Albrechts angesehen werden. Der Kaiser, das Haupt des Reiches, fällt, und zwar auf jene Weise, wie es gerade geschehen! Wie hätte ein solches Geschick, das mit seinen unmittelbar daran geknüpften Folgen so weit um sich griff, nicht auf Wegen und Stegen durch das Reich laufen sollen! War aber der Kaisermord, das furchtbare Ver-

---

*) Vgl. wieder Kopp a. a. O.

brechen der Majestätsverletzung, in die Kenntniß der Zeit gedrungen, so konnte auch die Nemesis in der Blutrache nicht zögern, ihm in das Volk hinaus nachzueilen. Und hiezu füge man nun, daß, was für unsern Chronisten von ganz besonderm Werthe hieß, an der Stelle, wo der Kaiser gefallen, ein Kloster errichtet wurde, ein **monasterium solemne**, sagt Vitoduran, und zwar mit einem **coenobium duplex**, und beides für den Orden der Minoriten, nämlich mit dem einten Theile für die **fratres**, mit dem andern für die **moniales S. Clarae**! Wie hätte dieß ein Franziskaner in dem Eifer eines Vitoduran ungemeldet lassen können! —

Alles das waren weit andere Vorfälle, als Geßlers Hut, Tells Pfeil, Grütli's nächtliche Versammlung, selbst der paar Landvögte Flucht, von welchen Dingen wir noch einmal hervorheben müssen, daß sie damals, in der Zeit ihres Begegnisses, lange nicht die gleiche Bedeutung in sich schlossen, welche sie später durch die groß gewordenen Folgen für nah und fern erhalten haben.

Deßhalb also, daß Vitoduran, der alte Zeuge, darüber schweigt, heißt uns Tells Schuß noch immer kein Fehlschuß, so wenig als wir noch vieles Andere aus jener Zeit, was unser Chronist nicht aufführt, in Zweifel ziehen und von dem wir glauben, daß es kaum je von der kühnsten Kritik in seiner geschichtlichen Gewißheit erschüttert oder gestürzt werden könne.

Was nun, um dieß zum Schlusse zu bemerken, die gegenwärtige Uebersetzung anbetrifft, konnte sie sich nicht damit begnügen, dem Grundtext der Chronik Wort für Wort nachgefolgt zu sein. Wenn je in der Uebertragung eines Buches, erschien es hier erforderlich, der Darstellung des Werkes die unumgänglich nöthigen Erklärungen zur Seite gehen zu lassen. Es würde in Wahrheit das bessere Verständniß der Chronik und mit ihm der innere Genuß und Gewinn dem Leser zu gutem Theil entgehen, sollte der nackte Text, aller weitern Beleuchtung entblößt, dargeboten werden als ein mit dunkeln Punkten besetztes Blatt, so daß der Leser an den ungelösten Räthseln von Frage zu Frage geführt und dadurch aus seinem ruhigen Beobachtungskreise herausgezogen würde. Denn Vitoduran, der eine für die damalige Zeit ungewöhnliche Belesenheit sowol in der heiligen als in der profanen Literatur verräth, weist uns oft mit einer kurzen Notiz oder einem bloßen Namen auf die verschiedensten Gebiete wie in die verschiedensten Zeiten und erinnert dann nicht gerade immer an große, hervorragende und deßhalb allgemein bekannte Thatsachen oder Persönlichkeiten, sondern im Gegentheil, wie es in solchen Chroniken oder den im Gesichtskreise begrenzten und darum im Stoff einläßlichern Zeitbüchern oft geschieht, er versetzt uns zu vereinzelten entfernteren Gestalten und Zuständen, als könnte er bei uns die Kenntniß solcher Seltenheiten ohne weiteres voraussetzen. Auch kommen hie und da unrichtige Zahlen und entstellte Namen vor, welche, um den Leser nicht irre zu leiten, der Verbesserung bedürfen. Auf alle diese Umstände mußte die Uebersetzung Rücksicht nehmen; doch hat sie sich darauf beschränkt, nur die dringendsten Erörterungen mit in ihren Umfang einzuschließen und muß alle genauern Nachforschungen der kurz angedeuteten Artikel dem mehrverlangenden Leser selbst überlassen.

In solcher Weise nun bringt das dießjährige Neujahrsblatt das erste Fünftel der ganzen Chronik und werden die vier künftigen die nämliche Aufgabe bis zu Ende fortsetzen.

Die Ausgabe, welcher die Uebersetzung folgte, ist die oben genannte von Herrn Professor Georg von Wyß, der durch die besser geordnete Eintheilung des Materials das Verständniß des Vitoduran um Vieles erleichtert, durch die berichtigenden oder ergänzenden Zeitangaben sowie durch manche andere Zusätze einen sicheren Wegweiser gegeben und an der nöthigen Stelle den in frühern Ausgaben mißverstandenen und darum mißschriebenen Text auf die ursprüngliche Lesart zurückgebracht hat, so daß wir diesem Gelehrten deßhalb wie auch sonst für freundliche Unterstützung zum vorzüglichsten Danke verpflichtet sind.

Chronik

des

Minderbruders Johannes von Winterthur.

Von Kaiser Friederich II. bis auf das Jahr 1348.

Da die sichere Kenntniß und getreue Beschreibung derjenigen Dinge, die in vergangenen und zurückgelegten Zeiten geschehen sind, den in steten Geschlechtsreihen auf einander folgenden Nachkommen nicht einen geringen, sondern vielmehr großen Nutzen bringt: so habe ich Johannes, gebürtig von benannter Stadt Winterthur, der Minderbrüder mindester, eben deshalb den Entschluß gefaßt, in einer nicht ganz unverdienten, jedoch ungebildeten und ungesichteten Darstellung, indem ich die Uebung und Sprachgewandtheit, mit schönklingenden und hochfahrenden Worten zu reden, eben nicht besitze, die Ereignisse und Thaten, die zu meinen Zeiten und kurz voran stattgefunden, freilich nicht immer nach der gebührenden Ordnung, sondern je nachdem sie mir begegnet sind, bisweilen der Hauptsache nach und in gebrochenen Stücken, ein anderes Mal wieder umständlicher und weitläufiger aufzuzeichnen.

Was ich nun gerade im Eingange dieses Werkes zu schreiben Willens bin, das habe ich, um es mit größerer Vollständigkeit geben zu können, theils aus mancherlei von mir durchlesenen Chroniken, theils aus den Berichten solcher Leute, welche es in meiner eigenen Gegenwart bezeugten und bestätigten, hier zusammengestellt. Was ich jedoch hierauf als darstellungswerth durch das ganze Werk hindurch erachte, will ich, je nachdem ich es aus eigener Anschauung oder aus Mittheilung geschöpft, oder mich die allgemeine Stimme und die berühmte Sage unterrichtet hat, mit Fleiß beschreiben.

Den neuen oder abstechenden Inhalt der hier behandelten Geschichten will ich überdieß von Anfang bis Ende am Rande dieses Buches mit einer Schreibfigur (Paragraphen) bezeichnen.

Und wenn es mir zuweilen begegnen sollte, in der Darstellung derselben einigermaßen das Geleise zu verlassen und die Grenzbahn der vollen und lautern Wahrheit zu überschreiten, oder unbedacht, bald verkleinernd, bald vergrößernd, bald in umgekehrter Ordnung die Erzählung weiter zu führen, oder auch von Andern, welche ebenfalls etwa Denkmale der nämlichen Zeiten hinterlassen haben, abzuweichen: so möge es der nachsichtige Leser gefälligst verbessern und es nicht einer bloßen Erdichtung oder Leichtfertigkeit zurechnen, sondern es vielmehr meiner Unkenntniß, wenn ich es nicht besser verstanden oder es nicht in Erinnerung bewahrt habe, zu gut halten.

Die gleichzeitigen Päpste und Kaiser werde ich ferner nicht einen um den andern, nach der Art und Weise gewisser Geschichtsschreiber, sondern unter einander, je so wie es mir im Verlaufe erspriesslich zu sein scheint, an ihren Ort stellen. Den Beginn meiner Erzählung nun aber gedenke ich von dem Papste Innozenz III. dieses Namens und dem Kaiser Friederich II. dieses Namens herzunehmen, welche nicht lange vor meinen und meiner Vorfahren Zeiten vorangegangen sind.

Wiewol ich nun über die Geschichten mehrerer Ländergebiete zu schreiben gesinnet bin, so thue ich es, da ich selbst Alemanne bin, doch vorzugsweise über Alemanniens Landschaften.

Innozenz III. war ein sehr gelehrter und äußerst beredter Mann und saß 22 Jahre auf dem 119
Stuhle.[1]) Er verrichtete viele ruhmvolle Thaten und verfaßte auch Bücher. Er stammte aus adeligen Römergeschlechtern. Unter ihm begann der Orden des deutschen Hauses in Achoron[2]) sich zu bilden. Zu seiner Zeit wurde Konstantinopel von den Franken und Venetianern eingenommen[3]). Auch zog Amiraniolin mit einer unzählbaren Menge Sarazenen gegen die Spanier, mußte aber geschlagen wieder in sein Gebiet zurückkehren[4]).

Dieser Papst Innozenz veranstaltete in der Laterankirche für die Unterstützung des hl. Landes und des Landes gesegneten Zustand ein allgemeines Konzil, in welchem die Zahl der Prälaten 1215 war, und wo er mehrere Verordnungen erließ. Vor dem Agnus Dei[5]) sollten, setzte er fest, die Gebete für das hl. Land in der Messe geschehen, nämlich die Psalmworte[6]): „O Gott, es sind gekommen die Heiden", mit dem Schlußgebet: „Gott, der du mit wunderbarer Fürsicht" u. s. w.

Er verdammte Abt Joachims Büchlein[7]), gegen welches der Magister Petrus Lombardus[8]) sein Buch verfaßte, und auch die Lehre des Almarich[9]), wie es in dem Dekretale enthalten ist: „Damnamus."

---

[1]) Es waren nur 18 Jahre.

[2]) Accon oder St. Jean d'Acre, auch Ptolemais, in Phönizien.

[3]) Im Jahre 1203, unter dem vierundneunzigjährigen erblindeten Dogen Heinrich Dandolo an der Spitze der Venetianer, unter dem tapfern Markgrafen von Montferrat und dem Grafen Balduin von Flandern an der der Franken.

[4]) Muhammed al Nasru führte ein Heer von 600,000 Mann nach Spanien hinüber, von denen nach der großen Schlacht auf der Ebene von Tolosa im Jahr 1212 nur noch wenige nach Afrika zurückkehrten. Von da an gerieth die maurische Herrschaft in Spanien in vollständigen Verfall. Der Name Amiraniolin ist das arabische Amir=ul=Muuminin, d. h. Fürst der Gläubigen, der gewöhnliche Titel sarazenischer Herrscher, der bei den abendländischen Schriftstellern des Mittelalters nie in korrekter, sondern immer in korrupter Form erscheint. Es giebt noch andere fast unkenntlich gewordene Korruptionen des Wortes, besonders in dem letzten Theile des Kompositums, während der erste Theil, der uns in „Emir" so oft begegnet, gewöhnlich gut erhalten bleibt. Als Appellativum steht es einem „Pharao" zur Seite und ist damit zu vergleichen unser „der König", „der Kaiser". Hier ist es ohne allen Zweifel der genannte Muhammed al Nasru, auf deutsch Muhammed der Sieg.

[5]) Mit dem Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis &c., d. h. Lamm Gottes, das du hinnimmst die Sünden der Welt, erbarme dich unser &c. schließt die Feier der musikalischen Messe, und es folgt nur noch das Priestergebet und die Postkommunion oder die segnende Entlassung der Gemeinde. Die Fürbitte für das hl. Land war somit unmittelbar an der Messe feierlichsten Theil geschlossen und die Noth gerade vor das miserere gestellt, ein Zeichen ihrer, der beiden, Bedeutsamkeit!

[6]) Psalm 79.

[7]) Siehe weiter unten.

[8]) Akademischer Lehrer und Bischof von Paris im 12 Jahrhundert.

[9]) Es ist Amalrich von Bena. Er war mit David von Dinanto der Führer jener im Mystizismus ausartenden Schule „der Geschwister des freien Geistes" und kündigte in Sinn und Sprache des Abtes Joachim eine neue Zeit und neue Kirche an, als Zeitalter des hl. Geistes, wo die äußere Kirche als nicht mehr nöthig verschwunden, der Papst, das unrechtmäßige Haupt derselben, als „Antichrist" verworfen, und jede aus Liebe hervorgegangene That rein, der Schuld und somit auch der Verdammniß untheilhaft sei, da der Geist, der in uns als Gott walte, nicht mehr sündigen könne. Die Schule wurde von der Synode zu Paris 1209 verdammt. Ohne Zweifel sind die nachher in Frankreich, Deutschland und Italien auftretenden „Brüder und Schwestern des freien Geistes", auch unter dem Namen Begharden oder Waldenser im Zuge durch die Länder, die fortwachsenden Zweige der zu Paris aufgehobenen Pflanzschule.

Zu seiner Zeit traten zwei Orden auf, nämlich der Prediger und der Minderbrüder. Den der Prediger führte der sel. Dominikus im Toulousischen ein[1], den der Minderbrüder[2] stiftete der hl. Franziskus bei der Stadt Assisi[3]. Der Orden der Prediger wurde eingeweiht im Jahre des Herrn 1216, im sechsten Jahre des Stuhles des Papstes; aber der der Minderbrüder im Jahre des Herrn 1206, im vierzehnten des Stuhles des Papstes[4].

Dieser Papst stellte wie Alexander III. das Urtheil des Interdikts gegen Personen und Ortschaften auf. Er sprach auch heilig den seligen Thomas[5], Bischof von Canterbury, und die Märtyrerin und hl. Jungfrau Kunigunde[6], nämlich Kaiser Heinrichs Gemahlin.

Dieser Papst erklärte, daß die Fürsten Deutschlands das Recht haben sollten, den König zu wählen und zu erhöhen, wie es heißt extra[7]: de electione venerabilis. Er starb in Perugia[8] und wurde

---

[1]) Zunächst mit dem Zwecke, die Albigenser, diese unglücklichen Ketzer in Languedoc u. s. w. durch reisende Prediger von ihren Verirrungen abzubringen und zur Mutterkirche zurückzuführen.

[2]) So genannt, weil sie in allen weltlichen Dingen und Stellungen als ganz arm und niedrig erscheinen und im Gefühl ihrer Demut überhaupt als die mindesten angesehen sein wollten.

[3]) In Umbrien oder Kirchenstaat.

[4]) Diese Zahlen sind unrichtig.

[5]) Thomas Becket, erst ergebener und vertrauter Kanzler unter dem König Heinrich II. von England, dann Erzbischof von Canterbury, in welcher Stellung er zu einem ganz andern Manne wurde. Von der größten Prachtliebe und Genußsucht des frühern Lebens kam er nun in die übertriebenste Weltverachtung und unordentlichste Unsauberkeit, um den schmutzigen Mönch und den erhabenen Kirchenpriester in seiner Person zu vereinigen. Als unbeugsamer Vertheidiger kirchlicher Rechte und Gewalten gegen das weltliche Reich ward er auf ein mißverstandenes Wort des Königs von vier Rittern an den Stufen des Altars 1170 ermordet, deshalb zu den Märtyrern der Kirche gerechnet und unter die Heiligen versetzt.

[6]) Kaiser Heinrich II. und seine Gemahlin Kunigunde genossen den Ruf des frömmsten Fürstenpaares und standen bei dem apostolischen Stuhle im höchsten Ansehen. Im Jahre 1014 setzte Papst Benedikt VIII. beiden die Kaiserkrone auf und besuchte sie dann persönlich in Bamberg, weihte hier die von Heinrich erbaute Domkirche ein und hatte auch noch um anderer Gründe willen ein dankbares Andenken an den Kaiser und seine fast noch mehr bewunderte Frau bei dem Stuhl Petri unauslöschlich gemacht, bis dann beide heilig gesprochen wurden.

[7]) Mit diesem Worte zitieren die Kanonisten gewisse Stellen aus dem corpus juris canonici, das alle Kirchenbeschlüsse und päpstlichen Erlasse umfaßt. Dasselbe zerfällt nämlich in vier Hauptttheile, von denen wir zur Erklärung des obigen Ausdruckes zwei hersetzen: 1) Das Decretum, als das decretum Gratiani, ist die 1151 von dem camaldolenser Mönche Gratian angefertigte Sammlung der Kirchengesetze, welche Papst Eugen III im folgenden Jahre 1152 in Kraft erklärte und allen Universitäten mittheilte. Es zerfällt in causae, distinctiones, canones, und wird nach diesen Theilen zitiert. 2) Decretales Gregorii IX, ist 1224 in Kraft gesetzt von Papst Gregor IX. als Sammlung älterer und eigener Dekrete. Sie zerfallen in fünf Bücher, die Bücher in Titel, die Titel in Kapitel. Wenn man nun aus diesen Dekretalen zitiert, so setzt man extra oder gewöhnlich nur ein x hin und schreibt: extra (scil. decretum Gratiani) d. h. diese Stelle ist zu suchen außer dem Dekretum, also nicht im ersten, sondern im zweiten Theile des corpus j. c. Zum Beispiel: C. 18. extra, de foro competenti II 2., was bedeutet: Kapitel 18 in den Dekretalen, de foro c. Buch II. Titel 2. — Zu venerabilis ist natürlich zu ergänzen principis oder regis.

Hiebei mag ein für allemal die Bemerkung angebracht sein, daß die Uebersetzung, die freilich als solche eben Alles verdeutschen sollte, die Stellen des corpus j. c. nicht anders als lateinisch geben kann. Es wäre für das Verständniß eines des Lateinischen unkundigen Lesers auch nichts gewonnen, da es gewöhnlich nur eine abgebrochene Citationsformel ist, die an sich keinen Sinn giebt, und zu der man, wollte man den Sinn herstellen, die dazu fehlenden Worte noch beiziehen müßte. Hiezu käme noch der Uebelstand, daß ein von der Kirche authentisch erklärtes Exemplar eines deutschen corpus j. c. nicht vorhanden ist und somit jede Uebersetzung in abweichende Freiheit des Ausdrucks geräth.

[8]) Im Kirchenstaat, den 16. Juli 1216.

daselbst begraben. Derselbe Papst krönte Otto[1]) von Braunschweig zum Kaiser und hernach exkommunizierte er ihn und weckte ihm einen Gegner in Friederich, dem Sohne des Kaisers Heinrich[2]) auf.

Der Grund, der den Papst bewog, das zu thun, war folgender. Jener Heinrich[3]), der kurz vorher an Gift gestorben war, hatte bei seinen Lebzeiten gegen die römische Kirche Gewaltthätigkeiten geübt und deshalb widersetzte sich, als er todt war, dieser Papst, daß desselben Bruder Philipp bei der Entzweiung des Reiches zum König Deutschlands befördert würde, hielt zu Otto und ließ ihn zu Aachen zum König Deutschlands krönen; darauf krönte er ihn zum Kaiser und nahm ihm darüber, daß er die Rechte der Kirche wahren wolle, einen Eid ab.

Dieser gieng und handelte schnurstracks noch am nämlichen Tage gegen den Eid und ließ auch die Pilgrime auf dem Wege nach Rom ausplündern, aus welchem Grunde ihn der Papst exkommunizierte, der Regierung entsetzte und den vorbemeldeten Friederich, Kaiser Heinrichs Sohn, gegen ihn aufstiftete und sogar zum Szepter des Reiches erhöhte.

Doch regierte Otto, Heinrichs, des Herzogs der Bayern und Sachsen Sohn, einmal mit der Reichsherrschaft begabt, eilf Jahre. Bis zu seinem Tode blieb er exkommuniziert, starb aber, im Augenblicke des Absterbens von den Prälaten noch mit dem Sündenerlasse beschenkt, und wurde in Braunschweig begraben.

Friederich aber, der zweite dieses Namens, bei der Stammlinie der Herzoge von Schwaben oft genannt, erhielt das Reich und regierte 30 Jahre. Er und seine vorangegangenen Vorfahren stammten aus Schwaben und haben durch vieler Jahre Lauf das Ruder des Reiches ohne Unterbrechung gehalten.

Als Innozenz III. gestorben war, saß Honorius III., von Geschlecht ein Römer, zehn Jahre. Er bestätigte 1216 den Orden der Prediger und im Jahre darauf den Orden der Minderbrüder.

Dieser Papst krönte Friederichen zum Könige Siziliens und weihete ihn zu Rom zum Kaiser, schleuderte aber zuletzt, da er ihn als widerspenstig gegen ihn und feindselig gegen die römische Kirche erfuhr, den Bannfluch über ihn und sprach die Fürsten von der Pflichttreue gegen ihn los.

Zu seiner Zeit nahmen die Christen Damiette[4]) ein; aber die Sarazenen, denen es ein glücklicher Zufall so fügte, nahmen es hernach wieder.

Dieser Papst erließ mancherlei Verordnungen und stellte die Kirchenbeschlüsse zusammen.

Damals wurde auch der Erzbischof Engelbert von Cöln von dem Grafen Friederich von Isenburg ermordet, der dann zur Blutrache auf Gerichtsspruch in Köln durch Beinbrechen elendiglich starb.

Der Papst, der Heiligkeit und Tugenden voll, schied selig von hinnen und wurde zu Rom bei St. Marien begraben.

Im Jahre 1230 erblickte der hl. Franziskus in der Luft Engel am Kreuze. Von da an trug er

---

[1]) Otto IV.
[2]) Heinrichs VI.
[3]) Heinrich VI.
[4]) In Unterägypten.

an Händen, Seite und Füßen das Bild der Wunden Christi bis zu seinem seligen Abschied, indem Viele von beiderlei Geschlechtern diese Schmerzenszeichen Christi an ihm gesehen haben.

ärz. Als Honorius gestorben war, saß Gregor IX., aus Campanien, 16 Jahre.

Er sprach zu Bononia[1]) den sel. Dominikus heilig, desgleichen den sel. Franziskus, der seinen Orden unter Innozenz eingeführt und unter Honorius eine ruhmvolle Lebensbahn durchlaufen hat. Indem Gregorius in die Fußtapfen der Beiden trat, erhöhte er noch mehr den durch Wunder berühmten Mann.

Der Papst sprach weiter heilig aus dem Orden der Minderbrüder den Schutzheiligen Antonius von Padua[2]), ferner die selige hinterlassene Elisabeth[3]) des Herrn Ludwig, Landgrafen von Thüringen.

Er exkommunizierte anderseits den Kaiser Friederich, indem er das Urtheil, welches sein Vorgänger Honorius gegen denselben geschleudert hatte, bekräftigte und ihm viel Böses vorwarf, und stellte auch das Urtheil des Interdikts auf; er führte somit als der Dritte diese Kirchenstrafe ein.

Der Papst nahm die Prediger als seine Schreiber zu sich und ließ durch den Bruder Raymund[4]) aus vielen Bänden Kirchenbeschlüsse Einen Band zusammenstellen, indem er ihn in fünf Bücher theilte.

Diesem Papste hatte der hl. Franziskus in weißagendem Geiste voraus verkündet, er werde der künftige Papst werden.

Desgleichen bestätigte er zwei neue Orden, die der hl. Franziskus eingesetzt hatte, den einen nämlich der Nonnen der hl. Clara[5]), den andern der Büßer, der beiderlei Geschlechter, Männer und

---

[1]) Im Kirchenstaat.

[2]) Die Franziskaner traten schon, als ihr Ordensmeister noch am Leben war, nach zwei Richtungen aus einander. Die neuere derselben, die von Elias von Kortona (in Toskana, an der Grenze gegen den Kirchenstaat, das alte pelasgische Kroton) ausgieng, mochte es ahnen, daß in der rigoristischen Resignation des Barfüßertums ein schwerer Kampf und Bruch mit der Welt bereitet werde, und suchte daher, auch den eigenen Bedürfnissen nachgebend, geistige Kultur und selbst irdischen Besitz in sich aufzunehmen, in der Zuversicht, daß der Dienst des Heiligen durch dieselben nicht beeinträchtigt, sondern gehoben werde. Die andere ältere Richtung dagegen hieng getreu, ohne irgend eine Abweichung, am Stifter und Vater Franziskus. Als deren vorzüglichster Vertreter ist in seiner Zeit Antonius von Padua anzusehen. Ihm lag das Heil nur in der unbedingtesten Beseitigung jedes Anspruches oder Genusses, der auf die Welt zielte oder von der Welt hergeholt wurde, in der vollständigsten Weltentsagung und Weltüberwindung, mit welcher das einfältig fromme Gemüt zur himmlischen Ruhe und Seligkeit steige. Als er wahrnahm, daß jene erste Glut, die der Stifter mit dem eigenen Wunderexempel für diese strengen Gebote anzufachen vermocht hatte, sich gesetzt habe und die Menschen an seinem eifernden Munde unbekehrt vorübergiengen, wandte er sich mit seinen Predigten getrost an die Fische, fest überzeugt, daß seine Worte vom höchsten Heile wenigstens an Einem Orte fruchten würden. Er starb 1231.

[3]) Unter Deutschlands hl. Frauen im Vorrang. Bewältigt von einem tiefen Zug nach einer überirdischen Hingebung für Alles, was ihr Gottes oder Christi hieß, wollte sie noch als Fürstin jede Spur weltlichen Wesens aus ihrem Dasein verwischt wissen. Sie bedauerte ihren Ehestand, verdrängte von der Wartburg Feste, Dichter und Lieder, freute sich daran, das Brod im Schweiße der Arbeit zu essen und es später, nach ihres Gemahls Absterben von der Wartburg verstoßen, mit ihren Kindern zu erbetteln. Zuletzt in Marburg wieder zu ihrem fürstlichen Gute gekommen, richtete sie am Fuße der Wartburg ein Lazareth ein, und opferte ihre Tage und Hände dem demütigen Dienste der niedrigsten Krankenpflege. Sie starb im gleichen Jahre 1231, ohne von ihrer heiligen Glut noch von ihrer jugendlichen Schönheit etwas verloren zu haben.

[4]) Raymund de Pennaforte. Die fünf Bücher wurden 1234 in Bologna und Paris veröffentlicht, wie oben bei dem corpus juris canonici erklärt ist.

[5]) Jungfrau von Assisi, zur nämlichen Zeit und im nämlichen Geiste von Franziskus.

Weiber, in sich aufnahm. Er bestätigte ferner den Orden der Büßerinnen oder der Maria Magdalena.

Als der Papst von dem Kaiser Friederich, der damals großentheils das Stammgut der Kirche angetastet hatte, in der Stadt belagert wurde und sah, daß beinahe alle Römer durch Geld bestochen seien, nahm er die Häupter der Apostel[1]), veranstaltete vom Lateran bis zu St. Peter eine Prozession und wandelte die Herzen der Römer so sehr um, daß sich beinahe alle mit dem Kreuze zu Gegnern des Kaisers stempelten. Sobald der Kaiser, der sich schon auf dem Einzug in die Stadt wähnte, dies hörte, zog er aus Furcht von der Stadt weit weg.

Ferner im Jahre 1241[2]) fiel ein fremder Kriegszug von Heiden, ein höchst wildes, dem Götzendienst ergebenes Volk, die Tartaren, in Ungarn und Polen ein und machte viele tausend Menschen nieder. Gegen sie ließ der Papst das Kreuz predigen. Ebenso gegen die Sarazenen, von denen 25,000 durch die Kreuztrager vermittelst des Schwertes getödtet wurden.

Als nun, wie bereits gemeldet ist, die Tartaren das erwähnte Blutbad in Ungarn und Polen anrichteten, brachten sie überall die Herren um, wodurch in Ungarn eine so große Hülflosigkeit erfolgte, daß die Mütter ihre Kinder verzehrten und die Leute sich eines Pulvers statt Mehles bedienten.

Weiter wurde in Burgund ein großer Berg durch eine weite Strecke zu andern Bergen versetzt.

In derselben Zeit auch fand ein Jude in Spanien, der seinen Weinberg erweitern wollte und einen Felsen wegrückte, in der dadurch entstandenen Höhlung eine Tafel, welche von Adam an die doppelte Welt darstellte und in der zweiten Christum, wie er geboren werden und das Menschengeschlecht erlösen, sich selbst aber als den, der in der Zeit des dannzumal in Spanien regierenden Richters getroffen würde. Aus diesem Grunde bekehrte sich der Jude zum christlichen Glauben.

Zuletzt gieng Gregor IX., durch viele Trübsale gedrückt, noch selig von dannen und wurde zu Rom im Vatikan begraben. Er hatte seinem Nachfolger Cölestin, während derselbe noch Kardinal war, vorausgesagt, er werde nach seinem Hingange auf dem apostolischen Stuhle sitzen.

Es saß, 1243 Papst geworden, Cölestin 16 Tage darauf. Als er noch Kardinal und Bischof war, hatte er die Angelegenheiten der dürftigen Geistlichen bei dem Papste Gregor IX. häufig betrieben.

Nachdem der Papst Cölestin IV. selig verstorben war, feierte der Stuhl bereits zwei Jahre, und obschon bei der Wahl eines Papstes nur 9 Kardinäle waren, konnten sie zum großen Schaden der ganzen Kirche doch nicht übereinkommen.

Auf Cölestin IV. folgte Innozenz IV., ein Genuese. Er saß 12 Jahre. 1243

Er sprach den seligen Petrus Martyr heilig, aus dem Orden der Prediger, der bei Mailand von den Ketzern ums Leben gebracht worden war. Er war nämlich Aufspürer der ketzerischen Ungerechtig-

---

[1]) Besonders von Petrus und Paulus, die er vorantragen ließ.

[2]) Den 9. April ej a. war die berühmte Schlacht auf der Ebene von Wahlstatt bei Liegnitz, wo Herzog Heinrich der Fromme von Niederschlesien fiel.

keit, und da er eines Tages von Como nach Mailand wanderte, um Ketzer aufzuspüren, stellte sich ihm ein Trabant des Teufels, ein Bote der Ketzer, bepanzert in den Weg, verletzte mit den beigebrachten Wunden das ehrwürdige Haupt und machte ihn zu Christi Blutzeugen.

Dieser Papst ertheilte den Fürsten Deutschlands die Befugniß, den König der Römer frei zu wählen. Und derselbe Papst erließ gegen die Minderbrüder und die Prediger ungerechte Verordnungen, welche seine Nachfolger später wieder zurücknahmen.

Er veranstaltete zu Lyon ein Konzilium und entsetzte den Kaiser Friederich seiner Verbrechen halber aller seiner Ehren, verdammte ihn, beraubte ihn des Reiches und traf Vorsorge, daß der Landgraf von Thüringen[1], und als dieser gestorben war, der Graf von Holland[2]) zu Deutschlands König erwählt würde.

Die Verdammung dieses Friederich und seine Entsetzung vom Reiche steht im sechsten Kapitel der Dekretalen, das so beginnt: „Ad apostolicae dignitatis &ct. Sane cum dura guerrarum commotio“ in dem Titel: „De sententia et re judicata.“

Jener Friederich hatte anfänglich für die Freiheit der Kirche und gegen die Ketzer die besten Gesetze erlassen. Ueber viele seiner Vorgänger war er durch Reichtum und Ruhm erhoben, aber er mißbrauchte diese zum Hochmut. Denn er übte gegen die Kirche Gewaltthätigkeiten.

Obwol er nämlich von Kindheit auf durch die Kirche wie durch eine Mutter erzogen worden war, so ehrte er sie doch nicht als Mutter, sondern mißhandelte sie gleichsam als Stiefmutter so viel er konnte, und wurde deshalb, wie gesagt, in dem zu Lyon veranstalteten Konzilium von Innozenz IV. des kaiserlichen Namens und Amtes beraubt.

Die vorzüglichsten Gründe dieser Absetzung werden im bemeldeten Konzil angeführt, nämlich Meineid, oftmalige Verletzung des hergestellten Friedens, die Gefangennehmung zweier Kardinäle der römischen Kirche, die Ertränkung vieler Prälaten, die zu dem Konzil kamen, welches der Papst Gregor IX. zu Rom besammeln zu müssen geglaubt, und dessen Berufung der Kaiser ja selbst gefordert hatte. Er stellte Prälaten hinweg von der Leitung der Kirche auf die Seite; er begieng Heiligtumsschändung, raubte nämlich goldene Kreuze, kostbare Weihrauchgefässe, Kelche, seidene Gewänder und Kirchenschätze; die Geistlichen quälte er mit Frohndiensten und Ueberlasten. Sie wurden nicht nur vor die weltlichen Gerichte gezogen, sondern sogar gezwungen, Zweikämpfe einzugehen, wurden eingekerkert, enthauptet, an den Galgen gehängt, zu Schmach und Schande des geistlichen Standes. Auch über Ketzerei stand er im Verdachte.

ept. Denn noch ehe ihn der Papst Gregor IX. in die Fessel des Bannfluches verstrickte, und wieder nach der Gefangennehmung der Kardinäle, Prälaten und Geistlichen, die zum apostolischen Stuhle wanderten, verachtete er die Schlüsselgewalt der Kirche, ließ den Gottesdienst für sich feiern, oder viel-

[1]) Heinrich Raspe.
[2]) Wilhelm von Holland.

mehr so viel auf ihn ankam entheiligen, schrieb oder ließ ausgehen, daß man die Urtheilssprüche des Papstes Gregor IX. nicht beachten müsse und erzwang es auch, daß sie nicht gehalten wurden.

Außerdem nahm er, durch ein abscheuliches Freundschaftswesen mit den Sarazenen verbunden, von ihnen Gesandte und Geschenke freudigst und ehrerbietigst an und reichte auch ihnen mehrmals Geschenke. Er eignete sich ihre Gebräuche an und hielt sie selbst täglich zu seinen Diensten um sich. Als er selbst in den überseeischen Landestheilen sich befand und mit dem Sultan einen gewissen Ver- 1228.
trag abgeschlossen hatte, gestattete er, daß der Namen Muhammeds im Tempel zu Jerusalem Tag und Nacht ausgerufen wurde.

Dem Parteiungskönig Bacharius[1]), dem feierlich exkommunizierten Feinde Gottes und der Kirche, gab er seine Tochter zur Frau; den Herzog von Bayern ließ er durch Mörder wegschaffen; keine Spitäler, noch Klöster, noch Kirchen baute er, wol aber zerstörte er sie; Klosterleute bedrückte er unabläßig; die Hand streckte er nicht, wie es einem Fürsten ziemt, zu den Armen aus; die Besitzungen der römischen Kirche nahm er unter seine Gewalt, nämlich die Mark Ancona[2]), das Herzogtum Spolet[2]). Benevent, eine herrliche Stadt Apuliens, deren Erzbischof 24 Gehülfen unter sich hat, zerstörte und nahm er ein, außer anderen Städten in Toskana. Dies veröffentlichte über ihn der Papst Innozenz im Kirchenbeschluß des Konzils zu Lyon. 1245.

Als dieser Friederich, wie Einige sagen, mit den eigenen und des Papstes zahlreichen Heeren, der dies dringend gefordert hatte, zur Bekriegung des Sultans, Königs von Aegypten, welcher Jerusalem sammt dem Grabe Christi den Christgläubigen längst gewaltsam entrissen, einmal über das Meer gesetzt und den Plan gefaßt hatte, mit ihm am nächsten Tage des Kampfes Entscheidung zu wagen, wurde er durch ihn von seinem Vorhaben auf folgende Art abgebracht. Er verdeutete ihm nämlich, daß er sich vergeblich anschicke, den Krieg mit ihm aufzunehmen, da er den Papst, seinen vermeintlichen Mitgehülfen, zum Gegner habe. Er brachte weiter vor: „Ich habe die unzweideutigsten Briefe des Papstes erhalten, an seine eigenen Truppen gerichtet und übergeben, mit dem darin enthaltenen Auftrage, es möchte doch so schnell als möglich der Angriff auf uns zum Kampfe erfolgen; sie möchten mit meinem Volke dann vereint für mich und ihn gegen dich und dein Volk mannhaft streiten, um dich daniederzuschmettern. Dir frommt es somit auf keinerlei Weise, uns zu bekriegen, damit du nicht in unsere Hand stürzest und elendiglich zu leiden hast."

Der Kaiser, der dies angehört hatte, schloß erschrocken mit dem Sultan Frieden und ergriff schnell,

---

[1]) Der Name ist wieder entstellt. Es ist der byzantinische Kaiser Johannes III. in Nikäa gemeint, genannt Johannes Batazes, welcher Name bei den Italiänern zu Battaccio, bei Vitoduran latinisiert zu Bacharius geworden ist. Derselbe hatte eine, wie anzunehmen ist, natürliche Tochter Friedrich's II. zur Ehe. Er starb 1255. Die Worte Vitodurans stimmen fast ganz mit einem Satze überein, der sich in der Absetzungsbulle des Papstes Innozenz IV. gegen Friederich vom Jahr 1245 findet. Die Bezeichnung „Parteiungskönig" natürlich nicht im politischen Sinne, sondern als Bezüchtigung dessen, welcher gegen die universale Autorität des Papstes sich sträubte und daher nach dem Begriffe des Abendlandes die Trennung oder Abtrünnigkeit der morgenländischen Kirche unterstützte.

[2]) Beide im Kirchenstaat.

von mächtiger Wut entflammt, den Weg der Heimkehr, um den Papst zu verfolgen. Sowie der Papst dies vernahm, verließ er Rom und zog weg nach Avignon, damit er dort unter dem Schutze des Königs von Frankreich dem furchtbaren Zorn des Kaisers sicher entfliehen könnte. Und so wurde denn nach bekannten Berichterstattern der päpstliche Stuhl nach Avignon versetzt und verblieb daselbst unter vielen Päpsten durch langer Jahre Zeitenlauf.

Der Kaiser Friederich sprach seine Sünde auch über das Erhabene aus und erhob den Mund gegen den Himmel. Denn als der Landgraf Heinrich es hörte, sagte er: „Drei haben die ganze Welt verführt, nämlich Moses die Juden, Christus die Christen, Muhammed die Heiden. Wenn daher die Fürsten des Reiches meiner Einrichtung zustimmen würden, so wollte ich allerdings eine viel bessere Art, zu leben und zu glauben, für alle Völker anordnen."

1247. Der Landgraf Heinrich, der dann zum Trotze Friederichs als König Deutschlands erwählt war,
Aug. besiegte desselben Sohn Konrad mit seinem Heere am Tage des hl. Oswald bei Frankfurt, schlug ihn vollständig und trieb ihn in schimpfliche Flucht. Heinrich selbst starb in demselben Jahre noch als König am Durchfall und wurde in Eisenach begraben und ist ohne Erben abgeschieden. Er hatte gar viele Kriege glücklich überstanden.

Der Graf Wilhelm von Holland wurde gleicher Weise gegen Friederich gewählt, wurde aber nach drei Jahren Regierung von den Friesen umgebracht.

Friederich setzte nun, wie von Einigen erzählt wird, mit einem großen und zahlreichen Heere sowol aus Schwaben als aus andern Völkerschaften über Meer in das Gebiet der Ungläubigen, wo er den Sultan in einem ungemein heftigen Kriege, den er ihm angethan hatte, daniederkämpfte.

Da er nun für den über die Ungläubigen so ruhmvoll errungenen Sieg dem Herrn des Himmels, von dem er ihn hatte, die Bezeugungen des Dankes darbringen wollte und in das Kloster unsers Herrn zu Jerusalem eingezogen war, und die Opfer und der Festesweihe Friedensgaben mit seinen Vornehmen und Großen und der ganzen Schaar der Gläubigen in Christi Tempel dargebracht hatte, sah er die Reihen der Tempelherren und Johanniterritter nicht bereit und achtsam dazu, für den so erhabenen und preiswürdigen und vom Ueberwältiger Aller wunderbar verliehenen Sieg Gott die Ehre und Lobpreisung zu geben, sondern vom Fieber der Habsucht entzündet, daß sie in eine friedsame Theilung und in einen gleichmäßigen Besitz oder Genuß der Opferweihen und der theuren unschätzbaren Gaben, welche in der oben erwähnten Kirche, der sie, wie behauptet wird, vorstanden, zur Verehrung und Anbetung Gottes dargebracht wurden, nicht willigen konnten, sondern vielmehr darauf erpicht waren, in ungerechte Zänkereien zu gerathen, sowie gar, um sich die Gaben zuzueignen und an sich zu reißen, darüber streitend herzustürzen und feindlich anzugreifen.

Da wurde der Kaiser am rechtgläubigen Wesen allzusehr geärgert und beleidigt, so stark, daß er viele Worte der abfallenden Untreue, Lästerung und Versündigung ausstieß, worin er den Glauben entweihte und dessen segensvolle und zuverläßige Wirkung von Grund aus in Abrede stellte. Und so hat

dieses Benehmen, von dem Fußsteig der Gerechtigkeit weit abseits, ihm, da er ohnehin im Glauben einen hinkenden Fuß führte, eine nicht geringe Blähung seiner ketzerischen Sündhaftigkeit verliehen.

Als er nun in jenem, wie ich vermute, überseeischen Gebiete zufällig noch verweilte, nachdem er den Triumph schon gehalten hatte, habe er, wird nach Meinung und Bericht jener Erzähler beigefügt, eines Tages in ausgezeichnetem Gepränge, von allen Seiten umschlossen mit der Auswahl der Vornehmsten, der Feier der Messe beigewohnt und soll, da ihn der Sultan oder ein anderer ungläubiger Fürst gefragt hatte, was von des Priesters Händen aufgehoben und sowol von ihm mit einer so andächtigen Verehrung, als auch von allen Christgläubigen so innig angeschaut werde, ihm folgende Antwort ertheilt haben: „Unsere Priester geben vor, daß das, was in die Höhe gerichtet wird, unser Gott sei." Hierauf erwiederte jener: „Wenn dieser Gott eine solche Größe wie der gewaltigste Berg gehabt hätte, so hätte er von euern Priestern, die ihn ja täglich in der Messe essen, schon längst aufgezehrt sein müssen."

Was ich soeben über den letzten Einfall Kaiser Friederichs in das heilige Land gesagt habe, und zwar, daß er nach der Behauptung Einzelner wegen des mit dem Sultan angehobenen Streites geschehen sei, ist, weil es als etwas unwahrscheinlicheres schon früher erzählt wurde, auch um so weniger zu billigen; hingegen ist anzunehmen, daß er um der Bedingungen eines Vertrages oder Friedensschlusses willen hingezogen sei.

Immerhin bringen Einige über ihn vor, er sei in die Grube eines so großen Irrsinnes gefallen, daß er aus allen Kräften darauf hinarbeiten wollte, es müsse der segensvolle Gebrauch des Opfers und des hl. Abendmahles abgeschafft werden. Und zu diesem verruchtesten Ansinnen gab nach meiner Meinung das giftgeschwollene unsinnige Wort des erwähnten heidnischen Fürsten den Sporn, der zu ihm sprach, wenn er diesem allerschlimmsten Aberglauben nicht entsage, so schände er seinen ganzen Ruhm.

So geht denn auch über ihn die Rede, daß er, als er einst mit seinem Heere durch ein mit üppiger Saat gefülltes Aehrenfeld am Rheine zog, im ruchlosen und sündhaften Gefühl über das hoch erhabene Sakrament des Leibes Christi gerufen habe: „O wie viele Götter werden einmal aus diesem Korn gemacht werden!"

Andere führen auch an, er habe durch das ganze Jahr hindurch täglich gefastet, indem er nur Einmal des Tages Speise genoß, nicht jedoch in Ansehung der göttlichen Vergeltung, sondern um seine leibliche Gesundheit zu erhalten. Er habe auch sehr oft am Sonntag ein Bad genommen. Durch all dies trit an den Tag, daß er die Gebote Gottes und die Feste und die Sakramente der Kirche für nutzlos und leer hielt.

Dabei bringen Andere über den Kaiser Friederich doch auch wieder versichernd den Bericht[1]), er habe,

[1]) Diese Anführung wie von dem Standpunkt eines Gegensatzes ist in dem Sinne aufzunehmen, daß in dem nächsten und den folgenden Zügen gegenüber der bisherigen Darstellung von des Kaisers Ungläubigkeit und Ruchlosigkeit dargethan werden soll, er habe doch auch noch zartere Regungen aufkommen lassen, wie er sich also

als er sich zu einer Zeit in entlegenen Gebieten befand, nach seiner Gemahlin, der Kaiserin, geschickt. Als diese nämlich durch die Stadt Mailand zog, wurde sie von den dortigen Bürgern, welche ihn selbst für todt hielten oder meinten, er sei sonst in einen Zustand gerathen, aus dem es ihm unmöglich werde wieder zurückzukehren, aus Haß und Verachtung gegen ihn schändlich behandelt. Sie rissen ihr die Kleider vom Leibe, stellten sie nackt wie am Tage ihrer Geburt dar, setzten sie auf den Hintern eines Esels, gaben sie öffentlich vor dem ganzen Volke dem Gespött und Schimpf und heillosen Getümmel preis und erniedrigten sie als Unflath, ja gleichsam als Hure und Lumpenmensch auf das tiefste.

Sowie der Kaiser es erfuhr, wurde er zu einem unnennbaren Zorn gereizt und nahm nachher bei seiner Rückkehr die bitterste Rache. Er belagerte die Stadt mit einem großen Heere und bedrängte sie schwer und vielfach. Zuletzt, als er sie eingenommen und gar viel Blut der Feinde vergossen hatte und nun noch zur Rächung der seiner Gemahlin angethanen Unbilden alle Bürger in den grausamsten Züchtigungen aufzureiben gedachte, ließ er sich, doch ungemein mühsam, zur Versöhnung umstimmen. Die andern Bürger, im Schrecken erschüttert, stellten ihm nämlich Habe und Leib auf das unterthänigste zur Verfügung und legten mit der tiefsten Demütigung eine entsprechende Entschädigung unter.

Von ihm wird ferner erzählt, daß, als ein Graf Schwabens ihn einmal beleidigt haben sollte und der Kaiser den deshalb bei ihm Verklagten zu verfolgen und zu befehden ernstlich begann, der Graf, der dies nicht aushalten zu können befürchtete, seine Freunde uud Verwandten versammelte, mit ihnen sich zum Kaiser begab und ihn, nachdem er sich von den ihm fälschlich zur Last gelegten Dingen genugsam gerechtfertigt hatte, milder stimmte und zu einer herzlichen Freundschaft gegen ihn umlenkte.

Als er ihm später auf einem Belustigungsplatze die gebührendste Beehrung erwiesen hatte und der Kaiser mit allen seinen Gehülfen und Genossen daselbst den Vergnügungen, Erholungen und Freuden oblag, so kroch in den kostbaren, des besten mit Salbei gewürzten Weines vollen Becher, der aus Sorglosigkeit und Nachläßigkeit unbedeckt in das Gras gestellt war, eine große Kröte. Da nun dieselbe der bemeldete Graf, der Sache unkundig, dem Kaiser dargeboten und den Becher zum Mund gebracht hatte, streckte die Kröte mit verzerrtem und aufgesperrtem Maul den Kopf gegen den Kaiser selbst. Er gerieth darüber in heftigen Schrecken und hatte sofort den Grafen des Vergiftungsversuches im Verdacht. Sowie der Graf dies gewahrte, war er ganz verblüfft, riß zum Beweise seiner Unschuld die Kröte auf der Stelle aus einander, steckte den einen Schenkel von ihr in den Mund und schlang ihn hinunter. Der Kaiser, der ihn dabei unverletzt davongehen sah, erkannte ihn für unschuldig und und dem Verbrechen fremd, und schenkte ihm bald hernach für seine Verdienste eine Grafschaft.

Im Weitern wird vom Kaiser erzählt, daß, als er wegen seiner Halsstarrigkeit und Widerspenstigkeit vom apostolischen Stuhle mit dem Dolch des Bannfluches durchstochen gewesen und die gesammte sowol Welt- als Klostergeistlichkeit durch den Papst auf das strengste angehalten wurde, dies

---

aus der Ferne sogar um die Gemahlin bekümmerte, und sei selbst fähig gewesen, edel zu handeln, was er in jener eigentümlichen Vergeltung unabsichtlicher oder absichtlicher Beleidigung zu erkennen gab.

öffentlich kund zu machen, es in der Zwischenzeit sich traf, daß er mit einem großen Geleit in eine wie ich glaube in Schwaben liegende Stadt einzog und von dem ganzen daselbst ihm entgegenkommenden Volke festlich aufgenommen wurde. Da stellte sich Einer aus den Minderbrüdern, vom Glaubenseifer getrieben und im vollen Athem, die Märtyrerkrone zu erhaschen, ihm gerade bei dem Thor, durch das er einziehen mußte, entgegen, ergriff, indem der Geist Gottes gewaltig über ihn fiel, Angesichts der ganzen Menschenmenge die Zügel des kaiserlichen Pferdes, nöthigte ihn selbst Halt zu machen, und rief ihn mit lauter Stimme, mit hochgestrecktem Gesicht als einen Ketzer aus. Als dies seine Begleiter am Manne durch Tödtung oder mindestens durch Schläge ahnden wollten, wurden sie vom Kaiser selbst daran verhindert und zurückgehalten, indem er sagte: „Der Mann da möchte durch mich gerne zum Märtyrer werden, aber durch mich soll er sicherlich seinen noch so glühenden Vorsatz keineswegs erreichen!" Und so durfte er unverletzt von dannen gehen.

In der Zeit, da der Bannfluch auf ihm lag, wurden aus der Stadt Zürich die Geistlichkeit und 12
alle Mönche verjagt, mit Ausnahme der Minderbrüder, die unter starker Gewalt zurückbehalten und beschützt wurden. Des Streites halber zwischen dem Papst und Kaiser war eben auch unter den Geistlichen eine große Entzweiung, indem sich die Einten als Anhänger des Papstes, die Andern des Kaisers darthaten. Daher wütete zu jener Zeit unter den Geistlichen der Sturm der wildesten Verfolgung. Da begaben sich die Prediger aus der zürcherischen Verbindung auf den hl. Berg, der zur Zeit außer den Mauern der Stadt Winterthur liegt.

Als Friederich, der einstmalige Kaiser, aber mit dem Bannfluche behaftet und des Würdezeichens der kaiserlichen Ehre beraubt, Parma in Belagerung umschlossen hielt, wurde er besiegt und gieng nach Apulien zurück und starb 1252 an Gift und wurde am Tage der hl. Jungfrau und Blutzeugin Luzia 125
bei Foggia so geheim begraben, daß Viele noch vierzig Jahre lang verbürgten, er sei am Leben und werde in nächster Zeit mit einer starken Macht wiederkommen. Andere streuen aus, er habe auf Mahnung seiner Sternkenner Europa verlassen und sich mit seiner vertrautesten Dienerschaft lange vor seinem Tode auf Land- und Seewegen in die entlegensten Theile der Erde gewendet, damit ihm nicht das grause Unglück widerführe, das ihm nach der sichern Erforschung seiner Sterndeuter in den Gestirnen gedroht hätte, wenn er im Lande geblieben wäre. Er schied ab und erschien nicht mehr auf der Erde.

Nach dem Tode des Vaters folgte desselben Sohn[1]) Konradin als König, dessen freilich traurige Meldung im sechsten Kapitel der Dekretalen, anhebend: fundamenta, in dem Titel: de electione enthalten ist. Er starb nach kurzer Zeit elendiglich bei dem Vater, wie weiter unten gesagt werden soll.

Dieser König zog durch Bregenz nach Italien und machte in Regensburg[2]), ehe er den Marsch 12

---

[1]) Eigentlich Enkel.
[2]) Im schwäbischen Donaukreis.

antrat, einen langen Aufenthalt und rüstete sich nicht zu Kriegen. Er suchte die Ruhe und mußte dafür vom Volke viele Beschimpfungen hinnehmen, man sang über ihn gemeine Lieder ab.

Auch wird von ihm erzählt, daß er eines Tages vor seinem Einzug in Italien vor seiner Mutter aufgestanden ist und sie mit der ihr von selbst schuldigen Ehre, wie es ihrer Hoheit gebührte, behandelt hat. Als er aber am folgenden Morgen vernommen hatte, daß sie einen Herrn von Tirol zum Manne genommen hätte, entzog er ihr, allzusehr aufgebracht und weit über allen Ausdruck bestürmt die schuldige und vorher bewiesene Ehre und erzeigte ihr keinen Beweis von Achtung mehr. Darüber verwunderte sich die Mutter und nahm es übel auf und fragte ihn um den Grund und erhielt dann von ihm die Antwort: „Gestern noch bin ich vor dir als der Kaiserin der Römer aufgestanden; aber heute, da du deinen berühmten und ausgezeichneten Stamm und die königliche Hoheit erniedrigst, indem du mit einem weit unter dir stehenden und für dich nicht im mindesten passenden Mann die Ehe eingehst, versage ich als König und Kaisersſohn es dir, und werde es für immer verweigern.

Als der König nun nach Italien ziehen wollte, sammelte er, wie es heißt, aus Deutschlands Reiche ein zahlreiches und starkes Heer von Kämpfern und Kampfgerüsteten und marschierte nach Italien, wo er, indem er zu Rom und anderswo ehrenvoll empfangen und auf königliche Weise behandelt wurde, nach Apulien eilte. „Da wurde seine Harfe in Trauer verkehrt und sein Musikspiel in den Ton des Weinens" [1]). Denn er und die Seinigen wurden listig umzingelt, verstrickt, gefangen und enthauptet.

Einigen zufolge sind sie freilich ihrer unmäßigen Habsucht halber des Todes geworden, die dann sagen, sie hätten eine Stadt belagert, welche sie bereits eingenommen hatten, und hätten über die Feinde den Triumph feiern sollen [2]). Da schlossen sie diese ein, brachten sie um oder führten sie gefangen, und giengen dann, indem sie, sich selbst allzuviel zutrauend, die Gegner, welche sich zur Vertheidigung zusammengedrängt hatten — und dies noch in ihrer eigenen Stadt! — gering anschlugen, haufenweise auf die Beute los. Die einheimischen Feinde, aus allzugroßer Angst bereits verzweifelnd, sahen es, ermannten sich, machten auf sie, die nicht gar behutsam geworden, einen Angriff, schlugen sie grausam nieder und nahmen sie in ihrer so gierigen Hast nach Beute gefangen.

Ihnen ließ jener sogenannte Karl aus Gallien [3]), vom Papste dort zum König eingesetzt, keine Schonung angedeihen; er befahl, daß sie durch verschiedenartige Peinigungen gestraft und ermordet würden. Als nun, nach einer genugsam verbürgten Behauptung, die Fürsten des Königs Konradin des Nachts in einem plötzlichen Anfall überwältigt waren, wurden den Einten die Schamtheile abgeschnitten, die Andern enthauptet, noch Andere sonst übel zugerichtet. Da kamen viele edle, ausgezeichnete, vornehme, kräftige und kriegerische Männer, aus Deutschland stammend, mit ach! abgeschnittenen Köpfen auf klägliche Weise um. Wessen Herz, wenn es nicht von Stein ist, erbebt und

---

[1]) Hiob 30, 31.

[2]) In der Schlacht von Tagliacozzo oder Scurcola, den 23. August 1268.

[3]) Karl von Anjou, Graf von Provence, Bruder König Ludwigs IX. von Frankreich, ein kräftiger und kühner, aber gefühlloser und grausamer Mann.

schaudert nicht, wenn er bedenkt und betrachtet, daß der geachtete, dem Geschlecht und der Gestalt nach geliebte König sammt einer so vorzüglichen Schaar der aus Tausenden ausgesuchten Krieger auf so grausame Art, mit einem gänzlich bei Seite gesetzten Erbarmen, um das Haupt verstümmelt wurde! Wären sie umsichtiger und vorsichtiger und zur Plünderung der Feinde nicht so eilfertig gewesen, sie hätten mit ihrem König der Feinde Reihen ich möchte sagen ohne Widerstand verschlungen!

Eine berühmte, weit und breit ausgegebene Sage, die auch in Schrift verfaßt sein soll, vergwissert, dieser Konradin, Friederichs Sohn, habe sich vor dem Zerwürfniß zwischen ihm und Siziliens König Karl, von einer eingedrungenen Todesfurcht erschüttert, in die Stadt eines gewissen Herrn, der einst von seinem Vater zum Kriegsmann gemacht worden war, geflüchtet, um sich hier unter dem Schatten von dessen Schutzflügeln vor dem Auge des Feindes, der sein Leben zu verderben trachtete, verbergen zu können. Dieser[1]) aber, aller ihm erwiesenen Wolthaten uneingedenk, verrieth ihn, dem zuversichtlichen Zutrauen entgegen, dem König der Sizilier und lieferte ihn zur Bestrafung aus. Der letztere, voll Freude, verdammte Konradin[2]) sammt seinem nichtswürdigen Verräther und mit 36 im vorerwähnten Kriege besiegten und gefangenen, an Geschlecht und Gestalt wie gesagt geachteten Grafen Deutschlands auf Urtheilsspruch und nach gerichtlichem Verfahren vor einer ungeheuren Volksmenge zum Tode. Sie wurden alle schnell zur Enthauptung gebracht, indem dabei alle die verschiedenen Martern und Qualen 126
erschöpft wurden.

Es wird auch noch erzählt, daß, als der König Konradinen die Wahl gelassen hatte, ob er zuerst, oder mitten drin oder zuletzt unter allen die Todesstrafe erleiden wolle, er vorzog, als der Erste in der Reihe der zu Enthauptenden zu sterben, damit er nicht die trauervolle Hinrichtung seiner ruhmreichen Kriegsschaar mit unaussprechlichen Seufzern ansehen müßte.

Zu dieser Erzählung wird noch beigefügt, daß, was in meinen Augen auch gar staunenswerth und wundersam ist, ein Adler, über das Leiden des Königs Konradin ungehalten, im rascheſten Fluge aus der Höhe herabgeschossen sei und vor dem ganzen herumstehenden, zu dem höchst schrecklichen Schauspiel zusammengelaufenen Volke seinen rechten Flügel durch Konradins Blut gezogen habe, und so, blutig geworden, in die Luft, aus der er sich niedergestürzt hatte, wieder aufgeflogen sei.

Es wird weiter berichtet, daß nach der Enthauptung des obgenannten Königs Konradin ein Soldat, aus Franken gebürtig, der eben aus der Lombardei kam, wo er Kriegsdienst gethan hatte, in sein Vaterland zurückkehren wollte. Da ihn Bürger von Zürich, durch das er auf seinem Heimwege hindurchziehen mußte, in allen Zügen des Körpers dem damals erst jüngst hingerichteten König Konradin

---

[1]) Sein Name ist Johann Frangipani, der die Auslieferung Konradins von seinem alten Schlosse Astura aus vornahm.

[2]) Der sechszehnjährige Konradin empfieng das Todesurtheil beim Schachspiele und nahm es mit eben so großer Fassung, mit der Heldenseele der Hohenstaufen, hier auf, als er es dort auf dem Blutgerüste vor der ungeheuren Volksmenge bestand. Wahrlich, von solchem Schluß aus noch ein erhöhender Glanz über seinen Kindheitsnamen, der von den Italiänern zum Diminutivum Conradino, etwa unser Konradchen, darum gemacht wurde, weil er ihnen schon in seinem zweiten Jahre, unter der leitenden Hand seines Oheims Manfred, als ihr König genannt worden war.

ähnlich sahen, vermuteten sie, er sei es selbst, und stießen ihn ungefähr einen Monat lang in Verwahrsam, bis sie über ihn, ob er es sei oder nicht, sicherere Nachricht hatten. Auf die Kunde aber, daß er es nicht sei, baten sie ihn für die Beleidigung mit großer Höflichkeit um Entschuldigung und setzten ihn mit der Darreichung der zur Reise nöthigen Kosten wieder in Freiheit.

Um diese Zeit eroberten die Tartaren die dem Sultan unterworfenen Gebiete des Morgenlandes, nachdem sich die Bewohner jener Gegenden, sowol Christen als andere Völker, nämlich Sarazenen und Juden, über Meer geflüchtet hatten. Im Unmut darüber brach der Pharao, Aegyptens König, der Sultan, nach wiedergeschöpften Kräften mit einem Heere heimlich über das Lager der Tartaren ein und machte viele Tausende aus ihnen nieder. Das geschah 1256[1]).

Im Jahre 1262 schickte der König der Tartaren feierliche Boten, etwa 30 adelige Tartaren mit zwei Brüdern aus dem Orden der Prediger, welche die Dollmetscher machen mußten, zu König Ludwig von Frankreich, er möchte sich und das gesammte Frankreich der Botmäßigkeit der Tartaren unterwerfen, sonst werde er im Laufe der Zeit Frankreich bekriegen. Der König Ludwig hielt mit den Ersten seines Landes Berathung und blieb in seinem Reiche fest.

ai. Im Jahre 1264 erhob sich das gesammte Volk Englands im Kriege[2]) gegen seinen eigenen König, wegen seiner drückenden Steuern und andern dem Volke zugefügten Gewaltthätigkeiten. Sie nahmen ihn mit seinem Bruder und vielen andern Adeligen gefangen, und viele tausend Menschen kamen durch das Schwert um. Der König mit seinem Bruder, zwei Söhnen des Königs und den meisten Adeligen wurden dann vom Volke abgeführt.

Okt. Ebenfalls zu dieser Zeit ungefähr ist unter vielen Herren Deutschlands auf die Feierzeit Simon und Juda ein unsäglich bitterer Krieg losgegangen, in welchem der Herzog Albrecht von Braunschweig, ein in den Waffen gewaltiger Mann, und mit ihm viele Große und eine auserlesene Mannschaft bis zu 550 mit Verlust von Pferden und Waffen verwundet und gefangen und in Fesseln geschlagen wurden. Ungefähr 3000 Menschen sind an bemeldetem Tage in demselben Kriege bei Halle gefallen. Der Herzog Albrecht jedoch kaufte sich aus der Gefangenschaft mit 8000 Mark Silber und acht Burgen in Braunschweig los.

Aug. In jenem Jahre erschien in Osten vor Tagesaufgang hinter dem Morgenstern ein Komet in großem Glanz; im schnellen Laufe zog er bis nach Süden und eilte dem Luzifer voraus. Vom Feste der M. Magdalene erschien er bis zum Fest des hl. Augustin.

---

[1]) Es war eigentlich, nach den Angaben unserer Geschichtsschreiber, 1258, daß Hulaku, ein Enkel Dschingiskhans, um Bagdad, das er dann einnahm, ein furchtbares Blutbad anrichtete, in welchem 200,000 Leichen die Erde bedeckten. Unter ihnen lag auch Mustasem, Bagdads sechsundfünfzigster und letzter Chalif. Mit seinem Fall stürzte für immer das große Chalifat von Bagdad, das einst mit ungeheurer Macht und Pracht sein Szepter vom fernen Indus an bis zum atlantischen Ozean über Islams Millionen geschwungen hatte. Die Tartaren oder Mongolen, wie wir sie nennen, nahmen damals mit endlosen Schwärmen auch das südliche China, Tübet und anstoßende Ländergebiete weg.

[2]) In der Hauptschlacht bei Lewes in Sussex, gegen König Heinrich III., seinen Bruder, den römischen König Richard u. s. w.

Auf Innozenz IV. folgte Alexander IV., aus Kampanien, und saß sieben Jahre. Dieser Papst 12
sprach die sel. Clara[1]) heilig, und den Ezzelin[2]), den Peiniger der Christen und den Todtschläger von sechszig Brüdern aus dem Orden der Barfüßer und anderer Bekenner des hl. Glaubens, verdammte und exkommunizierte er als Ketzer und Verfolger des hl. gemeinchristlichen Glaubens in dem apostolischen Briefe, der so beginnt: „Aergerniß des Glaubens, Unheil Italiens und Schandfleck des Volkes."

Dieser Ketzer Ezzelin, ein offenbarer Feind des christlichen Namens, wurde gefangen genommen, da das Kreuz Christi gegen ihn gepredigt wurde, fiel aber auf schlechte Gedanken, wollte durchaus keine Speise annehmen und brachte sich durch Hunger ums Leben.

Der nämliche Papst verwarf auch zwei giftbringende Büchlein, von denen das einte sagte, daß alle Mönche, auch wenn sie das Wort Gottes verkündigen, darum, weil sie von Almosen leben, nicht selig werden könnten; das andere, daß das Evangelium Christi und die Lehre des neuen Testaments niemanden zum vollkommenen Heil geführt habe, und daß, wenn dasselbe im Jahr 1259 abgeschafft sei, die Lehre Joachims[3]) anfangen müsse, welche der Verfasser des Buches das „ewige Evangelium" nannte, indem er zuletzt das vollkommene Heil derer, die selig werden wollten, darein setzte.

Einige Gottesgelehrte zu Paris hatten mit doppelsinnigem Herzen ein Buch der Verläumdung gegen die ehrwürdigen Brüder, Prediger und Barfüßer, verfaßt, das so anhob: „Siehe, wenn sie es gewahren, so schreien sie draußen"[4]). Dieses Buch verdammte der Papst Alexander IV. und ließ es auf Urtheilsspruch verbrennen, in Berathung des Herrn Albert, vom Orden der Prediger, der die vorgebrachten Irrtümer gründlich auswischte. Er setzte jene Lehrer von ihren Diensten und Verdiensten ab, die obgenannten Brüder aber in ihren heiligen und ehrenvollen Ruf wieder ein, indem er an alle Länder über den Stand und die Zahl derer schrieb, die selig werden.

Zu dieser Zeit, nämlich des Papstes Alexander, eignete Manfred, ein natürlicher Sohn des ehemaligen Kaisers Friederich, der sich für den Erzieher Konradins, des Enkels[5]) Friederichs, austhat,
die Krone, nachdem Konradin lügenhaft als todt ausgegeben worden, sich selber zu. Weil dies gegen 125
den Ausspruch des Herrn Papstes geschehen war, wurde er unverzüglich exkommuniziert; hernach wird gegen ihn ein großes Heer abgeschickt, das aber in nichts Glück hatte.

---

[1]) Siehe oben.

[2]) Ezzelino da Romano, Podesta von Verona, handelte dem Namen nach im Dienste Friedrichs II., der Sache nach im Interesse eines maßlosen Eigennutzes und Ehrgeizes. Seine Thaten empörender Grausamkeit gegen die lombardischen Städte, besonders nach Friederichs Tode, sind bekannt. Er fiel in einem Rachekampf dieser Städte als in einem Gerichte über seine aufgehäufte Blutschuld für immer von seinem Tyrannenstuhl und wütete sich an seinen Wunden im Kerker Mailands zu Tode.

[3]) Abt Joachim von Floris in Kalabrien, versunken in einen wehmütigen Schmerz, wie in eine Trauer am Grabe darüber, daß die Kirche in gänzliche Verderbniß gefallen sei, weißagte, sie werde untergehen, aber in neuer Gestalt herrlich wieder auferstehen. Dies legte er der Zeit zu ihrer Erschütterung vor in seinem „ewigen Evangelium", mit den geheimnißvollen Bildern und Zeichen der Offenbarung Johannis, und setzte den Eintritt dieses kirchlichen Weltgerichtes in das Jahr 1260, mit dem überhaupt das dritte Weltalter beginne. Er starb 1202.

[4]) Jesaja 33, 7.

[5]) Hier also richtig benannt.

ärz. Auch noch in Alexanders Zeit theilten sich die Fürsten Deutschlands in zwei Hälften; die Einten
Jan. wählten den König von Castilien[1]), die Andern den Grafen Richard von Cornwallis an das Reichsszepter, eine Parteiung, die viele Jahre dauerte.

Mai. Der Papst Alexander starb am Tage des Papstes St. Urban zu Viterbo[2]) und wurde daselbst begraben, und es feierte der Stuhl bis zur Enthauptung St. Johannis, des Täufers, weil die Kardinäle bei der Wahl in Streit geriethen.

Im Jahre 1263[3]) wählten die Kardinäle den Patriarchen von Jerusalem, mit Namen Jakob, zum Papste. Er wurde Urban IV. genannt.

1261. Er versammelte eine große Menge sowol aus der Geistlichkeit als dem Volke sammt Kardinälen und Bischöfen auf den 18. November und begann da feierlich das Kreuz zur Hülfe des hl. Landes zu predigen. Er gab den Brüdern aus dem Predigerorden durch apostolische, zu Viterbo erlassene Briefe streng in Auftrag, dieses Kreuz zur Hülfe des hl. Landes durch die Kirche Gottes mit großem Ablaß beständig und fleißig zu predigen.

Zwischen diesem Papst und dem Fürsten Manfred von Apulien, dem Sohne des einstigen Kaisers Friederich, brach über die Herrschaft Apuliens ein Streit aus, und obgleich der Herr Papst seinen Söldnern täglich tausend Mark Löhnung gab, konnte er sich doch nicht vertheidigen.

In dieser Zeit kam auch Einer[4]) mit einem großen Heer dahergezogen und sagte, er sei der Kaiser Friederich, der vor zehn Jahren gestorben war. Dieser bekriegte den Fürsten Manfred von Apulien und verfolgte ihn heftig, indem er dreist behauptete, er wolle die Herrschaft Apuliens und Siziliens wieder haben.

Damals bekämpfte der Sultan, König Aegyptens, die Christen im hl. Lande, nahm Azot[5]) und die ungemein starke Festung Rabul der Johanniter, die unter einem andern Namen auch Assur[6]) hieß, worin 2000 Menschen wohnten, die er alle niedermachte. Aber auch die Krieger aus dem Orden der Johanniter und Templer führte er, 180 Gefangene, in harten Fesseln nach Aegypten hinweg. Er nahm Cäsarea und die Stadt Raphä[7]), die er nun gewaltsam behauptet.

1264. Der Papst Urban IV., von besonderer Verehrung gegen den Leib Christi ergriffen, setzte im from-

---

[1]) Alphons X.

[2]) Im Kirchenstaat.

[3]) Es war im Jahre 1261, 29. August.

[4]) Das war ein Johann von Kokleria, ein Mann niedrigen Herkommens. Er wußte die allgemein umlaufende Sage, Friederich II. sei nicht gestorben, sondern werde zurückkehren, dazu zu benützen, sich selbst für den wiedergekommenen Kaiser auszugeben, um, wie er dachte, auf dem Wege rasch aufgegriffener Abenteuer und Heldenstücke zu einem angenehmen Leben und ruhmvollen Namen zu gelangen. Er sammelte um sich allerlei Schaaren, zog mit ihnen gegen Manfred und vermochte ihn einige Zeit in Gefechten herumzutreiben, wurde dann aber gefangen und im Jahre 1262 enthauptet.

[5]) Das alte Asdod der Philister, an Judäas Küste.

[6]) Assur, gewöhnlich genannt und geschrieben Arsuf, Stadt und Burg im nordwestlichen Palästina, im Sandschalik Damask, die im Jahre 1265 den Christen durch die Sarazenen entrissen wurde.

[7]) Raphä ist Raphia, ebenfalls Seestadt, südlich von Azot.

men Gefühle fest, daß jährlich in der fünften Gebetszeit, unmittelbar nach dem Feste der Pfingsten, dem vollkommenen Opferdienste des Leibes des Herrn durch die gesammte Kirche Gottes ein Gedächtniß geweihet werde, indem er denjenigen, welche den Dienst der Messen und der 7 Horen[1]) durch die ganze Festfeier[2]) des Frohnleichnams besorgen, in steten Ehren halten und besuchen, den vollen Ablaß ertheilte. Er saß nur zwei Jahre und starb.

Nach ihm wird Clemens IV. eingesetzt, der früher Erzbischof in Narbonne[3]) gewesen war, und

[1]) Die sogenannten kanonischen Stunden oder kirchlichen Gebetsstunden. Ursprünglich waren es drei, nach alter jüdischer Sitte, nämlich die dritte Stunde, 9 Uhr des Morgens, Apostelgeschichte 2, 15; die sechste, 12 Uhr Mittags, Apost. 10, 9; die neunte, 3 Uhr Nachmittags, Apost. 3, 1. Später kamen noch drei dazu, und zu diesen sechs in den Klöstern des Orients noch zwei, das Completorium Abends 9 Uhr und das Mesonyktion oder die Vigilie Mitternachts 12 Uhr. Doch wurden die zwei letztern nachher in Eine verbunden und so die Zahl aller Horen auf 7 festgestellt, nach Psalm 119, 164: Ich lobe dich, Herr, des Tages siebenmal. Diese Zahl wurde dann auch von den Klöstern des Abendlandes angenommen, doch mit einiger Abänderung, und die 7 Horen waren hier folgende: 1) früh 3 Uhr die Matine oder Matutine, in welche die Vigilie eingerechnet war, oder umgekehrt die Vigilie Mitternachts 12 Uhr, welche dann die Matine in sich schloß; 2) früh 6 Uhr die Prima; 3) früh 9 Uhr die Tertia; 4) Mittags 12 Uhr die Sexta; 5) Nachmittags 3 Uhr die Nona; 6) Abends 6 Uhr die Vesper; 7) Abends 9 Uhr das Completorium, gleichsam als das alle vorangegangenen Tagesgebete ergänzende, zusammenfassende Gebet. Von der Matine kommt „Mette", „Mettenglöcklein" u. s. w., was also ja nicht auf Messe, missa, zurückzutragen ist.

[2]) Die lateinische Bezeichnung ist octava sc. dies, der achte Tag oder die hl. Oktave, und darunter ist der Auferstehungstag des Herrn zu verstehen. Das ist eine Ausdrucksweise, welche allerdings von der gewöhnlichen Auffassung des Christen völlig abweicht, da nach derselben die Auferstehung eben nicht an die jüdische Woche, die als Cyclus von den sieben Tagen mit dem Sabbath endet, angeschlossen wird, sondern gerade sie es ist, welche den Zusammenhang mit der jüdischen Woche bricht und deshalb den wöchentlichen Sonntag an den Anfang der sieben Tage stellt, was ja schon unter den Christen der frühesten Gemeinden geschah, so daß der Gedächtnißtag der Auferstehung, der die Woche eröffnet, eine Zeit lang noch neben dem Sabbath des Gesetzes, der die Woche schließt, begangen wurde, dann aber die ganze Feier an sich zog und den Sabbath aus der Kirche verdrängte. Diese Umsetzung der Wochenfeier fand sich in den Sinn des Christen desto erwünschter ein, da man in derselben zudem die Andeutung hatte, daß mit Christus überhaupt ein neuer Zeitabschnitt zunächst für Israel, nachher auch für die gesammte Menschheit eingetreten sei, und es so von selbst in der erhabenen Idee der Auferstehung lag, diese als die Vollendung von dem erlösenden Wort und Werk des Gottgesandten auch in der Würdigung der Kirche zu einer Feier zu erhöhen, mit der wie ein neues Leben, so auch eine neue Woche dieses Lebens beginnt. Um sich nun die angeführte Bezeichnung zu erklären, sinne man nicht daran, als ob damit wieder auf den Anschluß an die jüdische Woche zurückgeführt werden wollte, wenn es auch richtig ist, daß der Ausdruck octava dies oder der achte Tag im ersten Augenblick anzugeben scheint, er sei unmittelbar zu den sieben Tagen der alten Woche als der achte hinzugezählt worden. Der Grund liegt in der That in einer tiefern Anschauung, die auch bei jenem Ausdruck doch christlich geblieben und sogar erhabener geworden ist. Der Tod des Herrn fieng nämlich bald an, unter den Glaubensartikeln des Christen mit seiner höchsten Bedeutung in den Vordergrund zu treten, rückwärts beschaut als der Abschluß von dem in der Erniedrigung des Gottessohnes erkämpften Erlösungswerk, vorwärts als der jeden Kampf hinter sich lassende Uebergang in die Herrlichkeit des Vaters. Daher heißt die octava auch die æterna requies, nicht eine requies, wie wir sie als erstarrte Grabesruhe, als den das Leben verschlingenden Tod denken dürfen, sondern die requies als nach beendigtem Erdenkampf das Eingehen in den Zustand der Verklärung, darum æterna als außer und über den Schranken der irdischen Zeit, wie denn dafür auch der andere Ausdruck gebraucht wurde: dies requiei cælestis, Tag der himmlischen Ruhe. An den Tod des Leibes Christi knüpfte der Glaube des Christen darum nicht den Anfang der Verwesung, sondern im Gegentheil den Anfang jener Verklärung, das Hinüberbilden in das unsterbliche Wesen, was, wie man begreifen kann, gerade der Frohnleichnamsfeier, der Solemnitas corporis Dominici, eine unentbehrliche Vorstellung war und ist. Da nun der Tod des Herrn oder der Eingang in die requies am Abend des Rüsttages, somit innerhalb der alten Woche und nicht an deren letztem Endpunkt stattfand, die Auferstehung anderseits nur als die Fortsetzung und selbst als die Vollendung der requies oder jener Umwandlung erschien und von ihr daher nicht als etwas ganz Anderes, Neues abgelöst werden konnte: so erklärt sich die Ausdrucksweise leicht, der Auferstehungstag sei, mit der Todeswoche des Herrn als „Passahwoche", die überdies ebensowol zu 8 als zu 7 Tagen gezählt ward, nothwendig zusammengerechnet, der achte Tag oder die hl. Oktave.

[3]) In Languedoc, Frankreich.

saß 3 Jahre. Er hatte Frau und Kinder und war Reichsrath des Königs von Frankreich. Nach dem Hinschiede der Frau wurde er des lobenswerthen Lebens und Wissens wegen zum Papst gewählt. Er sagte voraus, daß Conradin in seiner Bekriegung des Königs von Sizilien, dem der Papst das Reich übertragen hatte, überwunden und wie ein Rauch vorübergehen und gleichsam zum Opfer Apulien betreten werde, was ja auch geschehen ist, weil er gefangen, darauf enthauptet wurde.

Dieser Papst hatte mit Manfred, Apuliens Fürsten, über das Stammgut des hl. Petrus Krieg.

Er auch ließ genau nach Vorschrift das Fest des Frohnleichnams durch die Kirche feierlich begehen.

Hierauf zog im Jahre 1265 Ludwig, König von Frankreich, gegen den Rath des damals sitzenden Papstes mit einem christlichen Heere über Meer und nahm den vor seinem Angesichte her fliehenden
5. Juni. Heiden Damiette und bekam es ohne Schwertstreich. Allein hernach wurde er selbst in einem kurzen
6. April. Kriege vom Sultan Babyloniens, das ist vom Pharao, dem König Aegyptens, gefangen genommen und sein christliches Heer zerstreut und ganz vernichtet. Er gab aber dem Sultan für seine Loslassung 100,000 Mark Silber und die Stadt Damiette. Waffen und Zelte, kostbare Gefäße, auserlesene Pferde, die Lebensmittel der Christen bekamen die Sarazenen in jener Schlacht in die Hand.

Als nun der König Ludwig jenseits des Meeres gefangen saß, kamen viele tausend Hirten zusammen und sagten, sie wollten dem König Ludwig zu Hülfe kommen, und sie hatten einen Hauptmann, Namens Jakob, der in mehreren Sprachen kundig war. Das war ein Abtrünniger der Cisterzienser[1], ein ganz verworfener Mensch; er legte gewaltthätige Hand an die Geistlichen, und dabei begleiteten ihn Huren, Räuber, Zauberer, Spitzbuben. Bei der Stadt Bourges[2]) wurde er auf Urtheilsspruch getödtet, mehrere auch umgebracht, andere zerstreut. Dieser Verführer hatte noch bei Lebzeiten gesagt, er habe im Lauf der Sterne den König Ludwig gesehen, wie er aus der Gefangenschaft durch Hirten erlöst werden würde, und unter solchem Vorwande hatte er die Hirten verlockt und zusammengebracht.

1255. Um diese Zeit herum blühte der Bruder Berthold, aus dem Orden der Minderbrüder, in Alemannien, ein ausgezeichneter Prediger, der auf seinen häufigen Rundreisen und Wanderungen Alemannien wunderbar erleuchtete und unzählige Sünder gleichmäßig durch Wort und Beispiel zum Herrn bekehrte. Sein Gedächtniß ist im Segen und lebt jetzt noch, zu meiner Zeit, ganz frisch in den Menschen. Auf den Feldern pflegte er oft zu predigen und dann strömte das Volk aus allen angrenzenden Theilen und umliegenden Orten in überaus großer Menge herbei. Er hatte die Gewohnheit, daß er,

---

[1]) Orden aus dem Kloster zu Cistercium oder Citeaux in Frankreich, das vom Abt Robert 1098 auf dürftiger Grundlage gestiftet wurde, um der Verweichlichung der Mönche in Luft und Pracht ein lebendiges Zeugniß des Gegensatzes gegenüberzustellen. An der Spitze stand das Gebot der strengsten Enthaltsamkeit, die ein Gepränge in der Kirche so wenig als im Gewande und Verhalten des Ordensmitgliedes dulden durfte. Der hl. Bernhard, Mönch zu Citeaux 1113, gründete von hier aus das Kloster Clairvaux und nahm den Geist von Citeaux herüber, wußte ihm aber einen mit Schrift und Wissenschaft vermittelnden Ausdruck zu geben.

[2]) In Berry, Frankreich.

wenn er den ihm auf der Ebene der Felder errichteten Redestuhl bestiegen hatte, um darauf zu predigen, durch eine Feder, die an einem Faden hieng und in die Luft hinaus gehalten wurde, den Zug des Windes, von welcher Seite er käme, ausmittelte und dann das Volk nach jener Richtung sich setzen ließ.

Er war sehr beredt, vom reinsten Lebenswandel, von großer Belesenheit, wie jetzt noch deutlich erscheint und am Tage ist in den verschiedenen von ihm zusammengestellten Bänden Predigten, welche er Bauernpredigten genannt haben wollte [1]). In seinen Predigten standen veraltete, verhärtete, ganz versunkene Sünder auf, bekannten offen ihre Sünden, entsagten dem frühern Schandleben, baten um Vergebung, und versprachen eine rechte Genugthuung und Besserung.

Es wird von allen jetzt noch, d. h. im Jahre 1340 vorhandenen Personen [2]), die bei seinen Predigten oft zugegen gewesen waren und das mir und Andern erzählten, behauptet, daß er den Geist der Weißagung gehabt habe. Denn viele und mancherlei Dinge hatte er, nach ihrer Erzählung, vorausgesagt, die in unsern Zeiten eingetroffen sind.

Er wollte in der Stadt, von der ich gebürtig bin, genannt Winterthur, die in dem sogenannten Thurgau liegt, das Wort Gottes nie ausstreuen, von wegen eines verderblichen Zolles, ja einer verruchten Steuer, die dort an den Armen bis heute eingetrieben wird, und weil die Bürger jener Stadt diesen Zoll in Ansehung der göttlichen Liebe und über der Inständigkeit ihrer Bitten nicht aufgeben wollten. Darum verschmähte er zu ihnen hinzulenken, indem er ihre beständigen und angestrengten Bitten, er möchte bei ihnen einzukehren sich gefallen lassen, nicht merken wollte oder vielmehr zurückwies, wiewol er die umliegenden Orte der daselbst zu haltenden Predigt wegen, wie die Stadt Wyl, die Stadt Klingnau, die Stadt Zürich öfters besuchte.

Unter den übrigen wunderbaren Dingen, die sich bei ihm zutrugen, will ich Eines hersetzen, aus dem hervorgeht, daß er sowol Sünder bekehrt als auch den Geist der Weißagung gehabt habe.

In einer seiner Predigten nämlich stand eine öffentliche Dirne, bis in die Seele getroffen, auf und schwur ihr scheußliches und schändliches Leben ab. Da rief der Bruder Berthold über die vor ihm zahlreich sitzende Schaar von der erhöhten Stelle aus, wo er stand: ob irgend ein Mann da wäre, der die Sünderin als seine Tochter, die durch ihn nun bekehrt und wiedergeboren sei, aus Beachtung der göttlichen Liebe zur Frau nehmen wollte? Denn er würde sie ihm geben und noch dazu ausstatten; wenn Einer aus der Versammlung aufstehe und das thue, so versprach er ihm als Heiratsgut zehn Pfund zu reichen. Damit er diese nun, da er keine andern hatte, aus der Menge hernähme und zusammenbrächte, mahnt er einige Männer, unter den Haufen des der Masse wegen zusammengedrängten Volkes heischend herumzugehen und von jeder einzelnen Person ein Almosen zu erbitten,

---

[1]) Sie wurden größtentheils 1824 zu Berlin herausgegeben und beweisen, daß eine gewaltige Sprache ebenso sehr gegen die Mißbräuche der Kirche, namentlich den Ablaß gerichtet als auch die Verehrung Gottes im Geiste zur obersten Regel gemacht wurde, wobei oft eine erschütternde Aufweckung der Gemüter nicht ausblieb.

[2]) Also jedenfalls sehr alten.

bis daß die Summe der zehn Pfunde an Rappen voll sei. Als die Männer mit dem Ansuchen um einen Beitrag zum Heiratsgut unter einem Theil der Leute um waren, und ein großer Theil zur Einsammlung noch übrig blieb, rief der hl. Vater auf dem Redestuhl mit lauter Stimme: „Es ist genug! Wir haben das Geld, das wir wünschen!"

Die Sammler standen, wie sie auch seinen ersten Mahnungen Folge geleistet, von der Sache ab, kamen zu ihm zurück und zählten das durch Bitten gesuchte Almosen vor, und es fand sich genau die veranschlagte Summe, nicht mehr, nicht minder, weder weniger noch mehr Rappen als die zehn Pfunde, die er unverzüglich demjenigen Manne geben ließ, welcher sich mit der bezeichneten Sünderin verlobt hatte, indem er sie ihm herzlich empfahl.

Wer nun offenbarte und brachte ihm bei diese verborgene und unerforschliche Wahrheit? Niemand anders als der hl. Geist, der in seinem Herzen reichlich wohnte, hatte ihn erleuchtet. Denn die menschliche Vernunft reicht nicht hin, dieses den menschlichen Sinnen entrückte und entfremdete Geheimniß zu fassen!

Nach seinem Absterben[1]) in der baierischen Stadt Regensburg, in der er geboren und erzogen worden sein soll, strahlte er noch lange durch viele Wunderzeichen zurück auf der Wohnstätte der Minderbrüder, wo er begraben liegt.

Als der apostolische Stuhl nach dem Tode Clemens IV. drei Jahre gefeiert, wählten die Kardinäle zu Viterbo einmütig einen Geistlichen der Kirche Laodicea[2]) zum Papste, Namens Thobaldus, gebürtig aus Piacenza, der jenseits des Meeres lebte; er wurde, da er eben in auswärtigem Aufent-
Sept. halte war, gewählt und nach ihm über das Meer geschickt. Man nannte ihn Gregor X.

Dieser Papst hielt seinen Einzug in die Stadt Rom mit festlichem Geleite. Den Karl von Gallien, zum König von Sizilien eingesetzt, nahm er in seine Gunst. Vor diesem Papste hatte eilf Jahre lang kein anderer, wegen der Uneinigkeit der Römer, die Stadt betreten. Während der Papst in Prozession durch Rom zog, geleiteten ihn ehrfurchtsvoll Balduin, der Kaiser von Griechenland, und der König Karl von Sizilien als die Diener, die ihm auf Erden aufzuwarten hätten.

Der Papst ordnete an, daß die Fürsten Deutschlands ihren König wählen und weihen sollten. Das geschah, denn sie wählten den Grafen von Habsburg.

Er feierte zu Lyon ein Konzil, wo der hl. Mann viele Verordnungen erließ. Er feierte das Konzil, bei dem der Griechen und Tartaren erhabene Gesandtschaften zugegen waren, im dritten Jahre seines Stuhles für die Wolfahrt des hl. Landes, das er persönlich zu besuchen beabsichtigte. Die Griechen versprachen, zur Einigkeit mit der Kirche zurückzukehren, bekannten zum Zeichen dessen, daß daß der hl. Geist vom Vater und vom Sohne ausgehe und sangen das Bekenntniß im Konzil feierlich her[3]). Dann wurden beinahe alle Tartaren im Konzil feierlich getauft und kehrten wieder

---

[1]) Im Jahr 1272.

[2]) Haupt- und Handelsstadt in Phrygien in Kleinasien, sieben Stunden von Colossä, s. Epistel an die Colosser, 2. und 4. Kap.

[3]) Bekanntlich war die Lehre, der hl. Geist gehe vom Vater und vom Sohne aus, in der abendlän-

heim. Die Zahl der Geistlichen aber, die auf dem Konzil zugegen waren, betrug 560 Bischöfe, und ungefähr 1000 Aebte und andere Prälaten.

Zu dieses Papstes Zeit, zufolge seiner eben gemeldeten Anordnung, kamen im Jahr 1273 im Mo- 29.
nat Oktober die Fürsten in Frankfurt zusammen und wählten den erwähnten Grafen Rudolf von Habsburg zum Könige Deutschlands, welche Wahl Gregor X. bei Lausanne bestätigte. Später wurde er jedoch zu Aachen zum König Deutschlands und der Römer geweiht. Er wurde einstimmig von allen Fürsten gewählt.

Es wird von ihm erzählt, daß, da er nur noch Graf war, als er einmal mit seinem Gefolge durch sein Land ritt, er einem Geistlichen begegnete, der den Leib des Herrn trug und zu Fuß daherwandelte; daß er dies zu Herzen nahm, sogleich vom Pferde sprang und es zur Verehrung des Leibes Christi dem Geistlichen gab. Bald darauf wurde er zum König der Römer erhoben.

Er wollte sich jedoch nicht in das Gebiet Italiens begeben, um die daselbst befindlichen Reichsgüter wegzunehmen und zu besetzen, unter welchem Namen sie auch begriffen sein mochten, durch das Beispiel des Königs Konradin, der in Apulien, wie ich oben angegeben habe, mit seiner Mannschaft enthauptet worden war, abgeschreckt, daß ihm nicht auf dessen Art unterzugehen und Gefahr zu laufen widerführe; er wollte lieber Deutschlands Reich in ruhigem Besitz in Gewalt haben und sich begnügen, als sich anderweitig der Gefahr und dem Untergange aussetzen.

Als die Fürsten in Frankfurt den Grafen Rudolf von Habsburg wählten, hielt er inzwischen die Stadt Basel fest umschlossen und wiewol er nur noch Graf und schwach an Kräften war, belagerte er sie doch ringsum mit solcher Hartnäckigkeit und Feindseligkeit, daß ihren Bürgern viele Tage lang weder Eingang noch Ausgang noch einer Entwischung Gelegenheit offen stand. Denn die Bürger beiderlei Geschlechtes, der Möglichkeit einer Rettung mißtrauend, wurden vor Erstaunen und Verzagtheit über das, was ihnen widerfahren war, bis aufs Mark erschüttert.

Als sich nun aber in der Zwischenzeit, nach einem langen und gefahrvollen Streit und einer verderblich obwaltenden Entzweiung, wie oben gemeldet, zwischen dem König von Kastilien und dem Grafen von Cornwallis, die in Zwietracht gewählt waren, die Fürsten Deutschlands abermals zur Wahl Eines Königs für Deutschland versammelt hatten, wählten sie dann, nach dem Wortlaute des so beginnenden Kirchenbeschlusses: »Venerabilem«, und da sie die ruhmvollen Thaten und schreckenhaften- und allzu wundersamen Verrichtungen des hochherzigen so unbesiegbaren Grafen und so äußerst tapfern Kriegers Rudolf vor der genannten Stadt erkannten, ihn einmütig und wie gesagt kirchenrechtlich zu einem Kaiser, auf Krönung und Bestätigung hin, indem sie ihm zu Meldung dessen unverzüglich Gesandte in die Belagerung abordneten.

Als sie der Graf Rudolf vernommen hatte, gerieth er vor Freude über die gar nicht vorbedachte und gehoffte, ihm aber auf so würdevolle Weise in seiner Abwesenheit übertragene Ehre in hohe Ver-

---

dischen Kirche seit der Synode zu Toledo 589 ins Glaubensbekenntniß aufgenommen, wogegen die griechische Kirche, als der Satz auch dort eindringen sollte, Widerspruch erhob und dadurch eine bedeutende Differenz von der abendländischen Kirche festhielt.

wunderung, jauchzte im Gefühl der Wonne, hob die Belagerung auf, eilte sofort zu den Fürsten selber hin und indem er ihnen die Dankbezeugungen darbrachte, verlangte er vermittelst ihrer Hülfe in Rath und That den Reichsthron Deutschlands einzunehmen und die Reichsgüter in friedlichem Besitze zu behalten. Das ist denn auch seinem Wunsch und allseitigen Willen gemäß geschehen.

Juli. Zu Rudolfs Zeit sei als ganz ähnlich in allen Dingen dem Kaiser Friederich ein Schmid aufgetreten, der von vielen Baronen und Großen des genannten Königs und ebenso von dem Volkshaufen für den Kaiser Friederich gehalten und auf sehr ehrenhafte und ruhmvolle Weise behandelt wurde. Als dieser die Beehrung solcher Art nicht zurückwies, vielmehr recht gerne annahm, indem er sich als jene Person austhat, und dies gegen die Ansicht des Königs Rudolf ausschlug, so sagte der König bewegt: „So viele Male und so häufig habe ich das Gesicht Kaiser Friederichs gesehen, weil ich oft mit ihm umgieng und so zu sagen an seinem Hofe erzogen wurde, daß ich es nicht unterlassen will, denjenigen, über den diese leichtfertige Meinung geht, zu sehen, ob er es sei oder nicht.“ Als er sich vergwissert hatte, daß er es nicht sei, befahl er, daß er umgebracht und aus dem Gedächtniß der Menschen, das dem Truge viel zu leichtgläubig diente, weggeschafft würde.

Andere freilich sagen, was meinem Erachten nach glaubwürdiger und wahrscheinlicher ist, der genannte Schmid, der dem längst gestorbenen und begrabenen Kaiser Friederich ähnlich sah, sei nur mit dem höchsten Widerstreben zu den bezeichneten Ehrenbezeugungen gebracht worden; denn er hätte lieber mit Frau und Kindern zu Hause in Gemächlichkeit seiner Arbeit Pflicht und Kunst obliegen und sich hingeben wollen, als trügerisch und widerrechtlich der Ehre Hoheit und der Würde Gipfel, die er nicht verdiente, auf solche Art sich anzueignen. Da er nun lange gegen seinen unverdienten Ruhm ankämpfte und nach Hause zurückzukehren sich sehnte, brachte er es endlich dahin, Erhörung zu finden, und konnte heimkehren.

1267. Von Rudolf wird ferner erzählt, daß er, als er noch Graf war, einmal mit der Hülfe der Bürger von Zürich Krieg angefangen habe mit den Herren, benannt von Regensberg, die damals an Macht und Leuten hoch standen, jetzt aber in Bezug auf Beides ganz herabgekommen sind. Obschon er nun in demselben den Sieg errungen hat, stürzte er doch elendiglich vom Pferde; er wurde nämlich so heftig geschlagen und zu Boden geworfen, daß er von den Feinden für todt gehalten wurde. Darum zogen ihm die Lagerbuben[1], die nach ihrer Weise auf Beute ausgiengen, die Waffen sammt den Kleidern ab und ließen ihn im Kampfe nackt liegen. Er stellte sich nämlich todt, damit er zur gelegenen Stunde von dem Scheintode wieder aufstünde und wie aus des Todes Schlünden herausgerissen erschiene.

Das sah ein Bürger von Zürich, genannt Müller, den ich selbst gesehen habe, ein kräftiger, groß

---

[1]) Die garciones. Sie zogen hinter dem Lager her und lauerten auf jeden Anlaß, bei Freund und Feind zu rauben, was nur eben zu bekommen war, ein förmliches Kriegsgesindel, das sich auch sonst durch eine liederliche Aufführung kenntlich machte. Ganeones, sagt Du Cange, nebulones, homines nihili, cujusmodi sunt calones qui sequuntur castra, „mauvais garçons“

gebauter und starker Mann, vertheidigte ihn, indem er sich wie ein Schild vor ihn hinstellte, richtete ihn gewandt auf und setzte ihn auf sein Pferd. Er durchschnitt hierauf die Reihen der Feinde und schlug sie durchbrechend mit grausen Streichen danieder.

Diese Wolthat bewahrte er, auch zum König geworden, fortan im Schooße seines Herzens und als er später eines Tages sich in der Stadt Mainz aufhielt und unter seinen Soldaten saß und vor dem genannten Bürger Müller, der zu ihm herkam, mit heiterer und munterer Miene aufstand und ihn mit ausgezeichneter Ehre und der Freundschaft Beweisen vorzüglich behandelte und man ihn fragte, warum er vor einem so einfachen, mit keinem Würdezeichen bemerklichen Manne so ehrerbietig und ergeben aufgestanden sei, antwortete er: „Weil er mich in einem Kampfe, als ich noch Graf und in die Hände der Feinde gefallen war, aus denselben entriß und auf sein Pferd setzte. Durch ihn bin ich dem Tode entgangen und habe meine Feinde tapfer geworfen. Nie werde ich denjenigen ungeehrt lassen, welcher mir mit Gottes Hülfe das Leben erhalten hat."

Es sei ferner zu seiner Zeit, als er noch Graf war, auf dem Albisberge, unfern Zürich, eine hohe und feste Burg gewesen, welche den Zürchern sehr lästig und feindselig war; denn sie übte beständig Haß gegen sie. Das war um so verderblicher, je offener ihren Eingang und Ausgang vom Gipfel des Berges herunter, auf dem die Burg stand, die Inhaber der Burg sehen konnten.

Als sie dies schon lange erduldet hatten und sich dagegen doch nicht schützen konnten, erweckte ihnen der Herr einen Retter in dem Grafen Rudolf, der damals mit den Bürgern von Zürich durch der Liebe Kraft und der Freundschaft Band verknüpft und verbunden war. Da er nun zu selbiger 1252.
Zeit die Wohnung oder den Sitz in seiner im Aargau gelegenen Stadt Bremgarten hielt, zu der ebenfalls von der gemeldeten Burg offene Aussicht war, so umgieng er und täuschte er mit seinen Gehülfen durch wundersame List und kluge Ersinnung den Burgvogt auf folgende Weise.

Er ließ ungefähr dreißig Pferde satteln und auf jedes zwei bewaffnete Männer sitzen. Diese stiegen nun mit dem Grafen, dessen Befehl sie willfahrten und auf den Wink Gehör gaben, mit großer Tapferkeit und Kühnheit in feindlicher Art gegen die Burg den Berg hinan und gaben den Inhabern der Burg den Anschein, als wäre es nur Ein Mann, weshalb sie dieselben zum Ausfall gegen sich veranlaßten. Denn sie verließen sich auf ihre Menge und vermuteten eine Wenigkeit von Gegnern. Als sie nun so bereits zum Gefecht an einander gerathen waren, sprangen die Hintermänner bewaffnet von den Pferden und unternahmen es zusammt mit den auf den Pferden Verbleibenden in die Feinde zu stürzen. Die andern aber, da sie dieselben wider ihre Erwartung vervielfältigt, sich selbst jedoch am Schein getäuscht sahen, ergriffen mit Eile um die Wette die Flucht; sie hinwiederum, diese nur rascher verfolgend und zuletzt bewältigend, nahmen die Burg ein, rissen sie nieder und machten sie dem Erdboden gleich, und so wurde den Zürchern der Friede durch den Grafen Rudolf verschafft und hergestellt. Diese That erhöhte und befestigte die Freundschaft, welche die Zürcher gegen Rudolf, den Grafen von Habsburg hatten, so sehr, daß sie nachher für ihn zum Streite gegen die erwähnten Herren auszogen, wo sie dann auch Glück hatten.

Als der Graf Rudolf König geworden war, zeigte er sich als der größte Entvölkerer und Zerstörer der Burgen, von denen aus die Leute beraubt wurden. Er eroberte sie, brach sie nach der Eroberung zusammen und machte sie dem Erdboden gleich. Er war gütig gegen Freunde und Vertraute, aber sehr streng gegen Feinde. Er war freigebig, doch am meisten gegen seine Soldaten, die ihm getreulich den Dienst thaten. Er eignete sich das Eigentum der Herren zu, die ihn verachteten, und nahm auch den Papst Bonifazius nicht in Schutz. Er war ein wackerer und weiser Mann, aus der Beichte der Minderbrüder.

Als er einmal in der Stadt Zürich eine ausgezeichnet schöne Bürgerin, die Frau eines Schmids, glühend zu lieben anfieng, legte er eines Tages seinen königlichen Anzug ab und kam in der Tracht eines Handelsmannes in ihr Haus, da der Ehemann gerade am Ambos stand und ihn freundlich grüßte, ihn jedoch durchaus nicht kannte. Als der König bei der Frau des Schmides eine ziemliche Stunde gesessen und mit ihr, wie er gewünscht hatte und beabsichtigte, gemütlich und angenehm geplaudert hatte, gieng sie, des Schmides Frau, zu ihm und sagte und mahnte, er solle jenen Gast doch mit größerer Achtung aufnehmen und auf ehrenvollere Weise, als er gethan, behandeln, da es ja der König Rudolf wäre, der in der Tracht eines Handelsmannes, wie er selbst gesehen habe, hereingekommen sei. Sobald er dies gehört hatte, gieng er mit Bewunderung und Erstaunen auf den König zu und erwies ihm die schuldige und angemessene Ehre, indem er ihn geläufig bat und einlud, er möchte sein Haus, so oft es ihm gefällig sei, besuchen. Der König war darüber erfreut und erwiederte ihm eine gleiche Freundlichkeit, empfahl sich beiden herzlich und ließ der Frau unverweilt durch einen seiner Bedienten ein kostbares hübsches Stück Tuch zu einem neuen Kleide kaufen.

Als er ein anderes Mal durch eine Gasse der Stadt Basel ritt und hier einen Gerber sah, der vor einer rohen, schmutzigen, über ein Stück Holz ausgespannten Haut stand, sagte er zu ihm: „O wie süß und lieblich wäre es doch, hundert Mark Einkommen und dazu eine schöne Frau zu haben!" Der Gerber erwiederte; „Ich habe beides in voller Genüge." Auf diese Antwort fügte der König mit starker Verwunderung bei: „Nun, dann will ich, sobald ich in meiner Herberge abgestiegen bin, zu dir zurückkommen und dies doch sehen."

Inzwischen zog der Gerber seine schmutzigen Kleider aus, legte sie bei Seite und zog die anständigen und glänzenden und schönen an, mit denen er sich an Festtagen zu umgeben gewohnt war, und ebenso hieß er seine Frau das Nämliche thun; befahl auch, daß der Tisch festlich gedeckt werde und ließ darauf in goldenen und silbernen Bechern und andern Geschirren den vornehmsten Wein in Fülle einschenken und von feinen und ausgesuchten Speisen eine große Rüstung auf dem Tische aufstellen und seine Dame, ausnehmend schön, in Purpur und Seide gekleidet, ja mit weiblichem Putz auf das Pünktlichste ausstaffiert, sich oben an den Tisch setzen.

Als das geschehen war, kam der König fertig, wie er versprochen hatte, an, sah die einzelnen Sachen bewunderungsvoll durch, und bekam einen nur zu großen Glauben und spendete nicht geringes Lob. Als er aber Alles angeschaut und es ihm gefallen und ihm der Gerber seine noch nicht

gesehenen Gebäulichkeiten und Reichtümer erklärt hatte, schob der König zwischen ein: „Da du an all dem so reich bist, warum giebst du denn eine so schmutzige Beschäftigung nicht auf?" Er sprach: „Obwol ich freilich hieran Ueberfluß habe, so betreibe ich, wie ich Euch als Ihr vorbeigienget gesagt habe, doch den häßlichen und verächtlichen Dienst meiner Kunst nicht weniger, damit mein Reichtum nicht abnimmt, sondern eher zunimmt, weil er durch Ruhe und Unthätigkeit alsobald Abbruch erleiden und nach und nach völlig aufgezehrt werden müßte." Der König gab ihm darin Beifall, theilte seiner Ehefrau kostbare Geschenke aus und zog sich zurück.

Einst, als er noch Graf war und auf dem Schlosse Kyburg wohnte, sagten die Herren genannt um von Regensberg, seine Nebenbuhler von Alters her, eines Tages in ihrer Gesellschaft: „Der elende Graf soll unsern Händen nicht entgehen; denn diesmal wollen wir, dieweil wir jetzt beisammen sind, das Netz spannen und seine lange Nase zerhacken."

Das hörte ein Dummkopf unter ihnen, ein Kerl in beständiger Tollheit, und schlug ungesäumt seinen Weg von Regensberg nach Kyburg ein. Nachdem er heftig am Thor des Schlosses geklopft und, zuerst unerkannt, endlich erkannt wurde, ward er eingelassen. Er schaute das Gesicht des Grafen an und sagte: „Fürwahr, du hast nicht eine so lange Nase, wie ich heute von meinen Herrn in Regensberg gehört habe."

Als Rudolf die Rede vor seiner Familie hörte, sagte er zu dem, der neben ihm stand: „Schreibet die Worte auf, merket euch das Geheimniß, das weiset etwas aus." In der Absicht aber, den Sinn der Worte noch deutlicher zu erforschen, sagte er: „Was hast du gesagt?" Und jener sprach: „Meine Herren, zahlreicher als gewöhnlich, sagten zu einander dies: Des Grafen lange Nase wollen wir zusammendrücken." Denn er soll eine lange Nase gehabt haben.

Der Graf aber, der auf die von jenem Manne vorgebrachten Worte Acht gab und sie in seinem Herzen bewahrte, rüstete sogleich eine starke Schaar bewaffneter Leute aus und eilte mit ihr in Wut gegen Regensberg. Er traf auf jene verbündeten, wider ihn verschworenen Herren unterwegs, stürzte mit seinen Gehülfen in wilder und ungezügelter Art auf sie ein und tödtete mehrere von ihnen; die übrigen haben sich auf dem Wege der Flucht, den sie einschlugen, gerettet, und so machte er ihren boshaften Plan von Grund aus im Beginn zu nichte.

Der König Rudolf hatte eine große Milde und Nachgiebigkeit, was durch folgendes Beispiel am einleuchtendsten erwiesen wird. Als er nämlich einmal in der Stadt Zürich auf einige Tage Aufenthalt machte und er unter einer großen, auf jeder Seite des Grabens aufgestellten Schaar Soldaten stand, so rief ein Mann aus dem Volkshaufen, der hindurchzukommen wünschte, ihn verspottend mit lauter Stimme: „Der König da mit seiner langen Nase" (die er wie oben gesagt eben gehabt haben soll) „steht mir im Wege, daß ich durch die Straße in geradem Zuge nicht fortlaufen kann." Das hörte der König und wich aus, indem er seine Nase mit dem Finger auf die andere Seite hindrückte, und machte ihm mit heiterem Gesicht und freundlichen friedlichen Worten Platz.

Es wird auch erzählt, als er eines Tages nach Lindau gekommen war, machte ihm ein dortiger

Bürger einen großen Fisch, einen sogenannten Hecht, zum Geschenk. Als der Koch denselben entdärmen und zum Kochen zubereiten wollte, fand er in seinem Rachen eine große Kröte. Der Koch warf darum den Fisch weg und hatte keine Lust, ihn als eine abscheuliche Speise zu kochen. Als ihn der König bei Tische lange erwartet hatte, um ihn, wie es nach seiner Gewohnheit war, unter seine Soldaten zu vertheilen und er ihm durchaus nicht gebracht wurde, läßt er den Koch unter seine Augen treten. Nachdem er von ihm den Grund erfahren hatte, weshalb ihm der Fisch nicht gebracht worden sei, antwortete er: „Die Kröte war seine Speise, er aber wird die meinige und der Meinigen sein; deswegen soll er nicht weggeworfen und auch nicht weniger gegessen werden. Geh also und bring ihn mir gekocht!" Und das geschah.

Wiewol der König Rudolf viele kriegerische Thaten tapfer verrichtet hat, habe ich unter andern
1278. doch eine des Lobes eben würdige kurz in Schrift zu fassen gesucht, die in berühmtem und noch neuem Wort und Sinn der Menschen verbreitet wird.

Man sagt, daß der König von Böhmen, Namens Ottaker[1]) durch Ueberredung seiner allzu hochmütigen und über den Gipfel ihrer königlichen Ehre unmäßig aufgeblasenen Gemahlin verschmähte, Rudolfen, dem König der Deutschen, zu gehorchen und von ihm das Reich Böhmen, wie er es mit Recht hätte thun sollen, zum Lehen zu erbitten. Da er es zuletzt, von einem gesünderen Rathe geleitet, obschon seine Gattin sich dawider sträubte, zu thun sich anschickte und sich mit seiner Mannschaft zur Reise rüstete und dies dem König Rudolf wirklich kund wurde, rief er gleich seine Hofbeamten zusammen und fragte sie, in welchem Kleide er sich dem Könige der Böhmen zeigen solle, wenn er zu ihm komme, um von ihm zu erbitten, daß ihm das Reich Böhmen zum Lehen bewilligt werde. Als diese ihm antworteten, daß er im königlichen Schmuck und im Anzug seiner Hoheit und Auszeichnung vor ihm erscheinen müsse, erwiederte er: keineswegs, sondern in einem bäurischen und groben Kleide, nämlich in einem graufarbigen Wamms, wolle er sich seinen Blicken darthun, damit ihm dadurch klar werde, daß er den Schwulst seines Hochmutes geringschätze, ja gleichsam für das allerkleinste achte.

Nachdem dies ganz so wie er es beschlossen hatte, vor sich gegangen und der König von Böhmen zurückgereist war und seiner Gattin dies alles der Ordnung nach erzählt hatte, überhäufte sie, von der Flamme des Zorns mehr als man es sagen kann entzündet, den König mit Beschimpfungen, riß ihn mit den bittersten Schmähungen gleichsam in Stücke und sagte: „Wie hast du es übernehmen können, von einem solchen dir ungleichen und gemeinen Mann, der zu deiner Verachtung und Entrüstung ein solch einfaches Bauernkleid um sich geworfen hat, der du an Reichtum, Ruhm und Ehre viel vorzüglicher als er bist, dein Reich unter dem Namen eines Lehens zu erbitten und zu deiner großen Schande anzunehmen!"

Mit diesen und vielen andern Worten rief sie ihn in ihrer ganzen Bemühung dazu auf, daß er das Reich Böhmen, indem er den Namen einer Belehnung von sich weise, unter dem Namen eines

---

[1]) Ottokar.

Eigentums an sich in Besitz nehme, und dazu noch das Herzogtum Oestreich, welches er sich schon lange widerrechtlich zugeeignet hatte, tapfer behaupte und es dem König Rudolf, welcher begehrte, daß es ihm wieder anheimgegeben werde, da es zum Reiche gehöre, keineswegs zurückstelle, sondern vielmehr sich zu dessen Vertheidigung und Erhaltung für sich dem König Rudolf widersetze und desselben Fürstenrecht in keiner Rücksicht fürchte, im Gegentheil sich zum Widerstand und zum Kriege gegen ihn so schnell er könne mit allen Kräften vorbereite.

Der König Rudolf merkte das, rüstete ein starkes Heer auserlesener Mannschaft aus Schwaben und andern Gebieten und wandte sich gegen ihn mit großer Tapferkeit und Kühnheit. Sie trafen auf einem großen Felde[1]) zusammen und geriethen in heftigen Kampf. Aber der König Rudolf behielt mit seinem Heer die Oberhand, ohne daß viel Blut der Seinen vergossen wurde. Der König von Böhmen wurde getödtet und sein Heer aufgerieben. Und so unterwarf sich der König im ruhmvollen Siege gedachtes Reich und hinterließ das Herzogtum Oestreich seinen Kindern und deren Nachkommenschaft mit dem Lehensrecht zum Besitz für sie und ihre Nachfolger auf immer. Er setzte seinen Sohn Albrecht dorthin, beförderte daselbst viele Alemannen zu Macht, und beherrschte so das Land.

Aus dem Orden der Minderbrüder wurden damals zwei Bischöfe gewählt, der von Toulon und der Erzbischof von Mainz, Bruder Heinrich, beide von Isni, einer Stadt im Albgau[2]) gebürtig.

Es heißt, daß der König Rudolf in diesem Kriege, als er vom Pferde stürzte, elendiglich zu Boden geworfen und den Fußtritten der Pferde und den Handgriffen der Feinde ausgesetzt war. Das sah einer seiner Soldaten, Namens Ramswag, und entriß ihn nicht nur von der Zerstampfung der Pferde und dem Andrang der Feinde, sondern setzte ihn auch rühmlich auf ein anderes Pferd, auf dem er nach überwundenem Tode auf den Feind tapfer einhieb und einen feierlichen Triumph hatte. Dieser Wolthat eingedenk übertrug der König seinem Helfer in Bedrängniß, dem Herrn von Ramswag und dessen Nachkommen die lindauische Mauth von wie man sagt 20 Pfunden zu immerwährendem Besitz und siegelte ihm darüber urkundliche Briefe zu. Seine Erben besitzen und verwenden dies zu ihrem Vortheil bis auf den heutigen Tag, indem sie denjenigen, welche es beanspruchen, das darüber ausgefertigte Beweismittel vorzeigen und sie von der Beanspruchung abhalten.

Vor dem Angriff der gedachten Schlacht begleitete durch den ganzen Zug, wie Viele angeben, ein Leser[3]) aus dem Orden der Minderbrüder, ein Mann mit großer Wissenschaft und dem besten Rathe, den König Rudolf; denn er war ihm in besonderm Vorzug und mit ausnehmendem Vorrecht der Begünstigung lieb. Dieser hielt an das Heer des Königs Rudolf, als es sich eben in die Reihen der Feinde mengen wollte, ein Wort der Ermahnung, wodurch sie so viel gewannen, daß sie rasch den Sieg erhielten.

---

[1]) Auf dem Marchfelde bei Wien den 26. August 1278.

[2]) Schwäbischer Donaukreis.

[3]) Ein solcher, der die Lese- und Erbauungsstunden leitete, also vorlas und auslegte. Es ist jener Heinrich von Isni.

Durch die Klugheit, die Berathungen und heilsamen Ermunterungen dieses Lesers hatte der König Rudolf nicht nur jenes Mal, sondern auch noch viele Male in gefährlichen und schwierigen Angelegenheiten und in den alle Wachsamkeit erheischenden Geschäften nach seinem ganzen Willen Gelingen.
m Okt. Darum behändigte er ihm, da er ihn für die Verdienste belohnen wollte, kurze Zeit darauf das Bis-
Mai. tum Basel, dann Mainz, mit deren Empfang durch denselben er bewirkt hatte, daß er ihm, wie er auch im Stande war, kräftiger half.

Auch die Brüder seines Ordens nahm er seinethalben für sich und seine Kinder zu Beichtvätern an und wählte sie vor allen Mönchen aus; das dauerte dann auch unverletzlich durch vieler Jahre Lauf hindurch. Er war seinem Orden mit herzlicher Liebe zugethan, weshalb er ihn vor allen Ungerechtigkeiten schützte und in seinen Ehren aus allem Vermögen begünstigte und wahrte. Den Weltpriestern und Geistlichen aber vertrug er weit weniger und entzog ihnen die Huld seiner Gunst und war ihnen gar feindlich.

Als dieser Bruder noch in Basel bei den Minderbrüdern unter den Mindern lebte, in der Eigenschaft als Leser, hatte er daselbst eine Frau als Beichtkind, welche lange Zeit hindurch häufige Verführungen eines bösen Geistes unter der Gestalt eines Engels des Lichtes hatte. Sie nun, im Glauben, auf solche Weise empfange sie von Gott Tröstungen, ertrug es lange mit ihrer freilich irrigen Freude und nahm jene Erscheinung begierig auf. Zuletzt gerieth sie in Bedenken und einen unschlüssigen Zweifelskampf über die genannte Erscheinung und erzählte es auf Antrieb des Herrn in klagenden Worten um der Belehrung willen dem erwähnten Leser. Dieser erkannte durch seine eigene ihm vom Herrn gegebene tiefe Weisheit ihre Erscheinung als eine teuflische und ertheilte ihr einen heilsamen Rath. Er bestand darin, daß sie gegen den bösen Geist das Wort Petri aussprechen mußte: „Durch die Besprengung mit dem Blute Christi!“ [1]) Das wandte sie gerade in der nächstfolgenden Nacht an, trieb den bösen Geist fort und zwang ihn zur gänzlichen Flucht. Da soll er, darüber geärgert, die Frau folgendermaßen angeredet haben: „Derjenige, den ich kenne, der dir seine Mahnungen, mich so zu vertreiben, untergeschoben hat, soll von mir eine Vergeltung empfangen; denn ich werde ihm die Schlinge legen, in die er nach nicht vielen Tagen fallen wird und woraus du mir durch ihn entgangen bist, er soll mir statt deiner herhalten!“

Als nun der Leser nach dieser Sache bald den Gipfel der bischöflichen Würde erstiegen hatte [2]), wird aus den Worten des also erwiedernden Geistes geschlossen, die Schlinge sei das Kirchenamt des Bischofsdienstes, das ihm der Teufel mit arglistigem Sinne verschaffen wollte, um an ihm Rache nehmen zu können, damit er um so tiefer und unseliger in den Abgrund des ewigen Todes stürze, je steiler er durch seinen Antrieb und seine Eingebung [3]) auf der Leiter der Ehre, wo ein unmäßiger Schwulst des

---

[1]) 1. Petri, 1, 2.
[2]) Als Bischof von Basel und Erzbischof von Mainz.
[3]) Antrieb und Eingebung gehen also vom bösen Geiste aus, und „sein“ ist somit nicht etwa auf den Bischof zu beziehen.

Stolzes ihn begleitete, in die Höhe steige. Daß das geschehen sei, wird von Vielen ganz und gar nicht bezweifelt, weil er, auf dem Höhepunkt seiner Würde angelangt, mehr als es zu sagen und zu schreiben wäre, an einem hochfahrenden Wesen in Sinn und Werk aufschwellend jeder Demut Maß und Grenze gänzlich von sich wies.

Zu jener Zeit, als der König Rudolf noch Graf war, wie man sagt, war zwischen den siegfesten 1271.
Herren, den Grafen von Habsburg, den Verwandten des Königs, und der Stadt Bern, an den Grenzen von Gallien und Alemannien, ein Kampf entstanden. Er brachte, soweit es die Berner betraf, einen kläglichen Ausgang. Denn als beide Theile auf einem vor der Stadt gelegenen Felde zusammengekommen waren, stand die Schaar der Berner in Gestalt einer Krone gegen die Feinde zusammengeballt und zusammengedrückt und hielten ihre Spieße vor sich hin. Während nun dieselbe Niemand von der Gegenpartei anzugreifen wagte, fieng ein Graf mit jammernder Stimme heftig und kläglich zu rufen an: „Weh mir, daß ich Niemanden habe, welcher der Feinde Keil durchdringen kann oder auch darein zu brechen wagt!" Auf dieses Wort erwiedert ein beherzter Krieger von erprobter Treue: „Ich allein im eigenen Angriff will in sie zu brechen unternehmen, nur aus Lust, Euern Wünschen zu genügen!" Sowie er auf besagte Weise gegen sie gestürmt und von ihren Lanzen aufgefangen war, wurde er in Stücke gerissen und kam zusammengehauen auf beweinenswerthe Art um. Infolge von dessen Tödtung stießen die Schaaren der Grafen, von ungemeiner Rache entflammt, einmütig wie wilde Thiere auf den Schwarm der Feinde und warfen ihn aus einander. Hierauf wüteten sie mit solcher Raserei und Grausamkeit gegen die Berner selbst, daß viele von ihnen fielen, weit mehr jedoch an den Füßen verstümmelt wurden, worauf sie am meisten zielten. Wenige von den Bernern kamen unbeschädigt davon.

Die Auswärtigen, die einen ihren Wünschen entsprechenden Sieg errungen hatten, sangen daher und mischten in abwechselnden Weisen süßtönende Lieder; die Einheimischen hingegen begruben mit Trauer und Gram die Leichen der Gefallenen, den Verstümmelten aber bezeugten sie von innerstem Herzen das Beileid. Sie setzten auch fest, daß für die Sünden der Todten die schuldigen Gebete und Gebühren verrichtet, vorzüglich aber, daß ein Jahrestag mit der Feier der Messe, mit Opfern und Fürbitten und Almosen ganz andächtig für immer begangen werde. Das wird bis auf den heutigen Tag getreulich beobachtet.

Nach diesem Kriege verfloß nur eine kurze Zeit, da brach zwischen dem König der Franken und dem Grafen von Flandern [1]) ein äußerst heftiger Krieg aus, der sich, weil die Flandrer glücklich waren und Siege feierten, die Franken aber unterlagen, dann neue Kräfte schöpften, von vorn wieder anfiengen und doch nicht die Oberhand zu bekommen vermochten, in der verderblichsten Weise oft wiederholte.

---

[1]) Dem König Philipp IV. dem Schönen von Frankreich und dem Grafen Veit II. von Flandern, der gegen den König schon längere Zeit erbost war, weil ihm dieser in einem Streithandel mit den Bürgern von Gent nicht Recht gegeben hatte.

Einmal nun überwanden die Flandrer auch auf solche Art die Franken. Als sie nämlich an einem der nächsten Tage in einem Thale zur Schlacht[1]) auf einander stoßen sollten, brachten die Flandrer, um den etwas zu unvorsichtigen und unwissenden Sinn der Feinde drein zu verwickeln, eine List folgender Art zu wege. Sie machten in der der Schlacht vorangehenden Nacht heimlich unterirdische Gruben und deckten sie oben fein und geschickt zu. Das wußten die Franken nicht und am morgenden Tage, als sie das Treffen begannen und auf die Feinde den Anfall und Angriff machten, fielen sie in die mit Wasser gefüllten Gruben. In diese hatten sie nämlich einen Bach, der das genannte Thal durchfließt, geleitet.

Da kamen sie entweder in den Gruben verschüttet und verschlossen, oder im Wasser erstickt, oder durch das Schwert der Feinde, welche sie verfolgten, weggerafft, der größten Zahl nach um; denn 25,000 starke und bewehrte Männer verloren daselbst das Leben, wie von den Meisten, die damals in jenen Gegenden wohnten, erzählt wird. Auch 70 berühmte und mächtige Landesherren, die alle ihre Banner, von andern wol unterschieden, bezeichnet und benannt hatten, kamen daselbst um, wie ich aus dem glaubwürdigen Berichte derer, die im nämlichen Kriege gewesen waren, vernommen habe.

Einige sagen, die Flandrer hätten mit schlauer Absicht nur Stuten bestiegen und seien ihnen, wo sie das Lager abgesteckt hatten, zum Widerstande gerüstet, aufgesessen, damit sie durch dieselben die hochgeschmückten und ausgezeichneten Hengste der Franken, die auf der entgegengesetzten Seite aufgestellt waren, zu einer heftigen Begierde nach Begattung entzündeten, so daß sie dann, vor unmäßigem Drange nach einer Vermischung mit den Stuten gleichsam wütend und rasend geworden, in gestrecktem Galopp wetteifernd durch das Thal gegen ihre Feinde renneten und sich mit ihren des Zügels beraubten Aufsitzern in die Gruben stürzten. Das geschah auch. Sobald die Hengste die Stuten merkten, rannten sie, aller Zügel ungeachtet, gegen sie hin und stürzten in die ihnen geflissentlich bereiteten Gruben.

Der König jedoch, der nach der so zu sagen unendlichen Niederlage der Seinen wieder Kraft gesammelt und erlangt und das Heer erneuert hatte, feierte zuletzt den Sieg über die Flandrer und trug, indem er sie verwüstend niederschlug und tief demütigend zur Unterwerfung brachte, nach einem großen Fall und Schimpf eine reiche Frucht und einen überquillenden Ruhm davon.

Um noch eine löbliche That von dem König Rudolf zu berichten, setze ich die Hand an. Denn wiewol er zur vollen Kaiserherrschaft[2]) nicht emporstieg, lebte er doch glücklich in Deutschlands Reiche

---

[1]) Schlacht bei Cortryk (Courtray) in Westflandern im Jahre 1302.

[2]) Die volle Kaiserherrschaft ist unserm Chronisten die Vereinigung der deutschen und der römischen Kaiserwürde unter Einer Krone. Die erste besaß Rudolf, um die zweite bewarb er sich, wie Vitoduran in beifälliger Ausführlichkeit darthut, in keinerlei Weise; denn daß er als gewählter König Deutschlands den apostolischen Stuhl um die Bestätigung angieng, ist mit einem Schritt um die römische Kaiserkrone nicht zu verwechseln. Er unternahm daher keine Römerzüge und gab, mit den noch vom Interregnum herrührenden gesetzlosen Zuständen der deutschen Lande und namentlich mit den Angelegenheiten seines eigenen Hauses allzusehr beschäftigt, die Rechtsansprüche des Reiches auf das kostspielige Land und das unstäte Volk des Südens preis. Dessenungeachtet wußte er sich bei den Päpsten seiner Zeit in recht guter Achtung zu erhalten und gestand ihnen auch auf

und verrichtete viele wundersame und ausgezeichnete Thaten. So belagerte er kurz vor dem Ende seines Lebens ein Raubschloß, unterhalb Schaffhausen gelegen, genannt Weißenburg [1]. Obgleich es nur eine mittlere Stärke und Befestigung hatte, zog sich die Belagerung desselben doch auf sechs Wochen nach einander hinaus, weil die Belagerer nachläßig verfuhren und nicht gegen die Mauern, sie niederzubrechen, Sturm liefen. Als nun aber Jemand aus der Familie des Königs dies still bemerkte und dem König sagte, er möchte das Schloß doch mit mehr Anstrengung und Schnelligkeit stürmen lassen und Befehl geben, daß man, um die Mauern zu brechen, eine angelegentlichere Mühe darauf verwende, weil er hier die Zeit mit großem Aufwande und schweren Kosten zubringen müsse, soll der König darauf folgende Antwort gegeben haben: „Ich will lieber, daß das Schloß, da ich, wenn ich an einem andern Orte stünde, auch Kosten haben müßte, zu langsam genommen und in einer zu ausgedehnten Zeit zerstört werde, aber mit dem leiblichen Wolstande meiner Krieger, von denen meine Stärke und mein Ruhm abhängen, als zu schnell und in zu kurzer Zeit, aber mit ihrem Schaden und der größten Gefahr.“ Und daher wollte er nicht, daß sie sich, indem sie unvorsichtig und unzeitig wie Thoren und Verrückte auf die Mauern losrannten und einbrachen, dem Tode aussetzten, und so wurde das Schloß ohne irgend eine Tödtung seiner Leute durch Untergrabung und Aushöhlung des Berges genommen und zerstört.[2])

---

die immer wiederkehrenden Bitten die Romagna zu, wodurch ein widriger Streit endlich einmal seinen glücklichen Abschluß fand und die Päpste wie zum Lohne dazu gestimmt wurden, nur um so beflissener an der Aussöhnung der beiden mächtigen, gegen einander seit anderthalb hundert Jahren entbrannten Kirchen- und Kaiserparteien, der Welfen oder Guelfen und der Waiblinger oder Ghibellinen, zu arbeiten.

[1]) Nicht Wiesenburg, sondern Weißenburg, und nicht das schweizerische, wie Mone in seiner Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (Bd. VI., p. 134. Karlsruhe 1855) angiebt, oder wie frühere deutsche Schriftsteller an Weißenburg im Simmenthal gedacht haben. Die Burg lag im Klettgau, etwas unterhalb des Dorfes Weißwyl (geschrieben **Wisswil** wie **Wissenburg**), das dicht an der badisch-schaffhausischen Grenze war und von dem die Burg zweifelsohne ihren Namen genommen hat, da, wo der aus dem schaffhausischen Wangenthal herabströmende Bach die Richtung südwestlich nach Grießern hin nimmt. Sie wurde nach Joseph Bader (Badische Landesgeschichte, Freiburg i. B. 1834) von den Freien von Krenkingen, der damals bedeutendsten Familie im Klettgau, im 12. Jahrhundert erbaut, als ein abgeschlossener Theil ihrer dortigen Veste und Besitzung Roggenbach im Thale des Roggenbaches, unterhalb Bonndorf, Großherzogtum Baden. Eine besondere Linie der Krenkinger führte darum zu Ende des dreizehnten und Anfang des vierzehnten Jahrhunderts den Namen: „Freie von Wissenburg und Herren zu Roggenbach“.

[2]) Wir können bei dieser schließlichen Erzählung aus Kaiser Rudolfs Leben nicht umhin, noch einmal, wie es schon in der Vorrede zu diesem Heft geschehen, darauf zurückzuweisen, daß man sich recht sorgfältig halten muß, je nach den fehlenden Zeugnissen unserer Chronik einen Fingerzeig auf die Zustände der Waldstätte zu richten und darüber sogleich Schlüsse fertig zu machen. Von Seite derjenigen Geschichtsforschung, welche für den Schweizerbund und die ihn umgebenden Ereignisse keine Gewähr finden kann, wird nun (s. unter andern Kopp an dem in der Vorrede a. O.) hervorgehoben, es werde in diese Geschichte ein so großer Verdacht dadurch eingetragen, daß Vitoduran auch nicht einmal etwas von solchen Zuständen berichte, die in den Ländern um den See jene Einsetzung und Handlungsweise der Vögte irgendwie rechtfertigen könnten. Wir wüßten vor der Hand keinen bessern Beweisführer darüber, daß Vitoduran schweigen und die Sache doch wahr sein kann, herbeizuziehen als den Kaiser Rudolf und zwar eben in seinem Verhältniß zu den Waldstätten, aus der Zeit sowol, da er noch Graf, als vorzüglich auch da er Kaiser war. Wir wollen dies nur flüchtig durchgehen. Das staufische Königshaus war zerfallen und in dem kaiserlichen Interregnum, das die zügelnde Leitung eines gemeinsamen Oberhauptes vermißte, suchten jetzt nur noch mehr sowohl die einzelnen Fürsten als die einzelnen Städte, jede Partei auf ihre Weise, das Gedeihen eigener Interessen, jene die Vergrößerung ihres Gebietes und Ansehens, diese die freiheitskräftige Selbstständigkeit, anfänglich in der Verbündung der in der Stadt selbst liegenden Kräfte, dann der Städte un-

Juli. Als er achtzehn Jahre regiert hatte, starb er am Tage der hl. Jungfrau Margaretha und wurde in der königlichen Gruft zu Speier beigesetzt.

---

ter einander. Da trat der junge Graf Rudolf von Habsburg hervor und wandte, im Gegensatze zu seinen Vorgängern, den emporstrebenden Bürgerschaften eine auffallende Verträglichkeit und Vertraulichkeit zu, vielleicht weniger aus wahrem Wohlgefallen an der Sache als vielmehr um an diesem aufblühenden Volkswesen eine Gönnerschaft zu gewinnen und sich daraus die Stufen zu seiner künftigen Erhöhung zu bauen. Bedeutsame Zeichen gaben zu erkennen, daß von Habsburg her ein anderer Geist wehe und die Unterthanen bessere Tage ahnen lasse. Die Reichsburg auf dem Lindenhof zu Zürich und auf der Nidegg in Bern war gesunken, Zürich genoß eine Vergünstigung in Recht und Freiheit nach der andern. Rasch zog die frohe Kunde über die Alpenpässe in jene Thäler um den See und gieng hier, in der freien Bergluft, lebendiger als irgendwo in Gefühl und Verständniß der Bewohner über. Luzern, schon lange mit seinem Grundherrn, dem Abt von Murbach, im Gezänke, erlangt trotz der hemmenden Befehle und Maßregeln desselben ein freieres Wesen im innern Verkehr des Landes, und sogar des Abtes verhaßtes Schloß Tannenberg muß unter seinen Händen fallen. Zug wagt es, gegen die Uebergriffe des Adels die Waffe zu führen, und schickt die adeligen Räuber von manchem Zuge blutig heim. Aber noch mehr, Rudolf tritt selbst in persönlichen Verkehr mit den Waldstätten. Zwei Mal wird er von der Gemeinde Uri nach Altdorf berufen, um ihnen bei gegenseitig gestörtem Landfrieden den Schiedsrichter zu machen, und 1273, noch eben bevor er die Krone empfieng, zog er durch Kauf in Schwyz und Unterwalden die Besitzungen und Rechte an sich, welche seine Vettern von Habsburg-Laufenburg daselbst besessen, während einige Jahre vorher Leute von Steinen ebenfalls durch Kauf aus habsburgischen Herrschaftsrechten sich abgelöst hatten. Inzwischen machte Schwyz manche Bewegung zu einem andern Ziele hin, wenn wir dieselben aus Mangel an Nachrichten auch nicht Schritt für Schritt verfolgen können. Denn im Jahre 1275 besteuerte es, was sonst nur städtischen Bürgerschaften zukam, Gotteshäuser, und im Jahre 1281 führte es sein eigenes Siegel, Vorrechte und Fortschritte, welche Uri, freilich von König Heinrich her das „unmittelbare Reichsland", schon vierzig Jahre vorher errungen, zu denen aber gerade Schwyz selbst nicht ohne wichtige Vorgänge gelangt ist. Noch verbindlicher wird die Beziehung der Waldstätte zu Rudolf „dem Kaiser". Er dessen Streben vom Thron aus unverkennbar darauf gerichtet war, möglichst viele Rechte und Ansprüche vom allgemeinen Reich auf sein besonderes Haus Habsburg herüberzunehmen, übte von da an, wessen man sich gerade von ihm nicht so recht versah, weit strenger jene in Schwyz und Unterwalden erworbene Rechtsame. Und hatte Schwyz vom Kaiser Friederich 1240 im Lager vor Faenza Brief und Siegel empfangen, es solle fürderhin von habsburgischer Vogt- und Schirmherrlichkeit entbunden sein und nur noch unter ihm, dem Kaiser, und unter dem Reiche stehen, so erklärte jetzt Rudolf in einem eigenhändigen Briefe an Schwyz, er werde die Schrift nicht erneuern, ihm selbst komme das Verwaltungsrecht des Landes zu — natürlich nur, um das Thal in die direkte Abhängigkeit von Habsburg zurückzubringen. Sämmtliche Thäler suchte er in Rechtsbeschwerden den Landrichtern des königlichen Hauses zuzuordnen, damit sie den Weg der Reichsbeamtung nicht mehr zu gehen hätten. Das Land Luzern bekam er durch Kauf von Murbach als vollständiges Eigentum in seine Hand. Die Besteurung wurde nach allen Seiten drückender; die Bande, welche an Habsburg knüpfen sollten, überall straffer angezogen. Es wird nun gewiß Jedermann zugeben, daß sich diese Vorgänge und Uebergänge nicht mit des Bächleins Ruhe durch das Land verliefen, sondern ein gewaltiges Treiben der Gegensätze mit sich führten, das wellenartig bald auf diese, bald auf jene Seite anstieß. Mochte es auch nicht zu einem öffentlichen Ausbruch gekommen sein, vermutlich aus Achtung vor dem noch von früher her geliebten Grafen von Habsburg, so zeigte sich, welche Gährung durch das Volk gegangen war, doch schnell nach dem Absterben Rudolfs. Denn kaum hatte diesem der Tod die Krone abgenommen, so traten Uri, Schwyz und Nidwalden zusammen und erneuerten am 1. August 1291 den ersten alten Bund, den sie einander schon vor etwa dreißig Jahren zu gegenseitigem Schutz und selbstständigem Recht geschworen hatten. Die Akte der „Erneuerung", von jenem 1. August 1291, der älteste Bundesbrief der Waldstätte, den man aufweisen kann, ist in der That noch vorhanden, wogegen das erste Zeugniß von der eigentlichen Stiftung der Bundesgenossenschaft um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts der Nachwelt entzogen bleibt. Und von diesen vieljährigen Beziehungen und Verhandlungen Rudolfs mit den Waldstätten, von den in diesen dadurch umgewechselten Verhältnissen und Zuständen, von all dem meldet uns Vitoduran, der bei dem Grafen und bei dem Kaiser doch so lange verweilt, nicht ein Wort, und bringt uns von ihm eher alle andern piquanten Charakterzüge, als diese für die Geschichte der Urschweiz gewiß nicht unbedeutenden Data. Wie, wollte man nun auch hier von dem schweigenden Vitoduran eine Folgerung auf die Zeugnisse der Geschichte oder die Zustände der Waldstätte erheben, welch ein unsicherer Schritt und was für ein unhistorisches Resultat! Ist doch die Gewißheit der hier zusammengestellten Thatsachen von jener Geschichtsforschung selbst so zuversichtlich angenommen und auch so zuverläßig nachgewiesen! S. Kopp, Gesch. der eidgen. Bünde, II. und dazu: Heusler, der Bund Zürichs mit den Vierwaldstätten vom 1. Mai 1351, im 5. Bd. der Beiträge zur vaterländ. Gesch. von

Es starb im tausendsten und dreimal hundertsten Jahre
Minder jedoch die sechs und drei im Monat Juli der König Rudolf.[1])

Ungefähr um diese Zeit wurde die Stadt Buchhorn[2]) am Ufer des botannischen Sees[3]) von 1292, 2
andern Städten aus Haß gegen ihren Herrn, dem sie verpflichtet war, genommen und verwüstet.

Als Gregor X., der, wie oben bemerkt, die Wahl des Königs Rudolf bestätigte, gestorben war, saß Innozenz V., ein Burgunder, aus dem Orden der Prediger, fünf Monate und zwei Tage. Er wurde am Tage der Agnes gewählt, starb aber in der Feierzeit Johannis des Täufers. Er war Lehrer 1276, 2
in der Gottesgelehrtheit und verfaßte mehrere Werke über Bibel und Glaubenslehren.

Bis zu dieser Zeit waren nun von dem hl. Petrus an 197 Apostelwürdenträger[4]) gewesen, Linus, Cletus[5]) und eine Frau[6]) ausgenommen, die nicht mitgerechnet werden.

Auf Innozenz V. folgte Hadrian V., ein Genuese, und saß einen Monat und neun Tage, am 12. Juli im Jahre 1276.

Auf Hadrian V. folgte Johannes XXI., ein Spanier, der kurze Zeit saß. Denn er stürzte mit 1276, 1
dem neuen Saal, den er für sich in Viterbo um den Palast herum erbaut hatte, allein zusammen und

---

der hist. Gesellschaft zu Basel, wie auch: Georg v. Wyß, Akademischer Vortrag über die Geschichte der drei Länder Uri Schwyz und Unterwalden in den Jahren 1212—1315, in der Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich, 3. Jahrgang 7. u. 8. Heft.

[1]) Bei den Versen Vitodurans, wo deren noch sich zeigen werden, erwarte man weder poetische Diktion noch exaktes Metrum. Die Uebersetzung muß auch hierin dem Texte gleichzukommen suchen, um den Verfasser desselben bei den bloßen Versuchen wie bei den gelungenern Partien nicht anders erscheinen zu lassen, als er sich selber zeichnet.

[2]) Das jetzige Friederichshafen. Es wurde am 25. April 1292 erobert. Christian Küchenmeister (gesta monasterii sancti Galli, von 1227—1329 sich erstreckend, um 1335 geschrieben, sehr wichtiges Schriftdenkmal aus jener Zeit, ein Seitengänger von Vitoduran) giebt nach Kopp an: „am St. Marcustag" und nicht am „St. Martinstag", wie der Abdruck in der Helv. Bibl. V, 73 hat und dann der 11. November 1291 gesetzt wurde. Nach Küchenmeister waren es Konstanz, sein Bischof und die Verbündeten, welche Oestreich befehdend, Buchhorn erstürmten. Der „dominus" wäre entweder Herzog Albrecht selbst oder ein von ihm belehnter Edler. Spätere Berichte, wie die zürch. Jahrb. antiq. Mitthl. II. 60 theilen die Eroberung der Stadt sogar den Herzogen, „König Rudolfs Söhnen" (!) zu. Und war damals doch nur der einzige Albrecht noch am Leben, der Ende April 1292 allerdings sich in Schwaben befand.

[3]) Bodensee.

[4]) Päpste als Nachfolger des Apostels Petrus und somit Uebernehmer oder Erben der demselben verliehenen Macht und Würde.

[5]) Linus und Anacletus (Cletus volkstümlich abgekürzter Name) nach der kirchlichen Sage die ersten römischen Bischöfe.

[6]) Mit dem dreizehnten Jahrhundert kam, aus einer Chronik entsprungen, die Rede in Umlauf, daß auf den Papst Leo IV., der 855 gestorben war, nicht Benedikt III. gefolgt, sondern zwischen beide als Papst ein Mädchen im Priesterschmucke getreten sei. Sie habe aus den Schulen Athens große Bildung geholt, unter diesem gelehrten und anderm Scheine ihr Geschlecht verborgen, den apostolischen Stuhl bestiegen und sich als Papst Johann VIII. genannt, von Andern ihres höhern Wesens und ihres eigentümlichen Schicksals halber papa anglicus geheißen. Als daher Johann XX. im Jahre 1276 die Schlüssel Petri zur Hand nahm, zählte er sich, die Päpstin Johanna mit einrechnend, sogleich als Johann XXI. Aber zwei Jahrhunderte später sprach sich der Zweifel, der sich über die Geschichte mehr oder minder immer behauptet hatte, weit entschiedener aus und erhärtete sich zur Gewißheit an Zeugnissen, aus denen man zuverläßig entnehmen zu können meinte, daß Benedikt III. unmittelbar hinter Leo IV. den hl. Stuhl eingenommen habe und die Päpstin Johanna auf denselben nur als eine absichtlich erdichtete Figur des Spottes gesetzt worden sei.

wurde unter Hölzern und Steinen zerquetscht. Er gab am sechsten Tage nach seinem Falle, nachdem er noch alle Sakramente genossen, den Geist auf. Er saß im Jahre 1277.

Dieser Mann entstellte die Blüthe der Wissenschaft und die päpstliche Würde durch ein närrisches Betragen, so daß er an natürlichen Sinnen theilweise Mangel zu leiden schien. Früher war er Bischof von Tusculum[1]). Darin war er lobenswerth, daß er sich sowol den Armen als den Reichen zugänglich zeigte und viele dürftige, das Studium der Wissenschaften umfassende Leute begünstigte und in kirchlichen Verdiensten beförderte. Und so sehr er meinte, daß sich die Zeit seines Lebens auf recht viele Jahre erstrecken werde und dies auch vor Andern behauptete, schwand er eben doch plötzlich dahin, als er wie gesagt mit dem neuen Saale stürzte.

5. Nov. Nach ihm saß Nikolaus III., ein Römer. Er verordnete, daß die Regel der Minderbrüder mit ihren Erklärungen durch die ganze Welt in allen Rechtsschulen öffentlich gelesen werde, und exkommunizierte dabei alle, welche die genannte Regel anfochten. Er saß im Jahre 1277, vorher hieß er Johannes Gajetan. Er saß aber vier Jahre und starb, wie herzlich geglaubt wird, selig, dem Herrn ergeben.

Zu seiner Zeit schwoll die Tiber so sehr an, daß sie bis vier Fuß und mehr über den Altar der hl. Jungfrau in der Rotunda[2]) stieg. Er bestellte zwei Bischöfe aus den Predigern und einen aus den Minderbrüdern. Nach seinem Hingange feierte der Stuhl fünf Monate und zweiunddreißig Tage[3]), und erfolgte auch eine große Entzweiung zwischen den Ursini und Hanibaldensern[4]) und viel Menschenmord.

Als Nikolaus III. gestorben war, folgte Mantin III.[5]) Er beehrte die Predigerbrüder und die

---

[1]) Im alten Latium, jetzt Kirchenstaat.

[2]) War eigentlich das von Agrippa erbaute Pantheon, welches der Kaiser Phocas, in besonderer Zuneigung der römischen Kirche überhaupt den Prinzipat zuerkennend, in dem ersten Dezennium des 7. Jahrhunderts dem römischen Bischof Bonifazius IV. schenkte, und dieser wandelte das Kunstgebäude um in eine der Jungfrau Maria und den Märtyrern geweihte Kirche, die wegen ihrer runden Gestalt den Namen chiesa della rotonda erhielt.

[3]) Eine auffallende Zeitangabe. Sie läßt sich nur so erklären: Der Papst Nikolaus III. starb den 22. August 1280, Martin IV. folgte den 22. Februar 1281. Nun zählte Vitoduran erst die ganzen Monate, deren es fünf giebt, September bis und mit Januar; hierauf faßte er die Tage in Eine Zahl zusammen, und zwar die 10 noch übrigen Tage des August, nämlich den Todestag als Sedisvakanz mitgerechnet, und die 22 Tage vom Februar, also 32 Tage, welche er, obwol sie auch wieder einen Monat ausgemacht hätten, als Angabe der Tage neben derjenigen der Monate stehen ließ.

[4]) Die Ursini oder Orsini und die Annibaldini waren zwei mächtige Familienparteien in Rom. Der Kardinal Matthäus Rubens Orsini war ein Neffe des Papstes Nikolaus III. und unter Urban IV. um 1263 Kardinal. Als Nikolaus III. zu Viterbo gestorben war und die Wahl eines neuen Papstes vorgenommen werden sollte, erklärte Richard Annibaldini, der an der Spitze der Opposition stand und dem König von Sizilien sehr zugethan war, ihm sei die Angelegenheit der Wahl übertragen worden. Unter diesem Vorwande anvertrauter Vollmacht setzte er einen Neffen des vorigen Papstes als dortigen Befehlshaber ab. Dagegen erhoben sich als des Letztern Verwandten der obige Kardinal M. R. Orsini und ein anderer Kardinal, Jordan Orsini, und verlangten, daß der Statthalter wieder eingesetzt werde, sonst würden sie jeder Papstwahl hindernd entgegentreten. Des gehässigen Treibens überdrüssig und namentlich von Richard aufgewiegelt, nahmen die Einwohner Viterbos beide Kardinäle gefangen; in Rom selbst wurden die Orsini verjagt, und man sah die unruhige Gährung ziemlich weit herum fortdauern, bis Martin IV., ein Franzose, der hier unrichtig als Martin III. bezeichnet ist, den Stuhl als wirklich gewählter Papst eingenommen hatte. — Die Schreibart Hanibaldenser mit vorgesetztem H ist latinisiert.

[5]) Soll also, wie bemerkt, Martin IV. heißen.

Minderbrüder über die Abhörung der Beichte mit dem besondern Vorrechte, daß sie den Leuten die kirchlichen Sakramente zudienen könnten, im Falle, daß die Volksgeistlichen gegen diejenigen, welche den genannten Brüdern beichten, Bosheit üben wollten. Er war ein Gallier und wird zum Papste im Jahre 1281 erwählt. 22 F

Zu seiner Zeit, im ersten Jahre seines Amtes, wurde ein ungeheurer Meerfisch gefangen. Seine Haut war haarig, seine Füße kurz, der Schwanz löwenartig, der Kopf löwenartig, Ohren, Maul und Unterzähne und Zunge hatte er wie ein Löwe. Bei seinem Fange gab er ein schreckliches Geschrei von sich, ein Vorzeichen künftiger Dinge. Denn kurz hernach machten im Reiche Sizilien die Palermitaner alle Gallier, welche sich daselbst aufhielten, sowol Männer als Weiber, Greise und Jünglinge, zur Schmach ihres eigenen Königs Karl nieder und tödteten sogar durch den Leib der schwangern lateinischen Frauen[1]) die gallischen Kinder, noch ehe sie geboren wurden[2]). Dann empörte sich ganz Sizilien und rief den König von Arragonien zu seinem Beschützer und Herrn an.

Auf diesen folgt Honorius IV., ein Römer, im Jahre 1284[3]) und zwar fünf Jahre; am Geiste rüstig, aber am ganzen Körper verkrüppelt. Er schickte nach Deutschland als Gesandten einen Kardinalbischof, der in Gegenwart des Königs zu Würzburg eine feierliche Kirchenversammlung berief und von allen Prälaten für vier Jahre den vierten Theil aller Einkünfte verlangte. Als nun die Bischöfe und übrigen Geistlichen zitterten und zu widersprechen sich fürchteten, erhob sich ein braver Herr, der Bischof von Toulon, ein Minderbruder, weiland Leser zu Konstanz, von Tübingen gebürtig, stand auf 1287
den so herrlichen Taufstein und appellierte für alle[4]). Aber er richtete sich zu Grunde. Von seinem Bischofsstuhl schmählich herabgeworfen, kehrte er zu seinem alten Kittel zurück.

Zur Zeit des Todes des berühmten Königs Rudolf, der ungefähr um das Jahr 1292 erfolgte, 1291
gährten in Deutschland viele schreckliche Kämpfe, ja überfluteten wie ein überschwemmender Strom im ungestümen Andrang so sehr, daß noch heutzutage jene Zeiten von den Alten erwähnt und mit dem Namen des großen Kampfes benannt werden.

Doch unter andern war Ein harter Kampf zwischen den Bürgern von Zürich und Winterthur. Denn 1292
die Zürcher, von Alters her Nebenbuhler der Herrschaft von Habsburg, brachten, nachdem der hocherlauchte König Rudolf, wie oben gesagt, von Habsburg gebürtig, der Welt entnommen war, die schlimmsten Anschläge, lange vorher in ihren Herzen verborgen gehalten, ans Tageslicht und führten sie, so gut sie nur immer konnten, in Werken aus. Sie beschlossen nämlich gegen die Winterthurer, die unter dem Rechtstitel eines Eigentums der Herrschaft Habsburg angehören, Krieg und sammelten ihre Kraft und ein starkes

---

[1]) Der Sinn ist: Die Wut der Palermitaner war so groß, daß sie die Kinder, die einen gallischen Vater hatten, auch bei denjenigen Müttern nicht verschonten, welche doch aus ihrer eigenen Volksgenossenschaft waren und insofern, menschlich gefühlt und gerechnet, ein schützendes Erbarmen hätten erwarten dürfen. Denn die betonte Zuschreibung „lateinisch" steht hier im Gegensatz zu „gallisch" und bedeutet so viel als italiänisch.

[2]) Sizilianische Vesper den 30. März 1282.

[3]) Es war 1285, 2. April.

[4]) Nämlich: appellierte von dem Kardinalbischof an den Papst.

Heer. Und emporgezogen und in die Höhe gehoben wurde ihr Herz und sie kamen in großer Menge und reicher Kriegerschaar, und in allzuhoher Vorstellung über ihre Stärke gedachten sie, von ihrer eigenen Bosheit grenzenlos geblendet und verdorben, ungeheuerliche und abscheuliche Dinge, die man nicht sagen darf, mit Winterthur vorzunehmen, das sich von ihrer Beleidigung oder Beunruhigung doch ganz ferne gehalten hatte. Denn sie faßten den Plan, seine Bewohner, Männer und Weiber, Jünglinge und Greise mit dem Schwerte zu vernichten; auch die Stadtgebäude in Brand zu stecken, die Mauern umzustürzen, den Bauch und die Hüften der schwangern Frauen aufzuschneiden und ihre Frucht zu erwürgen und so Alles von Grund aus zu tilgen, führten sie im Schild, so daß auch nicht mehr eine Spur der Stadt hinterher zum Vorschein käme.

Das alles hörten die Bürger in Winterthur und fürchteten sich vor ihrem Angesicht. Ihre Herzen härmten sich ab aus großer Angst und Furcht, die sie überfielen; die Ohren gellten, die Gemüter bebten, die Gesichter erblichen und wurden aus höchst ängstlicher Erwartung dessen, was ja auf der gesammten Bürgerschaft lag, ganz welk, die Augen schwollen von dem übermäßigen Strom der Thränen auf, die Nerven und ihr ganzes Innere wurden gewissermaßen erschüttert, die Gestalt fiel zusammen, auch die Schönheit der Frauen erlitt ihren Wechsel[1]).

Das alles begegnete ihnen darum, weil sie die Hoffnung nicht hatten, den Händen der Feinde entgehen zu können, sondern eher meinten, daß sie dem Tode unterliegen, indem sie ihre Wenigkeit und die Seltenheit von Helfern und die unendliche Menge der Gegner im Vergleich mit der der ihrigen in Betracht zogen. Doch wurde der Zustand in ihnen einigermaßen gelindert in der Nacht, welche dem Kampf und der Ankunft der Feinde vorangieng, wo sie aus der Stadt Schaffhausen, die immer treu an den Herren von Habsburg und jetzt von Oestreich gehangen und aus andern Städten und herumliegenden Ortschaften der genannten Herrschaft und von herumwohnenden Herren treffliche und kriegerische Hülfsmannschaft, von der ich viele mit eigenen Augen gesehen[2]), erhielten.

Aber am folgenden Morgen, als der ganze Trost, der ihren Schmerz besänftigt und gelindert hatte, zu nichts, wie man zu sagen pflegt, geworden war, durchdrang die wehmütigste Verzweiflung mit einem haarsträubenden Schauder die Herzen der Bürger von Winterthur bis aufs Mark, da nun die Schlachtreihen der Zürcher in unglaublicher Rüstung und schrecklich im Anblick wie Heuschrecken erschienen, die das Feld, das an die Stadt Winterthur stieß, überdeckten. Das jagte ihren Gemütern ein solches Erstaunen und Entsetzen ein, daß besonders die Weiber die Mauern, die Dächer, die Vorwerke, die Thürme und andern erhöhtern Orte erstiegen und die Luft mit ihrem Geschrei erfüllten, mit aufgelösten Haaren, zerrissenen Kleidern, ausgeworfenen und zusammengeschlagenen Händen, jammervollen Blicken und einem vom vielen Weinen und Schmerz hohlen Ton zum Himmel riefen und in unaussprechlichen Seufzern vom Herrn verlangten, daß sie aus den Händen der Feinde, die zu ihrer

---

[1]) Eine rechte Beweisstelle von der Ueberschwänglichkeit mittelalterlichen Mönchsstyls.
[2]) Nämlich später, da Vitoduran im Jahre 1292 noch nicht geboren war.

Verschlingung herankommen, durch seine Hülfe, welche die auf ihn Hoffenden rettet, entrissen werden möchten; denn lieber wollten sie den Tod erleiden, als ihres Volkes Unglück und der Stadt Untergang sehen.

Da nun Gott die Bitten der Demütigen mit stetem Erbarmen beachtet und den Hochmut der Stolzen von ferne erkennt und daniederdrückt, erweckte der Herr, als die Zürcher sich auf einem den Mauern Winterthurs nahe gelegenen Felde aufgestellt hatten und hier das Heer des mit ihnen verbündeten Bischofs von Konstanz erwarteten, das ihnen nach Verabredung auf diesen Tag zur Hülfe bestimmt sein sollte, aber wegen Ueberschwemmung des Flusses Thur, der zwischen Konstanz und Winterthur fließt und den sie deshalb durchaus nicht überschreiten konnten, zurückgehalten war, denen von Winterthur sofort in dem äußerst tapfern Grafen Hugo von Werdenberg den Retter.

Dieser kam von ungefähr, doch sehr erwünscht, als eben der Sturm des furchtbarsten Kampfes und des heftigsten Zusammenstoßes eintreten sollte, wie ein unerschrockener Löwe heran, stieg auf einen Berg mittlerer Größe, Limperg genannt, an dessen Fuß gegen Abend hin die Truppen der Zürcher vereint standen, und hob das Banner in die Höhe, das die Gestalt vom Banner des Bischofs hatte. Als es die Zürcher erblickten und vermeinten, es sei das des Bischofs, schritten sie beherzt und froh gegen Bürger und Stadt feindlich vor. Die Winterthurer aber erkannten ihn als ihren Vorkämpfer, der ihre Feinde tapfer zusammenhieb und aufrieb, und sie, die halbtodt gewesen, brachen nun neubelebt und über die Maßen gestärkt, indem die Weiber, die auf den Dächern standen, mit ihren Bitten und Beschwörungen ihnen Glück wünschten, mit ihrer Hülfsmannschaft in großer Kühnheit und Zuversicht aus der Stadt und begannen im Andrang gegen die Feinde das Treffen.

Sobald aber die Zürcher sahen, daß sie hintergangen und der Krieg gegen sie verstärkt sei, und sie auf jeder Seite von den Reihen der Feinde umschlossen waren, wandte, wer konnte, den Rücken und trat im Hasensprunge die Flucht an; Andere wurden theils getödtet, theils verwundet, der größte Theil jedoch, weil man sie menschlich behandelte, gefangen geführt. Hätten sie eben ruchlos gegen sie gehandelt, so hätten sie das größte Blutbad angerichtet; denn schon auf diese Weise vergossen sie, Feinde und deren Pferde daniederwerfend, so viel Blut, daß sich viele Feinde drin wälzten wie das Schwein in der Pfütze, also daß diejenigen, welche die Aehnlichkeit mit Todten hatten, dem Tode entflohen; Viele hielten den Athem zurück und drückten ihn in die Höhle des Herzens hin, um todt zu scheinen. Es war ihnen ungemein angenehm, gefangen zu werden, ja es kam ihnen vor als wenn sie den Durchgang durch Feuer und Wasser bekämen und in die Erquickung hinausgeführt würden. Zum Beweise dieses Wortes und zur Bezeugung dient, daß sie eifernd mit beharrlichen Bitten darauf drangen, sie möchten gewürdigt sein, in die Gefangenschaft aufgenommen zu werden. Das geschah auch. Denn wie verächtlich und gering auch immer eine Person war, sie führten so viele es betrug gefangen zur Stadt wie ein Hirt die Schafe zu den Hürden. Daher hat hier das Wort des Pro=

pheten Jesaja seinen Ort, der sagt: „Und ein kleiner Knabe wird sie treiben“ [1]) und das Wort Mosis, der sagt: „Einer von uns wird tausend jagen“ [2]).

Mein Vater war im Kriege zugegen, der sich an Einem entschädigte, der auf einem hochgeschmückten und mit feuerroth als wie Sonnenstrahlen schimmernden Waffen bedeckten Pferde saß.

Die Gefangenen, die dem größern Theile nach adelige und angesehene Bürger waren, wurden an vielen Orten sowol zu Winterthur als anderswo in der Umgegend viele Tage in Bewachung gehalten. Doch sah man ihnen vertragsam nach, so daß sie in den Fußfesseln und Handschellen dort spazieren konnten. Nun ist ein Nonnenkloster nicht weit außer den Mauern der Stadt Winterthur gelegen, wo, wie man erzählt, 80 gefallene Zürcher in einer hiefür zurecht gemachten Grube begraben worden waren. Die übrigen getödteten Zürcher aber wurden nach Zürich abgeführt und mit viel Trauer und Thränen bestattet.

Dieser Tag des ruhmvollen Sieges für die Bürger von Winterthur schien bei der Morgendämmerung für sie das Vorbild und Vorzeichen gleichsam des letzten Gerichtes in sich zu tragen, des Unglücks und Elendes, des Zorns und der Finsterniß und des Schreckens; aber am Abend wurde er ihnen verwandelt in den Tag der Freude und Fröhlichkeit, und es schien ihnen so, als ob ihnen ein neues Licht aufgienge.

Febr. Auf den verstorbenen Honorius IV. folgte Nikolaus IV., aus dem Orden der Minderbrüder, der im Jahre 1288 saß. Er war Doktor der Theologie und wurde zweimal gewählt und verzichtete eben so viele Male unter Thränen darauf. Zum dritten Male ergab er sich, von allen Kardinälen genöthigt, mühsam darein. Er saß aber sechs Jahre und wanderte aus dieser Welt selig hinüber.

Im Jahre 1280 büßten in Suckenthal [3]) durch einen Wolkenbruch 300 Menschen das Leben ein. Im Jahre 1281 zerstörten die Sarazenen Tripolis.

291. Ferner nahmen die Sarazenen unter Nikolaus IV. Akkon. Wie sie es aber genommen, will ich so wie es mir durch öftere und noch neugebliebene Sage bekannt geworden und ich es kurz genug und der Sache gemäß kann, darthun. Da zu jener Zeit in den überseeischen Gebieten die Städte Asiens von dem rechtmäßigen Glauben, der dort eben keimte und blühte nach des Propheten Jesaja Ausspruch: „Von Zion wird das Gesetz ausgehen und das Wort des Herrn von Jerusalem“ [4]) abfielen und sich der Sekte Muhammeds und der Botmäßigkeit des Sultans unterwarfen, beharrte die Stadt Acheron, groß und volkreich am Seehafen gelegen, unbeweglich im katholischen [6]) Glauben, ohne welchen und außer welchem, wie Petrus in der Apostelgeschichte sagt [5]) das Heil nicht ist.

Diese Stadt regierten, wie es heißt, die Kreuzfahrer; denn ihnen war sie untergeben. Sie war

---

[1]) Jes. 11, 6.
[2]) Josua 23, 10.
[3]) Bad bei Waldkirch an der Elzach im Großherzogtum Baden.
[4]) Jes. 2, 3.
[6]) Apostelgesch. 4, 12.
[5]) In dieser Stelle ist das Wort „katholisch“ gegenübergesetzt dem „muhamedanisch“ und katholischer

gegen andere umliegende Städte und Dörfer der Ungläubigen in jener ganzen Landschaft sehr feindselig; denn aus ihr machten die Christen häufig rottenweise Ausfälle und fügten den heidnischen Inländern und Einwohnern jenes Gebietes, indem sie ihre Aecker und Weinberge verwüsteten und ihnen das Eigentum räuberisch wegnahmen und in ihre Stadt Acheron brachten, großen und unerträglichen Schaden zu. Nachdem sie dies lange mit Unmut ertragen, erhoben sie sich endlich einmütig, giengen zum Sultan und setzten ihm dies alles in klagender Rede aus einander, mit dem Ansuchen, er möchte die genannte Stadt bändigen und dem Mutwillen ihrer Bewohner, welche sie beraubten, Widerstand leisten und ihren leichtfertigen Wagnissen einigermaßen entgegentreten, damit sie den gewohnten Frieden und der Ruhe vertraute Süßigkeit genießen könnten. Der Sultan hörte es an und ergriffen schwur er bei dem Thron seines Reiches, daß er nicht eher ablassen wolle als bis er jene Stadt gedemütigt habe. Er sandte ihr daher einen Gegenbefehl. Doch gewährte er ihren Einwohnern ein Jahr lang Waffenstillstand, innerhalb dessen sie sich, wenn sie wollten, zum Widerstande gegen ihn rüsten könnten. Sodann ging vom Sultan ein strenger Aufruf aus, daß sich die Nationen aller ihm in der Welt unterworfenen Provinzen sammeln sollten, um die wider ihn aufrührerische Stadt Acheron zu belagern und zuletzt zu zerstören. Zudem wurde dort von den Priestern der Sarazenen und des ganzen Geschlechtes jener Heiden feierlich ausgekündigt: Wer immer in dem Zuge, der ihn treffe, zu jener Belagerung komme und daselbst unterliegen müsse, erlange unmittelbar das himmlische Reich. Ebenfalls war von der Seite der Stadt Acheron auf Betreiben der ihr vorgesetzten Kreuzfahrer Vorsorge getroffen, daß in allen Klassen und Gebieten der Gläubigen kräftig und nachdrücklich ausgekündigt wurde: Alle diejenigen, welche in dem dazu festgesetzten Zeitpunkte zur Stadt Acheron, um sie gegen die Heiden zu schützen, in Betracht der ewigen Vergeltung und göttlichen Liebe eilten, empfiengen die Vergebung aller ihrer Sünden und flögen, wenn sie dort zu fallen das Loos hätten, ohne Fegefeuer, ja selbst ohne eines Fürbitters zu bedürfen [1]), ins himmlische Vaterland hin. Des-

---

Glauben der Religion des Moslem, also zu fassen in der allgemeinen Bedeutung „christlich". Doch möchte auch hier das Wort nicht völlig frei von jenem Nebenbegriffe gebraucht sein, der ihm von Vitoduran gewöhnlich beigegeben ist, dem Begriffe der abendländischen oder römischen Rechtgläubigkeit, so daß catholica fides auch die orthodoxa fides ist. Dann hält es das Gegen- oder Uebergewicht vor der morgenländischen griechischen Kirche, welcher seit der politischen und kirchlichen Theilung des Orientes und Occidentes von Rom aus der Namen einer rechtmäßigen und rechtgläubigen Kirche immer streitig gemacht wurde, und weiterhin dient es zum Unterschiede von allen ketzerischen Meinungen und Richtungen. Vitoduran theilt diese catholica fides der Stadt Ptolemais, obwol im Morgenlande gelegen, im vollen Maße zu, da sie eben ein vorzüglicher Sitz und Sammelplatz der lateinischen oder abendländischen Christen, ja des Pilgers längste und letzte Zufluchtsstätte war, und gewiß auch nur aus den vielen ankommenden und abgehenden Zügen Kreuzfahrer von allerlei Zungen ist es zu erklären, daß die Stadt im Abendland so mannigfache Namen trug, Akka, Akko, Akkon, Akro, Acheron, Achoron, St. Jean d'Akre, Ptolemais, denen wir theils in dieser Chronik, theils anderwärts begegnen.

[1]) So glauben wir den Text: imo sine medio verstehen zu müssen. Wol könnte unter medio, das dann gen. neut. wäre, eine Zwischenstufe gedacht werden, welche die Seele zu ihrer Läuterung und vollständigen Würdigkeit für den höhern himmlischen Zustand durchzukämpfen hat; aber was soll diese Zwischen- oder Mittelstufe unmittelbar hinter dem Fegefeuer, dem purgatorium, dem ja eben diese Bedeutung von jeher gegeben war! Hätten wir sine ullo medio zu lesen, so fände ein Fortschritt des Gedankens, auf den die steigernde Partikel imo führt, von selbst statt und brächte uns den Sinn, daß derjenige, der im Kampfe jener christlichen Glaubensstadt fällt, ohne durch das Fegfeuer und ohne überhaupt durch irgend eine andere Zwischenstufe gehen zu müssen, das Reich des Himmels einnimmt. So bleibt uns nichts übrig, als das medio auf den Nominativ medius

halb strömten aus verschiedenen Theilen und Gegenden der Christenheit viele in Kriegen geübte Männer zu der vorbezeichneten Stadt. Auf Seiten des Sultans aber kam, weil des Königs Befehl drängte, eine ungeheure Menge Volkes wie Sand am Meer zusammen, die vor ihrer Größe nicht gezählt werden kann, und den Menschen dieser Menge war eigen Ein Herz und Eine Seele dafür, die ihnen feindselige und lästige Stadt zu zerstören. Sie trieben sich gegenseitig an, warfen sich in Gräben von großer Tiefe und Breite und füllten sie aus; diejenigen nämlich, welche minder brauchbar und minder geschickt zum Kriege waren, wurden zur Ausfüllung in die Stadtgräben gestoßen.

Viele stürzten sich auch selbst, so sehr von Sehnsucht nach der himmlischen Wohnung entflammt, welche sie dadurch freien Willens, ohne Anderer Antrieb zu erlangen vermeinten, wetteifernd in die Gräben, und als durch solche Leute die Gräben bis oben angefüllt waren, wandelten die Andern darüber hin, stürmten an die Mauern und belagerten fortwährend, ohne Unterbruch, in immer auf einander folgenden Versuchen mit Sturmblöcken und andern Kriegswerkzeugen wenigstens sechs Monate hindurch beharrlich die Stadt. Die Christen standen kriegerisch und mutvoll auf den Mauern und Thürmen, setzten sich mit Maschinen und Pfeilen und Steinen zu Wehr und Widerkampf in ganzer Anstrengung und aus allen Kräften, und konnten doch nichts ausrichten, sondern mühten sich vergeblich, weil ihre Wenigkeit im Vergleich mit den Auswärtigen, deren Menge endlos und unzählbar war, einen so gewaltigen Angriff nicht zurückdrängen oder abhalten konnte. Es wird Eines, ob dem ich mich zu verwundern nicht aufhöre, berichtet, daß die Priester der Heiden, wiewol sie sich, im Vertrauen auf ihre Zauberkünste, zur Belagerung Acherons freiwillig in die vorderste Reihe gestellt hatten, doch nicht im mindesten, so sehr die Pfeile der Christen auf sie gezielt waren, beschädigt wurden.

Auch wird erzählt, daß ein christlicher Herr, der sich von der Mauer herab tapfer hielt und die Feinde mannhaft wegschlug und zurücktrieb, einen sarazenischen Herrn, der sich vor allen aus heftig und unablässig, in unermüdeter Anstrengung hervorthat, um zur Zerstörung der Stadt die Mauer zu erbrechen, gesehen und gefragt hat, wer er sei, weil er vor allen übrigen Schrecken und Mühsal über sie bringe. Er antwortete, daß er ein Vertrauter und naher Verwandter des Sultans sei und es ihm eben deshalb so sehr am Herzen liege. Er fügte noch bei, daß er am morgenden Tage seinen Platz doch ersteigen und einnehmen werde. Dieses Ziel erlangte er vollständig.

---

zurückzubringen, also männlich zu nehmen, und darin, wie das Wort in dieser Latinität gewöhnlich besagte, einen Vermittler oder Fürbitter zu erkennen, sei es irgend ein Heiliger oder die Maria oder zuletzt selbst die Kirche, welche mit ihren Fürbitten die Zeitdauer der Seele im Aufenthalt der Pein abkürzen und ihr den Uebertritt in den ewigen Frieden erleichtern mußten. Mit dieser Fassung erhalten wir einen ganz ungezwungenen Fortgang der Vorstellung, daß nämlich der in solcher Bedrängniß sich treu opfernde Christ nicht blos des Fegefeuers enthoben, sondern auch nicht einmal der vermittelnden Errettung durch einen Fürbitter benöthigt ist, was sonst sogar dem Gerechtesten nicht als erlassen gedacht werden konnte. Die Erklärung ist darum auch dem geltenden Glauben der Kirche vollkommen angemessen; denn man weiß ja, welch wichtige Stelle in demselben die Idee der Fürbitte immer einnahm und welch unnennbarer Werth in den sogenannten Seelenmessen gesucht wurde und gesucht wird. Auch Du Cange kommt uns zu Hülfe und nennt den medius einen actor concordiæ, pacificator, internuntius

Ich habe auch mehrmals gehört, daß der Sultan an jenem Tage, da die Stadt genommen worden, ehe sie genommen wurde und erst nur an den Thoren genommen war, in diese Lästerung ausgebrochen sei: „Wenn der gekreuzigte Gott auf seinen Kopf geschworen hätte, so muß er mir heute diese Stadt doch überlassen!" Das erfolgte vollständigst, wie der Ausgang der Sache noch heute beweist, ohne daß eine Züchtigung Gottes dazu kam.

Als das geschehen war, ergriffen alle Gläubigen, die konnten, die Flucht, begaben sich in die Schiffe, welche zu dem Behufe am Strande des Meeres, in das sich die Stadt von der einten Seite erstreckte, bereit waren und kamen mit heiler Haut in ihr Vaterland zurück. Als sie zu rudern angefangen hatten, folgten ihnen noch viele, von Todesfurcht erschüttert, schon wie verstorben nach, suchten in die Schiffe zu kommen und mit ihnen der Todesstrafe zu entgehen; da sie dies nicht im Stande waren, ertranken sie im Meere.

Nachdem nun die Barbaren die Stadt genommen, schonten sie Weniger; denn fast alle, welche sie ergriffen, machten sie mit dem Schwerte nieder; viele führten sie auch in Gefangenschaft, die noch heut zu Tage mit ihren Nachkommen an die Knechtesdienste derselben gebunden sind; sie werden von ihnen jedoch, wie man sagt, in großer Achtung gehalten. Die Zahl der Christgläubigen aber, die in der Stadt ergriffen und getödtet wurden, soll in 70,000 bestanden haben; von den Heiden hingegen kamen weit mehr an einer aus gemeldetem Grunde unter ihnen ausgebrochenen Pest um.

Zudem schändeten die Heiden, was traurig zu sagen ist, bei der Einnahme der Stadt die gläubigen Frauen, die ihnen mit ihrer Schönheit gefielen, und als sie zum Kloster der hl. Clara gekommen waren und die daselbst dem Herrn dienenden Nonnen entehren wollten, konnte die Aebtissin mit der großen Inständigkeit ihrer Bitten von ihnen kaum das erlangen, daß sie von ihnen, indem ihnen das Heiligtum ihrer Keuschheit belassen wurde, nach einem dem Herrn dargebrachten Feiergesang und Lied ihr Haupt annahmen. Als sie daher den Wechselgesang: „Sei gegrüßet, Königin" innig zu Ende gesungen hatten, verdienten sie sich auf gebeugten Knieen, mit hingehaltenem Nacken in der Enthauptung die Märtyrerpalme.

Die Stadt wurde also verwüstet und ach! gänzlich verheert. Da sie Handel und Handelswaaren, wie ich höre, in verschiedene Länder ausführte, behauptete sie unter andern Städten den Vorrang und deshalb seien die Heiden in bittere Reue gerathen, daß sie dieselbe öde gemacht hatten. Denn der ganzen Erde war sie nützlich und fruchtbringend.

O wenn Gott auf die oben angeführten Lästerworte des Sultans wie einst einem Rabsake[1]) das Heer zerschmettert hätte! O wie viel hätte dies dem christlichen Glauben genützt, ja ihn gar nicht wenig

[1]) Feldherr des assyrischen Königs Sanherib, der mit andern Feldherrn im Jahre 714 vor Christi Geburt ein gewaltiges Heer gegen Jerusalem führte, aber durch Gottes dazwischentretende Macht gebändigt wurde, indem der „Engel des Herrn" in einer Nacht über das ganze Lager der Assyrer kam und des Morgens 185,000 Mann erschlagen weithin durch das Land lagen. Das innige Gebet des Königs Hiskia war erhört und das bedrohte Jerusalem vom Untergang gerettet, wie Jesaja, der Prophet, im Namen Jehovahs tröstend verheißen hatte. Siehe 2. Könige, Kap. 18 und 19.

befestigt! Freilich sage ich das nach meinem menschlichen Urtheil, weil viele Gerichte Gottes verborgen und unergründlich sind; Er kennt sie, daher ließ er es geschehen. Man sagt, daß die Einwohner jener Stadt, vorzüglich die Häupter, Gott in ihren Nöthen herausgefordert haben. Ich will daher meine Hand nicht an den Gesalbeten des Herrn legen[1]), noch meinen Mund gegen den Himmel richten, daß ich leichtfertig darüber etwas aufstelle, sondern übergebe die ganze Sache Gott, der alles kennt und kann und ihre Verschuldungen weiß!

Auf Nicolaus IV. folgt Cölestin V., aus der Landschaft Terra di Lavoro.[2]) Er führte früher ein einsiedlerisches Leben und wird von da an zum Papste gewählt und verzichtete auf das Papsttum im Jahre 1294.

Mai. Unter ihm wird Adolf von Nassau zum König gewählt im Jahre 1292. Zu jener Zeit eben wählten ihn die Fürsten als geheißenen Grafen Adolf von Heidelberg. Er regierte sechs Jahre.

Er war ein heftiger, in Thaten kühner Mann, und die Fürsten, die ihn erwählt hatten, erhoben sich nachher gegen ihn und hiengen dem Herzog Albrecht von Oestreich an. Derselbe wurde von ihnen aus Oestreich hergerufen und nahm mit ihm den Kampf bei Speier auf an dem Orte, der Hasenbühel heißt. Der Herzog Albrecht kam mit seinen Leuten wider ihn von der Ostseite, bei Sonnenaufgang, heran, jener von der Gegenseite. Und es war der König Adolf mit einem goldenen Panzer bekleidet und wollte auch sein Gefolge nicht erwarten und stürzte in dem ersten Streit über den angesehenen Herzog her, der von einem Grafen, welcher „der riche Grave" hieß, eine Schutzwehr angenommen hatte. Dieser legte seine Hand an den Gesalbeten des Herrn und tödtete den König, der sogleich ausgezogen wurde, und der Panzer ward dem Herzog Heinrich und seinen Brüdern von Kärnthen gegeben, die an jenem Tage die erste Schaar zum Kampfe führten und deren Schwester Elisabeth der Herzog Albrecht zur Ehe hatte. Der Graf „der Riche" wurde nachher von den Seinen umgebracht.

Die Grafen Muntfort von Montfort[3]) waren damals unter sich getheilt, die einten hielten es mit dem König, die andern mit dem Herzog. Der Graf von Feldkirch, Rudolf, ein wackerer und kräftiger Mann, stritt im Blutbad bis in die Nacht selbzweit, er und sein Waffenträger, der Herr Rudolf Willer.

Ueber den schon berührten Krieg erscholl so in meinen Ohren von denen, die aus meinem Vaterland im Kriege gewesen, das allgemeine Gerücht, daß der Herzog Albrecht, als er, wie ich bereits sagte, aus dem Lande Oestreich hergerufen und gegen den König Adolf angereizt worden war, ein starkes und kräftiges Volk auserlesener Leute aus Schwabens Gebieten, mit Ausnahme derer, die er aus Oestreich bei sich hatte, und ein zum Kampfe fertiges Heer sammelte und zum Streit mit Adolf

---

[1]) 1. Samuels 26, 9 und 23.

[2]) Das alte Campania, jetzige Neapel.

[3]) Die Grafen von Montfort führten immer ein gewaltiges Wort und ein tapferes Schwert. Die Geschichte berichtet von Simon, Amalarich, Johann von Montfort und besonders auch von dessen Gemahlin, Johanna von Flandern, im Streite gegen die Franzosen im 14ten Jahrhundert.

in die untern Gegenden eilte. Der König Adolf aber, der es hörte, und ein zahlreiches Heer aus dem Elsaß und den Rheinländern, außer der großen Menge der aus Baiern erwarteten Krieger, zusammengebracht hatte, wich jedoch seinem Gegner aus und zog in Eile in die untern Gegenden seines Reiches am Rhein zurück. Aber der Herzog Albrecht folgte ihm mit seiner Mannschaft so schnell und emsig auf dem Fuß, daß jedes Mal, wo jener in der vorangehenden Nacht auf der Flucht sein Lager aufgeschlagen hatte, ebendaselbst in der folgenden Nacht der Herzog Albrecht auf der Verfolgung das seinige schlug. Endlich kam er in immer rascherm Lauf dem vorauseilenden König Adolf doch zuvor und nöthigte ihn, die Gegend in die er sich der Vertheidigung halber gestellt hatte umringend und befeindend, zum Schlachtkampf mit ihm. Der König Adolf nämlich, der sah, daß er einen Krieg nicht abwenden könne, im Uebrigen voller Zuversicht auf seine gerechte Sache und seines Heeres Menge, wartete die zahlreiche Schaar der ihm noch zu Hülfe herbeikommenden Krieger nicht ab und marschierte, weil er zu verwegen und hochfahrend war, zum Kampfe mit dem Herzog Albrecht auf ihn zu. Sie trafen in der erwähnten Gegend [1]) auf einander, begannen die Schlacht und da der Krieg gegen den König schwerer und schlimmer wurde, kam er um, und so eignete sich Albrecht im Triumphe das Reich zu. Er soll unter andern Kriegern einen besonders wackern gehabt haben, der tapfer auf die Feinde einhauend und viele niederwerfend zuletzt in seinem Helm, wegen der allzu großen Anstrengung, an der er in des Krieges Gefecht ermattete, erstickt wurde. Ein wunderbarer Bericht: nachdem er nämlich gestorben war, blieb er doch noch auf dem Pferde sitzen, wurde von ihm weiter in des Krieges Getümmel dahin und dorthin getragen und gefürchtet, weil man ihn für lebend hielt. Albrecht, so eben zum König geworden, besah ihn nach des Krieges Ende als todt und beweinte ihn bitterlich und nicht mit Unrecht, weil er des Sieges großentheils durch ihn mächtig geworden. Der vorherige Herzog, jetzige König, zwar nicht von Rechtswegen, sondern durch Gewalt, wurde von den Fürsten und Soldaten Deutschlands mit königlicher Ehre behandelt.

Dieser Albrecht kam,[2]) nach seinem zur Sammlung des genannten Heereszuges geschehenen Ausmarsch aus Oestreich mit dem eben gesammelten nach Winterthur und fand hier und anderswo an den ihm unterworfenen Orten zürcherische Bürger von der Zeit des Kampfes an gefangen, den sie lange vorher mit den Bürgern in Winterthur geführt hatten. Da er für deren Entlassung und Freigebung der Herren und der Städte flehende Bitten entgegengenommen hatte, ließ er, theils um die Herzen derselben mit sich zu versöhnen, theils um sie zu seiner Unterstützung geneigt zu machen, die hier oder anderswo in Verwahrsam gehaltenen Gefangenen mit heilem Leib und Gut in Freiheit setzen.

---

[1]) Bei Göllheim, unweit Worms. Die beiden Fürsten, von der äußersten Erbitterung entflammt, sehnten sich, im Schlachtgewühl mit eigener Hand einander zu treffen. Ein Augenblick des hitzigsten Kampfes brachte sie einander nahe. „Hier müßt ihr mir das Reich, hier euer Leben lassen!" schrie Adolf im ungestümen Anlauf dem Herzog zu. „Das steht in Gottes Hand!" rief ihm Albrecht entgegen, führte den grimmigen Schlag und in des Todes Ohnmacht verstummt sank der König dahin.

[2]) Es ist hier nur an das erste Erscheinen Herzog Albrechts in den schweizerischen Gegenden im Jahre 1292 zu denken, mit dem Vitoduran den zweiten Auszug gegen König Adolf 1298 irriger Weise vermischt.

Als er hierauf aus Oestreich weggezogen war, wegen der so eben berührten Angelegenheit, und das böse Treiben der Zürcher, die theils getödtet, theils in großer Zahl gefangen waren, erkannt hatte, belagerte er ihre Stadt gewaltig und beängstigte und bedrängte sie einige Tage lang drückend. Darob geriethen die Bürger in ungeheuern Schrecken, ja gleichsam Verzweiflung, und erfanden, um die Feinde zu schrecken und zu höhnen, einen schlauen Ausweg oder List, nämlich folgende. Sie steckten alle Weiber, die Waffen tragen konnten und dort zahlreicher als an andern Orten waren, in Waffen und stellten sie mit den Spießen auf eine Anhöhe, die innerhalb der Mauern lag und mit vielen Bäumen bepflanzt war, um dadurch den Feinden Furcht einzujagen. Denn die Feinde, welche „im Weinberg"[1]) standen, hatten auf jene Anhöhe hin eine offene Aussicht. Die Weiber erschienen in ihren Augen wie viele tausend Bewaffnete. Als sie dieselben in so großer Menge betrachtet und wahrscheinlicher Weise geschätzt hatten, sagten sie in der Vermutung, es seien Männer, über Gebühr bestürzt, zum Herzog Albrecht: „Wenn dort das ungeheure Heer gegen uns aus der Stadt bricht, so ist's im Nu mit uns aus, ja was noch schlimmer und schwieriger ist, wenn es uns unter Gottes Gewährung beschieden wäre, die Stadt in der Belagerung einzunehmen, sind wir gleicher Weise Kinder des Todes".

Der Herzog, der dies beachtete, versprach ihnen daher mit lauter Stimme zuversichtlich Frieden zu schenken, wenn sie's begehrten. Die Zürcher vernahmen es, zogen aus der Stadt und wünschten demütig Friedensbündnisse. Der Herzog willfahrte ihnen und zog ab.

Einige jedoch sagen, daß wegen Mord und Gefangenschaft der zürcherischen Männer die Weiber so zu sagen ganz allein in der Stadt zurückblieben und sie bewachten und daß sie, als sie sich umringt und umschlossen sahen, ob des Herzogs harter Belagerung zitternd, ganz und gar nicht wußten, was sie thun sollten. Zuletzt nahmen sie von einem Greis, der wegen Alter und Schwäche in der Stadt zurückgelassen war, die Anweisung an, sie sollten an dem genannten Ort bewaffnet sich schaaren und dort den Reigen führend den Blicken der Feinde ihre Fröhlichkeit und der Kämpfer Menge darthun, damit sie so getäuscht der Stadt Ruhe ließen und abzögen. Das geschah auch.

Dem Herzog sei übrigens vor seinem Abzuge jenes Treiben nicht verborgen geblieben; aber weil er sich an den Gefangenen die Zufriedenheit erwerben und die Stadt nicht weiter belästigen wollte, und auch weil er, nur um seine Machtgröße zur Schau zu stellen, vor der Stadt in Kraft und Tugend erscheinen wollte, stand er von der Beunruhigung der Stadt freiwillig ab. Diesem Bericht leistet den Beweis der Wahrheit dies, daß er hernach allen Gefangenen, welche durch Hunger, Pein und Schande lange elendiglich gequält waren, mit heiler Haut und Habe, wie gesagt, abzuziehen gestattete.

Als der König Albrecht das Reich Deutschlands in friedlicher Besitznahme angetreten hatte, ereignete es sich, daß das Reich Ungarn nach dem kinderlosen Absterben seines Königs ledig fiel und keinen Nachfolger hatte und daß es zuletzt ein ächter Erbe aus dem königlichen Geschlecht des Reiches Sizilien,

---

[1]) Heißt jetzt noch so.

der Herzog und Herr wie es heißt von Venedig, Namens Andreas, erhielt und in Besitz nahm. Wiewol er mächtig, reich und vornehm genug war, forderte er doch, weil er dort nicht gut in Verwandtschaft stand, eine Tochter des Königs Albrecht für sich zur Gemahlin. Da er sie ihm verweigert 12 hatte, umzog er die Stadt Wien, Oestreichs Hauptstadt, mit einem großen Heere und trieb die Stadt so arg in die Enge, daß ihm König Albrecht, von der Noth gedrängt, eine seiner Töchter zur Frau übergab. Er wandelte nach einigen mit der Ehegenossin verlebten Jahren den Weg alles Fleisches und hinterließ sie ausgesteuert mit fetten Einkünften, die sie sich viele Jahre nach Deutschland herführen ließ und ungeschmälert genoß [1]).

Ueber den König Albrecht wird weiter erzählt, daß ihm einmal Gift beigebracht worden war, weswegen er ernstlich zu kränkeln anfieng. Der Arzt, von dem er seine Ansicht verlangte, erwiederte ihm mit den Worten: „Das Gift, das Ihr getrunken habt, kann von Euch nicht anders als durch das einte Eurer Augen ausgetrieben werden, dessen Gesicht Ihr unaufhaltsam verlieren müßt." Hierauf sagte der König: „Ich will lieber ein Auge als das Leben verlieren." Das geschah also, weil er dessen ja bis zum Tode ermangelte.

Dieser König Albrecht sei, bezeugt das allgemeine Urtheil, in das Laster der Habsucht in einem unmäßigen Grade verstrickt gewesen [2]). Denn er gähnte und gierte nach Gewinn und zeitlichen Dingen

---

[1]) Die hier angeführten Ereignisse fielen nicht, wie unrichtig angegeben wird, in die Zeit der königlichen, sondern der herzoglichen Regierung Albrechts. Nämlich im Jahre 1290 stirbt König Ladislaus und wird der Venetianer Andreas König von Ungarn; im folgenden Jahre belagert derselbe Wien und nach fünf Jahren erst, 1296, vermählt er sich mit Agnes, Tochter des Herzogs Albrecht von Oestreich.

[2]) Ein sehr bedeutsames Zeugniß über Albrecht auf dem Blatte Vitodurans, eines Zeitgenossen, der wenigstens mit seiner ersten Jugend noch in die Regierungsjahre des Kaisers zurückreicht, der anderseits gegen das Haus Habsburg nicht von dem geringsten Widerwillen berührt ist, wie das ganze, in der Chronik aufgenommene Bild von Rudolf, Albrechts Vater, nur zu offen erkennen läßt, und der daher die Stimme der Zeit nicht anders als sie eben durch des Lebens Momente geweckt worden war, mit Einem Wort höchst unparteiisch wiedergiebt. Die allgemeine Geschichte mit ihren vielfachen Beweisen steht unserm Chronisten stützend genug zur Seite, wollte man nur an den ländergierigen Albrecht in dem Streit über Holland, Seeland, Friesland, über Böhmen und Thüringen, an seinen schmutzigen Geiz gegenüber seiner Stiefmutter erinnern. Indessen lassen wir diese uns hier zu weit abliegende Betrachtung bei Seite, und wollen die Habsucht, die Vitoduran am Kaiser so unzweideutig bemerklich macht, mehr in der Tendenz auf die Thäler der ersten Eidgenossenschaft verfolgen, zumal es ja gerade bei Albrecht die Jahre der viel bestrittenen Bundesbildung betrifft. Wir sind dabei von der Ueberzeugung geleitet, daß mancher hierüber erhobene Zweifel sich lösen und jene Erhebung der Waldstätte auch vor dem prüfenden Auge stehen bleiben kann als ein geschichtlicher Mittelpunkt mit seinen auslaufenden Linien der neugestalteten Zustände, wenn nur eben diese so und so geartete Persönlichkeit Albrechts in den rechten Zusammenhang der Zeit gestellt wird. Vergegenwärtigen wir uns die Lage der Länder und den Gang der Dinge und thun wir dies auf Grund der jetzt historisch erwiesenen allgemein angenommenen Thatsachen! Vor allem aus müssen wir im Sinne behalten, was dort von Anfang an die Grundfrage war, aus deren Verwicklung alle spätern Streitigkeiten entsprungen sind. Seit früher Zeit, in welche der Blick des Geschichtsforschers kaum ganz zurückschaut, standen über dem Besitz der Waldstätte zwei Gewalten einander gegenüber, das Reich und das Grafenhaus. Die Lebensfrage der Länder lag daher von selbst darin, unter welcher der beiden Gewalten sie in unmittelbarer Verantwortlichkeit zu stehen hätten. Begreiflich zogen sie immer vor, ohne herrschaftliche Zwischenstufen und Umwege gerad aus vom Reich abhängig zu sein, weil sie dann nach allgemeinen Rechts- und Reichsgrundsätzen behandelt wurden und sich in der Handhabung ihres bürgerlichen Gemeinwesens, ihres gegenseitigen Verkehrs freier bewegen konnten. Daher kam es, daß, als gegen die Schlußperiode des sinkenden Stauferstammes die städtischen Bürgerschaften zu einem selbstständigern Bewußtsein und Leben sich emporzuarbeiten strebten, jene Thalschaften, als gleich berechtigt, es ihnen sogleich nachzumachen suchten und auf die Gewinnung derselben Privilegien ausgiengen. Standen sie aber als die eigentlichen Unterthanen, pflichtig und hörig, unter dem

so sehr, daß er sich Schlösser, Städte und Landstädte seiner nächsten Verwandten ungebührlich zueignete, was die Veranlassung zu seinem frühzeitigen Tode gab. Es geschah nämlich, daß er, als er des Reiches Steuer eilf Jahre gehalten, nach der Stadt Brugg im Aargau reiste und da vor der Stadt oder außer ihren Mauern nicht weit weg sein Neffe Herzog Johann freundschaftlich das Begehren gestellt, es möchten ihm die vom Kaiser entrissenen Güter zurückgegeben werden, und dieser mit schnöden Worten ihm erklärt hatte, er thue das nicht, und behauptete sie gehörten ihm, so verschwor sich der Herzog Johann, darüber ungemein aufgebracht, mit einigen Vornehmen der königlichen Familie, nämlich mit dem Herrn von Wart, dem Herrn von Eschibach, dem Herrn von Balm und andern, die seine Partei ergriffen, gegen das Leben des Königs und ermordete ihn bald darauf an der erwähnten Stelle. Nach der That ergriffen sie eilig die Flucht und hielten sich aus Furcht vor seinen hinterlassenen Söhnen an verschiedenen Orten verborgen. Auf der Stelle aber, wo er getödtet worden, wurde bald darauf zum Heil seiner Seele ein prächtiges Kloster mit einem daran gehängten doppelten

---

Grafenhaus, so waren sie dessen willkürlichen Verfügungen in allen Dingen, in Rechten, Gerichten, Steuern unterworfen und mußten es darauf ankommen lassen, sogar den ausartenden Launen jeweiliger Verwalter oder Vögte bloß gestellt zu werden. So oft nun das Grafenhaus die Herrschaft über die Länder aus dem gemeinsamen Reichsverband hinweg und an sich ziehen wollte, sträubten sich die Thalleute mit vollem Recht dawider und wagten alle thunlichen Schritte, in jener alten glücklichen Stellung zum Reiche behalten zu werden. Uri, seit Jahrhunderten an die Reichsabtei Zürich gelehnt, war durch dieses Bindeglied an das Reich selbst geknüpft, und nur vom Reiche wurde der Abtei Schirm- und Kastvogt, also Uris Herr, lange Zeit der Herzog von Zähringen, bestellt. Als aber das Haus Zähringen ausgestorben war, trat an diese Stelle durch besondere Verfügung und Vergünstigung Kaiser Friederichs II. der alte Graf Rudolf von Habsburg. Sogleich wandte sich Uri, das Habsburgs umgreifende Gewalt kannte und für sich fürchtete, 1231 an König Heinrich, Friedrichs Sohn, statt seiner, da der Kaiser in Italien regierte, zum deutschen König eingesetzt, und erlangte von Heinrich die Gnade, daß es des Vogtes entledigt und unter des Königs eigenen Schutz und Schirm genommen, also unmittelbares Reichsland wurde. Warum der König gegenüber der Verfügung seines Vaters, des Kaisers, es that? Wahrscheinlich um eben dem Vater gegenüber als selbstständiger Herr zu erscheinen und seine Krone mit dem Ansehen eigener Herrschaft zu erhöhen, worauf er bei jeder Gelegenheit bedacht war und deshalb ja später vom Vater abgesetzt wurde Vielleicht war ihm daneben nicht entgangen, daß die herzogliche Gewalt über Alemannien, die seit Friedrich Barbarossa je an den König kam, in dem Stadium war zu erlöschen und zwar nicht ohne Schuld des mehr und mehr für sich begehrenden Hauses Habsburg. Kurz Uri hat 1243 eigenes Siegel und im Lande grundbesitzende Gotteshäuser, unter die es sich mit seiner Besteurung begiebt. In derselben Zeit, da Uri zum Stift Zürich gehörte, war Schwyz in die Grafschaft Zürichgau eingerechnet, welche anfänglich vom nellenburgischen, nach dessen Aussterben im 11ten Jahrhundert vom lenzburgischen Haus verwaltet wurde, und als auch das letztere, das in Schwyz und Unterwalden Grundbesitz hatte, 1173 verödet war, giengen die Besitzungen in den beiden Thälern auf Habsburg als Lenzburgs eintretenden Erben über. Von nun an erwuchs der Gedanke Habsburgs, ihm gehöre so viel Grund und Boden, zu dem Grundsatz, seine Gewalt in den Ländern müsse erblich sein, und der Grundsatz erweiterte sich zu dem Anspruch, sein sei die Befugniß, hier eine förmliche Landesherrschaft einzurichten und durch die Verknüpfung der Thäler mit Zürich den ganzen Complex jener alten Landgrafschaft, die mittlerweile zertheilt worden, wieder herzustellen, ein Projekt, auf dessen Verwirklichung wir auch den Kaiser Rudolf hindrängen sehen. Je höher sich Habsburg in seinen Plänen verstieg, je strenger es in seinen Maßregeln handelte, desto ängstlicher mußten die Thalleute um ihre frühern freiern Rechte bekümmert werden, und nun wie viel Gewaltthätigkeit und Unbilde bei einer derartigen Spannung vorkommen konnte, läßt sich denken, namentlich von Seiten der habsburgischen Beamten, die zu den Aufträgen ihrer Herren noch die eigene Brutalität mitspielen ließen. Fehlen doch schon im 13ten Jahrhundert, wie aus Urkunden nachzuweisen ist, die Namen Geßler und Landenberg nicht, denen man sonst in der Geschichte der Bundesstiftung auch keinen Platz einräumen zu können meinte! „Der Herrschaft Vögte und Amtleute", giebt die Berner Chronik des Stadtschreibers Justinger aus der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, also die älteste, über jene Zeit an, „hatten neue Rechte und Fünde gesucht, mit der Landleute Frauen und Töchtern Mutwillen getrieben". (Vgl. im Ganzen Georg von Wyß: Akademischer Vortrag). Da brach 1260 der verhaltene Unwillen in die That aus. Die Länder Schwyz und Unterwalden, Uri gemäß dem eben geschlossenen Bunde unterstützend zur Seite, erhoben sich wider Habsburg,

Regelhaus [1]) gebaut. In dessen eintem Theile wohnten die Minderbrüder, jener Herrschaft sehr geschätzt, im andern die Nonnen vom Orden der hl. Klara, die dem Herrn in Feierliedern und in Gesängen, in Fasten, Gebeten und Lesungen unablässig dienen.

Der König Adolf war gewählt unter Cölestin V. im Jahre 1292 und kam unter Bonifacius VIII. durch den Herzog Albrecht von Oestreich ums Leben im Jahre 1298. Daher der Vers:

---

brachen des Adels Burgen, jagten ihn größtentheils aus dem Lande und unterhielten die Feindseligkeit eine lange Zeit. Darauf kommt Rudolf von Habsburg und erneuert seines Hauses Herrschaft über die Länder in verschiedener Weise, was wir oben zu zeigen suchten. Aehnliche Auftritte der Beängstigung und Bedrückung wiederholten sich, wenn wir auch nicht annehmen wollen, daß unter demjenigen Grafen und Kaiser, dessen Gerechtigkeit als bekannt galt, die Gewalt seiner Amtleute mit jener gesetzlosen Willkür verfahren und gegen die Untergebenen einen alles Recht, Unschuld und Keuschheit höhnenden Uebermut üben durften, wie ja unter ihm eine Auflehnung gesammter Genossenschaften wirklich nicht eingetreten ist. Immerhin gehen auch unter ihm Unruhe und Unzufriedenheit durch die Gemüter und sobald er geendet hat, schließen sich die Länder zu Schutz und Trutz wieder zusammen und erneuern ihren Bund. Hinter dem bessern Vater erscheint der schlimmere Sohn. Er führt das Kaiserschwert, das er über der Leiche seines Gegners Adolf von Nassau so gierig aufgegriffen, zum Schrecken Aller allerwärts, und die Waldstätte, die seit Rudolfs Tode etwas freier aufgeathmet, werden in eine Abhängigkeit und Unterthänigkeit zurückgetrieben wie noch nie. Die „Habsucht", die unsere Chronik nennt, verlangt die Thäler bis auf den letzten Zoll. Für Schwyz und Unterwalden gilt die Weisung, daß des Landes unumschränkter Herr das Haus Habsburg sei, und Unterwalden erhält einen Diener dieser Landesherrschaft zum Landammann für Ob= und Nidwalden. Selbst gegen Uri wird erklärt, daß ihm König Heinrichs Vergünstigung, nur unter Reich und Kaiser zu stehen, die ihm seit länger als einem halben Jahrhundert Niemand angetastet und auch Rudolf unberührt gelassen hatte, ohne weiteres entzogen sei und es sich in seinem ganzen Wesen nach Habsburgs Willen zu richten habe. Durch den Geist und das Beispiel von oben angeführt, trieben die Amtleute, Vögte und Verwalter bis auf ihre Knechte herab den Mißbrauch ihrer Gewalt auf die Spitze und machten das Land der frevelhaften Unthaten und darum der bittern Klagen voll. Wie natürlich doch nun, daß sich „die Männer in den Bergen" abermals zusammenthun und verbünden, und zwar diesmal, gegen die schlimmste aller bisherigen Herrschaften, weit kräftiger und mutiger als die beiden ersten Male, entschlossen zum äußersten Werk und Widerstand! Die zürcherische Chronik eines Ungenannten sagt: „Im Rebmonat (Hornung) 1306 machten die drei Länder Schwyz, Uri, Unterwalden einen Bund und schwuren zusammen, das war der erste Bund". Also „der erste Bund", während es im Grunde der dritte ist. Der Verfasser mag die zwei ersten Bünde nicht genauer gekannt oder sie im Vergleich zum dritten, zu dieser großartigen Vereidung der Länder, nicht als ebenbürtige, selbst nicht als vollständige Bünde anerkannt haben, weil doch Uri damals als „Reichsland" noch nicht für verletzte Rechte mit solcher Betheiligung einstehen mußte! Sei dem wie ihm wolle, seien auch die Scenen im Rütli und unter der Linde zu Altorf nicht mehr Angesichts des lebenden Albrechts, wie man aus den nur von Frieden redenden Berichten seiner letzten Lebenswochen entnehmen will, sondern erst nach seinem Tode vorgefallen — uns ist der dritte Bund und mit ihm die herrlichste Erhebung der Waldstätte eine so natürliche That aus dem innersten Geiste des Volkes, ist uns eine so nothwendige Folge der überall zerrissenen Rechte und zerrütteten Zustände, daß wir sie, wenn sie uns nicht berichtet würden, mit unserem Auge in der Geschichte recht eigentlich suchen und fragen müßten: Wo sind die Männer, die vor Jahren in geringerer Noth und Gefahr über dem Schwur brüderlicher Treue die Hände zum Himmel erhuben, wo sind sie jetzt, da eine viel größere Unterdrückung, eine wachsende Knechtschaft die Väter und Kinder und Enkel bedroht? Ist das Geschlecht aus den Bergen schon in einem Dezennium sich selbst so entfremdet, in seinen höchsten Gefühlen so entartet, für die kostbarsten Güter so feil und feig geworden? Mögen einzelne Zahlen verwischt, einzelne Namen verwechselt sein, wir sagen es immer wieder: das Faktum der letzten und glücklichsten Befreiung von ausländischer Gewaltherrschaft mit der darauf ruhenden Geschichte unsers Vaterlandes, es steht uns da wie das unerschütterliche Fundament mit dem von ihm getragenen Dome!

[1]) Das Wort heißt coenobium und der Unterschied von monasterium ist, daß dieses letztere das Kloster bezeichnet als einfachen Wohnort der Mönche oder auch nur Eines Mönches, während coenobium die bestimmte Klasse des Ordens, die derselben eigene Pflicht, Zucht, Lebensart und Lebensordnung, kurz die ganze Ordensregel in sich schließt, was sich nur im Verein mit Mehreren denken läßt und demnach ein gemeinschaftliches Leben voraussetzt, welcher Begriff ja ganz eigentlich in dem aus dem Griechischen datierenden Worte enthalten ist. Das begleitende „doppelt" oder duplex giebt ihm dann noch die Erweiterung, daß es ein solches Regelhaus sowol für einen männlichen als für einen weiblichen Orden sei.

In Jahren tausend dreihundert doch weniger zwei
Im Monat Juli fällt König Adolf am Schwert
Durch des Oestreichers Hand am Tag des Prozeß und Martinian [1]).

Der König Albrecht aber wird unter Klemens V. von Johann, seines Bruders Sohn ermordet im Jahre 1308, nach diesen Versen:

In Jahren acht mit tausend und mit dreihundert
Ward durch Schwertermord Albrecht der König vernichtet,
Das traf sich am Fest des heil'gen Jakobus und des Philippus.

Und das geschah auf seinem eigenen Boden. Er hatte, als er König geworden, Bonifacius VIII. den Eid der Treue und des Gehorsams geleistet; darum nahm er ihn zu seinem besondern Sohne an.
29. Aug. Er wurde aber in Speier, wie auch sein Vater, in der königlichen Gruft bestattet.

Zu dieser Zeit, nämlich im Jahre 1290, ungefähr mitten im Sommer kam ein entsetzlich wütendes Hagelwetter, kaum auszuhalten, mit Steinen von der Größe einer Faust und riß viele Bäume sammt der Wurzel aus, zerbröckelte die Mauern, tödtete das Vieh, warf die Vögel zu Boden, verheerte alle Pflanzen der Erde, die ihm im Wege standen, und ließ auf den Feldern den übelsten Gestank hinter sich zurück. Dieses Hagelwetter soll nicht nur in Deutschland, sondern auch von Meer zu Meer gewütet haben, weshalb man erachtet, jener Tag habe gleichsam das Vorbild des jüngsten Tages an sich getragen.

Kurz vor jener Zeit habe der König von Frankreich aus seinem Reiche alle Juden auf einmal ausgejagt, um sich alle ihre Güter zuzueignen [2]).

. Mai. Ebenfalls um jene Zeit schaffte ein Papst auf das Begehren des Königs von Frankreich den Orden der Templer, der rühmlichen Beschützer der Kirche gegen die Wildheit der Heiden, ab und übertrug, wie es heißt, ihre ergiebigsten Güter dem König, die geringen den Johannitern [3]).

Um die Jahre 1320, als ein Leichenwärter auf dem Gottesacker der Stadt Dießenhofen ein Grab machte, um einen Verstorbenen darin zu bestatten, redete der schon vor zehn Jahren darin Begrabene den Todtengräber an und kündigte ihm unter anderen Worten, die er ihm sagte, den ihm ganz nahe bevorstehenden Tod wahrhaft und bestimmt voraus an.

In dieser Zeit begannen viele ketzerische Verkehrtheiten aufzukommen, besonders in Deutschlands Gegenden, ja einzelne wuchsen so ungeheuer heran, daß ich mit meinem Herzeleid erkläre, daß acht ihrer Artikel vom apostolischen Stuhl für immer streng verdammt werden mußten, wie in dem siebenten Titel der Dekretalen zu lesen steht: „De hæreticis" in dem Kapitel das anfängt: „Ad

---

[1]) Das ist der 2. Juli, als der Tag der zwei Heiligen Prozessus und Martinianus.

[2]) Es geschah von Philipp IV. in dem nämlichen Sturme, der 1307 gegen die Templer losbrach. Die Juden sahen sich mit Einem Schlag aller ihrer Güter verlustig erklärt, wurden sofort aus dem ganzen Reiche gejagt und erhielten nach acht Jahren das königliche „Gnadenwort", Frankreich stehe ihnen zur Rückkehr wieder offen.

[3]) Der Papst Clemens V. In der That auf das Begehren von Philipp IV.; denn daß dessen überall gewaltthätige Habsucht und Rachsucht die vernichtenden Maßregeln, für welche sich der apostolische Stuhl mit dem französischen Thron verbinden ließ, in schreiender Ungerechtigkeit gegen den Orden mit seinen neuntausend (!) Comthureien erzwangen und den Papst auf der Kirchenversammlung zu Vienne 1311 und 1312 zu ihrem Werkzeug machten, ist historisch nachgewiesen.

nostrum qui desiderantur in votis" u. s. w. Aber ach! in der spätern Zeit als die erwähnte, um die Jahre 1347, haben sie sich an einigen Orten Schwabens so mächtig zum größten Aergerniß der Menschen und zum heillosesten Schaden des Glaubens zahlreich vervielfältigt und weit und breit zerstreut und eingewurzelt, daß sie nicht ausgerottet und abgeschafft werden können. O weh! es ist, was nur zu jammervoll wird, dahin gekommen, daß sie niemand zu besuchen, zu belehren, zu untersuchen oder zu tadeln unternimmt oder wagt, und darum stecken sie wie Lolch oder Unkraut, das den Weizen zu ersticken pflegt, den rechtmäßigen Glauben mehr als Juden und Heiden an. Und ganz natürlich, da sie zu den Gläubigen einen freiern Zutritt haben als auswärtige Völker, weshalb sie den Grund und Boden der streitenden Kirche völlig umkehren würden, wenn ihnen die Gelehrten nicht entgegenträten.

Der Papst Bonifazius habe dem König Albrecht, der sich damals in Kolmar, einer Stadt im 130
Elsaß, aufhielt, durch zwei Minderbrüder mündlich und schriftlich die inständigste Bitte vortragen lassen, er möchte geruhen, aus Liebe zu ihm den fruchtbaren und ihm sehr erwünschten Landstrich Romagna [1]) dem apostolischen Stuhl zu schenken [2]). Als er mit seinen Hofbeamten einen wolerwogenen Rath gehalten, antwortete er ihnen, es stehe ihm nicht zu, Besitzungen des Reichs für ihn oder andere zu entfremden, außer wenn er ein besseres oder ebenbürtiges Landstück dem Reiche zum Tausch zubringen wolle.

Als jene nun mit solcher Antwort zum Papste zurückkehrten, fragte er sie, wie es ihnen gegangen sei. Sie sagten: „Ganz gut in Bezug auf unsere Person, aber in Bezug auf Euere Absicht sind wir gar nicht glücklich gewesen", und nun setzten sie ihm den Hergang der Sache und des Erfolgs, wie ich oben dargestellt, aus einander. Der Papst war darüber unmäßig erzürnt und nach wenigen

---

[1]) Im Kirchenstaat.

[2]) Es könnte auffallen, daß Bonifazius die Romagna zu einem Erbgut der Kirche aufs neue von Albrecht verlangt, da dessen Vater Rudolf, wie oben schon bemerkt wurde, das lange Zeit streitige Landstück in die Hände der Päpste gelegt hatte. Allein Bonifazius schaute von der obersten Kirchenstufe mit einem so geübten Blick über Land und Leute hin und war gewohnt, zu seinen selbstsüchtigen Absichten immer so berechnete Wendungen zu nehmen, daß er hier nur allzu gut merken mußte, bei einem Albrecht dürfe man sich auf alte Zusagen abgetretener Vorgänger nicht berufen und es sei gerathener, dem neugewählten Fürsten mit der Bitte um Bestätigung jener Dotation entgegenzukommen. Denn von einem Manne, der bis dahin bereits jeden Schritt nur für sein Haus und für seine Person gethan, der mit ausgerecktem Schwert durch aller Hindernisse Verschränkung auf die Krone losstürmte, der in bedeutenden und unbedeutenden Abspiegelungen seines Charakters nichts als ein Schreckbild der Angst nach oben und unten geworfen, den die Fürsten als den ungescheut antastenden Entzieher fremden Eigentums fürchten gelernt, und über den wieder unter den armen Bauern die Klage gieng, er treibe, wenn er einen Spazierritt mache, mit seinem Roß gerne mitten durch ihre Saaten hindurch — von einem in solchen Kennzeichen kundgegebenen und nun gar zum König gewordenen Gewalthaber stand in der That nicht zu erwarten, daß er nur einen Fuß breit Erde zu eines Andern Genuß und Freude abtrete, wenn er irgend ein Recht des Anspruchs darauf vorzubringen wußte. Das Verfahren des Papstes war daher vom richtigen Gesichtspunkt aus angesetzt, und die Art und Weise, wie Vitoduran es erzählt, ist dem listigen Bonifazius ganz angemessen; nur hatte der Kirchenfürst diesmal in der Bösartigkeit des Sinnes einen ebenbürtigen Gegner gefunden, der, wenn er das von päpstlicher Hand gesponnene Garn nicht mit gleicher List lösen konnte, es einfach mit der derb dreinfahrenden Faust zerschlug. Ohne sich an der Weigerung des Stuhles, ihn zu bestätigen, lange zu stoßen, nahm Albrecht die Krone auf sein Haupt, das Schwert in seine Hand, stellte sich vor die Fürsten des Reiches hin und rief: „Was schadet es, daß der Papst mir seine Krone versagt? Durch die Wahl der Fürsten bin ich König, also auch Kaiser!"

März. Tagen schickte er die genannten Brüder zu ihrer nicht geringen Befremdung zum zweiten Male wieder an den König mit einem Brief, der folgenden Wortlaut hatte: wenn er das vorbenannte Land dem apostolischen Stuhle bis an alle Enden versagen würde, so würde er ihn, den er zum Adoptivsohne angenommen, verläugnen, ihm das Reich nicht länger wünschen noch ihn zur Reichskrone je annehmen, weil er durch den Mord des Königs Adolf, seines geliebten Sohnes, die Hand an den Gesalbten des Herrn gelegt habe.

Nachdem der Brief vor dem Könige und seinen geheimen Reichsräthen vorgelesen und eine einläßliche Erwägung gehalten worden war, entbot der König gleicher Weise in einem an den Papst bestimmten Antwortschreiben zurück: er verschmähe, ihn zum Vater zu haben und bewerbe sich nicht im mindesten darum, Reich und Reichskrone aus seiner Hand zu empfangen, da er sie ihm auch nicht geben könne, indem hiegegen seine Schlechtigkeit Einsprache thue, weil er nicht durch die Thüre, sondern anderswoher als Dieb und Mörder ins Papsttum eingedrungen sei und es an sich gerafft habe, da er den Papst Cölestin, seinen Vorgänger, durch die trügerische Nachahmung einer himmlischen Weisung, er solle auf sein Hohenpriesteramt verzichten und in die Einsamkeit wandern, wie er denn auch gethan, verführt habe[1]).

---

[1]) Man mag mit Recht sagen, die päpstliche Anmaßung habe zu einem Widerspruche herausgefordert: dennoch ist die Antwort Albrechts eine für die damalige Zeit ungewöhnliche Sprache gegen den Stuhl Petri. Sie dient zur Bestätigung jenes Urtheils über den Kaiser, er sei kein sonderlicher Freund der geistlichen oder päpstlichen Gewalt gewesen und habe da, wo er mit Kirche und Klerus in Kollision kam, jedes Mal kurz abgebunden. Für uns ist auch dieser Zug an der Persönlichkeit Albrechts beachtenswerth, um aus ihm wieder eine Beleuchtung des Verhältnisses zwischen dem Kaiser und den Waldstätten zu schöpfen, um so mehr, da eine ganz entgegengesetzte Auffassung dieses Verhältnisses von gewisser Seite nicht mangelt. Es sind schon Stimmen laut geworden, wie wir sie z. B. von Hagen hören, Albrecht habe die rechte Würdigung seines Charakters von der Geschichte nicht erhalten, er habe viele entstellte Fehler auf seinen Namen übernehmen müssen. Er habe jene Maßregeln zur Hemmung der Freiheit nicht angeordnet, habe die bürgerliche Wolfahrt des Volkes gestützt und gehoben, habe Gnaden und Privilegien in den habsburgischen Besitzungen ausgetheilt. Sagt doch derselbe Geschichtsschreiber auch, jener Bund der Länder von 1306 sei im Einverständniß mit Albrecht und für seine Sache geschlossen worden! Man muß wahrhaftig über Volk und Zeit und Dinge nur einen oberflächlichen Blick gehen lassen, um die Grundlosigkeit einer solchen Ansicht zu durchschauen. Wenn nun dargethan wird, der Kaiser habe die Thäler in ihrem Gemeinwesen, ohne mit Wort oder Hand einzugreifen, gewähren lassen, er sei so vielen Anordnungen und Verhandlungen unter ihnen nicht in den Weg getreten, so findet man die schmale, unter dieser Behauptung liegende Wahrheit dadurch leicht heraus, daß man nur nicht vergißt, auf welche Leute es bei diesen frei gelassenen Worten und Wegen der Tagwenschaft oder des Bauernhauses abgesehen war. Es galt den Klöstern und durch sie eben jenem Stande, dem der Kaiser nicht die günstigste Miene zukehrte, den Geistlichen. Wir haben an einigen andern Orten darauf hingedeutet, daß es schon frühe zu den Errungenschaften der strebsamen Thäler gehörte, die Steuern, welche sie sonst in den Schatz der Grafen und Herzoge zu tragen hatten, an die ihnen in mancher Beziehung näher liegenden Gotteshäuser abgeben zu dürfen. Zwischen diesen Gotteshäusern und den Landleuten entstanden, wie es in der Natur der Sache lag, vielerlei Streitfragen über Besitzungsrechte, Bodenverhältnisse, Befugnisse des Klosters, Leistungen der Zinspflichtigen u. s. w. Mehrmals sehen wir Grafen von Lenzburg an der Spitze der Landleute den Streit gegen Einsiedeln führen, und in einem wichtigen Handel mit diesem Kloster und dessen Vögten zu Rappersweil kam der alte Graf Rudolf von Habsburg, der Großvater des Kaisers Rudolf, vom Kloster und vom Thal zum Vermittler angerufen, mit Räthen und den Edeln von Schnabelburg, Wart, Wediswile (Wädensweil), Bonstetten selber in die Abtei und hielt ein langes Gericht über die Ausmarkung von Wald und Weide, die er dann auf wolerwogenen Spruch hin für alle Zukunft vornahm. Hier nun, im Spiel und Streit der Landleute gegen die Gotteshäuser, ließ Albrecht allerdings das Gemeinwesen gewähren; hier, wo es Gut und Gülten, Zinsen und Zehnten für die Geistlichen betraf, ja hier vertrug der Kaiser gütig und gnädig des Volkes freiestes Vorgehen. Aber stark kaiserlich muß

Als die gedachten Brüder mit dieser Antwort von der Stadt Kolmar, wo sie ihn abermals gefunden hatten, zum Papste zurückgekehrt waren, gaben sie ihm auf sein Befragen über ihre Reise zum Bescheid, daß sie der König wieder wie vorher wolwollend aufgenommen und ehrenvoll behandelt und freundlich entlassen habe, daß sie ihm aber ach! nichts Gutes oder Angenehmes melden könnten. Als dies dem Papste theils durch den mündlichen Bericht seiner Gesandten, der obbenannten Brüder, theils auch durch des königlichen Briefes traurigen Inhalt deutlich geworden war, strich er mit der einten Hand voll Bedenkens über die Stirne seines Kopfes und sagte: „Er hat mir recht geantwortet, Worte hat er mir für Worte gegeben". In der Furcht jedoch, es drohe ihm darob Streit und Verfolgung des Königs und geschäftig, der kommenden Gefahr glücklich entgegenzutreten, wenn er sich den König gnädig und gesühnt mache, begab er sich sogleich an einen Ort in Toscana[1]), um von hier aus eine Gesandtschaft des Friedens und der Versöhnung dem König zu schicken, mit dem Gedanken ihn zu sich zu rufen, in wie weit er ihm die andern Begehren freiwillig ausrichte und gewähre. Als er daher an jenen Ort gekommen war, um daselbst die beanschlagten Sachen vorzunehmen, wurde er von den Gesandten[2]) der römischen Herren von Colonna auf Begehren des Königs von Frankreich[3]) übereilt und eingezogen und nach Rom abgeführt und in eine strenge Gefängnißhaft gestoßen und geworfen.

Der König Albrecht vertrieb, nachdem er die Böhmen gebändigt hatte, den Herzog Heinrich von Kärnthen, der damals das Reich Böhmen inne hatte, aus diesem Reiche und setzte seinen Sohn Rudolf, den ältesten unter den andern, dem Lande vor und zwang den Herzog nach Kärnthen zurückzukehren. Doch bezeichnete er sich bis zu seinem Tode als König von Böhmen.

Nicht gar lange nach diesen Dingen kam eine Frau in Wallenstadt, den Minderbrüdern sehr ergeben, die gestorben, aber noch nicht begraben war, wieder zum Leben, richtete sich auf der Bahre, auf der sie noch mit dem Leichengewande angethan lag im Begriff zum Begräbniß übergeben zu

man gestimmt sein, wenn man nicht aus weiter Ferne sehen kann, daß dies kein Wolwollen über der vorwärts dringenden Entwicklung der Länder, sondern bloß der gemeine Groll war, welcher, einem nur auf das Seinige gerichteten Sinne ohnehin angemessen, die Angriffe in das Gebiet Anderer um so geduldiger zugab, je mehr sie zum Nachtheil verhaßter Parteien oder Stände geschahen. Das und nichts anderes war Albrechts gerühmte Milde und Nachsicht gegen seine Unterthanen in den Ländern! Seine Gemahlin Elisabeth stellte sich hierin zu ihm als Gegnerin und war, wo sie konnte, darum bemüht, der Geistlichkeit zu ihrer Gewalt und Gebühr zu verhelfen, doch wol nicht aus Schadenfreude an der Last der Landleute, was einem weiblichen Gemüt in so hoher Stellung ohne Noth nicht anzudichten ist, sondern so zu sagen aus einem innern Zusammenhang mit den Gotteshäusern. Denn sie, die dem Kaiser 21 Kinder schenkte, mochte in mancher schweren Stunde gefühlt haben, die Fürbitte und den Segen der Kirche sowol für sich als für ein so zahlreiches Haus recht zu bedürfen, und konnte daher aufrichtig glauben, diese ihre Segnungen zu verscherzen, wenn sie den Altären und Dienern der Kirche die schuldige Ergebung und Treue zu erzeigen verabsäumen würde.

[1]) Nämlich nach Anagni, im jetzigen Kirchenstaat.

[2]) Als Leiter des Gewaltstreiches erschienen Wilhelm von Nogaret, Minister Philipps, und Sciarra Colonna, ein vornehmer Römer und erbitterter Feind des Papstes, brachen mit einer bewaffneten Schaar in die Stadt und besetzten den päpstlichen Palast mit dem lärmenden Geschrei: „Es sterbe der Papst Bonifacius! Es lebe der König von Frankreich!" Der Papst wurde übrigens nach den gewöhnlichen Zeugnissen der Geschichte nur in seinem Zimmer strenge bewacht und nicht nach Rom abgeführt, sondern von Bürgern Anagnis, die sich ihrer übereilten That hinterher schämten, am dritten Tage wieder in Freiheit gesetzt, worauf er unverweilt selbst nach Rom zurückgieng und nach vier Wochen, von düsterm Gram erdrückt, im achtzigsten Jahre starb.

[3]) Philipp IV., des Schönen, in seinem steten heftigen Kampfe mit dem Papste begreiflich!

werden, auf und erzählte vor vielen anwesenden, in ungeheures Erstaunen versetzten Menschen: sie sei beinahe verdammt gewesen wegen eines von ihr verübten Vergehens, das sie in der Beichte nicht aufgedeckt hatte, weil sie es zu gestehen sich schämte; aber durch die Dazwischenkunft des hl. Franziskus, dessen Brüdern sie sich sehr wolthätig gezeigt hatte, sei sie gerettet und auferweckt und wieder zum Leben gebracht, bis sie die verborgene Sünde aufgedeckt hätte in der Beichte, welche sie dem Bezirksprediger[1]) Minderbruder, der damals nicht weit von jenem Orte aufgestellt war, abzulegen habe. Als das geschehen war, gab sie, wie sie vorausgesagt hatte, zum zweiten Mal den Geist auf. Sie sagte, wie man erzählt, bevor sie zum zweiten Mal des Todes Schuld entrichtete, mehrere geheime Dinge aus, die ferne liegen und mit einigen, in der Zukunft auftretenden Ereignissen weit sich erstrecken. Das alles stand zuletzt den Menschen klar vor den Augen. Auch nach ihrem zweiten Tode verübte ein böser Geist, ärgerlich über den Verlust von der Seele der gemeldeten Frau, in jenem Hause Tag und Nacht offen viele schreckliche Dinge, welche den Bewohnern des Hauses große Furcht und Zittern einjagten. Das Haus ist dann den Minderbrüdern zu ihrer Herberge übertragen und durch ihre Bewohnung das dämonische Ungestüm unterdrückt und zum Schweigen gebracht worden. Ueberdies bekräftigte diese Frau in ihrer Auflebung vor vielen sie umstehenden Personen, wie ruhmvoll die Minderbrüder vor Gott erschienen; das, versicherte sie, habe sie in ihrem Absterben heller als das Licht geschaut. Daher kam es, daß dieser und anderer Gründe halber die vorgenannten Brüder daselbst hernach durch vieler Jahre Verlauf eine bessere Aufnahme fanden.

Nach Verfluß von mehreren Jahren hierauf erwürgte außerhalb den Mauern der Stadt Rothweil in einer Nacht in einer an den Neckar gesetzten Mühle ein Geist, oder vielleicht mehrere, fünf Menschen, indem nur einer oder zwei der Mühle unbeschädigt verblieben. Diese fanden jene vor Tagesanbruch erstickt und erzählten es andern. Sie wurden unter Staunen und Trauer der ganzen Stadt begraben.

Um diese Zeit wohnte ein Mädchen, aus meiner Beichte, recht schön und hübsch, in einem Dörfchen, weil es ein Land- oder Bauernmädchen war. Sie saß in der Frühe eines Tages, um sich zu wärmen, am Feuer in ihrem Hause, in welchem sie allein oder selbzweit ein armseliges Leben führte. Ein rechtschaffener Mann, den ich auch kenne, lebte in einem auf der andern Seite der Straße gegenüberstehenden Hause und spaltete auf der Hauptstraße schon Holz. Da kam, als eben die Sonne aufgieng, ein schwarzer Mann aus einem Stalle oder, um richtiger zu reden, von dem auf dem Stalle liegenden Heu sichtbarlich heraus, ging auf das Mädchen hin und sengte einen ihrer Füße, indem er ihn, wiewol sie sich sträubte, ins Feuer setzte oder darüber hielt, mit Gewalt ab[2]).

---

[1]) Oder Terminarier. So hießen bei den bedeutendern Bettelorden diejenigen, welche einen gewissen Bezirk oder Landestheil ihres Konventes angewiesen bekamen als i h r Gebiet, in welchem sie theils zu predigen und Beichte zu hören hatten, theils die Berechtigung genossen, hier ihre Almosen sammeln zu dürfen. Die Ausscheidung des Gebietes oder Zieles, „terminus“, war erforderlich, um in dem einten wie in dem andern Punkte und namentlich in dem letztern einander nicht in die Befugnisse überzugreifen.

[2]) Ein kurioses Geschichtchen, aus dem man nicht recht weiß was machen. Wahrscheinlich liegen darin persönliche Beziehungen, die wir nicht genau genug kennen. Eine besondere Bedeutung des Mädchens für den Bericht-

Hierauf erhob sich der Sohn des Königs Albrecht, ein zweiter Jehu[1]), Namens Lüpold, und machte sich zu einem strengen und ganz wütenden Rächer vom Blute seines Vaters. Denn den Herrn von Wart, der nach der Flucht heimkehrte und ihm auf dem Wege verrathen wurde, ergriff er und übergab ihn strenger Haft. Als diesem vorgeworfen wurde, er habe Meuchelmord und das Verbrechen der Majestätsbeleidigung begangen dadurch, daß er seinen rechtmäßigen Herrn getödtet habe, antwortete er, er habe nicht einen Herrn, sondern einen Missethäter getödtet, der seine blutigen Hände an seinen ächten und eigenen Herrn gelegt, indem er den König Adolf unschuldig umgebracht habe. Zuletzt jedoch nach diesem leichtfertigen Wesen wurde er zur heißesten Reue über sein Verbrechen gebracht, aber zur Rächung seiner Schandthat ohne Gericht und Spruch durch Beinbrechung und Räderung in den Tod geführt. Gerädert endete derjenige sein Leben, der seines Herrn und vorzüglichen Wolthäters Leben schmählich raubte. Daher ist an ihm des Propheten Wort wahr geworden, der sagt: „Der mein Brod aß, hat wider mich die Fersenschliche groß gemacht".

Drei Tage lebte er auf dem Rade, während seine Frau, was er nicht wußte, um ihn an dem hier zu erringenden Heil seiner Seele nicht zu hindern, so lange unter dem Rade verblieb. Es ist unzweifelhaft, daß sie das Schwert des bittersten Schmerzens durchschnitt. Sein Schloß, das er bei Winterthur hatte, wurde von Grund aus zerstört, all sein Eigentum dort und anderswo entrissen. Zudem wurde das Schloß seines Bruders sammt seinem höchst reizenden Zugelände durch eine Feuersbrunst, die ich mit eigenen Augen gesehen, verheert. Er lebte hernach viele Jahre in einem Bauernhause so viel als in einer Strohhütte und bestand dies, weil er an der Unthat seines Bruders unbetheiligt war, nach meinem Urtheil unverdient, nach jenem Rechtssatze: „Die Strafe soll ihre Urheber treffen und nicht weiter ausgedehnt werden als das Vergehen an dem Uebertreter erfunden worden„ Ebenso gemäß dem Worte des Propheten Ezechiel: „Die Seele, welche gesündigt hat, sie wird sterben", verstehe: und nicht eine andere. Und so steht die Rache da, die der Herzog Leopold an Einem nahm.

Wie er aber seinen Vater an den Mitschuldigen des Mörders gerächt habe, will ich gehörig, wie und wie viel es mir bekannt geworden, behandeln. Das hohe Schloß des Herrn von Eschibach, die

---

erstatter haben wir uns deshalb zu denken, daß sie zu seinen Beichtkindern gehörte, was er ausdrücklich angiebt. Ob sie weiter zu den beiden Männern in einem Verhältniß stand, oder der Holzhacker nur als bürgender Zeuge der Sache angeführt ist, wissen wir nicht. Sollte vielleicht mit dem „schwarzen Mann" auf eine dämonische oder diabolische Erscheinung hingewiesen sein? Man ist zu einer solchen Vermutung um so eher versucht als der Mann selbst und das, was er mit dem Mädchen vornimmt, einen seltsamen Anschein tragen, und weil namentlich gesagt ist, er sei „sichtbarlich" (visibiliter) zum Stalle heraus gekommen, was bei einem gewöhnlichen Menschen, der als sichtbar von selbst und sehr natürlich in die Augen fällt, kaum hinzugesetzt wäre. Immerhin mag unter der ganzen Erzählung etwas Eigentümliches verborgen sein.

[1]) Jehu war zuerst Feldherr des Königs Joram von Israel, als Anhänger des alten Glaubens und Gesetzes bei den Propheten beliebt. Elisa sandte daher, da das Königshaus fortan dem Götzendienst verfallen schien, einen seiner Schüler in das Lager bei der Stadt Ramoth, den Jehu als künftigen Herrscher des Landes zu salben, worauf derselbe sich erhob, den König Joram tödtete, das ganze wie bekannt heidnischem Kultus und Wesen ergebene Haus Ahab ausrottete, den Baalstempel zu Samaria zerstörte, dessen Priester umbringen ließ und den israelitischen Thron 28 Jahre lang, von 884—856 einnahm. Siehe 2. Könige 10, 18—28; 2. Chronik 22, 7—10.

Schnabelburg bei Zürich, belagerte er wenige Tage, nahm es ein und machte es dem Erdboden gleich. Auch das Schloß, von dem er benannt worden, Eschibach [1]), stürzte er bis auf den letzten Stein um und raubte die andern Güter Eschibachs; dieser selbst wurde flüchtig und starb in fernem Lande. Der Herzog Johann aber, der Neffe des Königs, der Urheber des Verbrechens, wurde, flüchtig geworden, von Land und Verwandtschaft gänzlich ausgestoßen und in fremder Gegend weggeschafft. Alle seine Güter aber sprach der Herzog Leopold sich und den Seinigen auf immer zu, und hernach sind sie durch Spruch des Kaisers Heinrich [2]), des Nachfolgers seines Vaters, mit Eigentums- und Erbrecht, das stetsfort gültig bleiben soll, den Herzogen Oestreichs anheimgestellt worden.

Ebenso erschien der Herr von Balm, der den Händen des Herzogs Leopold und seiner Brüder auch entgieng, nicht wieder im Lande. Dessen Schloß Altbüren [3]), im Aargau gelegen, belagerte der Herzog Leopold mehrere Tage, nahm es ein und befahl, daß die 45 darin erwischten Stifter und Helfer am Morde seines Vaters der Reihe nach über einer Grube geköpft würden.

Außerdem als der Herr von Vinstingen [4]), der sich zum Vertheidiger und Beschützer der genannten Verbrecher gemacht, einst dem Herzog Leopold bei Straßburg einen Hinterhalt gelegt hatte und dies dem Herzog bezeichnet worden war, sammelte er ein Heer, eilte ins Land des Herrn von Vinstingen und verwüstete es durch Brand.

Siehe wie herrlich rächte den Tod seines Vaters der Herzog Leopold, am löblichsten aber an jenen Geköpften! Daher ist an ihnen das Wort Christi in Erfüllung gegangen, der im Evangelium sagt: „Wer das Schwert ergriffen, wird durch das Schwert umkommen", und das Wort des Weisen, der sagt: „Worin Einer sündigt, darin wird er auch gestraft werden".

Hierauf wurde der Herr Heinrich von Lützelnburg [5]) im Jahre 1309 zum König Deutschlands, nachher zum Kaiser auf Bestätigung und Krönung gewählt. Im Jahre 1310 wird er vom Papste Clemens V. zur Belehnung des Kaisertitels berufen [6]).

Auf den Papst Cölestin V. dieses Namens folgte Bonifazius VIII., ein Toscaner, und wird im Jahre 1294 zum Papst gewählt. Dieser hintergieng, wie die Sage angiebt, seinen Vorgänger Cölestin V., damit er auf das Papsttum verzichte, in folgender Weise. Da er nämlich ein hoher Geistlicher war und aus innerster Seele darnach strebte, die päpstliche Würde zu ersteigen, brachte er Cölestinen, einem demütigen und frommen Mann, in einer Nachahmung der Stimme eines Engels, die ihm, als er eben dem Gebete hingegeben war, vom Himmel herkomme, bei, er solle dem Papst-

---

[1]) Oder Eschenbach, zwei Stunden von Luzern, im Amt Hochdorf, Kreis Rothenburg. Es war eine Stiftung der durch Macht und Reichtum ausgezeichneten eschenbachischen Familie.

[2]) Heinrich von Luxemburg, als Kaiser Heinrich VII.

[3]) Im jetzigen Kanton Luzern, Amt Willisau, Kreis Zell, 9 Stunden von der Stadt.

[4]) Ein rheinisches Geschlecht, aus dem angesehene Männer und selbst Erzbischöfe stammten. So erscheint ein Heinrich von Vinstingen 1259 als Erzbischof von Trier und steht unter den Wählern bei der Ernennung Rudolfs von Habsburg zum König.

[5]) Luxemburg.

[6]) Sein Römerzug fällt in den Oktober 1310, seine Kaiserkrönung auf den 29. Juni 1312.

tum entsagen und es einem andern überlassen. Cölestin wollte einer Stimme solcher Art in dem Glauben, sie sei von Gott gekommen, Genüge leisten und gab das Papsttum auf[1]).

Hernach wurde dann Bonifazius gewählt und brachte das sechste Buch der Kirchenbeschlüsse zusammen und begieng feierlich das Jubeljahr. Er exkommunizierte im Jahre 1300 den König von Frankreich. Der König von Frankreich aber nannte ihn einen Ketzer und in demselben Jahre starb Bonifazius. Dieser sei, behaupten Manche, von den römischen Herren, genannt von Colonna, eines Unrechts halber, das er ihnen zufügte, in die strengste Thurmwacht gesetzt worden und habe darin aus übergroßem Hunger, was schauerlich zu sagen ist, die eigenen Hände verzehrt.

Kurz vor dieser Zeit fuhr ein Schiffsmann zur Winterszeit auf einem mit Waaren stark beladenen Schiffe von Konstanz nach Lindau. Als er das Schloß Wasserburg[2]) erreicht und der Tag sich zum Abend geneigt hatte, landete er wegen der ungewöhnlichen Kälte und des unerträglichen Witterungsstandes daselbst. Und da er Niemanden hatte, dem er die sorgfältige Bewachung der Schiffsfracht hätte anvertrauen können und er selbst in eigener Person, wenn er im Schiffe blieb, die schreckliche Kälte nicht auszuhalten vermochte, empfahl er sein Schiff mit den Gegenständen getreulich dem hl. Georg, dem Schutzherrn in der Pfarrkirche, die innerhalb der Mauern des genannten Schlosses lag. Als nun der Schiffsmann vom Schiffe weggegangen war und sich in ein dort gelegenes Haus zur Erwärmung und Erholung begeben hatte, gieng ein Bauer, der des Schiffers Entfernung und der Schiffsfracht Fülle sah, ins Schiff und lud einen mit Korn gefüllten Sack, um ihn fortzunehmen und nach Hause zu tragen, auf seine Schultern. Und als er einen Fuß außer das Schiff gesetzt hatte mit dem andern noch darin zurückstand, blieb er wider allen seinen Willen unbeweglich so bis zur

---

[1]) In den Abruzzen Unteritaliens lebte ein Einsiedler, Petrus de Murrhone, vom Volke für einen Heiligen gehalten, einfältigen Gemütes und gerne Traumgesichten hingegeben. Die streitenden Parteien im Conclave fielen zuletzt einmütig auf ihn, ohne Zweifel, weil jede Partei die Hoffnung hegte, aus einem solchen Mann ein Werkzeug für sich machen zu können. Mit Gewalt mußte er aus der Einsamkeit auf Roms erhabensten Sitz getragen werden und brachte als Cölestin V. die Einfalt des Einsiedlers in die ungewohnte Höhe über allen Völkern der Christenheit mit. Diese Einfalt, die allerdings nicht weit genug sah, um das Schiff der Kirche durch die Stürme einer bewegten Zeit und durch die wilden Kämpfe der eigenen Wohnstadt gewandt hindurchzulenken, wußte der schlaue Kardinal Benedikt Cajetan für seinen rastlos gesuchten Zweck zu verwenden. In seinem Schlafzimmer hörte der Papst die Stimme: „Cölestin, Cölestin, leiste Verzicht und steige vom Stuhl, damit ein Würdigerer nachfolge!" Das Spiel gelang vollständig. Der erschrockene Papst wurde wieder zum Einsiedler und der Kardinal führte als Bonifazius VIII. das lang ersehnte Kirchenregiment auf solche Weise, daß man schon zu seiner Zeit unter den Vorgängern seines Gleichen suchen mußte. Uebrigens wurde der Betrug von vielen Gemütern Beiden übel gedeutet und Dante versetzt den einten wie den andern, den Verführer und den Verführten in die Hölle, jedoch durch eine weite Kluft von einander getrennt. Cölestin, der die bedeutungsvolle Entsagung (il gran rifiuto Inferno III.) wankelmütig und wetterwendisch eingieng, kommt am diesseitigen Ufer des Acheron, wo die Schaaren auf Charons Schattenkahn zur Ueberfahrt warten, unter das unstät herumflatternde Fähnlein derer, die weder der Himmel noch die Hölle will, weil sie Gott weder gehorchten noch untreu waren. Bonifazius aber, der das Schlüsselamt erschlichen und den Kirchendienst überhaupt markthänderisch mißbraucht hat, liegt viel tiefer in der Qualenbulge der Simonisten (bolgia dei simoniaci Inf. XIX) deren Reihe jener Simon Magus (Apostelgeschich. 8, 18) eröffnet und wo Bonifazius mit zwei andern Päpsten Nikolaus III. und Clemens V., ein unglückseliges Kleeblatt bildet.

[2]) Jetzt noch zwischen Nonnenhorn und Lindau, zu Baiern gehörig. Der Abt Engelberg von St. Gallen legte das Schloß auf einem Inselchen des Bodensees im Jahr 925 an, um sowohl den Geistlichen als den Klosterschätzen St. Gallens eine Zufluchtsstätte vor den Ungarn zu bereiten, deren Einfall zu selbiger Zeit von der abendländischen Christenheit im größten Schrecken weit umher gefürchtet wurde.

Morgendämmerung. Ihn fand der Schiffer in diesem Zustande, beschalt ihn heftigen Gemütes, warf ihm die Dieberei vor und suchte ihn vor Gericht zu ziehen, damit er, dort bei dem Richter in Anklage gesetzt, die Strafe des versuchten Diebstahls bezahle. Darum flehte der Dieb, von Schrecken erschüttert, den Schiffsmann mit weinerlicher Stimme an, er möchte ihm doch verzeihen, da er sonst nie in seinem Leben als zu jener Stunde einen Diebsgedanken gehabt habe; aber diesmal sei er von einem teuflischen Stachel auf das gewaltigste zum Stehlen versucht und deshalb, wie er sehe, von der göttlichen Macht bis zur Verwirrung geschlagen worden. Auf diese Worte vergab ihm der Schiffsmann, von Mitleiden ergriffen, ohne weiteres und ließ ihn ungeschoren fortgehen. Er selbst aber vollendete den begonnenen Weg zu Schiffe und kam mit seiner geretteten Fracht nach Lindau, weil sie ihm sein Hüter, der hl. Georg, wunderbar, wie er von ihm verlangt hatte, unverletzt erhalten hat.

Um diese Zeit, im Sommer, entleerte sich eine heillos große und wasserreiche Wolke, die über Winterthur erschien, und richtete eine ganz gewaltige und alles fortreißende Ueberschwemmung an. Sie strömte ungestüm gegen Winterthur hin und zerstörte alle ihr in den Weg kommenden oder sich vorfindenden Früchte der Erde, trieb die Leute von den Ebenen und zwang sie auf Berghöhen zu laufen, riß die Bäume mit der Wurzel aus und warf sie um, und trug eine Frau, die auf einem Baume überfallen wurde und die ihn, um dem Andrang des daherstürmenden Wassers zu entfliehen, kletternd erstiegen hatte, bis unterhalb Winterthur in ein Dorf, Wülflingen genannt, hinab. Die Gräben der Stadt Winterthur, Gassen und Straßen füllte sie an. Zuletzt verlor sie sich.

Der Herzog Leopold hat sich wegen verschiedener großen oben aufgezählten Dinge und wegen anderer noch größern, die ich unten erzählen will, mehreren Fürsten, der Kirche und Ländern, staunenswerth und bewunderungswürdig gemacht. Daher konnte nicht uneigentlich auf ihn gewissermaßen das Wort des Psalmdichters angewendet werden, der sagt: „In die ganze Erde gieng ihr Schall aus." [1]) Denn der Name von seiner unbesiegten Tapferkeit erklang in den benachbarten und herumliegenden Gegenden so sehr, daß der König von Frankreich [2]), der damals vor den andern Fürsten benachbarter Länder voraus der erste Herrscher war, von einem besondern Verlangen, ihn zu sehen, so sehr angefeuert war, daß er ihm durch Briefe und die achtungswürdigsten Gesandten im vollen Ernste bedeuten ließ, er möchte an einen ihm beliebigen Ort zu ihm herzukommen geruhen; denn er

---

[1]) Psalm 19, 5 — wieder wie alle biblischen Citate nach der Vulgata, daher in Sinn und Wort nicht immer der hl. Schrift getreu. Hier eine etwas gar starke Uebertragung von der in der Stimme der Weltenwunder ausgekündeten Ehre Gottes auf den Ruhm Leopolds.

[2]) Es ist Karl IV., Sohn Philipps IV. des Schönen, ebenfalls zubenannt der Schöne, welcher, nachdem seine ältern Brüder, Ludwig X., zubenannt Hutin — der Halsstarrige — und Philipp V., zubenannt der Lange, rasch hinter einander durch den Tod vom Throne genommen worden, das Scepter Frankreichs auch nicht lange, von 1322—28, führte. Wir könnten fragen, was für Beweggründe ihn, der an Macht und Herrschaft viel höher stand, darauf brachten, die Freundschaft des viel weniger bedeutenden Leopold so angelegentlich zu suchen. Ein Blick in die Geschichte läßt uns die Antwort finden. Karl gab sich in seiner eigensüchtigen Gesinnung und gewaltthätigen Handlungsweise als den ebenbürtigen Sohn und Nachfolger des in diesen Stücken stark erwiesenen Vaters zu erkennen, schob Bedrückungen und Erpressungen bei jedem Anlaß auf seine Unterthanen sammt und sonders, so daß, was damals viel sagen wollte, selbst die Geistlichkeit vor schweren Auflagen und Abgaben keineswegs verschont blieb. Mag man nun sagen, es sei in einer Zeit wie der damaligen, wo von einem nur etwas geregelten Steuerwesen keine Rede war, der Herrscher eines Landes in außerordentlichen Nothfällen zu derartigen erzwungenen Gewaltmaßregeln getrieben worden, so kann man von dem obigen Urtheil über Karl doch nicht abgehen, wenn er absichtlich falsche Münzen prägen läßt, das eine Mal Kaufleute, das andere Mal Ritter aus ihren Rechten und Besitzungen wegjagt, jeden Umstand und Vorfall aufgreift, alles nur um es zu einer pekuniären Ergiebigkeit auszubeuten. In gar sichtbarer Art kehrte der König die schlimme Seite des angedeuteten Charakters zu Tag in dem scandalösen Kriege mit seinem Schwager Eduard II. von England, dessen Gemahlin Isabella, Karls Schwester, ein ächtes Conterfei der biblischen Isabel, von Frankreich aus in der hinterlistigsten, mit der Maske der Heuchelei überdeckten Weise alle Machinationen betrieb, um ihrem eigenen Gemahl den Thron Englands zu entwinden, wobei der Bruder zu seinem genugsam lohnenden Gewinn, der zunächst in den englischen Besitzungen auf französischem Boden zu holen war, jede mögliche Handreichung zu thun nicht unterließ. Weist uns das Blatt der Geschichte den französischen König so gezeichnet vor, so haben wir jetzt nur noch herzuzunehmen, was für ein Verhältniß Leopold dem König anzubahnen im Begriff war, und wir werden begreifen, daß sich ein auf Verstärkung seines finanziellen und politischen Vermögens so sehr erpichter Mann nicht lange besann, einen für seine Machtstufe vielleicht nicht ganz anständigen Weg zu einem Niedrigern zu wandeln. Der Herzog nämlich war auch sonst und namentlich seines gefangenen Bruders Friederich halber in eine bittere Feindschaft gegen den Kaiser gerathen und bot die äußersten Anstrengungen auf, Friederichs Befreiung durchzusetzen. Endlich knüpfte er mit Johann von Böhmen, Robert von Neapel und dem Papste, zu denen eben der Herrscher Frankreichs auch selbst gezogen wurde — also lauter Parteigänger gegen den Kaiser Ludwig — ein Verständniß an, dessen Tendenz nichts Geringeres sein sollte, als der französischen Königshand die deutsche Krone zuzuspielen. Daher diese fast entwürdigende Stellung und Sprache Karls, der Leopolden wie ein Vasall seinem Oberhaupt entgegenkommt, mag auch noch ein Theil von der Malerei des ceremoniösen Rendezvous, das einen hübschen Abschnitt selbst in ein Komplimentirbuch der Neuzeit lieferte, auf die Schreibart unsers Chronisten gesetzt und nicht vergessen werden, daß — alle Unparteilichkeit desselben sonst in Geltung gelassen — mit der sonderbaren Ehren- der beiden Herren ein dem Hause Oestreichs ergebener Franziskaner die Feder geführt hat.

würde sich glücklich schätzen, wenn er in Kurzem seine freudige Gegenwart zu genießen verdiente. Als der Herzog Leopold das gehört hatte und dem Wunsche des Königs äußerst gerne Genüge zu leisten begehrte, sammelte er ein auserwähltes und zahlreiches Heer und zog zum König. Nachdem er nun nach Burgund gelangt war, sah er den König, der seine Ankunft voraus wußte, ihm in unglaub-
Juli. licher Ausrüstung entgegenkommen und ihn mit einem Herzen voll Liebe in unsäglicher Ehrerbietung aufnehmen. Aber da der König von Frankreich den Herzog Leopold, der ihm früher nicht bekannt gewesen, auf sich zuschreiten, vor den übrigen seines Gefolges schlank und von kleiner Gestalt, in einen grauen Rock gekleidet und am Kopfe mit einem geflochtenen oder Zipfelhut bedeckt sah, fieng er bei sich still und mit einem Wort vor seiner Dienerschaft, die ihn geleitete und ihm freundlich beistand, durch deren Erkundigung und Aufschluß er ihn als den Herzog Leopold erkannt hatte, sich über die Maßen zu verwundern an und sagte: „Es ist göttliche, nicht menschliche Gabe, daß ein Mann so klein am Körper, mit so großer Kraft blüht und am Ruhme solcher Auszeichnung und an der Hoheit solcher Macht, Großmuth und Ehre durch mehrere Himmelsstriche des Erdkreises hervorragt."

Als dann beide sammt ihren Heeren mit der holden Begrüßungsansprache, mit den Bezeugungen wechselseitiger Liebe, mit den Umarmungen des Wohlwollens, mit der honigträufelnden Anrede der Gütigkeit und Freundschaft und mit dem Kusse des aufrichtigen Friedens und Bündnisses, auch sonst noch mit vielerlei Beweisen der Ehre und Achtung einander, nachdem sie zusammengekommen waren, aufgenommen und einer gegen den andern die Aufwartung gemacht hatten, begaben sie sich zu Gastmählern und unermeßlichen und unzähligen Erquickungen, und zu Spielen verschiedener Art und zu Schauspielen. Nachdem sie dann mehrere Tage in den Wonnegenüssen und Vergnügungen der Welt hingebracht und der König die einzelnen Großen und Adeligen des Herzogs mit ausgezeichneten Gaben und kostbaren Geschenken beehrt und sie sich durch Verhandlungen, Besprechungen und Berathungen in schwierigen Angelegenheiten [1]), und durch süßschmeckende Genossenschaft und huldvolle, längst gewünschte gegenseitige Besichtigungen gelabt hatten, schieden sie mit der Betheurung einer gegenseitig von nun an zu haltenden unauflöslichen Liebe im freundlichen Lebewohl von einander und kehrten heim.

Um jene Zeit, nämlich das Jahr 1320, wollte der König der Perser [2]) wissen, welche der Glaubenslehren unter allen andern des Erdkreises die gewissefte sei: und schickte nach allen weisen und

---

[1]) Wie der Text heißt, in causis arduis, was gewiß nur auf jenen Plan zu beziehen ist, welcher durch die von Leopold veranstaltete Verbindung ausgeführt werden sollte, aber über unbezwingliche Hindernisse gehen und an dem festen Bestande der politischen Verhältnisse scheitern mußte.

[2]) Es möchte schwer sein, den Perserkönig, der hier gemeint ist, herauszufinden und ihn an die Jahrzahl, wie an die andern Angaben dieser Erzählung, anschließen zu können. Schlagen wir die persische Geschichte auf, so nennt sie uns als Regenten von 1316—1335 den Abu Said, der fast noch als Knabe auf den Thron kam und der Sohn jenes Ilchanen oder mongolischen Landesfürsten Muhammed war, der sich Khudabende, d. h. Diener Gottes, hieß, weil er, ein eifernder Anhänger der Schii, dieser moslemischen Glaubenspartei in Persien den entschiedenen Vorrang verschaffte. Kaum hat der Sohn, auch in der religiösen Richtung des Vaters Nachfolger und somit völliger Schiite, im Jahre 1320 den Gedanken gefaßt, die wahrste Lehre ausmitteln zu lassen, er, der von der Wahrheit der Schii zweifellos überzeugt war. Dennoch

klugen lehrenden Gelehrten, sowohl aus den Heiden als den Christen und Juden, die seiner Botmäßigkeit unterworfen waren, daß sie sich auf einen ihnen angesetzten und vorbestimmten Tag mit

---

halten wir das berichtete Faktum, das wir wahrscheinlich nur in einen andern Zeitpunkt und auf eine andere Persönlichkeit überzutragen haben, in seiner Richtigkeit fest, weil die darin ausgesprochenen innern Momente, die religiöse Spekulation, das Verhältniß der Sekten, die Würdigung des Christenthums dem eigentlichen Persien angehören und daher dem Faktum eine ganz begreifliche Wirklichkeit sichern. Es wird aus mehrfachem Grunde gerechtfertigt sein, wenn wir uns von der eigenthümlichen Erzählung Vitodurans anregen lassen, die Perser von den angezogenen Seiten in eine kurze Betrachtung zu nehmen, dieses schon an sich so merkwürdige Volk und weiter in seiner von Anfang an befreundeten oder so zu sagen verwandten Beziehung zum Christenthum. Um sie hierin genauer zu erkennen, muß man die Eintheilung des Volkes und damit des Landes voranstellen. Die Perser schieden sich, dem doppelten Bilde ihrer Gottesidee gemäß, in zwei Klassen aus einander, in die Diener des Ormuzd, des guten Gottes, des Lichtwesens, und in die Diener des Ahriman, des bösen Gottes, des Fürsten der Finsterniß. Gerade so zerfiel auch das Land in die zwei Hälften Iran und Turan. Die erste Hälfte, Iran, ist die Heimat der Ormuzdanbeter, das Land des Lichtes und Heiles, wie denn der beachtenswerthe Name ganz darauf leitet. Denn Iran kommt, was nicht mehr zu bezweifeln ist, von dem sanskritischen ârja, ehrwürdig — von dem man sogar einen etymologischen Faden im altdeutschen êra, im neudeutschen Ehre abzieht — altpersisch ârta, und ârjâs, Arier, die Ehrwürdigen, die Adeligen im bürgerlichen und religiösen Sinne nannten sich im Gegensatz zu andern Völkern schon die Inder als Träger des nationalen Geistes im geoffenbarten Glauben und geheiligten Leben. Es erscheinen ferner die Perser bei Herodot unter dem Namen Artäi, was als Worttheil im Königstitel Artaxerxes wiederkehrt. Es hießen desgleichen die Meder Arii, und der Landesname Airjana wird unter den Sassaniden Airan, sodann Iran, und das ist der Name, der im Munde der Perser das Reich im eigentlichsten Sinne bezeichnet, so daß bei ihnen unser Name Persien gar nie, weder in alter noch neuer Zeit vorkommt, weshalb er denn nun auch aus den Werken der deutschen Geographen wie Ritter, Berghaus und anderer verschwunden und durch Iran ersetzt ist. Ja aus der nämlichen Wurzel erwuchs jenes Airjaka, das zu Irak wurde und jetzt noch der Name für Medien ist. In diesem Iran, dem mittlern Südasien, waren die in Gott und ihrem Glauben bevorzugten Zendstämme, die geliebten Verehrer des reinen Lichtgeistes. Dem Iran gegenüber aber lag besonders im Norden Turan, der Schauplatz für die bösen Mächte des finstern Ahriman und darum der Sitz feindlicher Barbaren, blinder Götzendiener, die wohl den Persern unterworfen waren, aber es nie und in keiner Hinsicht zu einer Ebenbürtigkeit mit den Zendvölkern bringen konnten. Der Gegensatz zog sich wie eine scharfe Grenzlinie durch das Bewußtsein jedes ächten Persers, der sich in keiner höhern Stellung denken konnte als dem Lichtgott anzugehören, dessen würdigstes und der Unendlichkeit entsprechendstes Symbol er in der Sonne fand, weil es sozusagen das Bedürfniß der Seele ist, für das sittlich Gute die Hülle des physisch Reinen und Schönen zu wählen. Daher zogen denn auch diesen Sinn und Namen die Könige der Perser gerne auf ihr eigenes Wesen herab, als seien sie oder sollen sein die Abbilder der Gottheit, von ihrer Höhe aus zu leuchten über das unter ihnen stehende Volk, an sich gewiß kein mißfälliger Begriff, wenn er eben nur nicht verdunkelt oder verfälscht worden wäre von der naheliegenden Prätension, daß sie als solche Abbilder oder selbst Ebenbilder der Gottheit auch göttliche Verehrung genießen wollten, woraus dann jener unglückselige Despotismus entsprang, der wie ein unbezwinglicher Fluch durch alle Reiche des Morgenlandes gegangen ist. Wir sehen die Sache in einer recht belehrenden Weise bei Kyros. Um die lästige Fremdenherrschaft der Meder zu brechen, waren die Perserstämme zusammengetreten und hatten einen Edlen ihres Landes, Agradatos, zu ihrem Führer und König gewählt. Er nannte sich Chor, d. h. Sonne, oder Chorschid, Regierungssonne, woraus die Griechen Kyros machten, während ihn die Bibel ursprünglicher und richtiger Koresch schreibt. Und die Sassaniden, das hochherzige Fürstenhaus des unter ihm blühenden Perserreichs, nennen sich auf ihren Münzen und in ihren Briefen die Brüder der Sonne und des Mondes. Mit solcher Verehrung des göttlichen Wesens und solcher Anschauung seines Symbols im Lichte hängt es zusammen, wenn der Perser nur denkend oder deutend die Anbetung des Ormuzd übte und jede äußere Darstellung, jede sinnliche Gestaltung, jeden Bilderdienst der Gottheit verwarf. Aus diesem und keinem andern Grunde ist es zu erklären, daß die Juden unter Kyros, dem sie mit ihrem bilderlosen Monotheismus Jehovahs lieber als jede andere polytheistische Nation geworden waren, eine so gute Behandlung genossen und nicht nur den Weg ihrer Heimkehr antreten, sondern sogar alle heiligen Geräthschaften ihres Kultus mitnehmen durften. Ebensowenig haben wir es nicht anders zu verstehen, wenn Kambyses in Aegypten viele Götzentempel verbrennen läßt und dem angebeteten Stier Apis eigenhändig den Kopf wegschlägt, und es geschieht mit Unrecht, daß man ihm dies gewöhnlich als Ausbruch bloßer Brutalität anzurechnen pflegt, indeß es durchaus als das aufgefaßt werden muß, was im innersten Gefühl und Begriff ein Perser aus der Zendheimat barg, dem eben jede grobe Figürlichkeit Gottes und nun vollends in einer Thiergestalt ein absoluter Gräuel war. Was für ein Boden war aber damit in Persien dem Christenthum bereitet und wie begreifen wir es nun so gut, daß, was unser Chronist mit sichtbarem Nachdruck hervorhebt, das Christenthum gerade — als die reinste Gottesverehrung im Licht! —

Hintansetzung aller ihrer Geschäfte, seinen Augen bei Strafe seiner Ungnade [1]) darstellen sollten. Als sie sich versammelt hatten und vor ihm insgesammt erschienen, fragte er sie, welcher Glaube der Welt

---

bei jedem Perser, je ächter er iranisch und nicht turanisch dachte, desto leichter den Vorrang vor aller andern Religionsweise erhielt, und wir wissen auch, daß Persien dem Christenthum frühe schon mit größerer Vorliebe als irgend ein anderes Reich Asiens in seinem Schooße Raum gestattete. Es ist keineswegs als vereinzelte oder abrupte Erscheinung anzusehen, wenn in der Mitte des dritten Jahrhunderts unter dem Sassaniden Schapur I. (griechisch Sapores) Mani sich aus dem Bunde der Mager erhebt und, sich selbst als Paraklet oder als der verheißene Tröster in die Mitte stellend, zwischen Christus und Zoroaster oder eigentlich Zarathustra eine Einheit stiften, aus Christenthum und Parsismus eine Gesammtkirche bauen will, um mit einem so großartig geschaffenen Lichtreich Ahrimans finsteres Nacht- und Nothreich für immer vollständig zu vernichten. Trat dem Mani doch selbst das Königshaus bei, und was für eine Bedeutung die Manichäer lange in und außer Persien behaupteten, ist bekannt! Ja muß es uns nicht als ein gewisser Grundton neutestamentlicher Denkweise entgegenkommen, wenn am Schluß des fünften Jahrhunderts unter dem Sassaniden Covad der andere Mager Mazdak äußerst demokratisch, aber wahrlich auch urchristlich mit der Lehre auftritt, daß alle Menschen vor Gott gleich seien und jeder Standesunterschied verschwinden solle, daß man diese Gleichheit auch in der Gemeinschaft der Güter unter die Menschen bringen, deshalb die solche Gleichheit und Einheit störenden Uebel, wie Kleiderpracht, Luxus u. s. w., abthun und der Mensch sich aller überflüssigen Genüsse entäußern müsse, um nur noch von Früchten leben zu können, eine Lehre, mit welcher Mazdak die persische Aristokratie furchtbar verletzte und zu seiner bitter verfolgenden Feindin machte, aber sich auch in seinen Mazdakiten einen mächtigen Anhang schuf, daß die Aristokraten, so sehr sie gegen ihn Flammen spien und seine Lehre verfluchten, doch nicht Hand an ihn zu legen wagten. Zu welchem Ansehen gelangte das Christenthum vollends unter dem Schahinschah (d. h. König der Könige) Chosru, Covads Sohn, welcher, wie er sich denn auch selbst den Zunamen Nuschirewan oder Nuschirwan, d. h. großmüthige Seele, beilegte, in einem wahrhaft erhabenen Sinne fast ein halbes Jahrhundert hindurch an der bessern Bildung, ja europäischen Civilisation der Perser arbeitete, von außen her alles Gute und Schöne, griechische Philosophie und christliche Institute nach Persien verpflanzen wollte, Erziehung und Ackerbau förderte, Schulen einführte und im eigentlich christlichen Geiste Waisenhäuser und Rettungsanstalten errichtete. Seine Gemahlin Sira war geradezu Christin und sein Sohn Nuschizad Christ. Kurz, das christliche Wesen konnte sich in einem günstigen Erdreich gewissermaßen entfalten und wir glauben, es erhelle aus den bisherigen, wenn auch nur kurzen Skizzen, in welch' innerm Zusammenhang mit dem Parsismus und in welch' äußerer Stellung bei Fürst und Volk wir uns das Christenthum in Persien zu denken haben. Wenn uns dem gegenüber die Geschichte von Christenverfolgungen berichtet, so wird Jeder, der sein Auge in die Aufsuchung der Ursachen wendet, bald erkennen, daß die Christen solche Verfolgungen größtentheils selbst verschuldeten, das eine Mal durch unvorsichtige Aeußerungen über den Hof, das andere Mal, wenn der Bischof Abdas von Susa einen Feuertempel, des Persers geweihtestes Heiligthum, muthwillig zerstört, das dritte Mal, wenn sich die persischen Christen, ohne Zweifel von dem immer herrschsüchtiger werdenden Geiste der römischen Priesterschaft angesteckt, in politische Händel mischen und bei der feindseligen Spannung zwischen Rom und Persien den Verdacht auf sich laden, daß sie römische Kundschafter aufnehmen und zugleich bei dem Kaiserthron und Apostelstuhl Roms die verrätherischen Angeber spielen. Uebrigens gab es seit dem fünften Jahrhundert, seit Yesdijird II. (griechisch Isdegerd) keine Verfolgungen der Christen im allgemeinen Sinne mehr, sondern nur insofern, als man, im religiösen und politischen Gegensatze gegen Rom, sie zwingen wollte, sich zu dem in der römischen Kirche verdammten Nestorianismus zu bekennen, zu der Lehre des Nestorius, der, seit 428 Metropolit von Konstantinopel, behauptet hatte, man müsse in Christus nicht einseitig nur die Eine Natur, die Gottheit, hervorheben, vielmehr die beiden Naturen, die menschliche und göttliche, gehörig auseinander halten und darum die Maria nicht Gottesgebärerin, sondern Christusgebärerin nennen. — Waren so die Verfolgungen mit der Zeit verkürzt, gemildert und ganz zurückgetreten und hatte das Christenthum gerade zu der Zeit, da Vitoduran es schrieb, unter den persischen Mongolen eine ganz freie Bewegung, so dürfen wir uns doch nicht einbilden, es habe seine überwältigende Macht über die andern Religionen bis zum Zielpunkt seiner alleinigen Geltung geübt, vielmehr waren die Religionsparteien, die unsere Chronik anführt, damals in mannigfaltiger Zahl vorhanden. Schon aus der bisherigen Darstellung ist zu entnehmen, daß von früher her verschiedene Richtungen in Glauben und Leben vorhanden sein mußten. Rechnen wir weiter hinzu, daß kurz vor dem Auftreten Manis die Mager oder persischen Theologen über der Frage, ob Ormuzd und Ahriman als ein von Beginn der Welt vereintes Gesammtwesen oder als zwei schon damals entgegengesetzte Urgewalten zu denken seien, in Monadisten und Dualisten auseinander gingen, gerade wie die christliche Kirche durch alle ihre Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag Unitarier und Trinitarier zählt. Es waren ferner die Juden im Lande ziemlich einheimisch und hatten mehr oder minder verbreitet ihre Synagogen. Wir wissen ebenso, daß mit dem achten Jahrhundert der Islam den Eingang in Persien zu erstreiten vermochte, und wenn er auch den abstracten Monotheismus in seinem Gefolge hatte, so brachte er doch mit seinen beiden verfeindeten Hauptsekten,

der wahrste und zuverlässigste sei. Auf diese Frage antworteten die einzelnen Glaubensparteien und behaupteten, daß sie selbst in der Zuverlässigkeit und Wahrheit vor den andern voranstünden. Der König fragte hierauf die einzelnen Parteien wieder, welche Lehre sie nächst ihrer eigenen für die wahrste und das Heil am meisten sichernde ausgäben. Auf diese Frage stellten die Einzelnen in der zweiten Erwiederung nächst dem ihrigen den katholischen [2]) Glauben als den bewährten und ächten allen Lehren voran.

Aus diesen Antworten zog der König einen Schluß und schob das Wort ein: „Nach euern Aussagen also ist die Lehre der Christen die gewisseste und wahre, da sie den Menschen, der sie bekennt, selig machen kann." Er ließ darum seinen leiblichen Bruder Christ werden dadurch, daß dieser die heilige Taufe annahm. Er selbst aber verblieb im Religionswesen des Heidenthums [3]), weil er seine königliche Würde nicht preisgeben wollte, die er freilich unverzüglich verloren hätte, wenn er mit seinem Bruder den katholischen Glauben angenommen hätte. Sein Bruder aber, der im Glauben allmählig fortschritt und anwuchs, verharrte darin bis zum Tode des Königs. Als dieser gestorben war, fiel er vom Glauben Christi ab, damit er, wenn er den Glauben hintangesetzt und

---

den Schiiten und Sunniten, eine unheilvolle Zertrennung der Gemüther, wie er denn überhaupt unter dem Volke der Perser nicht als der Aufgang des Heiles und Friedens gepriesen werden kann. Denn hatte der Geist und das Wort Zoroasters ein thätiges Leben, eine zum Licht emporstrebende Energie und Tüchtigkeit geweckt, so schienen diese Segnungen mit dem Siege des Propheten Allahs zu fliehen und an deren Stelle Faulheit, Tücke, Raubsucht zu treten. Wir wollen die Schuld hievon nicht gerade dem Islam selbst und dessen Offenbarungszeugniß, dem Koran, beimessen, sie mag uns eher in dem wilden Charakter zu suchen sein, den die daherstürmenden Söhne der Wüste unter das Zendgeschlecht mitbrachten und mittheilten. Die beiden Hauptsekten, die sich zugleich als besondere Fractionen Alis und Omars gegenüberstanden, unterschieden sich so, daß die Schiiten, Alis Partei, ganz streng nur an dem Buchstaben des Koran, als der einzig untrüglichen Offenbarung, festhielten, während die Sunniten, Omars Partei, noch die Sunna oder die Tradition neben den Koran setzten, gerade wie auch wieder die katholische Kirche in ihrer Tradition eine Seitengängerin unserer heiligen Schrift aufgestellt hat. — Was nun endlich noch die Angabe Vitodurans betrifft, daß ein Perserkönig zu dem angegebenen Zwecke eine Versammlung theologischer und anderer Gelehrten veranstaltet habe, so ist auch dieses Verfahren am persischen Hofe keineswegs unerhört, sondern eine von Alters her bekannte Uebung. Als unter der macedonisch-seleucidischen und parthischen Herrschaft die Schriften wie die Lehren Zoroasters in den Hintergrund getreten und durch Beimischung anderer zweideutig geworden waren, ließ der erste Sassanide, Ardschir (griechisch Artaxerxes I.), eine große Versammlung der gelehrten Mager abhalten, wobei 80,000 erschienen seien, welche der König, da unter so viele Köpfe keine Einstimmigkeit kommen wollte, durch immer und immer wieder vorgenommene Auswahl auf sieben herabgebracht habe, von denen dann einer als der gelehrteste und weiseste, Namens Erdaviraph, bei der Wiederherstellung der heiligen Doctrin die Leitung übernahm. Als Mani mit seiner Lehre zum Aerger der orthodoxen Mager durchdrang, ließ Bahram I. (griechisch Varanes) zwischen ihm und denselben eine Disputation veranstalten, die freilich zum Unheil und förmlichen Todesurtheil Manis ausschlug. Aehnliches wird von Chosru erzählt, um durch vereinte Berathungen der Gelehrten die beste Lehre und Methode ausfindig zu machen, mit denen er die Bildung der Perser zuwege brächte. — Wir haben somit bei der ganzen Prüfung der innern Zustände Persiens und seiner geschichtlichen Verhältnisse zum Christenthum nicht ein einziges Moment angetroffen, auf welches wir die Unwahrscheinlichkeit unserer vorliegenden, für die Stellung des Christenthums sehr bedeutsamen Erzählung gründen könnten und zollen sonach derselben vollen Glauben, wenn wir die Jahrzahl auch für verschoben halten und die ganze Sache eher einem Perser aus der Zendheimat als einem schiitischen Mongolen übergeben möchten.

[1]) Zur Verdeutlichung des Sinnes so übersetzt. Sonst wäre der Text sub obtentu suæ gratiæ wörtlicher: unter Vorbehalt seiner Gnade, insofern sie seine Gnade behalten wollten.

[2]) Hier natürlich nicht im konfessionellen, sondern allgemeinen Sinne so viel als „christlich" zu fassen.

[3]) Wir müssen uns an dieser Bezeichnung auch da, wo von Bekennern monotheistischer Religionen, wie z. B. von Moslemin, die Rede wäre, bei Vitoduran nicht stoßen, da er alles, was nicht innerhalb der Kirche Christi steht, schlechtweg unter den Gesammtbegriff des Heidenthums zusammenrechnet.

abgelegt habe, das Reich des Bruders vermittelst Erbschaft an sich zöge. Denn wenn er in demselben verharrt hätte, so wäre er zum Besitze des vom verstorbenen Bruder hinterlassenen Reiches untauglich gewesen. Bevor er also des Reiches Persien beraubt sein und ermangeln wollte, wollte er lieber auf den rechtmäßigen Glauben, außerdem doch das Heil nicht ist, verzichten. Daher tritt hierin an den Tag, daß er die Wurzel des Glaubens nicht hatte, weil er eine Zeitlang glaubte und zur Zeit der Versuchung, nämlich des Glückes, zurückwich [1]), indem er ja vom Glauben abfiel und den königlichen Schmuck umarmte.

Um diese Zeit faßte ein Mann aus einem teuflischen Antrieb Ekel und Mißfallen am Leben der Sterblichen, stieg auf die Brücke des Rheins bei der Stadt Stein und stürzte sich, wie es heißt, mit den Worten: „Was ist dieses zeitliche Leben als nur essen und trinken, schlafen, beischlafen, Abends zu Bette gehen, Morgens aufstehen, fleißig sich entleeren, Winde und Wasser lassen, arbeiten" von der Brücke in die Tiefe des Stroms, um, von dessen Wellen verschlungen und ersäuft, aus dem gegenwärtigen Leben weggenommen zu werden.

Als ferner ungefähr zu dieser Zeit viele Christgläubige in Baldach, einer dem Religionsdienst Muhammeds ergebenen Seestadt [2]), gelandet und Einer aus ihnen bei gefundener Gelegenheit ein Fenster, durch welches die Sarazenen ein muhammedanisches Heiligthum anbetend zu berühren pflegten, mit seinem Unrath zur Verachtung desselben besudelt und es die Götzendiener erfahren hatten, so hätten sie die Christen in Wuth niedergemacht, wenn sie sich nicht an einen Schutzort geflüchtet hätten.

ob. Auf Bonifacius VIII. folgte Benedikt XI., ein Lombarde, aus dem Orden der Prediger, und saß
uli. 10 Monate 4 Tage. Er erläuterte [3]) huldvollst die Verordnung seines Vorgängers: «Super cathedram». Er starb, wie von Einigen berichtet wird, an dem ihm listig vorgestreckten Genuß von Gift. Seine erwähnte Erläuterung beginnt: «Cum inter cunctas.» Wenn diese noch ungeschmälert in ihrer Kraft bestünde, so wären die Prediger und Minderbrüder durch die Kirche in höherm Ansehen.

li. Ihm folgte Clemens V., ein Gascogner, der die Erläuterung seines Vorgängers zurücknahm. Denn er hielt bei Vienne [4]) eine Kirchenversammlung, wo er das siebente Buch der Decretalen auf-

---

[1]) Aber sie haben keine Wurzel, heißt es im Gleichniß vom Säemann, Lucä 8, 13, glauben nur eine Zeit lang, und zur Zeit der Versuchung fallen sie ab, eine Stelle, welche dem Chronisten sichtbar in lebendiger Frische vor der Seele schwebte und zur Stütze diente.

[2]) Wir haben an nichts anderes zu denken als an Bagdad, dem der Name Baldach ohnehin am ähnlichsten klingt. Wenn Vitoduran sie eine Seestadt nennt, so ist dies ein Versehen, das wir ihm in Berücksichtigung von dem damals äußerst lückenhaften Stande der Geographie und bei der allzu großen, mit den Verkehrsmitteln jener Zeit nur mühsam durchdrungenen Entfernung der Länder, gerne zu gute halten.

[3]) Was bei einer vom päpstlichen Stuhl ausgegangenen Schrift nur wieder durch den päpstlichen Stuhl, also die gleiche Autorität geschehen konnte, damit es vor dem Forum der ganzen Kirche als eine authentische Interpretation gelten konnte.

[4]) In Frankreichs Dauphiné an der Rhone, wo auch nach einem Jahrzehend, nämlich 1314, das Auflösungsurtheil über den Orden der Tempelherren gesprochen und wirklich vollzogen wurde, indem Clemens, vom französischen Hofe beherrscht, den Gelüsten des gewaltthätigen Philipp IV nicht zu widersprechen wagte.

stellte; aber zuletzt von Reue getrieben verbot er durch eine besondere Vorschrift es zu veröffentlichen. Es wurde jedoch durch seinen Nachfolger veröffentlicht. Da wurde «Super cathedram», die Verordnung Bonifacius VIII. durch eine Clementine[1]), die anfängt: «Dudum a praedecessore edita». erneuert, zu Nachtheil und großer Beschwerung der Bettelorden.

Um diese Zeit stand eine ungeheure Menge Gläubiger, von der Predigt eines Mannes bewogen, 130
auf, um das Grab Christi und das heilige Land aus den Händen der Heiden zu entreißen. Sie rüsteten sich zur Ausführung der Reise und zogen je zwei und zwei daher, der Reihe nach, bewaffnet und in guter Ordnung gehalten, indem sie an den einzelnen Orten, durch welche sie kamen, die Leute um ein Almosen oder die Zustimmung baten, ihren Marsch und die so segensvolle, freiwillig übernommene Reise vollenden zu dürfen. Sie brachten eine große Menge Geldes auf folgende Weise zusammen.

In den einzelnen Flecken, Dörfern und Städten, durch welche sie unter mit dem Kreuze Christi

---

[1]) Die Clementinen, Clementinae, sind eben wesentlich aus den Constitutionen oder Verordnungen entstanden, die der Papst Clemens V. auf jener allgemeinen Synode zu Vienne erlassen hatte. Sie sind darum nach ihm benannt und werden auch als das siebente Buch der Decretalen bezeichnet. Clemens sandte sie dem Consistorium der Kardinäle und der Universität Orleans zur Einsicht und Annahme ein und der Nachfolger, Johann XXII., brachte sie durch das Medium der Universitäten Paris und Bologna zur allgemeinen Anerkennung, um sie so mit Zustimmung der Kirche und öffentlichen Meinung an die bestehende Gesetzessammlung der Decretalen als anerkannte Fortsetzung anzuschließen. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß Clemens der letzte Gesetzgeber der Kirche in diesem Sinne gewesen ist und der große Kirchencoder hinter ihm abgeschlossen wurde. Man kann es begreifen. Die Idee vom Papste, als sei er ein in unerreichbarer Höhe unfehlbarer Vollkommenheit gebietender Stellvertreter Christi oder Gottes, war abgeschwächt; die großen Concilien verlangten jene Autorität, die bis dahin dem nicht immer würdigen Oberhaupte überlassen worden, in der obersten Gesetzgebung und Kirchenregierung zu zertheilen und in sich selber aufzunehmen; das erwachte Ringen aller Classen und Stände, in eine selbstständige, selbstthätige Stellung einzutreten, stieß nicht nur an die Throne der Könige, sondern auch an den Stuhl des Kirchenfürsten, um diesem wie jenen den hundertjährigen Grund- und Untersatz einer absoluten Gewalt wegzunehmen. Mit Einem Wort, es lag im Gange der Geschichte, daß auch die Kirche nicht mehr als stummer Unterthan ihre höchste Gesetzgebung nur aus Einem diktirenden Munde empfing. Was nachher an das abgeschlossene Gesetzbuch angereiht wurde, sind besonders nur Zusätze und Erläuterungen durch die Hand derer, welche das Gesetzbuch herausgaben und glossirten, wie namentlich die spätere Sammlung Constitutionen von Johann XXII. bis Sixtus IV. Daß dieser Anhang vor der Kirche als gleichsam außer den Thoren oder Grenzen des sicher geltenden Rechtes entstanden angesehen wurde, beweist schon der ihm ertheilte Name Extravagantes, weshalb dieselben, wenn auch aufgenommen in das Gesetzbuch, im gerichtlichen Falle doch nie eine ganz unbestrittene Geltung erhielten, und je nach Sache, Ort und Person eine schwankende Auslegung und Anwendung erfuhren. Das eigentliche Corpus juris canonici war und blieb in jenen Grundlagen, im Decret Gratians und in den Decretalen Gregors IX., Bonifacius VIII. und Clemens V. oder den Clementinen begriffen, das, in verschiedenen Zeiten gefertigt, der Zeiten verschiedenen Geist und Ausdruck bekam, doch mit einer gewissen Vollständigkeit über alle Fragen entschied, welche im Umfange der christlich gestalteten Verhältnisse, im kirchlichen, bürgerlichen und häuslichen Leben vorkommen mochten. Abgesehen von der Bedeutung, die das Gesetzbuch in der speziellen Gerichtspraxis an sich zog, hat es der Zeit und Christenheit auch einen allgemeinen Segen gebracht. Denn von der abendländischen Kirche als unbezweifelte Norm anerkannt, bot es ein zuverlässiges Recht dar und stand wie eine Pallisade da, an der sich die nicht selten auffahrenden Wellen päpstlicher und überhaupt priesterlicher Willkür brachen. Anderseits bildete es eine wohlthätige Schutzwehr für die Rechte der Kirche, wo im übertriebenen Gegensatze vom weltlichen Standpunkt aus ungehörige Angriffe auf dieselben gewagt wurden. Wenn sich Vitoduran Namens der Bettelorden über die Constitution Bonifacius VIII. und deren Erneuerung durch Clemens V. beschwert, so geschieht es eben deshalb, weil in derselben die feststehende Verfassung der auf gesetzlicher Unterlage ruhenden Kirche gewahrt wurde gegen die Illegalität subjectiver Gefühle, in deren launigem Spiel gerade die Bettelorden, mochten sie sich dabei auch der Kirche oder eigenthümlicher dem päpstlichen Stuhle als ergeben erklären, das consequent redende richtende Recht und Gesetz als unwillkommene Schranke ihrer Ideen oder Interessen übersprangen.

prachtvoll bemalten Fahnen zogen, strömten die Leute, sie zu sehen, schaarenweise zusammen und reichten ihnen wetteifernd hülfreiche Hände. Sie führten das begonnene Werk nicht durch, sondern kehrten, als sie bei Marseille und an andern Orten zum Meere kamen und es gerade stürmisch sahen, mit dem so schmählich erworbenen Gelde erschrocken um. Deshalb ist an ihnen das Wort des Psalmisten wahr geworden, der sagt: „Man sah das Meer und floh." Und zwar sage ich das vom Meer im leidenden Sinne genommen.[1]) Denn sobald sie, Einigen zufolge, das Meer sahen, flohen sie auf der Stelle. Andere aber sagen, es seien von Anfang an Betrüger gewesen und sie hätten das Gut der Leute auf solche Weise schlau zusammengerafft und so unter schlechtem Namen im Besitz behalten; denn Unwissenheit und eine nur etwelche Gelderpressung schließen den Freiwilligen schlechthin aus.[2]) Diese Leute hatten keine Wurzel[3]), auch nicht auf die erste Weise[4]), weil sie zur Zeit der Versuchung zurückwichen. Ich habe sie selbst gesehen und damals war ich noch ein ganz neuer Schulknabe.[5])

Ueber den Kaiser Heinrich VII., von welchem ich zu erzählen angefangen habe, muß man wissen, daß er, nachdem er von den Fürsten rechtmäßig und einmüthig erwählt und dies dem Papst Clemens V. durch ihren Beschluß und die Gesandten des Kaisers Heinrich bekannt und von ihm und seinen Cardinälen über die Person Heinrichs und dessen Glauben und Rechtschaffenheit, dessen Aufführung, Zustand und Verhältnisse eine Besprechung und Prüfung gehalten und ihr Wohlgefallen geäußert worden war, unverzüglich zum König der Römer ernannt, angekündigt und erklärt wurde. Und hernach schickte ihm, wie Heinrich gebeten hatte, der Papst von Avignon, wo er damals mit seinem Hofe den Wohnsitz hatte, durch Cardinäle die Würdezeichen der Weihung und Krönung nach Rom hinüber.

---

[1]) Es ist Psalm 114, 3. Der angeführte Vers wie überhaupt der ganze Psalm besingt das Wunder, das Israel in seiner Ausführung aus Aegyptens Dienst haus und Hinführung in Canaans verheißenes Erbland erfuhr. Da, als die Kinder Israels dem rothen Meere sich nahten, traten, wie bekanntlich die mosaische Urkunde berichtet, die Wasserfluthen zurück, und dies drückt der Vers des Psalms in dichterischer Wendung so aus: „Das Meer sah dies und floh", so daß das Meer das sehende und vor Israel fliehende, somit gleichsam das active Subject ist. Im Zusammenhang unserer Stelle aber sind die Menschen die sehenden, vor dem Meer fliehenden, das Meer also gesehen und geflohen werdend, desnahen in passive Beziehung umgesetzt und eben darum sagt Vitoduran, er nehme hier das Meer im leidenden Sinne.

[2]) Der Chronist will mit diesen etwas unklaren Worten sagen, daß Derjenige, der auf einen Kreuzzug geht und einerseits nicht weiß, wohin und um welchen Zweck es gilt, anderseits den Weg zu irgend einer Gelderpressung, und wäre es zuletzt nur ein Almosenbetteln, benutzt, kein Freiwilliger — voluntarius — mehr sei, d. h. kein Kampfgenosse oder Kreuzfahrer, der aus freiem Antrieb, aus selbstentglühtem Eifer für die heilige Sache das Kreuz nimmt, sondern von fremdartigen Motiven oder unreinen Interessen fortgezogen wird. Dann trägt er nicht mehr seinen ehrenhaften, vielmehr jenen schlechten Namen, unter dem diese falschen Pilger das mit dem Vorgeben eines Kreuzzuges gesammelte Geld im Besitz behalten.

[3]) Wieder eine Erinnerung an Luc. 8, 13.

[4]) Nämlich als sie noch in geordnetem Zuge und mit einem vielleicht damals noch bessern Vorhaben durch die Länder gingen.

[5]) Wir müssen uns denken, daß Vitoduran sie sah, als sie sich auf den verschiedenen Wegen wieder zerstreuten und heimkehrten, und da er, wie aus andern Stellen der Chronik erhellt, diese erste Schulzeit in Winterthur verlebte, so müssen wir annehmen, es seien solche Schaaren als Bruchstücke des verfehlten Kreuzzuges auch durch Winterthur gezogen, wenn man nicht auf eine Reise Vitodurans — etwa Ferienreise — fallen will, was er indessen ohne Zweifel bemerkt haben würde.

Dann leistete Heinrich ihnen an Papstes Statt den schuldigen Eid der Treue und des Gehorsams. 1312
Hernach aber schwankte Heinrich, wie es dem Papste schien, einiger Maßen im Eide und verläugnete ihn theilweise.[1] Das steht im siebenten Buch der Decretalen, in einer Abtheilung, die anfängt: «Principes Romanorum orthodoxae fidei.»

Zwischen dem Kaiser Heinrich und dem König Robert von Apulien[2]) erhub sich ein großer Stoff der Störung und Zwietracht. Denn der Kaiser behauptete, daß sich der König von Apulien gegen

---

[1]) Vitoduran drückt den vermeintlichen Fehler des Kaisers gegen den Papst sehr gelinde aus, und in solcher Weise war die Sache schon zu jener Zeit gedeutet, ja ein kaiserliches Verschulden geradezu in Abrede gestellt worden. Das gute Verhältniß zum Papste, welches Heinrich immer höchst rücksichtsvoll und ehrerbietig, schon wegen seiner eigenen Interessen in Italien, aufrecht zu erhalten gesucht hatte, wurde nämlich auf folgende Weise getrübt. Als Robert von Neapel, der dem Kaiser auf italienischem Boden überall Schwierigkeiten und Feinde in den Weg stellte, denselben entschlossen sah, zur Bestrafung seiner, des feindseligen Königs, und zur Vertreibung der Franzosen überhaupt den Zug nach Neapel zu thun, wandte er sich um Hülfe rufend an Philipp von Frankreich und den Papst in Avignon, und Clemens, ganz am Gängelbande Philipps, welch' letzterer auf jeden Schritt der Deutschen durch Italien einen scheelen Blick warf, mußte sich, ob er wollte oder nicht, Roberts und Neapels annehmen. Er bemühte sich anfänglich, den Kaiser mit begütigenden Worten von dem Plane des Zuges abzubringen und schrieb ihm, Neapel sei ein unantastbares Lehen des Petristuhles, er soll ihm dieses Land, ein Kleinod seiner Seele, ja nicht angreifen, es ruhe mitten in seinem apostolischen Herzen. Allein Heinrich nahm seine Stütze bei den einheimischen Rechtsgelehrten. Diese führten seit der Wanderung des Papstes nach Avignon eine immer freiere Sprache gegen die Curie, lehrten auf den Universitäten Italiens in der Anschauung der neuen Rechtswissenschaft, vertheidigten die Gesetze Justinians, in denen die Rechte des Kaisers gegen diejenigen des Papstes hervorgehoben waren, in ihrer Richtigkeit und behaupteten sogar ungescheut — damals sehr gewagt! — die Unfehlbarkeit dieser Gesetze sei ebenso gewiß als die Unfehlbarkeit des Papstes. Da wurde Clemens bitterer, verbot im Namen der Kirche dem Kaiser geradezu, einen Schritt weiter gegen Neapel zu gehen und drohte, sofern er es thäte, den Bannfluch über ihn zu verhängen. Aber auch Heinrich, der bisher so nachgiebige und folgsame Kaiser, faßte sich ein Herz und gab dem Papste nach Avignon frischweg die Antwort zurück: „wenn Gott mit ihm sei, fürchte er weder den Papst noch das, was dieser Kirche nenne." Hierüber beschuldigte die guelfisch-französische Partei den Kaiser des vollständigen Eidbruches, unser Chronist einer leichten Schwankung im Eide, mit dem naiven Zusatze: „wie es dem Papste schien".

[2]) Er war der jüngere Sohn Karls II. aus dem Hause Anjou und folgte seinem Vater in der Regierung Neapels beinahe zu der nämlichen Zeit, als Heinrich von Luxemburg zur deutschen Kaiserkrone bestimmt wurde und eben die Strömung Italiens stark in das Lager der Guelfen und das hinter diesem liegende Interesse Frankreichs trieb. Ein übles Vorzeichen für Heinrichs Zug nach Italien! Hier hatte der Kaiser auch wirklich kaum von einer Hand so viele Feindseligkeiten zu erfahren als von Robert. Der neapolitanische Fürst, von vielerlei meist eigenen, am wenigsten wahrhaft kirchlichen oder gar rein religiösen Interessen bewogen, war, wiewohl Andere ihn als einen Schild der Kirche ansahen, ebenso gut im Dienste der eigenen Leidenschaft wie des Papstes und des französischen Thrones und schlug mit dem Kreuz und mit dem Schwert in das Gedeihen der kaiserlichen Sache. Den ärgsten Widerstand aber entwickelte er mit und von dem eng verbündeten Florenz aus, das gegen deutsche Herren und Herrschaft in Italien einen tödtlichen Haß hegte und wo die guelfische Partei der Schwarzen und die jetzt freilich vertriebene ghibellinische Partei der Weißen wilde Scenen blutiger Verfolgung aufführten. Auch das ist wahr, was die Chronik meldet, daß Robert, wie besonders schon sein Vater Karl, Ansprüche und Güter, die dem Reiche zuzurechnen waren, von diesem hinweg auf das Haus Anjou herübergezogen und die Reichsregierung bis auf die einzelnen Beamten- und Bedientenstellen herab zu verwischen gesucht hatte. Von einer rückgängigen Bewegung Roberts, wie der Kaiser gefordert, war begreiflich keine Rede. Nun griff Heinrich in der That zu einem förmlichen Prozeß gegen den neapolitanischen König und das mitverschworne Florenz, ließ über beide als Aufrührer und Majestätsverbrecher furchtbare Proklamationen im Style jener Zeit ergehen und nannte den König einen Sohn des Satans, der vom Marke des Reiches zehre und der, sobald er in seine Hände falle, das frevelnde Leben unter des Henkers Beil enden müsse. Aber solche Proklamationen, giengen sie als Achtserklärungen von des Kaisers, als Bannflüche von des Papstes Stuhl aus, wirkten bei dem Volke auf dem damaligen Standpunkte nicht mehr wie früher und glichen dem brausenden Ungewitter, bei dessen Blitz und Donner man getrost darüber ist, daß man doch am Leben bleibe und nachher die Sonne wieder sehe. Darum mußte Heinrich, wenn die fürchterlichen Donnerworte nicht unter dem Gelächter der Zeit leer verhallen sollten, auf dieselben den ernsten Nachdruck in der strafenden That legen und rüstete sich so zu jenem Zuge nach Neapel, den wir oben berührt haben.

ihn mit Einigen verschworen und die Städte des Reiches zur Empörung gegen ihn verleitet, und daß er die von ihm eingezogenen Güter des Reiches zurückzuerstatten sich geweigert und überdies des Kaisers Bedienstete von ihren Stellen entfernt, dagegen die seinigen an deren Statt gesetzt habe und daß deß-
Sept. halb das Verbrechen der Majestätsbeleidigung auf ihn gekommen sei. Als er ihn vorgeladen hatte und dieser nicht erschienen war, nannte er ihn widersetzlich und des Verbrechens der Majestätsbeleidi-
April. gung schuldig, schritt gegen ihn gerichtlich ein, beraubte ihn jedes Würdetitels, unter welchem Namen er auch begriffen sein mochte, und machte dabei das Urtheil öffentlich bekannt, daß ihm der Kopf abgehauen werden sollte, wie auch im siebenten Buch der Decretalen angedeutet wird, in einem Capitel, das anfängt: Pastoralis cura sollicitudinis.

Von diesem Kaiser wird erzählt, daß er täglich durch einen ihm bekannten, ja für ihn eigens bestellten Geistlichen demüthig und andächtig die Messe halten lassen wollte. Er wollte auch, wie Einige versichern, an seinem Hofe alle kirchlichen Gebetsstunden feierlich absingen hören.

Vor seinem Einzuge über die Gebirge in das Land Italien brachte er ganz Deutschland zur Ruhe und zur Unterwerfung. Als er in das Land Italien eingezogen war, traf er eine Stadt, genannt
Mai. Priß [1]), gegen ihn im Aufruhr, in welcher zur Vertheidigung der Stadt und zum Widerstande gegen

---

[1]) Es ist das lombardische Brescia. Um beiden Seiten gerecht zu werden, müssen wir bemerken, daß der Kaiser den hartnäckigen Widerstand, den ihm die Stadt entgegensetzte, ziemlich selber verschuldet hatte und zwar in einer Weise, die wir mit seinem sonst gutmüthigen Wesen nicht in Uebereinstimmung bringen können. Er war auf seinem Gange, welcher der Bezwingung ungehorsamer Städte galt, auch nach Cremona gekommen, das, von Florenz verführt, dem Kaiser Trotz geboten und unter andern die kaiserlichen Boten zurückgewiesen hatte, aber nun dem heranziehenden Kaiser die Schlüssel der Stadt entgegenbrachte und bis zur tiefsten Demüthigung unterthänig wurde. Denn hundert der vornehmsten Bürger stellten sich barfuß, entblößten Hauptes, den Nacken mit Stricken umbunden, den Blicken des Kaisers dar, fielen vor ihm auf die Knie und flehten weinend um gnädige Verschonung der Stadt. Es war als achtete Heinrich nicht im mindesten darauf. Drei Tage lang ließ er die Stadt plündern, einige hundert Bürger aus geachtetem Stande einkerkern und elendiglich in des Kerkers Nacht umkommen, die Mauern der Stadt niederreißen, wie in blinder Wuth die herrlichsten Bauwerke zerstören und forderte zum Schluß der verübten Gräuel von der verwüsteten Stadt auf ihren Trümmern noch 100.000 Goldgulden. Was Wunder, wenn sich Brescia, an das nun die Reihe kam, in republikanischem Selbstgefühl lieber zur äußersten Nothwehr entschloß, als unter das Scepter eines in solchen Thatsachen schreckenhaft gewordenen Machthabers fallen wollte! Der Kaiser hatte indessen, wie der Bericht der Chronik genugsam verdeutet, bei Brescias Belagerung ebenfalls seine schweren Prüfungen zu bestehen. Sie dauerte von Juni bis September, gerade durch diejenigen Monate, in denen die deutschen Krieger, so oft sie in Italien waren, die bösen Plagen des ungewohnten Klima in vielerlei Krankheiten und Sterbefällen erfuhren. Dann wieder mußte der Kaiser eine Zahl seiner Söldlinge mit gehäustem Geld zu jedem Kampfe so zu sagen erkaufen, wie er z. B. den Edelknechten, die ihm die Stadt Speier stellte, im Monat drei bis vier Mark entrichtete, und doch bezog sonst der Soldat der damaligen Zeit nebst etwas Unterhalt nur sechs bis acht Heller Taglohn. Deshalb und anderer Dinge wegen befand sich Heinrich auf seinem Zuge durch Italien in einer unaufhörlichen Geldnoth; daher seine Brandschatzungen und Gelderpressungen aller Orten, worin auch Brescia die kaiserliche Ungnade bitter genug zu fühlen bekam und wodurch sich Heinrich auch die Herzen derjenigen entfremdete, die ihm als ersehntem Retter des im Bruderzwist zerrissenen Vaterlandes hochbegeistert entgegen gejubelt hatten. Was aber den Kaiser förmlich entstellte und eine Verläugnung seiner bessern Natur genannt werden könnte, das war die ungemessene und selbst ungezügelte Rache, die erst wieder Ruinen und Leichen auch in Brescia, der schönen Stadt, sehen wollte und mit deren Führer den schaurigen Anfang machte. Er hieß Tebaldo da Brussati, ein rastloser Guelfe, der in brennender Eifersucht für sich und seine Partei schon nach Speier zur Krönung geeilt war, wohin sich ja von Mailand aus auch der Guelfe Guido della Torre und die Gesandten des Ghibellinen Matthäus Visconti begeben hatten, beide Parteien in der Absicht, den neugewählten Kaiser, noch ehe er einen Fuß auf Italiens Erde

ihn eine solche Menge Krieger zusammengekommen war, daß sie, weil sie sich in allzu großem Drucke gegenseitig drängten, die kriegerischen Bewegungen kaum ausführen konnten. Der Kaiser selbst aber umschloß sie bei der Belagerung mit einer solchen Menge und einem so zahlreichen Heere, daß es nicht gezählt noch geschätzt werden konnte. Wie ich nämlich von einem Soldaten, der bei dieser Belagerung zugegen gewesen war, gehört habe, waren daselbst mehr als zehn Millionen.[1] Denn das Feld, das um die Stadt herumlag, war auf jeder Seite so sehr besetzt, daß niemand das gesammte Volk vollauf zu überschauen vermochte. Die Grenzen desselben konnte nämlich kein Auge, noch so scharfsichtig oder übersichtig, erreichen; wohin eben das Auge herumschweifend sich wandte, da sah es ein weithin ausgebreitetes Volk.

Wiederum ein anderer Soldat aus Deutschland, der auch unter dem Kaiser bei jener Belagerung diente, erzählte mir, daß der Kaiser die Fahnen des Heeres mustern lassen wollte, daß es aber wegen der allzu großen Masse durchaus nicht geschehen konnte. Es dauerte jene Belagerung 22 Wochen. Innerhalb dieser Zeit war sowohl in als außer der Stadt unter ihnen wegen der verpesteten und angesteckten Luft, welche durch ihre überladene und unerträgliche Menge und die lange Dauer ihres maßlos dichten und zusammengedrängten Gesammtlebens erzeugt worden war, eine unzählige Menge gestorben, so daß kaum der zehnte Mann von einer so großen Volksmasse unversehrt ins Vaterland zurückkehrte und die meisten noch, als sie zurückgekehrt waren, wegen der dort eingesogenen verdorbenen Luft in den Tod sanken.

Einige sagen, daß alle Wasser, die um die Stadt flossen, von den Einwohnern jener Gegend vergiftet worden seien und aus diesem Grunde die Männer, die in der Belagerung standen und davon tranken, umgekommen und jene Sterblichkeit erfolgt war. Auch der Bruder des Kaisers[2]), ein gar muthiger und kräftiger Mann, wurde von einem aus der Stadt abgeschossenen Pfeil bis auf den Tod getroffen. Die Kaiserin aber wurde durch die genannte, unter dem Volke wüthende Sterblichkeit hinweggerafft. Sieh, was für eine Seuche der Menschen war da so unvermuthet eingebrochen! So

---

gesetzt habe, zu ihren Gunsten zu stimmen und für ihre Bestrebungen zu gewinnen, so daß dann Heinrich Guelfen und Ghibellinen in seinem Geleite hatte und man gar nicht glauben darf, es sei zwischen ihm und den Ghibellinen, als der italiänischen Kaiserpartei, von vornherein eine festgeschlossene Allianz fertig da gewesen. Jener größte Guelfe Brescias wurde gefangen, in eine Kuhhaut geschnürt, um die Mauern der Stadt geschleift und zuletzt, als der Tod um die ohnmächtige Hülle sonst schon geschäftig war, von vier Stieren zerrissen! Aber Brescia hielt noch. Da brach Hunger und anderes Elend über die Stadt herein und vermochte sie an den Gedanken einer Uebergabe zu gewöhnen. Ein päpstlicher Legat versprach gelinde Behandlung und förderte jenen Gedanken zum endlichen Entschluß. Aber Heinrich erklärte, er habe dem Legaten zu solcher Vorspiegelung keinen Auftrag gegeben, riß auch Brescias Stadtmauern größtentheils nieder und erzwang eine Kriegssteuer von 70,000 Goldgulden. Hernach vernahm er, daß Brescia mit seinem Gebiet — welch ein Beweis republikanischer Blüthe in Italiens frei entwickelten Städten! — eine Macht von 136,000 Mann ins Feld zu stellen vermöge, und rief darüber verwundert aus: „Wahrlich, dieses Brescia ist keine Stadt, sondern ein Königreich!"

[1]) Eine unmäßig übertriebene Angabe. Wir rechnen sie unter das Vergrößerungsglas unseres Chronisten.

[2]) Er hieß Walram, ein edler Charakter, der bei Freund und Feind geschätzt war.

sehr, daß mich ein Staunen ankömmt, es zu sagen oder in Schrift zu setzen. Viele Uebel erfaßten daher den Kaiser in jener Belagerung.

Zuletzt waren die Bürger jener Stadt mit ihren Söldnern und Hülfstruppen vielfältig gedrängt, daß sie die Stadt nicht länger erhalten und gegen die Feinde vertheidigen konnten, übergaben sie
Sept. verzweiflungsvoll in die Hände des Kaisers und baten demüthig um Friedensbedingungen. Er gab zu denselben leicht seine Zustimmung, jedoch mit der beigefügten Bedingung, daß sie auf mehreren Seiten im Umfange von 160 Ellen die Stadtmauer abbrechen und mitten durch die Stadt vier Hauptstraßen machen mußten. Außerdem brandschatzte er die Bürger an vielen Tausenden, ich glaube 20, Goldes und Silbers.[1]) Sobald er sie erlangt hatte, zog er von selbigem Orte ab.

---

[1]) Im Text ist keine Sorte des abzuliefernden Geldes ausgesetzt; wir nehmen an, es seien Mark darunter zu verstehen. Eine Mark Silber Kölnisch gab $5^1/_2$ Goldgulden, und die 70,000 Goldgulden, welche die allgemeine Geschichte angiebt, machen gegen 13,000 Mark aus, eine Summe, die dem Betrage Vitodurans von 20,000 Mark wenn nicht gleich, doch näher kommt, und um so richtiger sein kann, als Vitoduran nach seiner eigenen Andeutung des eigentlichen Schuldwerthes selbst nicht ganz gewiß ist. Um die Steuer auf unser Geld heraus zu berechnen, müssen wir in Anschlag bringen, daß ein Goldgulden der damaligen Zeit etwa $9^1/_3$ jetzige Schweizerfranken und somit die 70,000 Goldgulden in runder Summe 653,000 Franken betrugen. Nur dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß Geld und Gold vor Jahrhunderten einen mindestens dreimal größern Werth hatten als jetzt, wie z. B. gerade bei Vitodurans Lebzeiten, 1340, freilich in einem überaus gesegneten Jahrgange, einer alten Basler Chronik zufolge, ein Viertel Korn $3^1/_2$ und ein Saum Wein sogar nur $2^1/_2$ Schilling galt, und wie noch zu Luthers Zeit ein Stück Tuch, ein Paar Schuhe und andere Waare um einen uns unbegreiflich niedrigen Preis gekauft wurden, so daß wir jetzt den dreifachen, bei vielen Artikeln den zehnfachen Betrag einzusetzen haben. Es wäre nun so zu sagen eine optische Täuschung, wollte man daraus den Schluß ziehen, also früher seien die Sachen billiger und die Existenz leichter gewesen, statt daß wir die Differenz am rechten Orte suchen, nämlich nicht in dem Preis der Waare, sondern in dem Werth des Geldes. Uebrigens streben die Verhältnisse, die durch den Geldverkehr bedingt sind, in jeder Zeit, wie auch die Geltung des Metalles stehen möge, von selbst ins Gleichgewicht zu kommen, und die beiden Hauptfaktoren, Lohn und Leistung, ergeben sich in billig entsprechendem Maßstab daraus. Ist der Werth des Geldes sehr groß, bekommt man also für wenig Geld recht viel, so muß man für wenig Geld auch viel thun, mit andern Worten, für große Leistungen gilt ein kleiner Lohn. Aber eben nicht in dem Sinne, wie es die Mehrzahl gewöhnlich nimmt, daß man nicht mehr so viel verdiene, daß man im Vergleich mit früher nicht mehr bestehen könne und anderes mehr, sondern ich darf nicht übersehen, daß ich, der ich für wenig Geld viel geleistet habe, für dieses wenige Geld auch wieder viel bekommen kann. Muß ich im andern Falle, bei umgekehrtem Werthanschlag des Metalles, also wenn das Geld wenig gilt, für meine Artikel viel ausgeben, so werde ich für meine verhältnißmäßigen Leistungen auch viel einnehmen. Wenn, wie eben auch in unserer Zeit, aus diesem Capitel Klagen des Volkes laut werden, so sollte man den Grund nicht in der Doppelpartie von Lohn und Leistung sehen wollen, die das Ergebniß einer Zeit sind, sondern in der Wechselzahl der Einnahmen und Ausgaben, welche Sache des einzelnen Individuums werden. Dieses Individuum wird immer in Täuschungen leben, je mehr es in der ersten Betrachtung hängen bleibt und seiner Leistung einen größern Lohn erzwingen will, je weniger es in die zweite Betrachtung eingehen kann und je weniger es den gewöhnlich eilfertigen Schritt der Ausgaben nach dem athemholenden Gang der Einnahmen mäßigt. Dann ist die verzehrende Seite des Lebens stärker als die erwerbende, das Individuum kommt in ein Mißverhältniß zur Gesellschaft und in ein Mißvergnügen über seine Stellung, es fängt wieder bei den Leistungen an, erweitert für sie ungebührend die Forderungen an die Mitwelt und sieht nicht ein, daß es viel eher den Minuendus und Subtrahendus in der Wechselzahl der Einnahmen und Ausgaben regeln und die letzten nicht über den weit oder eng gezogenen Cirkel der erstern hinauswachsen lassen sollte. Die Klagen, bei Tausenden aus der Verschiebung der beiden Anschauungsweisen entstanden, gehen wie ein düsteres Echo durch die schaffenden oder leistenden Classen aller Zeiten; wir vernehmen sie aus dem Alterthum, aus dem Mittelalter, aus der neuern und neuesten Zeit. Es wäre ein Glück für das vereinzelte Familienleben wie für den in einander greifenden Gesammtverkehr, wenn das Individuum den richtigen Standpunkt fassen und immer eher sich selbst zum Schuldner als die Mitwelt zur Schuldnerin machen könnte. Wir glauben sogar sagen zu dürfen, daß hierin nicht nur das Geheimniß gesicherterer Oekonomie, sondern auch ein gut Theil Moral gefunden wäre, indem die unsere irdischen Zustände so sehr gestaltenden Tugenden Thätigkeit, Sparsamkeit, Mäßigkeit, Sittsamkeit

Einer der vorbemeldeten Soldaten erzählte mir, daß der Kaiser, als er in jener Belagerung stand, aus einer andern Stadt der Lombardei, Pisa, die ihm immer getreu beistand [1]), ein Zelt hatte, das ihm von dort geschickt worden war, mit ungemein herrlich und hell schimmernden Knöpfen, oben mit dem feinsten Tuch überspannt, unten hin flächsen oder hänfen Tuch gut zusammengestückt, von solcher Breite oder Weite, daß zweitausend Männer darunter bequem liegen konnten, nicht gerechnet die Dienerschaft der Kaiserin, welche aus 40 Zofen oder Mägden, die nur sie zu besorgen hatten, und aus zwölf Dienern bestand. Es enthielt unter sich noch verschiedene Werkstätten zu verschiedenen Bedürfnissen bestimmt, und ebenfalls innerhalb dreihundert Pferde. Dieses Zelt konnten zwölf Diener kaum in sechs Tagen aufrichten und stellen.

Man sagt auch, als er nach der römischen Stadt gekommen war, wo er zwei Monate Halt machte, und durch zwei ihm vom Papste gesandte Cardinäle, wie oben gesagt worden, die Würdezeichen der Krönung und Weihung empfing, führten inzwischen, wie es von Alters her Sitte gewesen zu sein behauptet wird, die Deutschen mit den Römern auf der Tiberbrücke einen äußerst heftigen Kampf aus. Da jene sich hier tapfer hielten und bis zu Niedermetzelung und großem Blutvergießen die Italiäner oder Römer, ohne Zaghaftigkeit und mit Wegsetzung jedes Mitleids, durchhieben, daß die Tiber mit viel Blut gemischt und bespritzt war (denn sie kam größtentheils roth zum Vorschein), riefen die Römer, die das sahen, mit gewaltigem Geschrei den Kaiser an, er möge den Deutschen Einhalt thun, daß sie von ihrer Wuth abstünden, von welcher berauscht sie viele Römer in den Tod geliefert hätten und, sofern er sie nicht zügle, noch unzählige Römer daniederschmettern würden. Hierauf soll der Kaiser unbeirrt, in großer Anmaßung und Erhebung seines Herzens die Antwort gegeben haben: „daß eurer Klage nach die Deutschen so grausam bis zur völligen Aufreibung die Römer niedergehauen haben, dient mir zum Beweise, daß sie dieselben als Soldaten zu dingen und in Lohn zu nehmen nicht im mindesten bedacht wären."

Als nun der Kaiser Heinrich Rom mit starker Hand und ausgerecktem Arm bis auf die Fußsohle [2]) sich unterworfen und dabei alles ganz nach seinem Vorhaben geordnet und Deutschland, die

---

ebenso kluge Leiter als löbliche Zierden des Lebens werden und das Individuum zur Gesellschaft, die Gesellschaft zum Individuum in eine harmonische Beziehung setzen müßten. — Wir haben uns veranlaßt gefunden, über den Gegenstand an dieser Stelle ein einläßlicheres Wort abzugeben, um hier für alle Stellen der Chronik gesprochen zu haben, wenn, sobald Geldangabe und Geldverhältniß vorkommen, der Abstand derselben zwischen damaliger und jetziger Zeit auffallen will, während im Auge des genauern Beobachters nur die Zahlen wechseln, die einander bedingenden Verhältnisse immer dieselben bleiben.

[1]) Pisa, ganz und gar ghibellinisch und insofern schroffe Gegnerin von Florenz, war in der That für Heinrich wie eine Zufluchtsstätte in den vielen Wirren und Drangsalen seines Römerzuges. Es nahm den Kaiser jede Stunde auf, beherbergte ihn Monate lang und unterstützte ihn auf alle mögliche Weise, wie es auch seine Sache von sich aus, der Feindespartei gegenüber, getreulich vertheidigte.

[2]) Rom gleichsam als eine Person vorgestellt, die ganz, vom Scheitel bis auf die Sohle, in des Kaisers Gewalt kommt.

Lombardei, Frankreich und Italien unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte [1]), reiste er nach errungenem Triumph über die Stadt Priß im Verlaufe kurzer Zeit nach Apulien, das sich, wie ich oben kurz berührt habe, in einigen kaiserlichen Städten gegen ihn empörte, um es, das gegen ihn wie gegen einen Stachel ausschlug [2]), sammt seinem Könige sowohl zu bändigen als es, wie es mit Recht verdiente, unter sein Joch zu bringen. Als er aber noch in der Rüstung zur Reise begriffen war und vom Feuer der göttlichen Liebe bis aufs Mark so sehr erglühte, daß er in sehnsüchtiger Seele den Leib des Herrn mit der ganzen Herzenshingebung zu genießen sich geberdete, um seinem so eben von oben eingegebenen Verlangen zu willfahren, überließ er sich an einem Orte, dies zu erreichen, einem innigen Eifer der Andacht. Das gewahrten einige Städte, die ihm gram waren, und haben den

---

[1]) Wir dürfen diese Sprache Vitodurans, dem eine sichtbare Freude an der kaiserlichen Sache das Herz füllt, nicht im strengen Wortlaut fassen. Der Lauf der Dinge in Rom gieng nicht so großartig von Statten und von einer Unterwerfung Frankreichs ist vollends gar nicht zu reden. Die heilige Kirchenstadt hat es ihm in gewissem Sinne noch schlimmer gemacht als die Guelfenherde Bologna und Florenz, die ihm die Thore verschlossen. In Rom standen ebenfalls zwei Adelsfamilien im entbrannten Streit aristokratischer Eifersucht wider einander, die ghibellinische und darum kaiserfreundliche Familie der Colonna und die guelfische kaiserfeindliche Familie der Orsini (die Bären). Mit den letztern, die einen Theil der Stadt besetzt hielten, war Johann von Achaja, Bruder Roberts von Neapel, verbündet, und ihn hatte eben Robert mit einem Heerhaufen nach Rom gesetzt, um dem Kaiser die Stadt streitig zu machen. Man gab Heinrichen aus der Ferne gute Worte und täuschte ihn auf die heilloseste Weise, so daß er in dem Wahne stand, Robert sei eigentlich sein Freund und Johann mit den Truppen in der Stadt bereit, ihm die Aufwartung zu machen. Erst als der Kaiser näher rückte und endlich im Mai 1312 einzog, fielen ihm schmerzlich genug die Schuppen von den Augen. Man empfieng ihn mit Pfeilschüssen von einem Thurm herab und nun mußte jeder feste Platz, jede größere Kirche, jedes alterthümliche Boll- und Bauwerk im blutigen Kampf genommen werden. Nicht minder trieben die Cardinäle, die vom Papst zur Krönung Heinrichs gesandt waren, mit dem guten Kaiser ein Spiel wahrhaft pfäffischen Truges. Weil die Peterskirche, von der Gegenpartei eingenommen, aus der Hand Johanns nicht zu entreißen war, erklärten sie, nicht krönen zu können, und blätterten und verhandelten in den Gesetzen Justinians und im Kirchenrecht weit herum, wo, in welcher Kirche man krönen und in welcher Kirche man nicht krönen dürfe. Die umständliche Spiegelfechterei — ein ächtes Stück aus dem Mittelalter — hinter welcher im Grunde nichts anderes als die Absicht lag, den Kaiser hin- und herzujagen, daß er ohne Krönung wieder abzöge, gieng so lange fort, bis das römische Volk, der endlosen Plackereien und Gefechte müde, bewaffnet in den kaiserlichen Palast stürmte, als Heinrich mit den Cardinälen eben wieder in einer Verhandlung saß, und den Beschluß erzwang, daß der Kaiser im Lateran, in der Pfarrkirche des Papstes, was er übrigens schon vor Wochen von den Cardinälen gefordert hatte, mit den nächsten Tagen gekrönt werden sollte. Es geschah wirklich den 29. Juni. Das Krönungsmahl wurde auf dem aventinischen Berge gehalten, aber die Gäste auf die schmählichste Weise von Pöbelhaufen der Partei Orsini beleidigt, welche unter das Mahl bald Steine warfen, bald Pfeile schossen, bald die ärgerlichsten Spott- und Schimpfworte riefen. Dies alles ließ Heinrich, der seit seinem Einzuge in Rom noch nicht eine einzige frohe Stunde gehabt hatte, ungestraft hingehen. Was aber, sei es aus Gutmüthigkeit oder Kurzsichtigkeit, sein bedeutender Fehler war, bestand darin, daß er den zahlreichen Stimmen der edleren Zeitgenossen, unter denen diejenige Dantes in Prosa und Poesie am feurigsten sprach, kein Gehör gab und nicht begriff, es sei seine höchste Bestimmung, den Papst und mit ihm die Kirche aus den Gewaltbanden französischer Despotie zu retten, Clemens und die Cardinäle von Avignon wieder nach Rom zu führen und so dem apostolischen Stuhl das oberste geistliche Amt der Christenheit, über alle Länder und aller Länder Parteien die Evangeliumsleuchte des wahren Glaubens und den Hirtenstab des versöhnenden Friedens zu halten, gegen die Bedrückungen einer gewaltthätigen egoistischen Politik zu sichern. Von all dem that Heinrich das Gegentheil, erklärte sich als den Beschützer des Papstes und ließ unter dem Volke kund werden, daß er Jeden zur Strafe ziehen werde, der sich über Clemens und dessen — mehr weltliche als geistliche Dinge treibenden — Hof mißfällig äußere. So hat er seinen Zug nach Italien nutzlos gemacht, seine beste Aufgabe verfehlt und das Werk seines Nachfolgers wieder in die alten Schwierigkeiten zurückgestellt.

[2]) Verwandter oder entlehnter Ausdruck von Apostelgeschichte 9, 5, die Stimme zu Saulus: Es wird dir schwer werden, wider den Stachel auszuschlagen.

Hofgeistlichen des Kaisers aus einem angesehenen Orden, wie der öffentliche Ruf bezeugt, den ich aber ihm zu Ehren verschweige [1]), von dem der Kaiser nach gewohnter Sitte das Sacrament eben nehmen wollte, dazu bestochen, demselben in der Zudienung des Abendmahles heimlich Gift beizubringen und so das Leben zu nehmen, indem sie, von einem teuflischen Antrieb gestachelt, dem Geistlichen das Versprechen gaben, ihm nächstens das Bisthum und andere Aemter zu übertragen. Dieser äußerst böswillige Verräther und wie Judas verderblichste Händler, von seiner Bosheit ganz geblendet, gieng ihnen darauf ein, und nachdem er dem Kaiser das Labsal des hochheiligen Opfers dargereicht und letzterer es ehrfurchtsvoll angenommen hatte, mischte er in der Gemeinschaft des Kelches das Gift, das er in der Faltung der Fingergelenke seiner Hand heimlich und listig eingelegt und aufbewahrt hatte, dem Trank des Weines unmerklich bei und bot es dem Kaiser zu trinken. Sobald es der Kaiser genossen, merkte er, daß er vergiftet sei, und sagte zu dem Abendmahlsspender: „Ich sehe, daß Ihr mich vergiftet habt, und darum ergreift so schnell Ihr nur könnet die Flucht, damit Ihr nicht zur Rächung des Todes, den Ihr mir beigebracht habt, von uns in Stücke gehauen werdet!" Dieser floh davon und erhielt zum Lohn das ihm versprochene Bisthum.

Die Aerzte aber, die es bemerkten, riethen dem Kaiser, von ihnen den Trank, durch den das Gift weggeräumt und herausgezogen würde, zu nehmen, wenn er wieder zur Gesundheit kommen wolle. Er antwortete ihnen solcher maßen: „Ich habe meinen Gott genommen, mit ihm will ich auch gerne sterben. Denn wenn ihm mein Leben auf der Erde länger gefiele, so hätte er mich gewiß davor behütet oder würde mich jetzt noch ungefährdet machen, und er könnte es mächtiger und wirksamer als ihr, da bei ihm alle Dinge möglich sind." Da er also die Arznei von sich wies, wanderte er innerhalb drei Tagen von des Fleisches Kerker selig aus, wie wir herzlich glauben dürfen, und wurde dann, nach der genannten Stadt Pisa geführt, ehrenvoll und feierlich in der königlichen Gruft, wie ihm ziemte, bestattet. Er starb im Jahre 1313, im fünften Jahre seiner Regierung, am 23. August.

Auf seinen Befehl war der Herr von Wirtenberg wegen der Verwüstung seines Landes mit schwerer Strafe belegt worden. [2])

---

[1]) Es sind die Dominikaner gemeint, denen Vitoduran um des Einen Sünders willen nicht den Schimpf der öffentlichen Benamsung und dadurch der Beschuldigung des ganzen Ordens anthun will, theils um die Ehre der Orden überhaupt zu wahren, theils um als Franziskaner bei der bekannten Spannung gegen die Dominikaner nicht schadenfroh und leidenschaftlich zu erscheinen.

[2]) Es ist der Graf Eberhard von Würtemberg. Sobald Heinrich zum Kaiser erwählt war, machte er in väterlicher Sorge für das ihm anvertraute Reich eine Reise durch Schwaben und Franken und fand das Gemeinwesen der Städte aller Orten in blühendem Aufschwung, in Straßburg und Zürich eine zahlreichere Bevölkerung als gegenwärtig, in Ulm, Augsburg, Nürnberg lebhaften Handel mit Italien, nach jeder Richtung regen Verkehr und erfreulichen Wohlstand. Nur in Schwaben sah es todt und traurig aus, und mit Wehmuth fragte sich der Kaiser, was wohl der Grund sei, daß hier, in den Städten und Dörfern des sonst glücklichen Schwabens ein so verkümmertes Leben gefristet werde, als wäre das Land von einem verborgenen Uebel durchwühlt und vor den andern rings um des Jammers voll. Alles, der Menschen Klagen und der Erde Verwüstungsspuren, deutete auf den Grafen Eberhard. Er war der böse Feind, der Schwaben schon seit vielen

Er, der Kaiser Heinrich, hatte, als er noch am Leben und gesund war, fest beschlossen, daß er, wenn er mit Gottes Hülfe das wider ihn aufrührerische Apulien seiner Herrschaft unterthänig gemacht habe, sogleich mit einem starken und zahlreichen Heere zur Unterwerfung fremder Völker über Meer ziehen wolle.

Einige sagen, daß er erst, nachdem er mit Mühe Mailand [1]) und andere aufrührerische Städte erobert hätte, die Stadt Priß belagerte, bei deren Belagerung er sich wegen seiner übergroßen Anstrengung ein Geschwür zuzog, was er zuerst an der Himmelfahrt der hl. Jungfrau fühlte, als er den Leib Christi nahm, und daraus sei die Rede hervorgegangen, daß er in der Theilnehmung des Kelches vergiftet worden sei. [2])

Jahren zu einer Beute seiner Gelüste genommen, und, umgeben von der frechen Schaar seiner Raubritter, mit Land und Leuten, mit Haus und Hof als ein welthin gefürchteter Tyrann gehaust hatte. Der Kaiser lud ihn auf seinen ersten Reichstag im Herbst 1309 nach Speier zur Verantwortung, mit dem Vorsatz im Herzen, dort das verdiente Urtheil über den Verderber des schönen Schwabens zu fällen. Der Graf erschien im Geleite jener Raubritter, zeigte aber eine durchaus stolze Haltung, setzte dem kaiserlichen Worte Trotz entgegen und zog grollend von Speier ab. Da erklärte ihn der Kaiser in die Acht und trug ein Jahr hernach seinem Reichsvogt in Schwaben, Conrad von Weinsberg, auf, an dem Grafen das verhängte Strafurtheil zu vollstrecken. Der Reichsvogt hatte rasch eine Menge Leute aus den beleidigten, beschädigten Städten, besonders in und um Eßlingen, beisammen, zog gegen Eberhard und dieser mußte, gar bald seiner Burgen beraubt, mit den Rittern geschlagen, aus dem Lande gejagt, die letzte Zuflucht bei dem Markgrafen von Baden suchen.

[1]) Auch hier schlug die Flamme des unheilvollen Parteiwesens auf, die durch alle italiänischen Städte loderte. Die beiden schon oben erwähnten Führer der kämpfenden Richtungen, der Ghibelline Matthäus Visconti, der schlaueste Italiäner, mit einem Herzen voll Tücke, mit einem Munde voll Honig, und der Guelfe Guido della Torre, buhlten unter den Augen des Kaisers um seine Gunst und verschwuren sich hinter seinem Rücken, ihn zu stürzen. Der Plan mißlang, vielleicht mit der absichtlichen Zurichtung des listigen Ghibellinen, daß der gehaßte Gegner in der selbstgebundenen Schlinge untergehe. Schnell sprang Matthäus seinen Verbündeten von der Seite, um auf deren Unkosten, sich selbst aber zum Gewinn in der Sache den Verräther, beim Kaiser den Vertrauten zu machen. Er errang vor dem Guelfen wenigstens den Vortheil voraus, daß er, wenn er auch mit diesem aus der Stadt gewiesen war, doch den Weg der Rückkehr bald wieder einschlagen durfte, während Guidos Loos das Exil blieb. Unglücklicher Weise verweilte der Kaiser zu lange, bis Mitte April 1311, in Mailand und ließ dadurch den feurigen Republikanern am schürenden Revolutionsherde Toskanas genug Zeit, sich auf seinen Anmarsch gehörig zu rüsten, was er durch einen raschen Einfall von Mailand aus verwehrt und dadurch ohne Zweifel seiner ganzen Sache eine weit günstigere Wendung, seiner ganzen Partei eine glücklichere Stellung gegeben hätte.

[2]) Ueber den Tod Heinrichs VII. ist viel geschrieben und gestritten worden. Von der einen Seite wurde derselbe als Folge unvorsichtigen Verhaltens des Kaisers, von der andern zuverlässig als Werk der Dominikaner dargestellt, die im Dienste, selbst nach Auftrag des Papstes und der Guelfen handelten. Bedeutsam ist immerhin, daß sich sogleich nach des Kaisers Hinschied der Verdacht auf die Dominikaner warf und diesem Orden die schwersten Anschuldigungen brachte. Schlosser in seiner aus gründlicher Quellenforschung geschöpften Geschichte geht davon ganz ab und sagt, der Kaiser sei schon seit dem Zuge gegen Florenz tödtlich krank gewesen und habe sich, auf dem Marsche gegen Neapel bereits über Siena hinausgekommen, den völligen Tod zu Buonconvento im Sienesischen durch einen kalten Trunk zugezogen, den er nach übermäßiger Anstrengung, in großer Hitze und bei sonst ungesunder Luft gethan. Unser Chronist, der zwar die Ansicht eines selbstverschuldeten Todes auch mit anführt, ist entschieden der andern Meinung und überläßt sich lange genug den Gefühlen seines erschütterten Herzens. Ja er giebt uns den Hergang der Vergiftung und die daran geschlossenen Folgen in so umständlicher Ausführung, daß man den Eindruck bekommt, als sei ein Augenzeuge hinter dem Schreibenden gestanden und habe es ihm in die Feder diktirt. Und doch kostet es eine gewisse Ueberwindung, seine ganze Darstellung geschichtlich und psychologisch gelten zu lassen. Denn wenn er den Kaiser unmittelbar in dem nämlichen Augenblick, wo sich dieser vergiftet fühlt, zum Vergifter sagen läßt: „ich sehe, daß Ihr mich vergiftet habt; aber nun ergreift so schnell als möglich die Flucht, damit Ihr von uns nicht in Stücke gehauen werdet", so klingt dies, theilt man Heinrichen auch ein gehörig Maß Gutmüthigkeit zu, fast etwas mährchenhaft und läßt, wie noch der ein' und andere Zug im Bericht, auf spätere Ausschmückung schließen, recht eigentlich zu Ehren des Kaisers, dessen hochedles Wesen ins Licht zu stellen Vitoduran bemüht ist. Gewiß bleibt dies,

Er wurde zu Frankfurt um das Fest des hl. Martin gewählt und zum König der Römer in 130
Aachen am Epiphanienfest[1]) geweiht. Bei dem Tode des Kaisers erwahrte sich das Wort des Evan- 130

---

daß sich die Dominikaner von einem allgemeinen Glauben der Zeit getroffen sahen und alle Mittel anwandten, von ihrem Orden, dessen Ansehen sehr zu leiden begann, die aufgebürdete Schuld abzuwälzen, bis es ihnen gelang, von dem Sohn und dem Enkel des Kaisers das Zeugniß zu bekommen, die Dominikaner hätten am Tode Heinrichs VII. keinen Theil.

[1]) Das Epiphanienfest stand in der ersten Kirche mit einer so großen Bedeutung da und hat zu unserm Geburts- oder Weihnachtsfest Christi eine so eigenthümliche Beziehung, daß es vielleicht nicht ungerathen heißen möchte, dasselbe etwas genauer zu berühren. Die Evangelien gaben keinerlei Andeutungen über Tag und Jahr, wann der Erlöser geboren worden. Es blieb also Sache menschlicher Vermuthung, wenn möglich wissenschaftlicher Forschung, diese Lücke in den evangelischen Berichten auszufüllen, und da es mit der steigenden Größe Christi und des Christenthums ebenfalls merkwürdiger wurde, zu wissen, wann der Stifter des ewigen Erlösungswerkes erschienen sei, so konnte es nicht fehlen, daß man sich von der Kirche aus bemühte, etwas Genaueres zu finden oder vermeintlich Gefundenes anzunehmen und so zuletzt den bestimmten Tag vollends festzusetzen. Wir müssen uns nicht daran stoßen, wenn dies unter dem Einflusse der heidnischen Welt geschah, wenn deren Sitten und Gebräuche mitreden, wenn deren religiöse Ceremonien und Traditionen einwirken durften. Es war, wie sich wenigstens nicht anders erklären läßt, im Orient und Occident der Fall, und zwar in jedem der beiden Kirchengebiete mit verschiedenem Ergebniß; denn in der morgenländischen Kirche ist das Geburtsfest Christi ursprünglich am 6. Januar, in der abendländischen am 25. Dezember begangen worden. Wenn wir uns, was zuerst die orientalische Feier anlangt, nach einer Erklärung des 6. Januars umsehen, so werden wir auf einer starken Spur nach Aegypten gewiesen und tragen in der That kein Bedenken, uns dorthin weisen zu lassen. Wir dürfen von vornherein nicht außer Acht setzen, daß Aegypten in der alten Welt so gut wie Indien ein Hauptsitz religiöser Cultur gewesen ist, ja daß beide, Aegypten und Indien, der geographischen Lage nach wie zwei auf paralleler Gegenrichtung stehende Säulen, den Cultus Asiens gleichsam in die Mitte genommen und mit Grundlinien ihres Religionswesens durchzogen haben. Das afrikanische Priesterland trug den Rang, den es bei der vorchristlichen Zeit behauptet, auch in die christliche Aera ein; denn Aegypten mit seinem Alexandrien gab mancher biblischen Lehre, mancher christlichen Idee die eigenthümliche Form und Färbung, will man sich nur an die gewaltige Schriftauslegung, an die Erörterung kirchlicher Fragen, wie des Ostersonntages, an das die christliche Idee sonderbar verwirklichende Mönchsthum mit seiner einflußreichen Zukunft erinnern. Nun wurde am 6. Januar das größte aller Feste Aegyptens gefeiert, das war die „Epiphanie des Osiris" oder das Fest der wieder im Steigen begriffenen Sonne, in welcher auch des Aegypters Herz und Auge das höchste allumfassende Lichtwesen schaute, mit der in der Lichthelle kommenden Erkenntniß und der aus der Lichtwärme quillenden Befruchtung. War da bei einer so reichen Symbolik, wie sie im Cultus des Osiris lag, der Uebergang auf Christus als die g e i s t i g e S o n n e der Menschheit doch sobald gefunden und die Epiphanie des Osiris umgelegt in die Epiphanie, d. h. Sichtbarwerdung oder Offenbarung des Gottessohnes bei der Taufe! Denn die Kirche des Morgenlandes begieng den 6. Januar als den Tauftag Jesu in dem Sinne, daß sich die Göttlichkeit Christi erst von seiner Taufe an unter jener Stimme von oben sichtbar gemacht habe, sei es nun daß sie als die von Gott in ihn schon bei der Geburt eingehüllte Herrlichkeit erst jetzt aus ihm heraustrat, sei es daß die Fülle der Gnade und Wahrheit erst in der heiligen Weihestunde am Jordan über ihn ausgegossen wurde. Und weil eine Zeitangabe über den Geburtstag des Herrn in keinem Evangelium vorlag, dagegen berichtet stand, er sei in seinem dreißigsten Altersjahre getauft worden, so ließ man sich leicht in den Gedanken ein, Christus sei gewiß pünktlich auf die Stunde hinaus gerade an seinem dreißigsten Geburtstag getauft worden, also derselbe 6. Januar bedeute nicht nur die geistige, sondern auch die leibliche Epiphanie oder Sichtbarwerdung Christi auf Erden. So fielen Geburt und Taufe auf denselben Tag und der Orient feierte mit dem 6. Januar die doppelte Epiphanie des Herrn, das Weihnachtsfest und die Taufweihe. Anders kam es in der abendländischen Kirche, obwohl der Weg, einen Weihnachtstag zu finden, ungefähr durch das gleiche Gebiet führte. Hier, in der Kirche des Occidentes, war Rom ebensowohl der Mittelpunkt, in den alle Fäden aus den christlichen Kirchengebieten zusammenliefen, als wieder so zu sagen die Kirchentribüne, von der aus der christliche Glaubenssatz wie die christliche Lebenssitte nach jenen Richtungen hinausgeschrieben wurden. Warum nun zu Rom und in dem von Rom unterthänig gemachten Abendland der 25. Dezember als Geburtstag oder Weihnachtsfest des Herrn? In Rom wurde am 25. Dezember von alten Zeiten her das Sonnenfest oder die sogenannten Saturnalien gefeiert, dies natalis invicti Solis, auch natales Solis invicti geheißen, zu Ehren des Saturnus, dieses Stammvaters der großen Götterfamilie, der urältesten Intelligenz über die geordnete Schöpfung, während seine Eltern, Uranus und Gäa, noch in einem unbestimmten, nicht selbstbewußt gewordenen Dunkel walten. Insofern ist Saturnus das Licht, denn im Licht liegt eben jene sichtende, durch die Sichtung Erkenntniß, Ordnung, Entwicklung bringende Natur, das Licht aber in seinem größten Compler gefaßt ist die Sonne, und so haben wir bei dem latei-

geliums, wenn es heißt: „Des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein" [1]), und das Wort des Propheten Jeremiä, der sagt: „Vertraue nicht irgend deinem Bruder, denn jeder Bruder schreitet betrügerisch einher." [2])

---

[1]) Matth. 10, 36.
[2]) Jeremiä 9, 4.

nischen Saturnus dieselbe Idee wie bei dem ägyptischen Osiris. Mit dem 25. Dezember ist der kürzeste Tag vorüber, und Sol, der eine Zeit lang von den finstern Mächten überwunden schien, erhebt als der unbesiegte, invictus, von neuem das strahlende Haupt, feiernd die Verjüngungszeit, natales, zu seiner abermaligen alles beherrschenden Weltleitung und Welterleuchtung. Wie leicht und ungezwungen war auch hier wieder der Uebergang auf Christus mit dem ewigen Gotteslicht, auf ihn, der, am Kreuze auch scheinbar überwunden, als der unbesiegbare den Triumph über das Reich der Finsterniß errungen und vollends in der Auferstehung die Wiederkehr der unvergänglichen Herrlichkeit feierte! Wie erklärlich, daß an die Stelle der natales Solis in eben so hohem oder höherem Sinn das festum natalis dominici getreten ist! Aber noch mehr. Die Saturnalien begieng der Römer in einem süßschwelgenden Traum. Er träumte sich hin in jene glücklichen Tage, wo die erste älteste Menschheit unter Saturnus, dem Urvater der Götter, Welten und Menschen, noch keine Noth kannte, keine Unheil brütende Selbstsucht und Feindschaft in ihrem Schoße hegte, überhaupt noch nicht die Schranken und Gitter zwischen Mensch und Mensch, zwischen Palast und Hütte, zwischen Thron und Pflug aufgestellt hatte, wo noch alle in der von der Natur aus gegebenen Gleichheit nebeneinander standen und als einige Brüder die mit ihnen fröhliche Erde bewohnten. Daher waren an den Saturnalien alle Unterschiede des Standes und Ranges verwischt, sogar die Rollen des Lebens gewechselt. Die Sclaven bekamen die Rechte ihrer Herren, saßen an ihrer Herren Tischen, wurden von ihrer Herren Händen bedient und kosteten die süße Wonne jenes goldenen Zeitalters. Wie schön fand sich auch da die Beziehung auf Christus ein, der ja der Welt die Verkündung brachte, daß alle Menschen vor Gott, in ihrer eigentlichen Würde, gleich seien, alle mit einander den Bund brüderlicher Gemeinschaft bilden und ebenso alle aus den Fesseln jeglicher Sclaverei in die ächte göttliche Freiheit gesetzt werden sollten! — An den Saturnalien beschenkte man einander nach uralter Sitte mit Wachskerzen und Puppen. Woher dieser Brauch stammt, erzählt uns ein römischer Schriftsteller. Als nämlich die Pelasger, die ersten Einwanderer, Latium oder das römische Gebiet betreten hatten, befragten sie das Orakel, was für Opfer sie dem Saturnus, dem höchsten Gotte, bringen müßten, damit er sie in dem neuen Wohnsitz beschütze und beglücke. Der Spruch des Orakels war wie gewöhnlich zweideutig und enthielt ein Wort, welches zugleich Mann und Licht bezeichnet, so daß man nicht recht wußte, ob das Orakel als Opfer Männer, Menschen oder Lichter anrathe. Die Pelasger nahmen es anfänglich im erstern Sinne und opferten dem Saturn Menschen. Hernach besannen sie sich, daß mit jenem Wort auch ein Licht gemeint sein könne, und weihten als Opfer nun Lichter, um so angemessener, weil Saturn ja als Vater des Lichtes galt. Da sie aber fürchteten, der Gott könnte ihnen zürnen, wenn sie ihm die erstgebrachten theurern Opfer wieder entzögen, so verfielen sie darauf, ihm wenn auch nicht gerade Menschen, doch wenigstens menschenähnliche Puppen darzulegen. Sie waren um so natürlicher dazu veranlaßt als ihnen Rhea, Saturns Gemahlin, mit einem gewissen Beispiele vorangegangen war. Ihr verschlang alle Kinder der eigene Gemahl Saturn — symbolisch die sich ewig verjüngende und sich wieder verzehrende Natur — und um seiner vernichtenden Gewalt die drei Söhne Jupiter, Neptun und Pluto — die griechische Trinität — zu entziehen, wickelte sie drei Steine in Puppengestalt und reichte sie ihm zur Verschlingung dar. Von daher kam es, daß die Römer an den Saturnalien einander die Saturnuskerzen und die Saturnuspuppen gaben, und unter den Händen der Römer gieng die Sitte auch in die christliche Welt über. Aus den Saturnuslichtern wurden die Weihnachtslichter, worin man sinnig erkannte, daß auch Christus als ein Licht unter die Menschen gekommen sei, und diese Weihnachtslichter hing man um so lieber an einen Weihnachtsbaum, als ja das Himmelreich selbst unter dem Bilde jenes Baumes erschien, der mit seinen weitausreichenden Aesten Nähe und Ferne überdeckt. Aus den Saturnuspuppen aber erhielt man die Weihnachtspuppen oder Christkindlein, und auch dies nahm die christliche Welt ohne Nachtheil in sich auf, indem daraus gerade für die Kinder eine ganz besondere Weihnachtsfeier gewonnen wurde, daß sie den Heiland aufnehmen lernen, der auch sie, die Kinder, so gerne aufnimmt, daß sie über ihm Gott danken lernen, der es in Christo so gut mit ihnen gemeint, daß sie um Christi willen gegen andere gütig und freigebig werden lernen, wie sie selbst mit dem Christkindlein allerlei Gaben und Freuden bekamen, und was dergleichen Beziehungen noch mehr waren. Verübeln wir, wie schon oben bemerkt, es doch nicht, daß das Heidenthum solchen Sitten des christlichen Lebens den Stoff geliefert hat. Es war ja besser, die Formen der alten Zeit stehen zu lassen und darein den Geist des neuen Glaubens zu gießen, als sie zu zerschlagen und diesem Geist den Eingang in die Herzen des Geschlechtes zu erschweren; es war von Seite des stimmführenden Kirchenpersonals klüger, die anschauliche Hülle, an die der Blick des Volkes nun einmal gewöhnt war, zur Trägerin einer höhern Idee, einer so zu sagen christlichen Seele zu machen,

Der Kaiser war die Regel der Gerechtigkeit, die Summe des Gesetzes, das Licht der Kirche, des Glaubens unerschütterliche Säule, der Frechen Schweigen, die Feile der Besserung, der vorzügliche Eiferer der Wahrheit, treu im Anvertrauten, zuverlässig im Versprochenen, ein beflissener Liebhaber des Gottesdienstes, die Richtschnur der Mäßigkeit, der Keuschheit Spiegel, der Freigebigkeit Vorbild, die Gestalt der Gerechtigkeit, der Vertheidiger und Beschützer der Armen, ein ausgezeichneter Nachstreber der evangelischen Lehre.[1]) Dieser Mann, von solcher Art und so groß, wird, was ich mit meines Herzens größtem Grame sage, durch Gift getödtet, und dies ist ach! der christlichen Lehrzucht unheilvollster Sturz und Schlag gewesen! Denn es hat ihr am meisten Abbruch gethan, daß in dem

---

als sie verfluchend aus der Kirche wegzuweisen und Gefahr zu laufen, daß dadurch die Kirche selbst im Volk nur mühsam oder gar nicht ein Verständniß erhielt und eine Aufnahme fand. Zudem wird Niemand bestreiten, daß gerade das Weihnachtsfest mit seinem Christkind und seinem Weihnachtsbaum die schönste Familienfreude, das lieblichste Kinderfest von jeher war und heute noch ist. Kommt doch wahrlich eine solche Weihnachtsfeier dem kindlichen Sinn viel näher und wird ihm in so concreter Gestalt eine geistige Segnung weit faßlicher, als wenn wir ihm mit großen Schilderungen oder hohen Predigten, in denen dem Kindesauge das Christkind unsichtbar bliebe, begreiflich machen wollten, wie kostbar für uns alle das Glück sei, einen Erlöser von unsern Sünden empfangen zu haben. — Zum Schlusse müssen wir noch bemerken, daß der Orient und Occident gleichsam tauschend an einander die Resultate der Verhandlungen abgegeben haben, welche in verschiedener Weise Jahrhunderte lang über die bedeutungsvoll geheißene Frage des Geburtstages und des Epiphanienfestes gepflogen worden waren. Die morgenländische Kirche nahm im fünften Jahrhundert vom Abendland den 25. Dezember als den ausgemachten Geburtstag des Herrn an, begieng jedoch Epiphanien am 6. Januar mit hergebrachter Feierlichkeit, so daß die griechische Kirche bis auf den heutigen Tag Weihnachten weniger hervorhebt als die Offenbarung der Herrlichkeit Christi bei der Taufe, was sie in einer symbolischen die Taufe darstellenden Handlung feiert und womit sie das Fest der Wasserweihe verbindet. Die abendländische Kirche hinwieder ließ aus dem Morgenland Epiphanien zu, bezog es aber auf andere Thatsachen als auf die leibliche Geburt zu Bethlehem oder die geistige Geburt am Jordan, bezog es meistentheils auf die Wanderung der drei Weisen zur Krippe Christi und feierte darin die Epiphanie oder das Kundwerden der Gnade Christi an diese Heiden und durch sie an die ganze Heidenwelt. Dann wieder wurde Epiphanien auf andere Wunder gedeutet, in denen die Gotteskraft des Herrn sichtbar ward, so daß am 6. Januar auch das Andenken an die Verwandlung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Cana als das erste Wunder, selbst an die Speisung der Fünftausend als das größte Wunder begangen wurde.

[1]) Das Ehrendiplom, das Vitoduran hier um die Kaiserkrone Heinrichs VII. windet, hat er seiner Zeit abgelauscht und in seiner Art ausgestattet. Es ist in der That nicht etwa bloß das Urtheil des bewundernden Mönches, es ist der Ton jenes Geschlechtes vor, über und hinter dem Grabe des Kaisers. Das Volk hatte ihn vielfach mit Rudolf von Habsburg zusammengestellt, und es mangelten wirklich in der Gestalt wie im Charakter die Züge nicht, die eine Verwandtschaft zwischen beiden erkennen ließen. Auch der „Graf von Luxemburg" war ritterlich und hochedeln Sinnes wie einst der Graf von Habsburg gewesen, und auf dem Wege vom Grafen zum Kaiser hatte der natürliche Adel gleichen Schrittes mit der herrschaftlichen Würde den Mann wieder um einige Grade höher gestellt. Wer dem Kaiser sich nahte, war, wie dies vor ächt geadelten Naturen zu gehen pflegt, von einem besondern Gefühl eingenommen. Ein immer lebhaft bewegtes Auge verrieth den schauenden Geist, ein freundliches Antlitz und ein gewinnendes Wort das gute Herz. Besonders aber machten ihn ein streng rechtlicher Sinn der Pflicht und eine redlich sorgende Theilnahme am Loos der Unterthanen in den Gemüthern heimisch und spannen die Bande der Liebe bis hinein in die Thäler der Urschweiz, wo er den erfreuten Bergleuten die alten, von Habsburg verläugneten Briefe und Siegel ungeschmälert gelten und darauf jene Freiheit ruhen ließ, mit deren Zauberwort eben die feurigen Kämpfe darüber erglüht sind, ob die Thäler das Loos haben sollen, zum glücklichen Haushalt des großen, jedem Bürger gleiche Rechte ertheilenden Reiches zu gehören oder unter die gesetzlose Willkür eines engherzigen selbstsüchtigen Grafenhauses gestoßen zu sein. Vollends als den ersehnten Retter begrüßten ihn alle bessern Zeitgenossen Italiens, als er mit dem Friedensruf über die Alpen kam, er erscheine nicht unter der Fahne irgend einer Partei, sondern mit dem alle um sich sammelnden Panier der versöhnenden Gerechtigkeit, um den längst genährten Hader sammt seinen blutigen Denkmalen aus den Herzen wie aus dem Lande wegzubannen. Was für ein erhabenes Bild malte sich Dante von ihm in die Seele und aus der Seele in seine göttliche Comödie, wenn er im Paradies (Canto XXX) den Seufzer zu der Zeit thut, daß eine solche Sendung von Italien noch nicht recht verstanden werde!

hocherhabenen Sacrament der rechtgläubigen Religion ein Mann von solch überragender Hoheit umgebracht wurde.

Denn da, wo in unserer Zeit der Glaube der Frommen am üppigsten grünt, und in dem Sacrament, an welchem die Andächtigkeit der Zeitgenossen am meisten hängt, da ist der abscheulichste Frevel begangen worden, ein immer dauerndes Aergerniß der Kirche, das bei den Ungläubigen einen Ekel und Widerwillen an unserm Bekenntniß erzeugte. Ja sie verhöhnen uns darob und sagen: „Wenn jene Gestalt [1]), welche die Christen nehmen nnd verehren, Gott wäre, so hätte er eine so abscheuliche und schauderhafte Unthat in seiner Gestalt und Theilnehmung keineswegs geschehen lassen." Und weil sie uns so verhöhnen, so bin ich nach menschlichem Urtheil und demjenigen meiner Sinne gedrungen zu sagen und sagend zu rufen: „O Herr, warum hast du es zugelassen? Oder wenn du es aus einer dir allein bekannten Ursache zulassen wolltest, was zu einem so großen Nachtheil und Schaden des Glaubens dient, weshalb hast du denn nach dem Wort des Weisen [2]) nicht „deine Zeichen erneuert und deine Wunder wiederholt", um die Macht deiner Rechten zu zeigen und den Glauben des Volkes zu befestigen, wie du den von Geburt an Blinden mit dem Gesicht erhellen wolltest, um deinen Ruhm zu offenbaren, und den Lazarus auferwecken, der vier Tage im Grabe und schon riechend war!"

Aber wenn ich solches in meinem Sinne hin und her wende und dem Herrn in der Weise der Ueberführung und des Haders entgegenhalte, wie dem Herrn der Prophet Jeremia gleichsam in streitenden und rechtenden Worten gethan hat: „Weshalb doch, o Herr, ist der Gottlose auf seinem Wege glücklich?" [3]) dann streite ich wieder mit mir selbst und bringe mir in Erinnerung, daß die Rathschlüsse des Herrn und seine Gedanken niemand kennt und des Herrn Gerichte verborgen und unergründlich sind, und wie im Propheten Ezechiel gesagt wird: „Sondern wie die Himmel höher sind als die Erde, so auch meine Wege als eure Wege" [4]), und im Jesaja: „Der Ausforscher der Majestät wird von ihrem Ruhme erdrückt werden" [5]), und David sagt in den Psalmen: „Die Grübelnden sind durch ihre Grübelei irre gegangen." [6])

---

[1]) Die «species» im Abendmahl ist als eigentliche Gestalt um so eher zu fassen, als man sich der Lehre von der Transsubstantiation zufolge die Substanz Brod und Wein in Leib und Blut wahrhaft und wirklich übergegangen und so Christum im Abendmahl als eine leiblich gegenwärtige Gestalt dachte.

[2]) Die Worte finden sich in dem apocryphischen Buche Jesus Sirach und zwar Cap. 36 V. 6, und wir haben uns also unter dem „Weisen" den Verfasser des genannten Buches zu denken. In der Stelle der Schrift gehören die Worte übrigens in ein Gebet, in welchem Gott als der Eine und Ewige angerufen wird, seine Macht vor den Augen der Heiden in Wundern zu beurkunden und sich den eiteln Götzen derselben gegenüber als den allein wahren Gott zu erweisen.

[3]) Jerem. 12, 1. [4]) Nicht im Ezechiel, sondern im Jesaja 55, 9.

[5]) Ist auch versetzt, nicht im Jesaja, sondern in den Sprüchen Salom. 25, 27, welche Stelle zwar in unserer Bibel nach Wort und Sinn anders lautet; Vitoduran aber citirt nach der Vulgata und bekommt einen seiner hier durchdringenden Ueberzeugung dienlichern Spruch, mit dem Sinne, die Majestät des Herrn sei so groß, daß der Mensch, der sie auszuforschen sucht, sie nicht zu erfassen vermag und unter ihr gleichsam erliegt.

[6]) Psalm 64, 7, aber auch wieder nach der Vulgata und darum mit unserm Bibeltext nicht einig.

Und so, wenn ich es bedenke, erwäge ich des Herrn Macht und Majestät und unendliche Weisheit, und wieder meine Hinfälligkeit und Unwissenheit, und auf mich selbst verfallend erstaune ich und tadle meine Neugierde und Anmaßung und thue Buße und setze solche leichtfertige Gedanken hintan und übergebe, wie ich soll, alles Gott.

Indem ich meine nun vorgetragene Rede schließe, will ich doch noch sagen, daß jener Mönch, welcher den unbesiegbarsten Kaiser vergiftete, die Christenheit entweiht, den Orden zerrüttet, das Reich geschändet und zerstört hat, was Religion war; was Gesetz, was Leben, was Sitten, was Glauben, was Glaubensvorschrift, was priesterliche Würde, was mönchisches Ansehen war, hat er zerstört und zerrüttet.

Daß der Kaiser Heinrich heilig und unbefleckt und von schweren Sünden entfernt war, tritt in vielen Beweisen seiner Tugenden, welche ich der Kürze halber aufzuzählen unterlasse, klar an den Tag. Besonders leuchtet es heller als das Licht darin hervor, daß er, als er sich in der Kelchgemeinschaft von jenem verbrecherischen Mönch — dem Sohne des Teufels, mit dessen Hülfe derselbe den Mord an dem edelsten Haupt der Kirche vollbrachte, ja wohl der ganzen Welt, wenn ihm das Leben zur Begleiterin verblieben wäre — vergiftet fühlte, ihn selbst noch liebreich mahnte zu fliehen, so er des Todes Strafe entgehen wolle. Ich sage und erörtere meine Worte, daß dieser Mönch ein Sohn des Satans gewesen ist, da er denn auch dessen Werke verübte und den Kaiser tödtete, weil nach dem Evangelium Johannis „der Teufel von Anfang an ein Menschenmörder war und in der Wahrheit nicht bestand.“ [1]) Daher sage ich mit Recht, daß er ein Sohn desselben war; er war nicht ein Sohn Abrahams, „weil er nicht dessen Werke verrichtete.“ [2]) Daher heißt es: „Dem Vater folgt sein Kind.“ [3])

Damals war ich noch ein Knabe und hörte, daß den Minderbrüdern, wenn sie in ihren Kreisgebieten um Unterhalt baten, viel Schimpf angethan worden war und viel Schrecknisse und viel Verachtung, weil zuerst das Gerücht und die allgemeine Rede über sie ausgieng, daß sie, obwohl sie von jenem unmenschlichen Verbrechen durch die Gnade Gottes, welche sie bewahrte, ganz frei waren, durch Gift den römischen König umgebracht hätten. Ich sage aber doch nicht, daß einem Orden, welcher er immer sei, die einzige und besondere Bosheit eines Mörders zur Last gelegt werden müsse, da ja die andern Glieder dieses Ordens dem Missethäter ihre Zustimmung nicht gegeben hatten noch auch seines Verbrechens mitbewußt gewesen waren. Daher hätte die Schuld jenes Menschen nicht auf alle oder einzelne seines Ordens ausgedehnt werden sollen, sondern nur auf den Verschulder. Daher sagt die Rechtslehre [4]): „Das Vergehen einer Person darf nicht zum Schaden der Kirche ausschlagen“,

---

[1]) Joh. 8, 44.
[2]) Joh. 8, 39.
[3]) Allgemeines Sprichwort, wie: der Apfel fällt nicht weit vom Baum.
[4]) Im canonischen Recht.

also gleicherweise: „auch nicht zum Schaden des ganzen Ordens". Weiter die Rechtslehre: „Die Strafe soll ihre Urheber treffen und ist nicht weiter hinzuziehen als das Vergehen am Uebertreter erfunden worden." Desgleichen sagt die Rechtslehre, daß persönliche Fehler nicht auf die Nachfolger übergehen. Wiederum Moses sagt auf heiligem Blatte: „Der Sohn soll nicht die Sünde des Vaters tragen noch umgekehrt".[1]) Ferner Ezechiel: „Die Seele, welche gesündigt hat, dieselbe soll sterben."[2]) Ebenso sagt Gregor[3]) in seiner Auslegung über das Evangelium Matthäi: „Es gab seit Anfang der Welt keine noch so heilige Gesellschaft, in welcher nicht Schlechte gewesen wären," indem er dies zu besprechen anfängt bei der Erschaffung und Gesellschaft der Engel im Himmel, von denen viele als böse erfunden worden waren und deshalb aus dem Himmel weggeschafft und in die dichtfinstere Luft hinabgestoßen und in Teufel umgewandelt, woher ja Hiob an seinen Engeln Verderbniß findet.[4]) So erwählte Christus aus der ganzen Welt zwölf Männer, von denen Einer, Judas Iskarioth, der schlechteste war, indem er Christum aus unmäßigem Geize für 30 Silberlinge in den Tod überlieferte, wie eben auch jener verworfenste der Menschen gethan hat.[5]) Gleicher Weise erwählten die Apostel nach der Himmelfahrt des Herrn aus allen Schülern, ja aus allen Gläubigen sieben Almosenpfleger, von denen Einer, Nikolaus aus Antiochien, wie in der Apostelgeschichte enthalten ist, über die Maßen böse war.[6]) Weshalb also, damit ich jene der hl. Schrift einverleibten Worte auf meinen vorliegenden Gegenstand anwende und anpasse, sollte Michael ein schlechterer Engel heißen wegen der Schuld

---

[1]) 5 Mos. 24, 16.

[2]) Ezechiel 18, 20.

[3]) Es ist Gregor von Nyssa in Cappadocien, aus der alexandrinischen Schule, schrieb wie sein Bruder Basilius der Große viele Homilien oder Auslegungen der Schrift und wurde darin jenem alle überstrahlenden Lehrer und Führer der alexandrinischen Schule, dem Origenes, verwandt gefunden. Er suchte auch wie dieser theologische Fragen mehr auf philosophischem Wege zu lösen und trug solchen tiefer gehenden Sinn in die Behandlung der Schrift ein, die er oft in der eigenthümlichen, selbst sonderbar überraschenden Weise des Origenes auslegt.

[4]) Im Hiob lesen wir 4, 18: „Siehe, er will sich seinen Dienern nicht vertrauen und unter seinen Engeln ist stolzer Ungehorsam gewesen." Der Freund Eliphas verwundert sich darüber, daß Hiob, der sonst Andern im Leiden Trost und Fassung beizubringen vermochte, nun im eigenen Leiden so fassungslos und gebrochen sei, und wenn sich Hiob, sagt der besuchende Freund, auf seine Frömmigkeit berufe und also die Gerechtigkeit Gottes in Zweifel ziehe, weil sie die Frommen mit Unglück schlage, so müsse er ihm erwiedern, daß er einmal in nächtlicher Stunde eine Stimme vernommen habe: Gott gegenüber ist kein Mensch rein, sind es ja selbst doch die Engel nicht!

[5]) Der Mönch nämlich, der den Kaiser vergiftete.

[6]) Apostelgesch. 6, 5. Dieser Nikolaus war das siebente Mitglied der ersten christlichen Armenpflege und hatte in Antiochien das Christenthum angenommen. Daß er sein Amt übel verwaltet oder sonst in der Gemeinde Unordnung veranlaßt und der Kirche Schande gebracht, ist nirgends berichtet Dennoch hatte man mit ihm schon frühe die Nikolaiten im 2. Cap. der Offenbarung Johannis in Verbindung gebracht und geglaubt, dieselben seien eine unchristliche Secte der ersten Kirche gewesen und von jenem antiochenischen Nikolaus ausgegangen. Es ist beides unrichtig und viel Wahrscheinlichkeit hat die Erklärung, daß der Name Nikolaiten die griechische Uebersetzung von dem hebräischen Balaam Offenb. 2, 14 sei und dann so viel als Volksbezwinger bedeute, solche, die das Volk zu einer falschen Lehre zwingen, es durch dieselbe beherrschen und verderben. Man hätte in diesem Falle an gar keine bestimmte Secte, sondern im allgemeinen Sinn an alle diejenigen zu denken, welche, gegen die Predigt des wahren Evangeliums ungläubig und ungehorsam, falschen Lehren anhingen, was in der Gemeinde zu Pergamus, wohin ja laut Vers 12 gewiesen wird und wo „der Thron des Satans" war, häufig vorkommen mochte. Vitoduran berichtet also auch von jener irrigen Ansicht aus.

Lucifers und anderer bösen Engel, die mit ihm fielen?[1]) Oder warum sollte sich seine Bosheit auf die Guten erstrecken, da es dem vernünftigen Recht nicht gemäß wäre? Was verschuldete Petrus in der Nichtswürdigkeit des Judas? Was der heil. Stephanus in der Verkehrtheit des Nikolaus von Antiochien? So sage ich im vorliegenden Falle: Was verfehlte der Orden bei dem Verbrechen jenes böswilligen Vergifters? Nichts darf also jetzt den andern Brüdern seines Ordens angerechnet werden! Auf die Seite Dieser stelle ich mich, wiewohl viele aus denselben,[2]) besonders in der zürcherischen Stadt, vom Stachel des Hasses gespornt, sich gefreut haben, als das erste Mal das Gerücht über die Minderbrüder ausgestreut worden war; und hierauf, nachdem die Wahrheit der Sache erkundet worden, waren die Minderbrüder, die es erfuhren, im Gegentheil über den Untergang derselben nicht so schmerzlich wie sie hätten sollen bestürzt, weil Einer aus denselben der Urheber eines Verbrechens war, das nicht ihnen zugehörte.[3])

---

[1]) Die Engel sind von jeher in die zwei Classen, gute und böse, getheilt und an die Spitze der letztern Satan gestellt worden. Er sei im Anfange der Schöpfung, da aus Gottes Hand nichts übel Geschaffenes hervorgehen und somit keine Engel ursprünglich böse sein konnten, der beste schönste Engel gewesen, in seiner Schönheit ein Leuchter oder Lichtträger, Lucifer, aber eben dadurch in hochmüthige Bewunderung seiner selbst verfallen und hatte in freventlicher Empörung versucht, sich an die Stelle Gottes, des Herrn der Welten, zu setzen. Da wurde er aus dem Himmel, der Wohnung der seligen Geister, in den Abgrund der ewigen Schmach und Qual hinabgestoßen und zog die Engel mit sich, die er zur Theilnahme an jener Empörung vermocht hatte. So schön er früher gewesen, so häßlich war er jetzt geworden, und der fromme Glaube der spätern Kirche gab ihm die widrigste Gestalt in jenen Attributen eines Bockes, einer Schlange u. s. w., mit denen zugleich seine widerspenstige widerstoßende, wie seine falsche verführerische Natur ausgedrückt wurde. In der Ausmalung der wüsten Figur lag unverkennbar das Bemühen, die gläubige Seele von vornherein mit einem Abscheu gegen das satanische Wesen zu erfüllen. Obwohl die heil. Schrift keine ausführliche Darstellung der guten und bösen Geister bietet, ging doch die Kirche besonders seit dem 4. und 5. Jahrhundert darauf aus, die Engel ihrer Natur, Beschaffenheit und Bestimmung nach genauer in das Bewußtsein der Christenheit einzuführen, sie förmlich zu klassifiziren, und so kam es, daß am Schlusse des 6. Jahrhunderts Gregor der Große, jener seltsam erhabene Kirchenhirte Roms, die schon vor ihm aufgestellte Rangliste mit den 9 Engelklassen unter die Lehrartikel aufnahm, welche der Christ in Glauben und Leben nöthig habe. Der Erzengel Michael, der in der Chronik besonders genannt wird, gehörte stets unter die Zahl der vorzüglichsten Engel. Er stammt aus dem Buche Daniel, wo er als Rathgeber und Beistand des Volkes Israel auftritt und bei dem wunderbaren Gesicht des 10. Kap. als „einer der vornehmsten Fürsten" d. h. Himmelsgewalten zu Daniel herankommt, um ihm in den über dem Traumbild entstandenen innern Kämpfen geistige Stärkung zu bringen. Ohne uns in das weitreichende Capitel der Dämonologie, die ihre auslaufenden Gestalten noch in den Teufels- und Herengeschichten des Mittelalters, selbst der neuern und neuesten Zeit herumschickte, hier genauer einzulassen, können wir doch nicht umhin noch zu bemerken, daß die Vorstellung vom Satan, wie er an der Spitze seiner Dämonen die Welt durchzieht und Unheil stiftet, unwillkürlich an das böse Prinzip des persischen Dualismus erinnert, an Ahriman mit seinen Devs — die Devas des Sanskrit, wo aber das Wort als allgemeiner Name eines Gottes, weder im vorzugsweise guten noch bösen Sinne, gilt und woher dann „deus" seine Erklärung findet. Die vorgetragene Ansicht ist schon von ganz bibelgläubigen Gelehrten angenommen worden und läßt sich in ihrer Richtigkeit geschichtlich nachweisen, indem die Engellehre, mögen einzelne Ideen, als gemeingängig in ganz Asien, schon vorher bei Israel bekannt gewesen sein, in vollständigerer Beschreibung unter den Juden erst von der Zeit an erscheint, als sie auf den Wegen ihres Exils mit den Persern und den persisch influenzirten Nichtpersern in nähere Berührung gekommen waren.

[2]) Geht wieder auf die Dominikaner.

[3]) Die Minderbrüder, will Vitoduran sagen, hielten eben unparteiisch an dem richtigen Grundsatz fest, daß, was Ein Glied verschulde, nicht dem ganzen Verein oder Orden zur Last falle. Darum verblieben sie mit ruhigem Gemüthe, sonder Beängstigung für die Dominikaner, als die Sache auf ein Mitglied dieses Ordens herauskam, und geriethen nicht in Bestürzung darüber, nun sei es um den ganzen Orden geschehen. Umgekehrt hatten sich die Dominikaner, von alter Feindschaft eingenommen, bei der ersten Beschuldigung der Franziskaner schon gefreut, jetzt sei der Unglückstag über den gesammten Orden hereingebrochen. Ein feiner Weg eines derben Verweises!

Offenkundig ist die Heiligkeit des Kaisers in einem andern Stücke, weil er nach dem Genusse des Abendmahles, mit dem er das Gift geschöpft hatte, jede Arznei verschmähte, durch welche das Gift ausgeschüttet werden sollte, um nicht Gott und seinem Sacramente Schmach und Verachtung zu erweisen. Diese zwei für den Kaiser angeführten und ins Volk gebrachten Dinge erheben ihn und machen ihn ehrenhaft und ruhmvoll auf alle Zukunft, sowohl in der streitenden als triumphirenden Kirche.[1]) Wer hat je dergleichen gehört, daß Einer dem, der ihm den Tod anthat, nicht nur verzieh, sondern ihn auch freundlich mahnte, die Flucht zu ergreifen und das Leben zu retten, auf daß er nicht seines Todes Strafe bezahlen und grausam geschlachtet und zerrissen büßen müsse? Das ist selten oder nie, ausgenommen in der ersten Kirche, erlebt worden. Seit Jahrhunderten aber hat man nicht von einer so großen Verehrung gehört, wie er dem Leib Christi erwies, daß er den Heiltrank, der das Gift austreiben sollte, von den Aerzten anzunehmen sich weigerte, um dem Sacrament nicht eine Beleidigung zuzufügen, indem er das Andern so erwünschte Leben lieber verlieren als mit der Mißachtung Gottes und seines Sacramentes länger leben wollte.

Juli. Ich habe über ihn gehört, daß, als er, wie oben gesagt, zu Rom sich aufhielt, durch die Römer und die Deutschen, die sich gegenseitig bereits täglich auf das bitterste schlugen, so viel Blut vergossen wurde, daß es den Leuten, wenn sie über die Straßen gingen, bis an die Knöchel reichte, wobei die Deutschen mehrentheils die Stärkern blieben. Wegen der gemeldeten und andern Beweise von seinen Tugenden höre ich nicht auf, seinen kostbaren Tod als für die Kirche zu frühzeitig und nachtheilig zu beklagen.

Aus den bisherigen Erzählungen geht hervor, daß vom König Rudolf an alle Könige oder Kaiser Deutschlands den Tod des Schwertes oder des Giftes gestorben sind.

April. [2]) Ein wunderbares Vorzeichen aber von dem Tode des Königs Albrecht habe ich gehört, das ein Soldat aus Schwaben, der heute noch am Leben ist, manchmal mehreren Personen erzählte und sagt, er sei bei jener Sache zugegen gewesen und habe sie mit eigenen Augen gesehen. Als er nämlich an dem Tage, welcher der Ermordung des Königs Albrecht unmittelbar voranging, in den Heilquellen zu Baden in der Gesellschaft des erwähnten Königs und seiner Dienerschaft, die daselbst verweilten, gewesen, erschien ein Wandersmann, auf der Erde weit und breit bekannt, der aus fernen Gegenden kam. Als sie ihn fragten, ob ihm etwas Neues bekannt sei, antwortete er ja. Sie verlangten instän-

---

[1]) Die bekannte Theilung der Kirche in diejenige, die hienieden in die irdischen Verhältnisse eines unvollkommenen Lebens hineingestellt ist und einen steten Streit mit den feindlich entgegenstehenden Mächten der Unwahrheit und der Sünde zu bestehen hat — und in diejenige, welche in der jenseitigen Vollendung hoch über dieser Zeit und deren verderblichen Elementen den Triumph feiert.

[2]) Diese Erzählung ist hier am unrechten Platz und gehört als Anschluß zum Tode Albrechts. Vielleicht ist Vitoduran mit seiner Feder darauf hinübergeglitten, weil er gerade in den vorangehenden Zeilen den Tod des andern Kaisers Heinrich berührt.

dig, daß es ihnen dargelegt werde, und er erzählte ihnen: Auf dem Wege sei ihm, als er auf seinem Pferde saß, die größte Menge Wespen und Heuschrecken begegnet, die ihn umgaben und die heilloseste Plage verursachten. Als er sie mit Schwert und Prügeln wegzutreiben versuchte, damit sie ihn nicht zu Tode stächen, richtete er gar nichts aus; denn nur desto lästiger und ungestümer drangen sie auf ihn ein, um ihm das Leben zu nehmen. Auf diese Beobachtung hin erfand er sich listig ein Hülfsmittel, wodurch er dem ihm zugedachten und bereits ganz nahen Tode ungefährdet entgienge. Er sprang nämlich schnell vom Pferde, band den Sattel vom Pferde los, legte ihn über seinen Kopf, hielt ihn ihren Bissen und Stacheln entgegen und rettete so mit vielen Mühen sein Leben. Als das erwähnte Flügelvolk aber sah, daß ihm die Gelegenheit, ihn länger zu schädigen, genommen war, stürzte es auf sein Pferd los und richtete es vollständig zu Grunde.

Als nun der König das hörte und verwundert ihn fragte, was das wohl andeuten oder bezeichnen könnte, zog Jener die Gefährdung von des Königs Leben mit herein, wenn er nicht vorsichtig seinen Weg gehe. Da dies der König mit zerstörtem und bedenklichem Sinn und entstellter Miene erschrocken zu Herzen nahm, wurde der Erzähler unverweilt von den spätern Urhebern des Königsmordes schwer geschlagen, ja konnte ihren Händen kaum entrissen werden. Diese Vorbedeutung oder Vorverkündigung bestätigte am morgenden Tag der Ausgang der Sache, weil der König dann außer den Mauern der Stadt Brugg, wie oben ausgeführt worden, von ihnen getödtet wurde.

Um diese Zeit empfieng ein Minderbruder aus dem Convent zu Lindau in einem wie man glaubt von oben geoffenbarten Gesichte diese Weissagung, daß er dem Tode des Ertrinkens im Bodensee nicht entrinnen könne. Als er erwachte, gerieth er über des Gesichtes Weisung in Staunen und große Furcht und floh nun, menschlich denkend, den See von ferne und vermied es lange sorgfältig, sich ihm zu nähern oder auf ihn hinauszufahren. Da fiel an einem Tage nach dieser Zeit eine Angelegenheit von dringender Art, die unverhofft sich einstellte, seinem Convent zu Lindau in die Hand, und ihm als dem dazu Geschicktesten wurde von seinem Conventherrn vermöge der Gehorsamspflicht aufgetragen, so schnell als möglich nach Konstanz zu schiffen, um die Sache oder das Geschäft der fraglichen Angelegenheit zu besorgen.

Als er fast eine Meile auf dem See von Lindau noch Konstanz gefahren war, sah er einen Wirbelwind und die wachsende Heftigkeit eines Sturmes, der bereits da war, voraus, bemerkte sie durch eine klug angebrachte Vermuthung und bat die Schiffer flehentlich, eiligst zu landen, damit sie nicht das Loos treffe, im Strudel des nahe seienden oder einbrechenden Sturmes das Leben zu gefährden. Diese gaben auf seine Worte nicht im Geringsten Acht und ruderten rasch gerade auf Konstanz hin. Die wilde Wuth des Sturmwindes kam aber entsetzlich, in unbändiger Weise heran, so daß sie ihr nicht mehr entfliehen und landen konnten. Denn der Andrang desselben geschah plötzlich

grenzenlos, erschütterte das Schiff mit den gewaltigsten Stößen, zerschlug es, stürzte es um und versenkte den Bruder und warf ihn in die Tiefe hinab.

Hier lag er, allen unbekannt, unbeweglich ein volles Jahr hindurch. Aber dann kam es einigen Fischern im Traume vor, sie müßten mit ihren Schiffen und Netzen auf jene Seestelle eilen; denn nachdem sie dort ihre Netze ausgelegt und gefischt, würden sie an einem sehr glücklichen Zuge hoch erfreut. Sie kamen im Schiff an die bezeichnete Stelle, legten die Netze aus, zogen den Bruder herauf, nahmen ihn ins Schiff und fanden, was wundersam lautet, seinen Körper ganz unbeschädigt und sein Kirchenbuch[1]) unversehrt. Nachdem er dann von ihnen den Brüdern des lindauischen Convents zu großem Erstaunen übergeben worden war, wurde er in ihrem Kloster ehrenvoll bestattet.

Zu derselben Zeit giengen, wie ich mehrmals durch sichern Bericht gehört habe, zwei Minderbrüder von Schaffhausen auf dem Wege nach der Stadt Villingen,[2]) da sie die Nacht schon überfiel, über den Berg Randen und hielten mit fröhlichem Gemüthe einen Gesang, der das Lob der ruhmwürdigen Jungfrau Maria, unserer Herrin, feierte. Denselben hörte ein Räuber, der in den Schlupfwinkeln des Berges versteckt war, und erkannte daran, daß die Brüder gelehrte und fromme Männer seien, weil der Gesang in der lateinischen Sprache gehalten war, und er wurde so sehr betroffen, daß er nicht bloß sie nicht anfiel und beraubte, — was er vorher zu thun im Plane hatte — sondern sich auch entschloß, sein abscheuliches, in Räuberei verbrachtes Leben zu verlassen und standhaft aufzugeben. Und damit er seinem heilsamen, von oben eingeflößten Gelübde nachkomme, folgt er von ferne gerade den Brüdern nach, kommt nach Villingen und geht an's Thor der dort wohnenden Minderbrüder und frägt den Pförtner, ob nicht zwei Brüder von Schaffhausen an jenem Tage angekommen seien. Als dieser geantwortet hatte ja, bittet er inständig, daß sie oder der eine von ihnen zu ihm gerufen würden; denn er habe ihnen etwas Geheimes zu überbringen. Sobald das geschehen war, deckte er dem einen aus ihnen seine Sünden offen auf und legte das Geständniß mit Thränen ab, welche den Ernst und Eifer seiner innern Zerknirschung darthaten, und eröffnete ihm unter andern in seinem Geständniß, daß er sie auf jenem Wege umzubringen im Gedanken gehabt habe, aber durch ihren Gesang von seinem schändlichen Vorhaben abgekommen und wieder ganz zum rechten Sinn gelangt sei. Das hörte der Bruder Beichtiger mit nicht geringer Verwunderung und brachte Gott die reichlichen Danksagungen, daß er ihm und seinem Gefährten das zeitliche Leben erhalten und den Räuber zum Stande des Heils geführt hatte.

Auch um diese Zeit oder nicht lange vorher trug sich eine außerordentliche und recht wunderbare Sache, ebenfalls der Erzählung und Beschreibung werth, in einer Provinz Sachsens zu, in einem

---

[1]) Oder das Brevier als kurzes zusammengefaßtes Verzeichniß der Gebete, Ceremonien, Meßhandlungen, kurz alles dessen, was zum vollständigen Kirchendienst des Priesters gerechnet wird.

[2]) Im Schwarzwaldkreis Würtembergs.

Convent der Minderbrüder zu Lübeck,[1]) und wird von geachteten, wahrheitsliebenden, heute noch lebenden Brüdern erzählt.

Ein Guardian[2]) war mit seinem Gefährten von dem gleichen Convent im Umkreise seines Klosterbezirkes ausgezogen und in einer Nacht in einem Schloß zu Gast eingekehrt, dessen Herr, von seinen Vorfahren hierin seit jeher belehrt, die Brüder im Schloßthurm festlich und ehrerbietig in reich versehenen Betten zu beherbergen pflegte, in jener Nacht es jedoch nicht wagte, weil neulich ein böser Geist angefangen hatte, in selbigem Thurm mit dem größten Ungestüm zu hausen. Deshalb scheute er sich, die Brüder nach gewohnter Weise dorthin zu legen, und ließ ihnen die Betten an einem andern Orte aufschlagen. Als aber der Guardian zuletzt die Absicht des Schloßherrn vernommen hatte, wollte er doch nicht ermangeln, an den gewohnten Ort und in die gewohnte Bequemlichkeit gelegt zu werden. Da man ihm nun ernstlich mißrieth, er möchte es nicht versuchen an demselben Orte zu schlafen, um von dem Geiste nicht geplagt zu werden, antwortete er, er vertraue fest auf Gott, daß er jenen Geist bändige und nicht zulasse, daß er von ihm geängstigt werde; denn derselbe könne seine Gewaltthätigkeit an Niemanden ausüben, wenn es ihm Gott nicht gewähre.

Nachdem sich also der Guardian mit seinem Gefährten an jenem Orte dem Schlummer und der Ruhe überlassen hatte, beunruhigte sie der Teufel alsobald auf das ärgste. Als der Guardian mit ernster Bescheltung Stillschweigen und Frieden im Namen des Gekreuzigten geboten hatte, fügte der andere drein: „Wenn du mir morgen, sobald du heimgekehrt bist, in deinem Kloster Herberge gibst, will ich von meiner Unbändigkeit ganz ablassen." Der Guardian soll ihm auf folgende Weise geantwortet haben: „Wenn du dich unter meinen Brüdern ohne Schädigung und Böswilligkeit aufhalten willst, will ich es dir allerdings erlauben." Er versprach es ihm wieder unter Betheurung.

Da nun am Morgen der Guardian mit seinem Gefährten unverletzt und durch den ruhigen Schlaf ganz neu belebt aus dem Bett kam, war der Schloßherr mit seiner ganzen Familie von nicht geringer

[1]) Seit dem Zuge Attila's hatte sich die Gestalt Deutschlands geändert. Die vielen Namen deutscher Volkszweige oder Volkstheile treten zurück und gehen gleichsam über und auf in den größer auswachsenden Hauptstämmen. Waren früher die zahlreichen Germanengruppen ununterschieden durcheinander gemischt, ohne bestimmte Landesgrenzen wie ohne eine zum ausgeprägten Staatsleben gehörige Verfassung, so fieng jetzt der Charakter der vorragenden Völkerschaften an, sich in diesen beiden Beziehungen zu bestimmen und des Landes Gebiet nahm sicherere Grenzen an. Die Sachsen schlossen sich in ganz andern Kreisen zusammen als heut zu Tage. Sie waren die Nachbarn der Friesen und bebauten den deutschen Boden, wenn wir ihn nach Flußstrichen angeben wollen, im Westen von der Yssel, im Süden von der Ruhr, Eder, Werra, Unstrut und Saale an bis in den Osten zur Elbe und hinauf in den Norden an die Trave und Eider zwischen Ostsee und Nordsee. Auf der Karte des jetzigen Deutschlands erstreckte sich der Sachsen Wohnsitz, indem wir nur Hauptnamen anführen, über Westphalen, Kurhessen, preußisch Sachsen, Hannover, Mecklenburg und Holstein, zwischen welch letzteren beiden Lübeck ja eingeschlossen liegt. Wenn dann mit diesem von den Zeiten Attila's datirenden Deutschland unter den fränkischen und schwäbischen Kaisern im 11., 12. und 13. Jahrhundert wieder mancherlei Veränderungen vorgegangen sind und besonders auch das Herzogthum Sachsen eine andere Eintheilung erhielt, so konnte Lübeck zu Vitodurans Zeit doch noch immer unter dem Namen sächsischen Gebietes vorkommen.

[2]) Eigentlich Wächter, Wachthaber, also Oberaufseher oder Vorsteher eines Mönchsklosters.

Verwunderung und Erstaunen erfüllt und erkannte daran die Heiligkeit des Mannes. Sobald dieser Guardian am andern Tage heimgekehrt und an die Thüre seines Klosters gekommen war, grüßte ihn der Geist, der ihm vorausgelaufen, von der Schwelle der Thüre aus. Da jener niemanden sah, obwohl er seine Augen hierhin und dorthin gerollt hatte, verwunderte er sich nicht wenig, wer ihn denn gegrüßt habe. Der Geist verstand das wieder seinerseits und antwortete: „Ich bin derjenige, dem du gestern im Thurm, meinetwegen in Aengsten versetzt, deine Herberge bestimmt versprochen hast." Zu dessen Worten fügte der Guardian: „Heute will ich dir mein Versprechen bestätigen, wenn du mir den geleisteten Eid ungeschmälert hältst, daß du unter meinen Brüdern im Convent ohne Schaden hindurchgehst." Er gelobte es zu thun. Der Teufel trat also mit der Erlaubniß des Guardian in das Kloster ein, wohnte daselbst zwei Jahre neben den Brüdern und beachtete diesen Vertrag unverletzlich, ja erwies ihnen, was noch mehr ist, mannigfache Wohlthaten, indem er die Brüder an ihre ihnen aufgetragenen Pflichten angelegentlich und wachsam ermahnte und ihre Versäumnisse nachholte, sogar bei niedrigen Verrichtungen, nämlich Becher spülen, Teller waschen, und in andern ähnlichen Dingen. Einem Bruder, der in seiner Zelle beim Licht studirte, löschte er zuweilen das Licht aus. Als dieser ihm drohte, er werde zum Chor gehen und dem Gebete obliegen, um den Schaden im Lernen dort durch das Gebet zu ersetzen, wurde er vom Teufel sogleich gebeten zurückzubleiben, denn er wolle ihm gerne das Licht wieder anzünden. Das that er auch.

Wenn die Brüder zusammensaßen, ihre Erbauungsstunde zu halten, verkehrte und unterhielt er sich mit ihnen; man hörte ihn freilich nur, sah ihn aber nicht. Als er jedoch einmal die jüngern Brüder zum Besuch des Gottesdienstes auf seine gewohnte Weise gemahnt hatte und ein schläfriger, vor allen aus griesgrämischer Bruder der Mahnung zuwider nicht zum Frühdienst [1]) gekommen war, eilt der Teufel, der es sieht, in die Kammer, nimmt ihn aus seinem Bett und trägt ihn mitten auf den Chor hin mit den Worten: „Du mußt, ob du wollest oder nicht, mit den andern Brüdern deinem Schöpfer dienen." Ueber dem wunderbaren Hergang dieser Sache ganz erstaunt, sang der Bruder mit den andern Brüdern die Frühhymnen dem Herrn vollständig ab.

Dieser Geist hatte endlich ein ihm von seinen Obern [2]) aufgetragenes Geschäft in jener Stadt ausgeführt und zum beabsichtigten Ziele gebracht, daß er nämlich einen ehrwürdigen geistlichen Herrn mit einer Frau von vornehmem Ruf und aus guter Verwandtschaft, früher ledigen Standes, beide von ihm durch den Kitt der Liebe zusammengekittet und für einander in Beschlag genommen, in das Vergehen des Fleisches oder das Laster der Unzucht geworfen hatte, worauf deshalb der Mord des Geistlichen, von den Verwandten der Frau verübt, erfolgte, weil sie ihn auf der unzüchtigen That

---

[1]) Zur Matutine oder Mette, der ersten Morgenandacht.

[2]) Wir verweisen auf unsere frühere Note, daß auch die Teufel oder Dämonen in Classen eingetheilt sind, die ihre Obern oder Vorsteherschaften haben. Der zu diesem Handel bestellte Geist war also ein untergeordnetes Wesen.

ertappt hatten. Als dies der Geist den Brüdern in der Stille der Nacht, da es ihnen noch gar nicht bekannt und doch schon geschehen war, geoffenbart und erklärt hatte, das sei der Grund seiner Herkunft gewesen, sagte er dem Guardian, seinem Gastgeber, Dank und den Brüdern Lebewohl und zog weiter, indem er sie noch zu Zucht und Gehorsam ihres Ordens ermahnte; denn unendliche und unschätzbare Belohnungen und Freuden würden sie dadurch im Himmel auf ewig zu erlangen verdienen. [1])

Um das Jahr 1313 ereignete sich in meinem Vaterlande, in der Stadt Winterthur, am Feste 13
des hl. Thomas, nicht lange nach der Abenddämmerung ein beklagenswerther Unfall. Es brach nämlich zufällig Feuer aus, verzehrte in vollständigem Brand den obern Theil der Stadt und verwandelte ihn in Staub und Asche. Da bei dieser Feuersbrunst Leute darüber allzusehr bestürzt und erschrocken und zu wenig umsichtig geworden waren, hatten sie sich in die Keller begeben, auf die sie zu viel vertrauten. Dadurch hatten sie sich wider ihren Sinn noch mehr der Gefahr ihres Lebens hingegeben. Denn das Feuer schob Rauchwolken, Dunstmassen und Gluth durch Thüren, Fugen und das Fenster hinein und erstickte etwa zwanzig Menschen beiderlei Geschlechts.

Als der Papst Clemens V. dieses Namens den Weg alles Fleisches gegangen war, feierte, wie Einige sagen, der Stuhl drei Jahre. Ihm folgte endlich Johann XXII. im Jahr 1318, gebürtig von 1
Cahors, [2]) ein Mann von kleiner Gestalt, am Körper mager, mit einer sehr geläufigen Zunge. Er veröffentlichte gegen das Verbot seines Vorgängers das siebente Buch der Dekretalen. Darob sprudelten so große Gefahren, Aergernisse, Streitigkeiten, Aufregungen unter den Völkern auf, so viele Irrthümer, so viele Verwicklungen, wenigstens in Deutschland, daß sie niemand zu zählen vermöchte. Besonders

---

[1]) Die ganze Erzählung, treuherzig und naiv in der fabelnden Zunge der Zeit, bietet uns den Stoff zu einer gehaltvollern Betrachtung und zwar nach einer zwiefachen Seite hin. Wenn wir das Gebahren des Geistes namentlich im Kloster besehen, so sticht es uns von der Weise, wie sich nach den gewöhnlichen Begriffen ein Teufel benehmen müßte, auffallend ab, und wir kommen wie von selbst auf den Gedanken, daß das ein ganz respektabler Dämon war. In solcher Milderung satanischer Natur steht indessen unsere Geschichte nicht vereinzelt da; wir lesen auch an andern Orten von einer gewissen Dienstbarkeit, die von derartigen Geistern den menschlichen Interessen oder Bedürfnissen erwiesen wird, wie also hier der Teufel in gutmüthiger Willigkeit nicht nur Tisch- und Küchengeschäfte verrichtet, sondern sogar zur Verehrung Gottes und zur Erfüllung der Ordenspflichten antreibt. Das ist nun eben einerseits ein sprechendes Zeugniß davon, wie schwer es dem menschlichen Gemüthe fällt, sich irgend ein Wesen und wäre es also der Teufel selbst so vollständig verdorben zu denken, daß auch nicht mehr die letzte leiseste Regung oder Anlage zu etwas Gutem vorhanden bliebe. Und andererseits verstehen wir darin die verhüllte aber heilige Sprache davon, daß die höchste auch über die bösen Wesen entscheidende Macht doch nur bei Gott ist, und so furchtbar die gefährdende Bosheit des Satans geheißen werden möchte, hat doch auch er noch die fast instinktmäßig in ihm zurückgebliebene Scheu vor dem allein Anbetungswürdigen, was wir in einem so gewaltigen Worte Jak. 2, 19 lesen: „Du glaubst, daß nur Ein Gott ist. Du thust wohl, auch die Teufel glauben es und zittern.“

[2]) In Frankreich, Departement Lot, wovon es Hauptort ist und am gleichnamigen Flusse liegt, jetzt mit etwa 13,000 Einwohnern, bedeutend als Bischofssitz, sammt Academie, Seminar, königlichem College und verschiedenartigem Handel. Die Stadt ist noch deshalb bemerkenswerth, daß außer dem Papst Johann auch der neapolitanische König Mürat und namentlich der Dichter Clement Marot von Cahors stammte. Letzterer geboren im Jahre 1495, gestorben 1544 in Turin, als Märtyrer des Protestantismus einst im Gefängniß, Calvins inniger Verehrer und Anhänger, der französische Uebersetzer biblischer Psalmen, bewundert von seiner Nation als der größte Dichter seiner Zeit, und in der That mit einer Muse heitern Humors, gewandten Schwunges und hübscher Sprache.

durch die Verordnung des siebenten Buches, die anfängt: «Quum de quibusdam mulieribus». Als sie bekannt gemacht und völlig unrichtig verstanden und durch ganz Deutschland auf den Kanzeln beharrlich in lügenhafter Weise abgelesen war, wurden unzählige Herzen der Schwestern vom dritten Orden des hl. Franziskus und noch vieler andern auf das tiefste verwundet. Denn jetzt mußten sie die Klostertracht ablegen und eine weltliche anziehen. Viele nun in ihrem eigenen oder der Verwandten Hause, die vierzig Jahre und länger in grauen, schwarzen oder weißen Kleidern dem Herrn in Keuschheit und andern Tugenden und guten Werken gedient, wurden durch ihre Pfarrgeistlichen gezwungen, rothe oder gelbe, grüne oder blaue Kleider anzulegen und darin, während die andern bei Seite lagen, in den Kirchen zu erscheinen, und wenn sie es nicht nach der weltlichen Mode und Gestalt und Gewohnheit thaten, konnten sie es den Pfarrern oder Pfarrgeistlichen gar nicht recht machen. [1]) Wie viele Spöttereien, wie viele Verächtlichkeiten, wie viele leichtfertige Scherze damals viele züchtige und keusche Schwestern ausgehalten haben, das weiß Gott! Sie waren auch zum Schauspiel und Sprichwort allen Menschen geworden. O wie oft haben Viele eine große Schande erlitten, wenn sie öffentlich schmählich herumgeschleppt und mißhandelt wurden! Die Unordnung, welche unter dem Vorwande einer clementinischen Verordnung über sie gebracht wurde, ward vielen — traurige Bemerkung! — der Anlaß zum Sturze; denn manche, welche lange Zeit ein eheloses Leben für den Herrn führten, brachen das Gelübde der Keuschheit und kehrten zur Welt zurück, oder sie schlossen eine Ehe, oder trieben, was noch schlimmer ist, auf vielerlei Art Unzucht. Jene aber, welche damals bei einer so ungeheuern Raserei der Verfolgung im Gelübde der Enthaltsamkeit verharrten, bewährt

---

[1]) Vitoduran als Ordensgeistlicher stellt sich begreiflich auf die Seite der Ordensfrauen und vertheidigt deren Sache oder Standpunkt gegen die Weltgeistlichen. Letztere mögen, wie denn zwischen ihnen und Ordensleuten stets eine gewisse Bitterkeit galt, nicht immer ohne Leidenschaft geblieben sein, namentlich in so unbedeutenden Fragen als diejenigen über Tracht und Kleidungsstücke waren, wo es eines freien, über den Schranken des Ordens stehenden Geistlichen würdiger geheißen hätte, der persönlichen Ansicht und Neigung unverkümmerte Geltung zu lassen. Indessen hatten die Weltgeistlichen eine Stütze an einer Classe von Minderbrüdern selbst, welche die zu straff angezogenen Bande der Ordensgelübde etwas schlaffer hängen ließen und daher in der Kleidung wie in der übrigen Lebensordnung auf ungedrücktem ungebundenen Fuße giengen. Sie hatten dazu auch ein vollständiges Recht, da Franziskus den von Vitoduran erwähnten dritten Orden als eine Seitenpflanzung seiner sonst im strengsten Sinne angelegten Stiftung noch selbst 1221 eingesetzt hatte, für solche nämlich, welche ohne in den von aller Welt und Natur absperrenden Verschluß des engeren Ordensbundes ganz überzugehen, in der Welt zurückbleiben und doch dem Orden angehören konnten, von Seiten des Franziskus eine klug berechnete Concession, um seinem Orden eine recht breite Unterlage und eine recht weite Ausdehnung zu gewinnen. Sie bekamen dann keine andern Ordensregeln als diejenige der Büßung und bildeten darum den tertius ordo de poenitentia oder die Tertiarier, als dritter Orden nach dem ersten des ursprünglichen Barfüßerthums und nach dem zweiten der hl. Clara gezählt. Die Ordensglieder strengern Sinnes und Verhaltens, unter denen unser Chronist unverkennbar steht, sie als Minoriten vorzugsweise genannt und genommen, machten gegen die Kleidung und Haltung dieser freien Partei mancherlei Einwendungen und beschuldigten sie, wenn der Eifer gar groß wurde, selbst des Abfalls vom Ordensstifter und Ordensgelübde, nahmen dagegen diejenigen Tertiarier, die aus eigner Wahl den schärfern Vorschriften nachlebten, unter ihre wärmenden Schutzflügel. Das ließen die Weltgeistlichen oder Pfarrer nicht unbenutzt vorübergehen und konnten es bei denen, die eben noch in der Welt, somit nicht vollständige Ordensglieder waren und daher als Gemeindeglieder noch unter ihnen standen, mit unnachgiebiger Festigkeit durchsetzen, daß sie die beliebten Formen und Farben ihrer Tracht auf eine ihnen ärgerliche Weise im Schritt mit der „Welt" umtauschen mußten.

wie das Gold im Ofen, bereiteten in ihrer Reinheit eine Gottes würdige Wohnung. Wie viele und was für Mühen und Kosten die Minderbrüder bei dem apostolischen Stuhle für die Wiederherstellung und Einsetzung ihrer Schwestern gehabt haben, wird niemand leicht berechnen. Denn nur durch den apostolischen Stuhl sind die Brüder und Schwestern vom dritten Orden des hl. Franziskus, indem die Dazwischenkunft der Minderbrüder und ihrer Freunde vermittelte, in ihren frühern Zustand zurückgeführt worden, während zugleich jener Sturm in seiner Heftigkeit noch fortdauerte. Wenn jemand das mannigfache Schluchzen, die kläglichen Seufzer, die bittersten Klagen, den aufstöhnenden Jammerruf, die schmerzbedeckten Gesichter mit dem durchdringendsten Geschrei gesehen und gehört hätte wie ich, ich zweifle nicht, daß er mit ihnen aus dem innersten Herzen gejammert hätte.

Es drängten sie auf das härteste die Pfarrgeistlichen, in ihrer Bosheit blind geworden, die die Schrift nicht kannten, die Worte dieser Decretale nicht verstanden, oder andere von ihnen, welche sie verstanden, aber aus Haß und Schlechtigkeit den Sinn der Worte unter dem Vorwande, es sei päpstliche Vorschrift, geflissentlich verdrehten, durch Schrecknisse und Drohungen und Verläumdungen, durch den Blitzstrahl der Bannung aus der Kirche und durch Ausschluß von den Sacramenten, durch furchtbares und schändliches Geheul, durch entsetzliches Geschrei Angesichts aller Leute an jedem Sonntag in den Kirchen, so daß in gewissem Sinne das Wort des Propheten Jeremia in Erfüllung gieng, der sagt: „Die Stimme des Weinens und Jammerns ist zu Rama gehört worden" [1]), weil die Schwestern vor der unmäßigen Bedrückung durch die Menschen bis zum Himmel auf schrien, indem sie ihre Unschuld darthaten und die Ungerechtigkeit, die an ihnen geübt wurde, aus allem Vermögen beklagten. Denn die Verordnung, deren jetzt Erwähnung geschieht, redet und beabsichtigt, wie jedem der hineinschaut klar dasteht, nichts anderes als über die Beginen [2]), die niemanden Gehorsam ver-

---

[1]) Jerem. 31, 15 und vgl. Matth. 2, 18.

[2]) Sie bildeten unter diesem Namen eine Schwesterschaft, deren entsprechende Brüderschaft, aus Männern bestehend, die Begharden hießen. In Deutschland und in den Niederlanden führten sie auch den Namen Beguten, in Frankreich Beguinen und zwar letztern promiscue, so daß Frauen und Männer darunter verstanden waren (béguins et béguines). Das Gassenvolk nahm sie für Schauspieler oder Possenreißer und belegte sie mit dem Spottnamen turlupins. Man hat lange, um das Wort Beginen zu erklären, an der Meinung festgehalten, sie stammen von der hl. Begga her, der Tochter des fränkischen Majordomus, spätern Fürsten Pipin; doch ist jetzt die gewiß richtigere Ansicht angenommen, daß sich der Name vom englischen beg, beten, bitten, gebildet hat, und Beginen im Munde des Volkes Betschwestern bedeutete. Die ersten Spuren der Schwesterschaft, die erwiesenermaßen früher als die Brüderschaft bestand und der letztern Vorbild war, zeigen sich um die Mitte des eilften Jahrhunderts und zwar zu Vilvorde in Flandern, unweit Brüssel. Hier fiengen Frauenspersonen, von einem besondern Trieb nach Gottseligkeit geleitet, an in stillen Gesellschaften zusammenzutreten und versammelten sich in gemeinschaftlichen Häusern, wo sie ihre Andachtsübungen hielten oder geradezu mit einander lebten. Sie hatten Aehnlichkeit mit dem Stande der Nonnen, unterschieden sich aber von diesen in den wesentlichen Stücken, daß sie weder in Gelübde noch Regeln eingiengen, weder irgend ein Gut noch Einkünfte, auf deren Grund Klöster wuchsen, anzunehmen gewillt waren, worauf Vitoduran im schlimmen Sinn hinweist. Sie suchten ihren Unterhalt im Fleiß der Handarbeit, verwendeten die Geschenke, die ihnen nach und nach zukamen, auf die Unterstützung der Armen und Kranken, öffneten ihre Beginenhäuser als Zufluchtsstätten für verwaisete Töchter, Wittwen und andere unglückliche Frauenspersonen und brachten es namentlich auch dazu, gut eingerichtete Frauenstifte für adelige Wittwen und Waisen gefallener Kreuzfahrer zu halten. Sie widmeten sich mit Lehre und Gebet dem Unwissenden, spendeten Stärkung dem Schwachen, Trost dem Sterbenden und erwiesen sich nach vielen Richtungen hin als

sprechen noch auf Eigenthum verzichten noch sich zu irgend einer bestätigten Regel bekennen, wiewohl sie die Tracht der Beginen tragen. Einige von ihnen haben sich zu unsinnigen Gedanken verführen lassen und streiten und predigen über die höchste Dreieinigkeit und das göttliche Wesen und bringen in Betreff der Lehrartikel und kirchlichen Sacramente die dem seligmachenden Glauben zuwiderlaufenden Ansichten ins Volk. Freilich lassen sich gläubige Frauen durch solche Dinge nicht hindern, in den eigenen Häusern, haben sie Enthaltsamkeit gelobt oder nicht gelobt, ehrbar sich zu verhalten, willig Buße zu üben und im Geiste der Demüthigung dem Herrn zu dienen. O wie klar ist jene Decretale, deren innersten Sinn ich hier eingeschaltet habe! Es tritt daher sichtbarlich heraus, daß die Pfarrer

---

Dienerinnen aufopfernder Barmherzigkeit. Als der Schwesterschaft auch die Brüderschaft gefolgt war, sonderte sich ein eigener Verein ab und stellte sich die ausschließliche Aufgabe, nur Krankenpflege und Todtenbestattung zu besorgen. Von jenen abgeschlossenen Versammlungshäusern oder Cellen erhielten sie dann auch den Namen Cellenbrüder, Cellilae, von ihrem Todtengesang aber, den sie mit leiser Stimme, unverständlichem Wort vortrugen, den Namen Lollharden, aus altdeutsch und niedersächsisch lollen, unser lallen und lullen. — So wohlthätig sie sich ihrer Mitwelt erzeigt hatten, vermochten sie Anschuldigungen und Verfolgungen doch nicht von sich abzuhalten, die sie anfänglich unverdient, später mit Recht trafen. Schon von der ersten Zeit an hatten ihnen vorzüglich die Bettelorden scheele Blicke zugeworfen, eifersüchtig, daß diesen Gesellschaften aus den Händen des Volkes Gaben zuflossen, und ängstlich darob, sie selber würden nun an dem öffentlichen Almosen zu kurz kommen, weshalb es jeder Bettelmönch fast für seine Pflicht ansah, diese Mitesser am Tisch des allgemeinen Gnadenbrodes in ein schiefes Licht zu stellen, und wahrlich auch unser Chronist ist nicht gut auf sie zu sprechen! Nach und nach arteten die Gesellschaften freilich aus und schlugen, wie dies im Lebensgange aller Sekten liegt, in so verkehrte verderbliche Auswüchse um, daß selbst Päpste und Obrigkeiten, die ihnen sonst zum Trotze gegen die selten beliebten Bettelorden gewogen waren, wider sie einschreiten mußten. Sie mengten in der Lehre richtige und falsche Bruchstücke durcheinander, welche wie roh zusammengeworfene Steine mehr zerschlugen als einen Bau und eine Erbauung bringen konnten. Bald verloren sie sich in einen pantheistischen Satz, bald in eine mystische Gefühlsschwärmerei. Gott sei in allem, sagten sie, die Welt selbst sei Gott. Aber auch in ihrem eigenen Geiste könne nichts anderes als Gott selber sein, und weil er es selber sei, so werde jeder Mensch was Christus, ein Kind oder Sohn Gottes. Darum geschehe auch der beste Gottesdienst inwendig und jede äußere Uebung oder Anstalt sei überflüssig, überflüssig sei die Kirche, die Taufe, das Abendmahl. Diese stellten sie mit den Satzungen des alten Judenthums in Eine Classe und führten als „Brüder und Schwestern des freien Geistes" die Sprüche Röm. 8, 2 und 14 als ihre höchste Predigt beständig im Munde. Hierauf gehen die schmerzlichen Klagen Vitodurans. Von den theoretischen Irrungen in der Lehre war nur ein kurzer Schritt zu den praktischen Vergehungen im Leben. Weil der innere Mensch, hieß es, des göttlichen Lebens voll sei, könne der äußere Mensch, auch wenn er etwas Fleischliches oder Sündliches begehe, keine Schuld über sich herbeiziehen; denn was gehe eine körperliche Verrichtung das seelische Leben des Menschen an, oder was für einen Bezug habe ein Flecken an der Außenseite der Schale auf die Kostbarkeit des goldenen Kerns! Andere löschten geradezu den Begriff der Sünde selbst aus und sagten, daß, da Gott in ihnen der Geist sei und ihren Körper wie ein Instrument leite, von ihnen in keiner noch so schlimmen Handlung eine Sünde begangen werden könne, weil sie ja von Gott gewirkt sei, Gott aber nichts Böses erzeugen könne. So kam es, daß sie sich zuletzt in wildem Wahne herumtrieben, allen Gelüsten des Fleisches freie Zügel ließen und in die absurdesten Ausschweifungen verfielen. Nur ein geringer Theil der Beginen vermochte sich im ursprünglichen Geiste zu bewahren und lebte in den Niederlanden, besonders zu Löwen in Brabant, bis auf die neuere Zeit, in Deutschland bis zur Reformation namentlich zu Lübeck, Görlitz, Leipzig, wo man sie unter dem Namen „Seelenweiber" kannte, weil sie für das Heil der Seelen beteten oder sonst zu sorgen sich bemühten. — Die Geschichte der Beginen und Begharden ist ein höchst bedeutsamer Beitrag zur Charakteristik der Sekten, wie wir ihn kaum irgendwo anders treffen könnten. Sie zeigt uns ein still angesetztes Feuer, das anfänglich in der reinen Flamme der Andachtsgluth und Bruderliebe aufsteigt, aber nach und nach als gefährlichen Brandstoff Hochmuth, Selbstvergötterung, Irrsinn herbeizieht, um sich daran zu schüren und zu einer verwüstenden Gewalt zu werden, bis alle bessern Elemente, von denen die Herzen noch zu einer vernünftigen Gottesverehrung hingetragen waren, niedergesunken und nur die unbestimmt schwärmenden Irrwische zurückgeblieben sind, die dann endlich in Fanatismus und unsittlichen Ausschreitungen als gemeinschädliche Lohe aufschlagen, alles unter der immer hochgehaltenen Aegide gläubiger Beeiferung und geistiger Wiedergeburt. Möchten sich auch die Sekten unserer Tage in diesem Spiegel beschauen!

gegen die Schwestern, wie ich weitläufig besprochen, aus bloßem Hasse gewüthet haben und suchten, einen Funken ja eine Leuchte der Religion und rechtgläubigen Lehre auszulöschen! Da sie diese Leuchte aber nun durchaus nicht überdecken und verdunkeln konnten, wie sie gedachten, sondern was wenigstens die Schwestern der dritten Regel anlangt, diese um so mehr wuchsen, je mehr sie bedrückt wurden, so ist hierin offenbar das Wort Davids in Erfüllung gegangen, der in den Psalmen sagt: „Warum tobten die Heiden und sannen die Völker vergebliche Dinge aus gegen den Herrn und gegen seinen Gesalbten" [1]), und wiederum: „Sie haben Anschläge erdacht, die sie nicht ausführen konnten." [2])

Ueber diese Sache will ich eine lustige Geschichte aus der damaligen Zeit meiner Erzählung beisetzen. Ein Pfarrer, der an der Kirche der Stadt Dießenhofen im Dienst und mir bekannt ist, war damals von einem übermäßigen Hasse gegen die vorbenannten Schwestern gestachelt, freute sich deshalb sehr über ihre Auflösung, und als sie ihn fragten, ob es wahrscheinlich oder glaubwürdig sei, daß sie, wie Einige hofften, von ihrem Falle und von dem schweren Sturz in ihre Verspottung und Verachtung auf die ehrenvolle Höhe des frühern Zustandes sich wieder erheben würden, antwortete er sehr leichtfertig und ärgerlich: „Wenn sie inskünftig je auf der Erde wieder erscheinen, so will ich mich selbst euch in Gold ausliefern."

Als sie dann jene Bedrängniß bald überstanden hatten und von dem Erlaß des Papstes und dessen Veröffentlichung allerwärts in ihren frühern Zustand zurückgekehrt waren, setzten die Nonnen, welche bei der genannten Stadt wohnten und ihrer zahlreichen neu errichteten Gebäude halber in viele Schulden gerathen waren, wobei sie wußten, daß er in jene Worte ausgebrochen, durch einen Boten scherzweise in ihn, er möchte zur Erleichterung ihrer Hülflosigkeit und der Tilgung ihrer Schulden zu gut so gefällig sein, ihnen wenigstens eines seiner goldenen Glieder zu schenken, weil die Schwestern vom dritten Orden ruhmreich zurückgekehrt seien und in ihrer Tracht wie früher erschienen und er nun, deshalb ganz golden geworden, allen Armen gespendet werden müsse.

Auf diese Rede gerieth er ganz in Verwirrung, wußte nicht was sagen und schickte, darüber von außerordentlicher Gedankenlosigkeit, Scham und Traurigkeit niedergeschlagen, dumme, tolle und ganz unfläthige Worte zurück. Er lebt heute noch und wenn ihm jemand die Lüge vorwirft, wird er roth, steht aber vom Hasse nicht ab.

Um diese Zeit kamen wegen einer Theurung, die in mehreren Welttheilen überhand genommen hatte, aus allzu großem Hunger in einer Stadt des Elsaß, Namens Colmar, so viele Menschen um, daß in zwei außer den Mauern dazu gemachten Gruben 2000 und 1700, und in andern drei 8000 und wieder 1900 Menschen begraben wurden, die größtentheils, wie man sagt, aus Westreich [3]) und

---

[1]) Psalm 2, 1.

[2]) Psalm 21, 12.

[3]) Westfranken, das alte Franzien, Isle de France.

Lothringen waren. Denn dort hatte der Hunger noch grausamer gewüthet, und damit ihm die dort wohnenden Menschen entflöhen, strömten sie schaarenweise zu der genannten Stadt, die damals an ihres Landes Früchten größern Ueberfluß hatte.

Zur Zeit jener Hungersnoth geschah es, daß Menschen aus den angegebenen Ländern flohen und ins Land Ungarn, damals fruchtbar und üppig, das die Dürre anderer Länder gar nicht kannte, hineilten. Als sie sich aber in großer Menge auf ein Schiff des Flusses Donau gesetzt hatten, um ins Land Ungarn zu fahren, so warf der Schiffer, der ihre Absicht und Reise merkte und zudem gewahrte, daß sie von gewaltigem Hunger abgemagert, abgezehrt und beinahe aufgerieben seien, das Schiff um und stürzte alle sofort in die Tiefe der Donau versenkend hinunter mit den Worten: „Es ist besser, daß sie in diesem Fluß zu Grunde gehen als daß sie das ganze Land Ungarn abweiden und auffressen." Als diese unmenschliche, ja von teuflischer Grille angerathene That durch den Bericht sehr Vieler zu unsern Landbewohnern gelangt war, erhoben sie noch rühmlich den Schiffer.

Oct. Im Jahre 1314 zur Zeit des Papstes Johann wurden Friedrich, Herzog von Oestreich, Sohn des Königs Albrecht, und Ludwig, Herzog von Baiern, zu Frankfurt im Streit gewählt; der zweite aber wurde von dem mainzer Erzbischof Peter, der ihn gewählt hatte, zu Aachen gekrönt. [1]) Mehrere

---

[1]) Beide Bewerber, Friedrich der Schöne und Ludwig der Baier, waren Enkel Rudolfs von Habsburg, letzterer nämlich durch seine Mutter Mathilde. Der Wahlkampf trat daher mit so großer Spannung ein und erschien desto merkwürdiger, als auch der Pfalzgraf Rudolf, der eigene Bruder Ludwigs, in der Fronte der Gegenpartei stand und für Friedrich stimmte, was sich vielleicht aus der von Vitoduran gemeldeten Verabkommniß der beiden Brüder mit dem östreichischen Herzog erklären läßt. Freilich giebt die Geschichte an, daß Rudolf schon früher in der zwischen Ludwig und Friedrich streitigen Vormundschaft über Niederbaiern insgeheim mit Oestreich gehalten habe und vollends den bittern Feind gegen den Bruder spielte, als dieser in dem darüber veranlaßten Treffen bei Gammelsdorf in Baiern 1313 den Sieg seiner Waffen und Interessen davon trug. Zu Frankfurt auf dem linken Ufer des Mains hatten sich Friedrichs Wähler mit ihm gesammelt. Ludwig und seine Gönner standen auf dem Wahlfeld in Frankfurts Vorstadt. Rasch hatte der Baier dem Oestreicher die Vortheile vorweg genommen. Er hatte erstlich eine größere Anzahl Stimmen auf sich vereinigt, hatte hierauf, sobald er gewählt war, von Seiten Frankfurts offene Thore und einen feierlichen Empfang als deutscher König gefunden und war ohne Verzug nach Aachen geeilt, um in der altberühmten Stadt als auf der rechten Weihestätte durch die Hand des ihm zugethanen Freundes, des Erzbischofs Peter Aichspalter von Mainz, die Krönung zu erhalten, während Friedrich diese Einsegnung von dem kölner Erzbischof in dem viel unbedeutendern Bonn annehmen mußte. So wurde, sagt darüber Albrecht von Straßburg, der eine — Ludwig — nicht von der rechten Person und der andere — Friedrich — nicht an dem rechten Orte gekrönt. Es konnte, da nun die Parteien in solcher Kluft auseinander standen, nicht fehlen, daß sich ein dem Lande nach umfassender, der Zeit nach hartnäckiger Kampf entspann, und Vitodurans Schilderung leidet keineswegs an Uebertreibung, indem Deutschland bis zu Ludwigs Tode oder 33 Jahre hindurch der Schauplatz beständigen Streites war; sie ist aber auch darin richtig, daß es lange nicht zu eigentlichem Krieg oder entscheidender Schlacht kam. Der Kaiser und Leopold, der an der Stelle seines Bruders Friedrich im Vordergrund handelte und die Seele der östreichischen Partei war, tummelten sich, als wären es lauter Turniere, so zu sagen nur von Stadt zu Stadt herum. Man zerstampfte den Bauern die Saaten, verbrannte ihnen Scheunen und Hütten, hielt dazwischen in den Lagern Feste und Hochzeiten und verschaffte der Welt nicht sowohl die Gutthat eines schnell abmachenden Krieges, als vielmehr den kostspieligen Anblick eines lange plagenden Schauspiels, in welchem die Rollen fast jeden Tag nach Belieben gewechselt wurden, so daß Ludwig und Leopold das eine Mal als belustigte Freunde mit einander, das andere Mal als erbitterte Feinde gegen einander vor dem Volke standen. Aber gerade dadurch fand sich etwas ein, das die Fürsten nicht gesucht hatten, nämlich das selbstständige Wachsthum der bürgerlichen Macht und mit demselben die Erhebung des Städtewesens. Die Städte hatten sich von vornherein auf die Seite Ludwigs gestellt und in ihm den Beschützer ihrer Rechte begrüßt, wenn unerlaubtes Gelüst des Clerus, Hab-

streuen aus, daß Ludwig sammt seinem Bruder vor der Wahl mit einem Eide Friedrichen versprach, er wolle ihm bei der Wahl auf keinerlei Weise in den Weg treten, und daß von ihm beide dafür viel Geld empfiengen. Diesen Vertrag hielt der Bruder Ludwigs standhaft, Ludwig aber achtete Eid und Vertrag nicht im mindesten, und wird deshalb von vielen behauptet, er sei ein Meineidiger. Andere, die für ihn eifern, sagen, er habe darum nicht gefehlt, weil die Rechtsgelehrten ihm erklärt hätten, daß der von ihm geleistete Eid ihn nicht gegen sich selbst verbindlich gemacht habe. Wenn nun ein anderer von ihm gewählt worden wäre, so hätte der von ihm abgegebene Eid mit Recht gehalten werden müssen; sobald aber die Wahl auf seine eigene Person fiel, war es anders.

Da sie aber in Zwietracht gewählt worden waren, verfolgten sie einander viele Jahre, nämlich zehn, und wegen des daraus entstandenen Krieges im Reiche Deutschlands sind viele verarmt, vertrieben, beraubt, gefangen, verbrannt und getödtet worden, weil sich beide einander widersetzten. Oft haben sie sich beiderseits zum Kampfe versammelt, daß beide ungefähr 1300 geharnischte Reisige und darüber und etwa 20,000 Mann Fußvolk hatten. Dennoch lieferten sie keine Schlacht, weil bald dieser, bald jener, von Furcht übernommen, die Flucht ergriff, um das Leben zu retten. Dreimal, wie ich glaube, trafen sie bei Speier zusammen, zweimal vor Eßlingen, wo mehrere umgekommen und im Nekar gefangen genommen worden seien, zweimal vor Augsburg, einmal in Baiern. Friedrich stellte sich aber vorzüglich durch seinen Bruder, den Herzog Leopold, der ganz beherzt und muthvoll und der Ruhe ungeduldig war, dem Herzog Ludwig entgegen und schlug ihn, der die ganze Macht und Menge seines Heeres mit sich vereint hatte, von vielen Orten wie von Speier, Kehl, Straßburg gewaltig in die Flucht.

Zu ihrer Zeit im Jahre 1315 wohnte ein Bauernvolk in den Thälern, welche Schwiz (Schweiz) hießen, von den fast himmelhohen Bergen überall umschlossen, voll Vertrauen auf den ganz sichern Schutz und Wehr seiner Berge, und entzog sich dem Gehorsam und den Steuern und den gewohnten Dienstleistungen, die es dem Herzog Leopold schuldig war, und rüstete sich zum Widerstande gegen ihn.[1])

---

sucht der Raubritter, Uebermuth des Adels sie zu gefährden pflegten, hatten sich dagegen von Friedrich abgewandt und den Widerwillen gegen ein Herrscherhaus wie Oestreich genug zu erkennen gegeben, wo man eines vererbten Adels wegen von der Wiege an das Vorrecht zu besitzen meinte, Menschen und Völker in den blinden Dienst gesetzloser Launen zwingen zu dürfen. Wenn es nun in einem solchen Fehdenspiel oder Belagerungsmarsch an eine Stadt gieng, so stellte sich die Bürgerschaft zur Wehre, wurde ihrer eigenen Stärke bewußt, verdoppelte gar oft, durch glücklichen Erfolg der ersten Waffenversuche ermuthigt, die Kräfte wie die Opfer und so durchliefen wie die Fürsten den nutzlosen Kampfplatz gleichsam auch die Städte in der nämlichen Zeit die viel segensreichere Freiheitsbahn und standen als frisch aufgewachsene Macht bald dem Adel ebenbürtig gegenüber.

[1]) Unter allen denen, welche der Nachwelt über die Schlacht bei Morgarten ein Gedenkblatt hinterlassen haben, hat Vitoduran bis anhin die erste Stelle behauptet und den allgemein geachteten Rang eingenommen und wir denken, er werde auch künftig hierin mit solcher Bedeutung verbleiben. Die kritische Schule räumt ihm dieses Verdienst unbestritten ein und Kopp sagt in seinen Geschichtsblättern, die Darstellung Vitodurans habe auch des Forschers strenge Kritik nicht zu scheuen. Es ist einerseits kein Berichterstatter über die erste große Waffenthat des jungen Bundes älter als Vitoduran der Zeitgenosse, andererseits schreiben die übrigen nicht nur spätern Datums, sondern schreiben den Vitoduran in manchen Partien förmlich

Das wollte der Herzog Leopold nicht übergehen und sammelte in gewaltigem Zorn um das Fest des hl. Martin aus den ihm unterworfenen und andern in der Nähe gelegenen, ihm Hülfe leistenden Städten ein Heer, wie man sagt, 20,000 Mann zum Kriege fertig, um jene gegen ihn aufrührerisch gewordenen Bergleute zu bekriegen und zu berauben und zu unterjochen. In diesem Heer hatte der Herzog Leopold die stärkste und ausgewählteste und zum Kampfe erfahrenste und unerschrockenste Ritterschaft.

Die Männer dieses Heeres kamen daher einmüthig wie Ein Mann zusammen, um jene Bauern, die mit Bergen als Mauern umgeben waren, zu bändigen und zu demüthigen, und sie meinten ihres Sieges und der Einnahme jenes Landes und dessen Beraubung und Ausbeutung schon ganz sicher zu sein und führten Stricke und Seile mit sich, um daran die Beute in Schafen und Vieh wegzuführen. Als jene dies hörten und in große Furcht geriethen, befestigten sie die unsicherern Orte des Landes

---

ab. Wir erachten als einen solchen den elsässischen Chronisten Matthias Neoburgensis um die Jahre 1340—50, dessen Chronik der andere elsässische Chronist Albertus Argentinensis um 1370 fortgesetzt und etwa überarbeitet hat. Der Bericht des Matthias über Morgarten ist kurz, und da er uns in der eben jetzt durch Herrn G. von Wyß neubesorgten Ausgabe auf einem besonders herausgehobenen Bogen gefällig mitgetheilt wird und unsern eigenen Raum nicht stark in Anspruch nimmt, so lassen wir denselben unserer Chronik gegenüber hier folgen: Obsedit autem Lupoldus dux Solodurum et ad recognoscendum fratrem pro rege coegit. Ascenditque cum grandi exercitu versus Swiciam volens fratri valles illas quae sunt de jure imperii subjugare. Et cum Otto de Strassberg cum uno exercitu ex parte ducis ingrederetur per vallem Unterwalden artans eam partem ac declinare volens ad ducem, et adscendente ducis exercitu magno ex alia parte montium, ecce descendit populus Swiciae cum . . . . impetu per clivum montis cum jesis (Vitodurans gesis!) et sine misericordia interfectis melioribus nobilibus, qui praecesserant, ducem cum exercitu suo lamentantem fugavit. Quod Otto de Strassberg intelligens per clivos montis, quem descenderat, pedes festinanter ascendit; ex quo lesus intrinsecus postea breviter est sepultus. Perierunt autem ibidem . . . sicque valles ille postea stant invicte. Dies ist über die Schlacht am Morgarten der ganze Bericht in der Chronica des Matthias Nüwenburgensis, des außer und neben Vitoduran ältesten Chronisten und Zeitgenossen! Aus dem 15. Jahrhundert erzählt als der erste und vorzüglichste der berner Stadtschreiber Justinger um 1420, hat den Vitoduran unter der Hand, daneben noch etwa andere ältere Aufzeichnungen und benutzt als dritte Quelle die Tradition. Er giebt übrigens keine weitern Namen an als denjenigen Herzog Leopolds, seines Hofnarren Cuono von Stocken und der „Edlen von Hünenberg". Gegen Ende des Jahrhunderts zeichnet Ruß auf, bringt aber wie andere, selbst viel spätere noch im 16. Jahrhundert, nicht viel mehr als den justingerischen Text. So ist Etterlin um 1507 geradezu der Copist Justingers. Hingegen ist in seiner Weise eigenthümlicher und selbstständiger wenn auch nicht ausführlicher Peter Villinger von Roth, Kirchherr zu Art, um 1565 Pilger zum hl. Grab, in seinem 1571 zusammengetragenen kurzen „Begriff" eidgenössischer Geschichten. Er setzt die Vertreibung der Vögte „ungfahrlich" ins Jahr 1314, und erzählt über Morgarten: „Die Eidgenossen huben an Lezinen und veste Muren um das Land Schwiz zu machen, zu Art, zu Oberdorf und bi der Alten Mait am Thurn; denn die zu Hauptsee ward erst nach Morgarten gemacht, welches uß 2 Briefen kund ist." Die Briefe sind von 1322. „Art", sagt er weiter, „Oberdorf und Goldau gehörten damals noch nicht zum Lande Schwiz; doch als die Hauptleute die Letzinen machten und ihre Herren vertrieben, thaten sich die von Art zu denen von Schwiz und vertrieben ihren Vogt, welcher ein Edelman von Hünenberg ist gsin. Nun wollten die Oestreicher bei Hauptsee einfallen, wo noch keine Mauer war, stellten sich aber als gälte es Art. Aber der von Hünenberg war noch sinen Artern so günstig und schrieb uff einen Pfil die Warnung: „Ir dörfent hie nit lang warten, werent am Morengarten." — Bis hieher also Villinger von Roth. Dann folgt Tschudi, den die kritische Schule bekanntlich der größten Willkür in der Ausmalung der einzelnen Thatsachen und Scenen beschuldigt. Wir werden aus ihm später eine etwas weitere Ueberschau entnehmen. Dies nun sind sämmtlich die wesentlichen Geschichtszeugnisse, in denen die Schweiz ihr Morgarten und was damit zusammenhängt beschaut, und wir dürfen wohl sagen, Vitoduran führt unter denselben das Banner. Ueber das Ganze verweisen wir auf Kopp, Geschichte der eidgen. Bünde, Bd. IV. S. 139—150, wo aus sämmtlichen Quellen beflissen das zusammengetragen ist, was sich in Schrift als thatsächlich Wahres finden läßt.

und wo zu ihnen ein Zugang werden konnte, mit Mauern und Wällen und auf andere nur immer mögliche Weisen, und empfahlen sich in Gebeten, Fasten, Processionen, Kirchenbitten Gott, und besetzten alle Berggipfel, und es wurde den Einzelnen, bei denen ein Durchpaß stattfinden konnte, in Auftrag gegeben, die Steige der Berge, durch die ein Weg in ihr Land führen konnte, inne und da Wache zu halten, wo sie gesehen hatten, der Gang zwischen den Bergen sei enge. [1]

---

[1] Als derjenige, der den Schwizern mit diesen heilsamen Rathschlägen und überhaupt zweckdienlichen Vorsichtsmaßregeln an die Hand gegangen, wird von Tschudi, freilich nur in einer wie es scheint eingeschobenen Klammernotiz, und von Johannes von Müller Rudolf Reding genannt, von dem Weiler, sagt Müller, Biberick geheißen, ein alter Mann, an Leibeskräften so schwach, daß ihn die Füße nicht mehr trugen, aber so kriegserfahren und klug, daß das Volk ihn begierig anhörte und ihm folgte. Dann läßt ihn Müller die ganze Rede an die Schwizer vortragen und darin die verschiedenen Stellen des Kampfplatzes vor den Augen der Zuhörer darlegen, um daran die nöthigen Mahnungen zu knüpfen. Unser diesjähriges Neujahrsbild zeigt uns eben den Greis Reding, wie er in der ernsten Lage den bedrängten Mitbürgern Muth einspricht und Anweisung ertheilt, der Heimat Wege und Stiege nächst Gottes Schutz mit aller menschlich möglichen Vorsicht und Umsicht gegen des Feindes Andranz zu sichern und so ihren und ihrer Kinder trauten Herd für Freiheit und Frieden zu wahren. — Die kritische Schule, was wir beizusetzen nicht unterlassen können, spricht zwar auch hierüber wieder ein vernichtendes Urtheil und unter ihrer durchsuchenden Hand verschwindet dieser Reding aus dem Rahmen der Zeit und Existenz vollständig, indem das 14. und 15. Jahrhundert nicht einmal einen Rudolf Reding, geschweige einen Reding von Bibereck gekannt habe. Kopp in dem oben erwähnten Buch S. 141 Anmerkung 4 nennt „die Rede, die Johannes v. Müller aus dem Munde des alten Rudolf Reding von Biberecf spricht" eine „nichtssagende Rede", und fährt dann wörtlich so fort: „Urkundlich von dem 12. Herbstmonat 1309 an kommt nur Werner Reding vor, und die Benennung nach Biberegg kam erst später auf; ein Rudolf (Ruof) Reding, Landmann zu Schwiz, erscheint am 22. Brachmonat 1378, 2. März 1381, und 2. Wintermonat 1391. Aber weder er noch sonst einer des Namens Reding ist Landammann zu Schwiz vom Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts das ganze vierzehnte hindurch. Die Angabe bei Tschudi ist nicht einmal von diesem selbst, sondern aliena manu inserta, wie es am Rande heißt; ein Reding oder ein Freund des Hauses um den spätern Glanz dieses Namens in die Zeit Cunrads ab Iberg und der Staufacher hinaufzurücken, hat die betreffende Stelle der Chronik angeflickt. Aus den Worten bei Tschudi: Rudolf Reding zu Biberecf erwarb großes Lob wegen siner dapfern Anmanung, guter Vorsorg und Ordnung, so er uff disen Ueberfall hielte und an der Schlacht am Morgarten erwisen hat — baute dann Müller sein Redekunststück auf. So schreibt man wahre Geschichte!" In solchem Sinne Kopp. Ob hier die Umtauschung eines Namens angewendet worden, ob hier eine große Familie die Inschrift ihres Ruhmes eingeschaltet habe, lassen wir dahingestellt und nehmen es auch nicht für einen entscheidenden Umstand. Daß die Sache geschehen, die Mahnung an das Volk gehalten worden, wird Niemand in Frage stellen wollen, und wir denken Vitodurans eigenen Worten zu leid am wenigsten diejenige Schule, welche Morgarten gerade in unserer Chronik so gerne liest und so zuverlässig nennt. Sind wir aber gewiß, daß die Ansprache voll Eifers und Klugheit an das Volk ergangen und vergegenwärtigen wir uns dabei, in welcher Lage dasselbe schwebte und von welcher Beängstigung, was Vitoduran wahrlich zur Genüge darthut, so viele Gemüther gelähmt waren, so werden wir gar irre nicht gehen, indem wir glauben, der Sprecher sei ein vorzüglicher Mann gewesen, der aus einem unerschrockenen Herzen ein gewaltiges Wort reden mußte, bis er den zweifelnden zagenden Sinn ermannt und zu dem in der Chronik hervorgehobenen freudigen Gehorsam angefeuert hatte. Mag es nun sein, daß Johannes von Müller keine autographische Unterlage hatte, von der er die Rede Redings Wort für Wort in seine Geschichte herübernehmen konnte, es kommt darauf so viel nicht an und weit mehr wird daran liegen, daß das Bild, das ideal hinzugezeichnet wird, nichts an sich trage, was nicht als ein ganz natürlich sich ergebendes Moment in den realen Zusammenhang der Dinge paßt, daß also, heißt uns dies, Müller seinen Reding nichts sagen läßt, das ein Redner zum Volk von seinem und dessen Standpunkt aus Angesichts des Feindes, im Hinblick auf die Beschaffenheit des Landes, in Beziehung auf die innere Stimmung und die äußern Zustände nicht damals und heute und zu jeder Zeit sagen könnte und sagen müßte. Möge da, wo die Geschichte ihren Griffel fallen läßt, ihn immer nur eine richtig schaffende Phantasie aufheben und in die lückenhaften Zeilen ihre natürlich fortlaufenden Punkte setzen, dann geschieht es der Geschichte gewiß nicht zum Schaden und verleiht ihr in dem tiefsinnigen Drama ihrer tausendfachen Figuren oft eine Gewalt und Größe, mit der sie den Leser bis in die innerste Seele durchdringt und ihn durch Belehrung, Beleuchtung, Begeisterung in eine den vorschwebenden Beispielen nacheifernde Gestalt umwandelt! Wer die von jeher bewunderten Reden gelesen, die uns ein Thukydides, ein Livius, und nennen wir auch noch Müller's Vorbild,

Und sie thaten, wie ihnen festgesetzt worden war, und es schrie das ganze Volk in großer Inbrunst zum Herrn und sie demüthigten ihre Seelen in Fasten, die Männer und ihre Weiber, und riefen einmüthig zu Gott, daß doch nicht ihr Vieh zur Beute und ihre Frauen zur Vertheilung und ihre Wohnsitze zur Ausrottung und ihre Ehre und ihre Tugend zur Befleckung hingegeben werden möchten. Daher baten sie den Herrn von ganzem Herzen, daß er sie als sein Volk in Ansehung nehme, und sprachen: „Herr, Gott Himmels und der Erde, siehe an ihren Hochmuth und blicke auf unsere Demuth und zeige, daß du die nicht verlässest, welche auf dich vertrauen, und diejenigen beugest, die auf sich und ihre Kraft bauen und prahlen!"

Das sagten sie aber in aufrichtiger Buße, und über ihre Widerspenstigkeit baten sie aus allen Kräften um Gnade und Frieden durch einen Herrn, den Grafen von Toggenburg, einen Mann in des Geistes und Körpers Vortrefflichkeit ausgezeichnet, der als Vermittler der beiden Theile da war und sich Mühe gab, zwischen ihnen Frieden zu stiften und den ganzen Streit auszugleichen. Obgleich derselbe, um den Vortheil jeder Partei zu betreiben, sehr redlich gearbeitet hatte, richtete er bei dem Herzog Leopold doch nichts aus, weil dieser, gegen die Schwizer zu sehr erbost und in unmäßiger Wuth erhitzt, ihren ihm durch den Grafen von Toggenburg überreichten demüthigen Vertrag nicht annehmen wollte, sondern sie nur zu zermalmen und mit ihrer Habe zu zerstreuen die Lust fühlte.

Als die Schwizer es hörten, wurden sie von Furcht und Schrecken erschüttert. Es ergriffen also die Schwizer ihre kriegerischen Waffen und setzten sich an die Orte, welche engen Pfades waren und die den Fußsteig zwischen gebirgigen Stellen hinleiten, und lagen daselbst Tag und Nacht auf Wache [1]).

Tacitus, hinterlassen, wird sich kaum über der Frage aufhalten, ob diese Reden wirklich in so pünktlicher Fassung vorgekommen, ob in ihnen Wort auf Wort, Sylbe auf Sylbe so und nicht anders aus dem Munde der Sprechenden heraus gefolgt seien, und doch finden wir sie immer wieder in ihrem Geiste so wahr, in ihrem Ausdruck der jedesmaligen Stunde und Sache so angemessen, und bewundern sie in ihrem unvergleichlichen Gepräge und Gehalt stets von neuem und würden doch nicht aufhören sie zu lesen, wenn uns auch jemand mit den Beweissätzen der schärfsten Kritik darthäte, daß sie durchaus nicht so und daß sie überhaupt gar nicht gehalten worden seien. Weilen wir also immerhin mit einem frohen Auge an dem Bilde des Mannes, der, welchen Namen er auch geführt habe, mit seines Wortes zückendem Schlag die Herzen der Schwizer so mächtig traf, seine schöne Aufgabe als Bürger und Vaterlandsfreund herrlich löste und den Hallbarden Morgartens das Schwert thatkräftiger Begeisterung und starkmachender Brüderschaft voranschwang!

[1]) Das erinnert ganz an die Letzi zu Näfels, an jene merkwürdige Mauer am Eingang ins Glarnerland, die sich von den Höhen Beglingens her durch das Thal bis zu dem Rautiberg hinüberzog. Sie ist in Bruchstücken an einzelnen Stellen noch vorhanden, stammt übrigens, wie in einer genauern Untersuchung erkannt worden, noch aus der Römerzeit und wurde von den Glarnern in jener Noth nur ausgebessert und erneuert, um daran desto sicherer den Wachtdienst üben und dem Feinde den Weg versperren zu können. Es sind ebenfalls hier bei Vitoduran, wie auch Kopp a. a. O. S. 140 Anmerkung 1 sagt, solche Letzinen gemeint. — Was nun die Angabe betrifft, „es ergriffen die Schwizer die Waffen", so steht außer Zweifel, daß Vitoduran mit diesem Namen die ersten Eidgenossen insgesammt bezeichnet wissen will und wir darunter ja nicht etwa bloß die Schwyzer, die Bürger des Kts. Schwyz zu verstehen haben. Er führt darum nirgends im ganzen Bericht über Morgarten die Theile der schwizerischen Kampfschaar an, nirgends, daß und wie viele Urner, Unterwaldner, Schwyzer in Streit gegangen, weil er sie eben nicht nach den einzelnen Ländern aus einander hält, sondern alle als verbundenes Volk Einer Genossenschaft zusammenfaßt. In älterer Zeit hießen die Länder Uri, Schwyz, Unterwalden kurzweg Schwizer, und der Name Waldstätten kam erst in Gang von der Zeit des Kaisers Friedrich II. an, als die Urner den Rang eines Reichslandes gewannen und Friedrichs Brief den Schwyzern, Uri's Nachbarn, dasselbe Theil angelegentlich gesuchter Freiheit gewährte,

Am Tage des hl. Othmar nun suchte der Herzog Leopold mit seinen Kriegern zwischen einem Berge und einem See, Egerisee genannt, in das Land einzudringen, wurde aber wegen des Berges Abschüssigkeit und Höhe daran verhindert. Bereits alle adeligen Ritter nämlich stellten sich, von Lust

---

deshalb, weil die schönen Männer von Schwyz, die stattlichen tapfern Krieger im Kampfe der Guelfen und Ghibellinen dem Kaiser nach Italien gefolgt waren und sich in seinem Dienste so tüchtig gehalten hatten, daß sie der Kaiser von nun an unter besondere Gunst, die weitangesehene Stadt Zürich aber in außerordentliche Beachtung nahm. So rückten sie in das Recht und den Rang jener aufblühenden Städte nach, die in selbstständiger Ermannung und Erhebung ein freies Gemeinwesen entfalteten. Von daher fällt das richtige Licht auf den Namen Waldstätten. Denn als „Stätten des Waldes" hat das Wort, das uns Flecken und Dörfer bezeichnet, keinen Sinn. Von einer eigentlichen „Stadt" aber, von einem mit Mauern und Thoren umzogenen Ort, ist zu selbiger Zeit in diesen Thälern nicht zu reden. Der Name Waldstätten ist somit nichts anderes als eine parallele Bezeichnung für den Erwerb der städtischen Freiheiten, deren die Orte in den Thälern der Urschweiz ebenso theilhaft werden sollten als die andern Reichsstätte. Waren sie doch früher schon als Reichsdorf erklärt worden, und Uri, das gemeiniglich Altorf oder vielmehr die „Gemarkung Altorf" hieß, im Jahr 853 ein fränkischer Königshof, steht vollends dem Alter nach vor allen andern als der erste Reichsgenosse voran. Denn zu Altorf als einer Gemeinde urkundsfähiger Kirchgenossen leben bereits im zehnten Jahrhundert freie Leute und zwar mit alemannischen (!) Namen, die den 22. Wintermonat 955 mit dem zürcherischen Reichsvogt einen Vertrag über Zehnten abschließen. Dennoch ist Uri damals noch nicht als völliger Freistaat zu denken, aber auch nicht, wie man schon meinte, unter Burgund zu stellen, mochte sich Berchthold V., der „Rector" von Burgund, auch nebenbei Kastvogt von Zürich, an das Uri geschlossen war, genannt haben. Das war eine Würde im Wort und Uri hatte mit Burgund gewiß nie, weder unter Berchtold noch einem andern, etwas zu thun. Solche Kastvogteien eignete sich eben Berchthold, der letzte Zähringer, über Stifte und Bisthümer gerne zu, was indeß, beiläufig bemerkt, den Prälaten derselben nichts minder als angenehm war, weil diese, aus den Adelshäusern des Landes stammend, die Herren in höchster Befugniß lieber selber waren und das Gewicht eines Oberherrn beschwerend auf sich fühlten. Hingegen war die Sache den Bürgern der Städte ganz erwünscht, ihnen, die sich mit ihren Rechtsklagen unter die Kastvogtei flüchteten, sobald der auf seine Geburt und Gewalt stolze Adel zu rücksichtslos mit dem niedrigen Bürgerstande verfuhr. Daher machte sich Berchthold, der 1191 auch Bern als eine freie Stadt auf Reichsboden zum Aerger der „Edeln" stiftete, bei den Bürgerklassen sehr beliebt und seinem Namen zu Ehren begiengen sie einen frohen Gedenktag, woher ja der „Berchtholdstag" einzelnen Städten noch heute seine lustigen Stunden bringt. — Die Häuser des fränkischen Königshofes Uri wurden dann mit ihren Bewohnern an die Abtei St. Felix und Regula zu Zürich hörig, jedoch nicht in den geschraubten Banden knechtischer Abhängigkeit, nicht pfandbar für die Herrschaft, nicht Eigenthums los, welche eigenthums- und erblosen Gotteshausleute bei uns kaum je vorhanden waren, sondern als freie Zinsleute, nach Hofrecht dingfähig, d. h. sie waren befugt, vor dem Gerichte, das die Amtleute der Abtei, die 4 Meier zweimal des Jahres hielten, selbstständig, aus eigenem Ermessen und in unbedrückter Stellung zu urtheilen. Eben aus diesem Rechtsgenuß sind nach und nach unsere Landsgemeinden erwachsen. Es war für Uri ein großes, seine bessere Zukunft sehr bestimmendes Glück, die Hörigkeit an St. Felix und Regula zu erhalten, und sinnig ist die Sage, wie das Stift zu Stande und Uri unter seine Schutzflügel kam. Von Baldern, der Burg, geleitete ein Hirsch die beiden Töchter des Kaisers Ludwig des Deutschen, als sie eines Morgens ausgiengen. Er trug auf den Hörnern brennende Kerzen und schritt ihnen voran, bis sie an den Ausfluß des Zürichsees gelangten, auf jene Stelle, wo des christlichen Glaubens Märtyrerpaar Felix und Regula das Leben gelassen und dann zu Ehren eine Kapelle erhalten hatte, da wo jetzt die Wasserkirche steht. Zum Andenken dessen schenkte der Kaiser seiner Tochter Hildegarde den königlichen Hof, der ihm zu eigen war in dem „Flecken Zürich", dazu noch viele andere Güter, worunter auch das „Ländchen Uri", jenen fränkischen Königshof, der bei der bekannten Gebietstheilung unter Karls des Großen Söhnen in die Hand Ludwigs gekommen sein mochte. Und daselbst, war die schöne Bestimmung, „wo der h. Felix und die h. Regula, die Blutzeugen Christi, dem Leibe nach ruhen", soll ein Kloster geistlicher Frauen errichtet und soll dieses Kloster von Hildegarden geleitet werden. Sie wurde nun die erste Aebtissin zu dem so hochwichtigen Frauenmünsterstift und nach ihrem frühen Tode wurde es die Schwester Bertha, unter welcher dann die prächtige, vom Zeitalter bewunderte Kirche zum Frauenmünster aufgeführt wurde. Glückliche Hirsche für Uri, die auf ihrem leuchtenden Geweih dem stillen Bergländchen eine Aebtissin brachten! Die Aebtissin war gütig, gelinde verfuhr sie mit ihrem Schutzkinde Uri, an ihrem milden Krumstab hiengen keine schweren Lasten, die sie auf der Thalleute Schultern bedrückend schob! Uri konnte erstarken, sammelte ungebrochene Kräfte und setzte sich so in den Stand, zu seiner eigenen Erhebung bedeutende Opfer zu bringen. In solchem Bewußtsein stieg wie in der frischen Bergluft des Völkleins Sinn und Muth, die Urkunden damaliger Zeiten lassen ihm den Namen wackerer biederer Gotteshausleute, und das kleine Uri gerieth in Wetteifer mit

und Hoffnung auf die zu erhaschenden Dinge entbrannt, in der vordersten Reihe kühn vordrängend auf und erlangten deshalb nicht die Fähigkeit oder Möglichkeit, den Berg hinaufzureiten; die Mannschaft zu Fuß konnte ja kaum ihre Tritte dort eindrücken oder stellen.

Weil nun die Schwizer vorauswußten, vermittelst Aufschluß durch den gemeldeten Grafen, daß sie auf jener Seite angegriffen würden, und weil sie Behinderung und Hemmung der Feinde wegen der Schwierigkeit des Einganges in ihr Land kannten, rennen sie ermuthigt und sehr beherzt aus ihren Verstecken gegen sie hinunter und fallen sie wie Fische im Zuggarn eingeschlossen an und machen sie ohne allen Widerstand nieder. Sie waren nämlich an den Füßen nach ihrer Gewohnheit mit gewissen Werkzeugen, eisernen Fußschnallen, angethan, mit denen sie den Schritt oder Tritt auf den noch so steilen Bergen leicht in den Boden geheftet hatten, während die Feinde und der Feinde Pferde ihre Füße durchaus nicht zu stellen vermochten. Die Schwizer hatten auch in den Händen gewisse Mordwaffen, Spießbeile,[1]) in selbiger Volkssprache genannt Helnbarte, sehr schreckliche, mit denen sie die noch so stark bewaffneten Gegner wie mit einem Scheermesser zertheilten und in Stücke zusammenhieben. Da war es nicht ein Kampf, sondern des berührten Grundes halber nur gleichsam ein Schlachten des Volkes des Herzogs Leopold von jenen Bergleuten wie einer zur Opferbank geführten Heerde. Niemanden verschonten sie, noch auch bemühten sie sich einige zu fangen, sondern schlugen alle ohne Unterschied bis zur völligen Vernichtung nieder. Diejenigen, welche von ihnen nicht getödtet

---

jenen hochstrebenden Städten, die sich zu dem selbstverwalteten Gemeinwesen unter des Kaisers unmittelbarem Schirm emporarbeiteten. Nicht umsonst! Es erhielt diesen Rang in den Urtheilen des Staufenhauses, das solche kräftig vorschreitende Gemeinschaften gerne zu sich heranzog. Im Jahre 1231 stellte der König Heinrich VII., der im Namen seines abwesenden Vaters, des Kaisers Friedrich, das Reichsscepter führte, den Urnern den ersten Freiheitsbrief aus und schreibt darin, er habe die Thalleute von Uri von dem Grafen von Habsburg losgekauft, daß sie von nun an in des Reiches besonderem Schutze stünden; sie hätten fürderhin nichts anderes mehr zu thun als was ihnen der bestellte Pfleger oder Vogt Arnold von A sage. So war denn die Wiege des schweizerischen Freiheitsbundes in Uri eingestellt, in der Bergeswiege wohl verwahrtem Schooß wuchs das keimende Gemeinwesen trotz dem Uebelwollen oder Grollen feindlicher Bedrücker gewaltig auf, Uri trieb einen ruhelosen Stachel in das Herz von Schwyz, Uri brachte Blut und Arm Unterwaldens in kühnern Schwung und so ist es geschichtlich begründet, wenn Uri mit seinem Namen an der Spitze der Waldstätten stand und wenn es mit diesem Namen heute noch den republikanischen Reigen unserer Cantone eröffnet. Mag also unser Chronist den Namen Uri und Urner, der ersten Pflanzer urschweizerischer Freiheit und Einheit, nicht auf sein Blatt gesetzt haben: es liegt uns dennoch ferne der Gedanke, daß er sie aus Unwissenheit oder Absicht von der großen Heldenscene Morgartens ausschließt und daß er nicht die ganze junge Eidgenossenschaft im Sinne hat, wenn er sie auch nicht als Vereidete, als solche kennt, die im Rütli geschworen! Seine Schwizer, also jetzt Schweizer, sind ebensowohl Urner und Unterwaldner als Schwyzer, damit man es nicht auch hier, bei dem ersten Waffenverein des Bundes, zweifelsvoll finde, daß er, Morgartens vorzüglichster und ausführlichster Berichterstatter, eine aus den drei bekannten Theilen bestehende Eidgenossenschaft nicht berühre und also auch nichts von ihr wisse!

[1]) Das lateinische Wort ist gaesum, auch geschrieben gessum, bei Vitoduran gesum und von daher tragen die keltischen Bewohner unserer Gebirge bei den Römern im Allgemeinen den Namen Gäsaten oder Gesaten, etwa zu deutsch „Hallbardenleute". So bei Strabo, Livius, Plinius, Florus, Dio Cassius, Ammianus Marcellinus, Lucan, Plutarch. Es war eine eigenthümliche Kriegswaffe, die bei ihnen noch im Mittelalter im Brauche stand und von ihnen selbst Hallbarde genannt wurde, auch in der Form Hellebarde, Helnbarte, Helmbarte, ein Compositum, dessen zweiter Theil in allen Formen einer und derselbe, nämlich Barte, d. h. Beil ist, dessen erster Theil jedoch verschiedene Ableitungen zuläßt. Der hauptsächlichste Begriff bleibt dabei gleich, es ist ein Spieß oder Stiel mit einem Beil.

wurden, versanken im See, durch den sie ihren Händen zu entfliehen behauptet hatten, in der Hoffnung durch Schwimmen durchkommen zu können. Einige vom Fußvolk, welche hörten, daß ihre tapfersten Kämpfer von den Schwizern so grausam in den Tod daniedergeschlagen würden, warfen sich, vom Schrecken vor einem so schauderhaften Tode bestürzt und betäubt, in den See und wollten sich lieber in die Tiefe des Wassers versenken als in die Hände so entsetzlicher Feinde fallen. Es sollen aber in jener Schlacht 1500 Mann durch die Schärfe des Schwertes gefallen sein, die im genannten See Ertrunkenen nicht gerechnet.

Wegen der dort verlorenen Ritterschaft war die Ritterschaft in der umliegenden Gegend lange Zeit seltener; denn fast einzig Ritter kamen dort um und andere in den Waffen von Knabenjahren an geübte Adelige. Diejenigen aber, die sich, um das Land einzunehmen, auf andere Wege gewendet hatten, entgiengen den blutgierigen Händen der Feinde; denn als sie hörten, daß die andern von den Feinden so grausam umgebracht würden, ließen sie alles im Stich und flohen, das Leben zu retten. Aus einzelnen Städten, Burgen und Flecken wurden mehrere getödtet und deshalb wurde überall, indem die Stimme der Freude und des Frohlockens unterlassen ward, nur die Stimme des Weinens und Wehklagens gehört. Aus der Stadt Winterthur aber kam keiner um als nur ein Bürger, der sich von den andern losgetrennt und sich zu seinem Unheil den Adeligen angeschlossen hatte; alle übrigen kehrten mit gesundem Leib und unversehrter Habe nach Hause. Unter ihnen kam auch der Herzog Leopold zurück und schien vor unmäßiger Trauer wie halbtodt. Das habe ich mit eigenen Augen angesehen, weil ich damals ein Schulknabe war und mit andern ältern Schulknaben in nicht geringer Freude meinem Vater vor das Thor entgegenlief. Mit Recht aber erschien das Antlitz des Herzogs Leopold trauervoll und verwirrt, weil er bereits die Kraft und Stärke seines Heeres verloren hatte. Das geschah aber, als sein Bruder Friederich [1]) mittlerweile in Oestreich lebte, im Jahr 1315, den 15. November am Fest des hl. Othmar. [2])

Als der Krieg vorbei war, zogen die Schwizer den Getödteten und Ertrunkenen die Waffen aus, beraubten sie der übrigen Gegenstände und bereicherten sich sehr an Waffen und Geld, und an jenem Tage, setzten sie fest, soll für den von Gott erhaltenen Sieg ein Festtag und Feierzeit jedes Jahr in alle Zukunft begangen werden. [3])

---

[1]) Es ist zu bemerken, daß sich Friederich am 20. October und 27. November 1315 in Ravensburg befand.

[2]) Damit ist gemeint St. Othmars Abend, die dem Fest, wie gewöhnlich, vorangehende vorbereitende Abendfeier oder Vigilie, St. Othmars Tag selbst ist der 16. November, die Schlacht fand aber am 15. November statt. „Samstag nach St. Martin“ sagt das Jahrzeltbuch Altorf, und der 15. November 1315 ist wirklich dieser Samstag.

[3]) Es mag am Schlusse von der Erzählung Vitodurans über die erste große Waffenthat der „Schwizer“ zu Morgarten nicht unpassend sein, die Darstellung aus der Chronik Tschudi's gegenüber zu halten, um theils zwischen diesen beiden ausführlichsten Berichten, dem ersten ursprünglichen des 14. und dem erweiterten spätern des 16. Jahrhunderts eine Vergleichung zu haben, theils eine gegenseitige Ergänzung und Erklärung zu gewinnen. Wir entnehmen derselben jedoch des-

Hierauf im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1322 nahmen beide Vorbenannte, Friederich und Ludwig, den eine Zeit lang unterbrochenen Krieg wieder auf und sammelten ein großes Heer. Ludwig

---

Raumes und Interesses halber nur die Hauptstücke und lassen dabei alles in Schrift und Ausdruck ganz unverändert folgen, damit dem eigenthümlichen Texte Tschudi's nichts abgebrochen werde.

Der Graf von Toggenburg reit angentz in die dry Waldstett, hielt Inen dieses Mittel für, zeigt Inen dabei an, daß sunst kein anderer Weg der Versünung an Herzogen zu finden, ermant und bat Si söllichs anzenemmen, dann des Herzogen Macht so groß, daß Si ze schwach sin werdind, Widerstand ze tun, und Ir Untertruckung ze besorgen werde sin. Die dry Länder dancktend dem Grafen siner Müy und Trüw, wußtend wol daß Ers in gutem tett, gabend einmündig Ir Antwurt, daß Si dises Mittel, so Inen fürgehalten, gar nit annemmen, schlugends gänzlich ab, sprachend, Si habind den Oesterreichischen Fürsten kein Leid geton, aber Si und Ir Vater Künig Albrecht habind grusammi Tyranny und Mutwillen mit Inen offt fürgenommen, deß habind Si sich selbst müssen erretten, welle nun Herzog Lüpolt Si uß sinem Uebermut überziehen, deß müßtinds erwarten, komm Er, so werd Er Si finden, und wellind mit Gottes Hilff Im entgegen stan, und siner großen Macht sich erweeren, so best Si mügind. Also verreit der Graf. — Die Waldstett aber versorgetend Ire Länder und Letzinen wol, hieltend gute Wachten Tag und Nacht.... Do nun der Graf von Toggenburg Hertzog Lüpolden der Waldstetten Antwurt bracht, ward Er gar über Si erzürnt, und berathschlaget mit sinen Kriegs-Räten, an welchen Enden die Länder am füglichsten anzegriffen werind, also rietind Im die Rät einhelligklich, daß Er Si an zweien Siten überfallen, namlich sölt Er Hertzog Lüpolt selbs mit allem sinem Hörzug durch dero von Zug Land für den Aegri-See hinin an dem Morgarten die von Schwitz überziehen, da mocht Er am besten ins Land kommen, nechst bim Berg der Sattel genant, das sölte geschehen am Samstag nach St. Martins-Tag, was St. Otmars Abend, was der 15. Tag November am Morgen früy.... Wie nun sölicher Anschlag beschlossen, hat Hertzog Lüpold sin astronomum (das ist Sterngucker) bi Im, der Im uff gemelte angesetzte Tag gut Glück looset; Nun hat Er ouch ein kurzwiligen Narren, hieß Cuni von Stocken, der was stät um In, der was darbi, wie der Beschluß des Rathschlags geschach, zu dem sprach der Hertzog scherzwiß: Cuni, wie gfallt dir die Sach? Der Narr gab Antwurt, es gfallt mir nüzit, Ir hand alle geraten, wo Ir in das Land wöllind kommen, aber keiner hat geraten, wo wir wider daruß wellind? Was wöltind wir allweg darinn tun. Also versammt der Herzog sin Hör zusammen, dero bi 9000 was.... Nun was ein Ergöwischer Edelmann Heinrich von Hunenberg genant, deß Vesti Hunenberg unverr von Zug gelegen, dem hattend die von Schwiz vor etwas Zits ouch ein trüwen Dienst geleistet, der wußt allen Ratschlag, und lag bi des Hertzogen Volck, die Er gegen Art geschickt hat, daselbs uff die von Schwitz ze streiffen, wann der Hertzog macht ein Gezoch, als ob Er das Land gegen Art angriffen welt, damit Si dest minder Fürsechung am Morgarten tätind, wann ouch die von Schwiz selbs meintend, Er wurd Si gegen Art angriffen, deßhalb Si mertheils Irs Volks bi der Letzi zu Art ligen hattend. Also schoß der Gemelt von Hunenberg etlich Pfil mit Verment gefidt, über die Letzi in das Dorf ze Art, ab dem See, und schreib uff dem Verment: Hüetend üch uff St. Othmars Abend, Morgens am Morgarten. Dise Pfil wurdend von denen von Schwitz am Frytag vor St. Othmars Tag am Morgen früy gefunden, schicktend ylentz gen Uri und Unterwalden um Hilff, also kamend ze angender Nacht 400 von Uri, um Mitternacht 300 von Underwalden, dann dieselben mußtend Irs Lands afftert hüten gegen Brünig, gegen Entlibuch, gegen Lucern und an andern Orten, daß Si sich dest minder entblösen köntind. Die von Schwitz ordnetend schnell 600 Land-Lüt mit den gemelten 700 an den Sattel, so ob dem Morgarten ligt, die zugend Nachts daselbs hin, das ander Ir Landt-Volck ließend Si zu Art ligen, und etlich zu dem Thurn gegen Einsideln, damit Si der Vienden Inbruch an allen Orten verhütind. Nun warend bi 50 redlicher Gsellen uß den genanten dryen Waldstetten, die dorffend nit ins Land, mußtend von frävlen und strafbarer Sachen wegen ußerthalb leisten, und sich zu Wädischwil, Richtischwil, und anderswo enthalten, wo si mochtind, die tettind sich zesamen, als Si vernamend, daß des Hertzogen Zug Ir Vaterland antreffen wolt, zugend in der Nacht über die alten Matt gegen Morgarten, den Ir Hilff und Bistand in der Not ze tunde, Si legten sich unterm Sattel ob dem Morgarten und der Straß uff ein Rein, da nechst darunder die Straß was. Also am Samstag was St. Othmars Abend, am Morgen früy, wie der Tag anbrach, kam Hertzog Lüpolt mit siner Macht daher an den Morgarten, und was Nachts von der Statt Zug für Aegri haruff gezogen, Er zoch selbs mit sinem Adel und dem reisigen Zug in der Vorhut, und hat das Fuß-Volck den Nachzug, der Adel hat ein Lust an die Puren. Nun hattend sich die 50 Waldstettische Banditen mit Stöcken und großen Steinen, so Si zusammengetragen uff den Rein, da Si lagend, wol gerüst, und wie die Herrschaft an den Berg Morgarten kam, da es anfieng ruch und eng sin, da die Pferd kein Schwung möchtend haben, und kum zwey oder dry nebend einandern gen köntend, ließend die Banditen Stöck und Stein den Berg nider unter Si louffen, daß Roß und Mann ze Boden gieng, im selben louffend der dry Waldstetten Volck mit einem großen Geschrei den Berg hinab, fallend in die Vient, und hat jeder ein Wurff-Spieß in der Hand, die

hatte in seinem Heere den König von Böhmen [1]) und viele Adelige und Barone; Friederich aber, der von Oestreich kam, führte Oestreicher und Ungarn mit sich. Ferner wartete Friederich, von Ludwig und dessen Heer ereilt und überrascht, seinen Bruder Leopold nicht ab, der aus Schwaben mit einem starken daselbst gesammelten Heere kam, zu seiner Hülfe herbei eilte und noch mehrere Meilen entfernt war, sondern gieng in Baiern, wo beide zusammengetroffen waren, mit Ludwig am Tage vor Michaelis die Schlacht [2]) ein, und wurde, da ihm das Glück ganz und gar nicht günstig war, mit seinem Bruder

---

wurffends in die Herren, und in die Pferd, daß es alles unter über sich gieng. Graf Heinrich von Montfort; der bi den vordristen was, und die so bi Im warend begundend von erst wichen, do namend die Reisigen all die Flucht, und warend die Pferd von dem Werffen so schellig worden, daß die Reisigen in Ir eigen Fußzug ranntend, und Iren Ir Ordnung selbs zertrannten, daß Si ouch wichen mußtend, dann die Waldstett tettend Inen so Not und warend so gnaw uff Inen, daß Si zu keiner Ordnung mer kommen mochtend, wiewol sich deß Fußvolcks ein Teil, insonders die Zuger und Züricher hantlich wertend, Si wurdend aber nidergelegt, der Herzog und das ander Volck floch mit Not nebent den Aegrisee nider, gen Zug hinab. Die 50 Knecht von Zürich kamend all umb, und gar nah bi einandern, dann Si woltend nit fliehen. Si und die von Zug tettend den Waldstetten me Widerstand und Schaden, dann sunst der ganz Hörzug des Hertzogen, als die Waldstett selbs bekantend. Es wurdend ob 1000 Reisiger erschlagen, und im Aegrisee ertränckt, one das Fuß-Volck, deß vil uff der Walstatt lag, und in See gejagt wurd. Vil Pferd warend vom Steinwerffen so tobig und unsinnig worden, daß Si mit den Rüttern in See ranntend, daß Roß und Mann ertranck... Die Waldstett gewunnend vil Harnischt, Geweer und Pütgut, ouch 10 Pannern, jagtend die Vient für Wylägri nider, und verlurend ze Irem Teil nit mer dann 14 Mann.... Als nun das Gefecht geendet hat, knüwetend die Waldstett nider, verbrachtend Ir Gebet mit zertanen Armen, Gott Lob und Danck sagende.

[1]) Johann von Böhmen. Nicht daß er so freiwillig und uneigennützig dem Kaiser zum Dienst heranzog, Ludwig mußte ihn vielmehr erkaufen und wußte, da er seiner gerade in diesem Zeitpunkte sehr bedurfte, den ländersüchtigen Böhmen dadurch zu gewinnen, daß er mit kaiserlichem Siegel die mehr widerrechtlichen als gegründeten Ansprüche gut hieß, die derselbe auf das Fürstenthum Brandenburg machte, nachdem dessen anhaltisches oder askanisches Haus 1320 erstorben war. Mit den kaiserlichen Urkunden in der Hand gieng Johann gierig ans Werk und zog die Reichsgüter in der Lausitz und die Markgrafschaft Camenz und Bauzen, in der Oberlausitz im Königreich Sachsen, an sich.

[2]) Den 28. September 1322 bei Ampfing, unweit Mühldorf, im baierischen Isarkreis. Friedrich benahm sich von Anfang recht unklug und östreichisch. Er drängte sich an der Spitze seines Heeres voran mit hochgetragenem Haupte, mit dem auf dem Helm flatternden Reichsadler, im üppigsten Schmuck voll Farben und Blendwerk, als gälte es mehr, seinen Leuten eine bewundernswerthe Figur vor die Augen zu setzen, denn sie in den grausen Ernst des blutigen Todes zu führen. Viel besonnener und berechneter hielt sich Ludwig. Er kam einfach gekleidet daher, in einem blauen Waffenrock, ohne weiteres Aufsehen, und getraute sich nicht, den Gang des Ereignisses mit seinem eigenen letzten Wort zu befehligen, wiewohl er von tüchtigen Hauptleuten unterstützt war, indem den linken Flügel seines Heeres Johann von Böhmen und Ludwigs eigner Schwiegersohn, der junge Heinrich von Niederbaiern, den rechten der Burggraf Friederich von Nürnberg unter dem Commando hatte. Die Oberleitung wurde sofort in die Hände des alten Seifried oder Siegfried Schweppermann gelegt. Das war ein unbedeutender Edelmann aus der Nähe Nürnbergs, auch sonst unansehnlich, mit einem Höcker, in schlechtem Anzug, ohne alle feinern Manieren, so daß die Ritter und Adeligen im baierischen Heer über ihn spöttelnd die Nase rümpften. Der Kaiser achtete weder auf des Adels Spott noch auf die armselige Gestalt, sondern hielt Schweppermanns vorzügliche Kriegskenntniß und Kriegskunst hoch im Preise. Als er nun dem alten Mann das Heer und sich selbst unterstellte und ihn bei der Anordnung des Ganzen in unbedingter Vollmacht schalten ließ, da gab es bei den vornehmen Herren anfänglich große Augen und manch übles Witzwort. Als jedoch durch die wie Jeder anerkennen mußte ausgezeichnete Leitung Schweppermanns ein glänzender Sieg den Waffenrock Ludwigs in Ruhm, den Helmbusch Friederichs in Schatten brachte, verstummte jeder Hohn über den krummen Feldherrn und der Kaiser selbst gab dem unscheinbaren Mann seine Verehrung bald darauf in lieblicher Weise zu erkennen. Man hatte nämlich in der Umgegend, die durch des Krieges Verwüstung sehr gelitten, für den Kaiser und die Hauptleute fast nichts anderes zu essen aufgebracht als Eier und auch diese waren noch zu zählen. Da nahm sie Ludwig, theilte sie eigenhändig unter die Heerführer aus und begleitete seine Eierspende mit dem Sprüchlein: „Jedem ein Ei, dem frommen Schwepperman zwei!“ Es ist übrigens gerade auch an diesem Mann schlagend nachzuweisen, warum Adel und Ritterschaft in so manchem Kampf das Loos schmählicher Niederlage traf. Mit schimmernden Sporen giengs in den Krieg, mit blitzenden Helmen, mit einer über Geburt und Titel gespreizten Brust, mit unzählig prahlenden

Heinrich und vielen andern Adeligen gefangen [1]), wo bei 1500 Mann und viele Ungarn auf Seiten Friederichs getödtet worden waren. Der Herzog kehrte, als er dies vernahm, in unermeßlicher Trauer und Trübsal nach Schwaben zurück. Hernach jedoch stellte er sich lange demselben Ludwig entgegen und leistete ihm in der Reichsherrschaft Widerstand und viele Kämpfe sind in Deutschland entstanden.

Im Jahre 1323 zog der Herzog Leopold ins Elsaß und bewältigte alle seine Gegner und nahm an ihnen große Rache. Ferner zu derselben Zeit, da er dem Herzog Ludwig in der Reichsherrschaft entgegenstand, nahm er ein zahlreiches Heer von Schwaben mit sich, fiel verwegen in das Land Baiern ein und verwüstete es schwer durch Brand.

Juli. Im gleichen Jahre wurde der Herzog Ludwig vom Papste Johann mit dem Banne belegt, appellirte gegen ihn und wird deshalb abgesetzt [2]), als Friederich noch in der Gefangenschaft gehalten wurde [3]).

Zungen, deren jede mindestens Einen Kopf durchsetzen wollte, und mit der Zuversicht, man habe nur den Adelsbrief groß geheißener Familie dem Feinde vor das Gesicht zu strecken, um ihn wie mit einem versteinernden Medusenhaupte plötzlich zu nichte zu machen. Aber persönliches Verdienst, großartige Tapferkeit, freie Begeisterung und Aufopferung im Dienste einer wahrhaft erhabenen Idee, sie waren in dem vor lauter Schein blendenden Stand des Hochadels nicht heimisch und wurden besonders da, wo sie aus einem armen Hause kamen oder in einem gemeinen Gewande standen, keiner Beachtung würdig gehalten. Daher der täuschende Ausgang von der so zuversichtlich berechneten Bauernzermalmung Morgartens! Daher so oft der mit Schande gebrandmarkte Abzug eines vollen tollen Heerhaufens von einer vereinzelten verhältnißmäßig viel schwächern Stadt!

[1]) Heinrich nämlich kam unter die Hand Johanns von Böhmen und dieser, seiner habsüchtigen Natur gemäß, ließ ihn auf einem seiner Schlösser acht Wochen lang mit schweren Ketten belasten und wie einen gemeinen Verbrecher behandeln, um Heinrichs Verwandte herbeizuzwingen, daß sie den Gefangenen mit einem großen Lösegeld freikauften. Er vermochte sich endlich auch das Lösegeld zu erpressen und die Verwandten bezahlten ihm für Heinrichs Loslassung wirklich die übertriebene Summe von 9000 Mark oder mehr als 60,000 Goldgulden. Friederich dagegen wurde den Bürgern von Regensburg als Unterpfand eines Geldbetrages eingehändigt, den sie dem Kaiser geliehen hatten, und nachher auf die Burg Trausnitz im baierischen Landgericht Nabburg gebracht, aber überall ganz anders als sein Bruder mit Anstand und Achtung behandelt.

[2]) Der Kaiser war von Galeazzo I., dem ältesten Sohne jenes Matteo Visconti, in dem bittern Streit zwischen dem Hof von Avignon und der Partei der Ghibellinen über die Herrschaft Mailands zu Hülfe gerufen. Er erschien und setzte theils mit List, theils mit Waffen dem Fortgang des päpstlichen Planes einen unerwarteten Anstoß in den Weg. Aber damit hatte er den Papst furchtbar verletzt und in dessen Herz einen Sturm der Leidenschaften heraufbeschworen. Johann heftete im October 1323 an die Kathedrale von Avignon einen Anschlag und lud den Kaiser, indem er ihm mit dem Banne drohte, vor sich zur Rechenschaft darüber, daß er sich, ohne die päpstliche Genehmigung seiner Wahl empfangen zu haben, einen deutschen und römischen König nenne. Ludwig seinerseits trat mit seinen Klagen im Dezember darauf vor einen Reichshof zu Nürnberg, verwahrte sich hier feierlichst gegen die Handlungsweise des Papstes und deren Folgen für sich und das Reich und appellirte an ein künftiges Concil. Nun fuhr auch der Papst wieder heftiger gegen den Kaiser auf und excommunicirte ihn im Juli 1324 vollständig, räumte ihm aber bis zum 1. October eine Gnadenfrist zur Reue und Buße ein und wußte über sein ganzes mit Selbstsucht und Leidenschaft verknüpftes Gewebe den Schleier christlicher Milde und selbst einen gewissen Glorienschein der Gerechtigkeit und Religiosität zu breiten. Allein er blendete nur wenige Augen. Ganz Deutschland nahm Partei für den Kaiser, am eifrigsten und zuverlässigsten die Bürgerschaften der Städte, die an Ludwig einen Hort ihrer Rechte und Freiheiten zu haben überzeugt waren, und die Minoriten, die mit dem Papste in einem heftigen Streit über die Armuth Christi begriffen waren. Außerdem hatte Ludwig in diesem weitgreifenden Zerwürfniß mit dem Kirchenhaupte treue Freunde und treffliche Rathgeber an den Gelehrten Marsilius von Padua, Johann von Jandun und seinem berühmten Geheimschreiber Ulrich Hangöhr, welche mit den doppelschneidigen Waffen ihrer Argumentationen in Fleisch und Mark der päpstlichen Macht gefährlichere Schläge hieben als mit den Schwertern eines ganzen Heerzuges, indem sie vor aller Welt die bissige Behauptung durchführten, daß dem Papste wohl die vom Herrn eingeräumte Befugniß zukomme, des Himmels und der Hölle Pforte zu öffnen und zu schließen, hingegen ihm gänzlich die Gewalt genommen werden sollte, in weltlichen Dingen über Fürsten und Herren oder seien es auch Geistliche etwas eigenwillig zu verfügen.

[3]) Eben auf dem Schlosse Trausnitz, wo er drei Jahre gefangen saß, von Buße zerknirscht seine frühern Sünden betrauerte und ganz in die Lebensweise eines Karthäusers eingieng.

Hierauf hatte im Jahre 1324 oder 25 der Herr Herzog Ludwig um das Fest Martins das Schloß Burgau belagert. Das hörte der Herzog Leopold von Oestreich, ließ sich von der äußerst grimmigen Kälte, die damals eingebrochen war, nicht abschrecken, sammelte aus dem Elsaß, Schwaben und Burgund ein zahlreiches Heer sowohl von Fußvolk als Reisigen, zog gegen Buochorn hinauf, traf in Biberach auf seine Brüder, die mit 600 Helmen und viel Fußvolk aus Oestreich kamen, marschirte frischweg gegen Ludwig los, verjagte ihn nach der Stadt Laugingen [1]) und befreite so das Schloß, wobei dann der genannte Baier Ludwig in der Nacht abzog und dort Zelte, Hütten, Maschinen und andere unverbrannte Geräthschaften zurückließ, indeß der Herr Friederich aus Oestreich bis zum Osterfeste noch immer gefangen saß.

Zu einer Zeit ferner demüthigte der Herzog Leopold den Grafen Wilhelm von Montfort [2]), der ihn verachtete und verächtlich machte. Denn er belagerte seine Stadt Tetnang mit großer Macht; wo er im Umkreis etwas von Bäumen, Saaten, Getraide, Gärten, Gehölz und andern Erdgewächsen traf, riß er es ab, zertrat und zerstörte es. Und er wäre ohne Eroberung und Zerstörung des Schlosses oder der Stadt nicht abgezogen, wenn die Gattin des Herrn Wilhelm nicht aus dem Schloß gegangen wäre und ihn mit Thränen und den flehentlichsten Beschwörungen begütigt hätte. Denn ihrethalben, die durch Tugenden und Geschlecht berühmt war, stand er vom Vorhaben ab und ließ ihnen vollständig Frieden, wiewohl Einige dies in Abrede stellen und sagen, der Herzog Leopold habe außer dem Gemeldeten durchaus nichts weiter ausgerichtet [3]).

Nachdem Friederich zwei Jahre in der Gefangenschaft gewesen war und der Herzog Leopold mit Hülfe des ihm sehr geneigten Papstes die Befreiung seines Bruders betrieben, aber nichts ausgerichtet hatte, wurde der erstere zuletzt doch auf eigenthümliche Weise befreit, indem sich ein Prior aus dem Orden der Karthäuser dazwischen legte [4]). Derselbe nämlich legte sich vortheilhaft und geschickt dazwischen —

---

[1]) Die hier vorkommenden Städte und Schlösser liegen in nicht gar weit gezogenem Umkreis auf würtembergischem und baierischem Land: Burgau an der Mindel und Lauingen an der Donau, bei Dillingen, sind in Baiern, dem alten Oberdonaukreis Schwabens; Buochorn oder Friedrichshafen und Biberach im eigentlichen Donaukreis Würtembergs, wenn, wie es sich in der Marschroute Leopolds darthut, eben dieses Biberach und nicht das andere unweit Burgau anzunehmen ist, das hier nicht zu den Umständen paßt.

[2]) Aus der schwäbischen Linie der Montfort, also nicht zu denken an das französische oder brittische Geschlecht der Montfort. Tettnang ist Stadt und Schloß im würtembergischen Donaukreis, in prachtvoller Lage, mit reizender Aussicht auf den Bodensee, der spitze Winkel von dem Dreieck, dem Friedrichshafen und Langenargen die Grundlinie am See geben.

[3]) Nach dieser abweichenden Meinung, will Vitoduran sagen, hat Leopold außer der Verwüstung der Umgegend nichts ausgerichtet und somit sein ursprünglich gestecktes Ziel, die Zerstörung Tettnangs, nicht erreicht. Und zwar hätte er der guten Wehr und Vertheidigung des Feindes weichen müssen und es hätte nicht der Dazwischenkunft der Gemahlin Wilhelms bedurft, um ihn, welcher der Gewalt nachgeben mußte, zum Abzug aus freien Stücken zu bestimmen.

[4]) Es war der Karthäuser Prior Gottfried, den sich Friedrich zu seinem Beichtvater genommen hatte. Der Prior wußte sein Beichtkind allerdings gut zu behandeln, wie andererseits der Orden der Karthäuser in seinem ganzen Wesen Friederichen in der nun eingetretenen Umstimmung des Gemüthes vollständig zusagte. Der Orden verlangte von Jedem, der sich zu ihm entschließen wollte, eine gänzliche Entfernung von der Welt und Entbehrung jedes weltlichen Besitzes, und eben in diesem Sinne hatte Gottfried dem Gefangenen beibringen können, dem weltlichen Treiben des Königthums und überhaupt

er war im Lande eben von hohem Ruf, mit gutem Rath und reifer Verkehrsgewandtheit und beiden Theilen werth — und versöhnte in ihrer und seiner alleinigen Gegenwart, wo jeder andere abwesend und ausgeschlossen war, sie, nämlich Ludwig und Friederich, durch gewisse, beiden wohlgefällige Verträge und bekräftigte diese mit einem Eide. Aber was sie enthielten, wußte man nicht, außer daß Friederich zwei seiner Töchter nach Baiern in die Stadt München abordnete und so aus der Gefangenschaft gezogen wird. Auch werden viele Unterredungen zwischen Friederich und Ludwig in Gegenwart Leopolds gepflogen. Nach diesen Verträgen und Unterredungen aber legten sich beide öffentlich den Königsnamen bei und gebrauchten, wie es heißt, das königliche Siegel [1]). Und so verläuft sich die
br. Zeit bis zum Jahre 1326, da stirbt um Ende März der Herzog Leopold zu Straßburg; in der Zwischenzeit lebte Friederich unter alleinigem Namen in Oestreich und führte bei den Seinen die Herrschaft.

---

jedes Regierungsgeschäftes zu entsagen. — Was den Orden selbst anbetrifft, so war derselbe durch Bruno von Cöln gestiftet worden, den damaligen Rector der Domschule und Kanzler von Rheims. Bruno stand unter einem Erzbischof, der dem christlichen Glauben und vollends der eigenen hohen Amtswürde zur Schmach ein ärgerliches Leben führte, und konnte, von einem ernstern tiefen Gemüthszuge beherrscht, sich nicht enthalten, aus seinem heiligen Zorn tadelnde Worte über des Erzbischofs Sündenwesen auszuschütten. Aber nun hatte er den schweren Haß dieses Obern auf sich geladen und faßte, der Zänkereien wie seiner Stellung mitten in solchem Weltdienst und Beglerdenkampf überdrüssig, den Entschluß von seiner bisherigen Wirksamkeit zurückzutreten und sich der Welt überhaupt zu entfremden. Er gieng mit gleichgesinnten Genossen um das Jahr 1084 in die Gegend von Grenoble und baute hier einige einsame Hütten, genannt Chartreuse, daher etwas verdeutscht das Wort Karthause und der Name des ganzen Ordens. Dasselbe that er später in Calabrien, wohin er, in Rom des weltlichen Treibens von Geistlichen und Laien ebenfalls bald müde, mit jenem immer stärkern Gemüthszuge übergegangen war. Eine lange Zeit blieb der Orden dem ersten Gelübde der allerstrengsten Enthaltsamkeit, Welt- und Selbstüberwindung getreu; es wurden alle Gaben und Schenkungen, waren sie auch frei angeboten, beharrlich zurückgewiesen, um nicht durch Annahme und Besitz derselben in das Netz der so furchtsam geflohenen Weltfreuden gezogen zu werden. Nur eine kärgliche Nahrung, dem dringendsten Bedürfniß zu lieb, war zuläßig, und was man unter der Hand eines Karthäusers gewöhnlich sah, das war eine Ochsenhaut, um darauf Bücher abzuschreiben. Als sich später um den Orden fast unwillkürlich ein Schatz irdischer Güter sammelte, wollte der Karthäuser auch damals nichts davon in oder über seine Hütte kommen lassen und gab den Reichthum demüthig ab in die Hände der Kirche, daß daraus Gotteshäuser mit allerlei Pracht und Schmuck versehen würden.

[1]) Die Darstellung Vitodurans über diese Verhältnisse und Verhandlungen ist etwas lückenhaft und wir müssen, wenn ein besser begreiflicher Zusammenhang derselben gewonnen werden soll, die ergänzenden Angaben aus der allgemeinen Geschichte dazwischen schreiben. Es hatten eigentlich beide Beichtväter, der obbenannte Friederichs und derjenige Ludwigs, das Werk betrieben, daß Friederich die vollständige Entsagung auf Thron und Krone erklären, Ludwig aber dann die Freilassung für immer zugeben sollte. Nun schien alles recht wohl zu gelingen. Im März 1325 begiebt sich der Kaiser selbst auf das Schloß Trausnitz, der Vertrag, freilich im Sinn und Vortheil Ludwigs, wird geschlossen und beide nehmen darauf das Abendmahl, um Vertrag und Freundschaft durch die heilige Handlung zu besiegeln. Im Vertrag entsagt, so lautete es, Friederich der Krone, wird dann ohne Lösegeld freigelassen, stellt die von ihm und seinen Brüdern eingenommenen Reichsgüter an die Kaiserkrone zurück, verbindet seine Tochter mit einem Sohne Ludwigs und kehrt, wenn er den Vertrag nicht halten kann oder will, ohne Nöthigung in die Gefangenschaft zurück. Was Vitoduran bemerkt, daß Vertrag und Verhandlung zwischen den beiden allein, ohne anderweitige Zeugen denn die Beichtväter geschehen, ist ganz richtig und eben dies der Grund, daß die Sache nicht zur Geltung kam. Auf Seiten Ludwigs war kein Reich, auf Seiten Friederichs keiner seiner Brüder um Meinung und Zustimmung befragt worden. Da erhob sich Leopold, vom Papste gehetzt, in der offensten Bestreitung aller Verträge, wie sie immer wären, und brachte mit Bischöfen und andern Gewaltträgern einen Bund gegen den Kaiser zu Stande. Zuletzt, nach vielfältigen Verhandlungen, kam es zu einem neuen Vertrag, nach welchem beide, Ludwig und Friedrich, königliche Gewalt und Rechtsame üben sollten und zwar jeder in den Gegenden, in denen er Anerkennung genieße. Wirklich nahm Friedrich den Königstitel wieder an und machte, wie unsere Chronik meldet, bei Ausfertigung von Urkunden von dem königlichen Siegel Gebrauch. Doch war der Titel mehr Wort und Schrift als Macht in Volk und Reich, schon deshalb, weil Friederich Staatsgeschäfte nicht sonderlich liebte und übte, und als Leopold bald darauf gestorben war, kehrte sich Ludwig nicht mehr genau an Friederich und Vertrag und machte den König in allen bedeutenden Reichsangelegenheiten allein.

Von dem Herzog Leopold wird erzählt, daß er sein gleichsam tyrannisches Leben mit gutem Schluß endigte. Denn als er zu Straßburg einige Tage daniederlag, that er ernstlich Buße. Ueberdies hatte er das Glück, von dem Papste Johann, der ihm sehr günstig deshalb war, weil er sich Ludwigen immer widersetzte, durch seinen Beichtiger, einen Minderbruder, zubenannt „von Bibrach", die Vergebung aller seiner Sünden und der für die Sünden schuldigen Strafe zu erlangen. Als er nun an jener Krankheit seinen letzten Tag beschlossen hatte, wurde er nach Königsfelden, wo sein Vater, der König Albrecht getödtet worden, feierlich abgeführt und daselbst im Kloster der Minderbrüder im ehrenvollsten Begräbniß der Erde übergeben. Er starb im Jahre 1326, wie oben berührt worden. Nach ihm regierte sein Bruder Albrecht Schwaben und widersetzte sich Ludwigen ebenfalls. Kurze Zeit darauf starb sein Bruder Heinrich auch, ein Mann von hübscher Gestalt. 1327.

In jener Zeit, da der Herzog Leopold zu Straßburg starb, lebte sein Bruder Albrecht, ein Mann von hohem Wuchs, gebildet und schön von Ansehen, in Schwabens Gebiet, war einer ihm und den Seinen zugefügten Beleidigung halber in der Rüstung zum Gange und Zuge, die Stadt Mühlhausen zu belagern, begriffen und sagte, als er unterwegs das Gerücht vom Tode seines Bruders, ja dessen Wirklichkeit hörte, jenes Wort des Evangeliums Lucä: „Laß die Todten die Todten begraben [1]), wir aber wollen die Stadt belagern." Das geschah auch mehrere Tage hindurch.

Ueber Friederich, als er in der unverhofften Gefangenschaft saß, wurde das Gerücht herumgeboten, daß von einem Todtenbeschwörer ein Geist zu ihm geschickt worden sei, der ihn einlud, mit ihm hinunterzusteigen, wenn er aus der Gefangenschaft entrissen werden wolle; denn wenn er das thäte, würde er ihn unverletzt und unversehrt an welchen Ort er immer wolle hintragen. Weil er sich ihm nicht anvertrauen wollte, sondern so lange es Gott gefalle dort gefangen verbleiben, veranlaßte er jenen fortzugehen. Das gestand Friederich nach seiner Befreiung vor Vielen mit eigenem Munde.

Sehr oft habe ich anführen hören, daß nicht lange vor jener Zeit der Herr von Wirtenberg [2]), mächtig in Schwaben, an einem Tage, weil er ein wunderlicher und strenger Mann war, viele Arme in einen Speicher zu sammeln befahl. Sobald dies geschehen war, läßt er Feuer vollauf in den Speicher werfen, der, in eine Flamme verwandelt, die in ihm eingeschlossenen Armen gänzlich einäscherte. Denn er sagte: „Da nach dem Evangelium der Armen das Himmelreich ist, habe ich sie ohne einen Fürsprecher in die himmlischen Reiche hinübergeschickt." Was für ein Tyrann war dies, der in dieser tyrannischen That die menschliche Natur verläugnete und die thierische oder viehische annahm!

[3]) Um diese Zeit fiel ein Lesmeister im Orden der Minderbrüder, der, von einem bösen Geiste

---

[1]) Luc. 9, 60.

[2]) Graf Eberhard von Würtemberg. Wir verweisen über ihn auf unsere obige Note.

[3]) Diese Erzählung stammt kaum von Vitoduran. Sie ist von fremder Hand des 14. Jahrhunderts geschrieben und auf einem besondern Blatt in die Chronik eingeschoben.

überwältigt, den Wunsch hatte, Jude zu werden, vom Orden ab und neigte sich zu den Juden hin, bei denen er zuletzt verrathen in einer Stadt des Elsaß von Brüdern gefangen und zu den Brüdern hingeführt wurde. Da sie ihn durch Beweise, Gründe und Zeugnisse der hl. Schrift nicht überzeugen konnten, daß er von dem gefaßten Vorsatze des Irrganges abstand — denn er schlug ihre Beweissätze nieder und widerlegte sie so viel er konnte — führten sie ihn aus dem Elsaß nach der Stadt Würzburg hin, daselbst zu scharfer Bewachung, bis er von dem in ihn eingenisteten Irrthum wieder zur Vernunft gelangt sei. Als sie aber zu einer Stadt Wertach [1]) gekommen waren und ihn, bis sie eine Erfrischung genossen und weiter zögen, dort in der Herbergestube der Brüder eingeschlossen hatten, schaute er unterdessen durch das Fenster auf die Gasse hinaus und redete die vorübergehenden Leute ganz laut mit den Worten an: „O ihr alle, die ihr da vorübergehet und mich sehet, sollt wissen, daß ich nicht ein Christ, sondern ein Jude bin und in der Juden Glauben sterben will. Zum Beweise dessen durchsteche ich mich selbst vor euern Augen!" Und mit diesen Worten ergriff er ein Messer, das in der Stube unvorsichtig zurückgelassen war, und verwundete sich Angesichts der auf seinen Ruf zusammengelaufenen Menschen mit dem Messer auf den Tod. Wie ihn nun die Brüder nach ihrer Erfrischung halbtodt trafen, wurden sie sehr bestürzt, führten ihn jedoch vollends an das Ziel der Reise, wo er am andern Tage sein Leben endigte und daselbst im Garten der Brüder begraben wurde.

Von Friederich wird, damit ich die über ihn begonnene Erzählung fertig schreibe, gesagt, daß er nach seiner Freilassung seinen von ihm früher löblich geführten Wandel mit übelm Ende beschlossen habe. Denn er raubte die hl. Nonne eines Klosters, die schön war und ihm sehr gefiel, indem er seine ehrbare Gattin, die Tochter des Königs von Aragonien, hintansetzte, und begieng so Unzucht und Ehebruch zugleich. Außerdem behandelte er diese seine königliche Gemahlin, die wegen einer ihr angethanen Vergiftung des Gesichtes beraubt war, ohne alle Achtung, ja verabscheute sie, wie es heißt, gleichsam als Unflath und Unrath bis zum Tode. Darum wohl reizte er Gott so sehr, daß er, indem Gott es nach seinem gerechten Gerichte zuließ oder veranlaßte, von einer unheilbaren Plage, nämlich von den Bissen und Stichen der Läuse lange Zeit gepeinigt und zuletzt aufgerieben wurde.

März. Zu der Zeit, da Friederich unter alleinigem Namen in Oestreich bei den Seinen die Herrschaft führte, begab sich der vorbemeldete Ludwig der Baier mit wenigen Reisigen in die Lombardei im Jahre 1327 und wurde in demselben Jahre in der Stadt Como mit der eisernen Krone gekrönt. Darauf, nachdem er seine Macht befestigt und vergrößert hatte, kam er nach Mailand, wo er eine ehrenvolle Behandlung und viel Geld erlangte, wo er auch, nachdem der Statthalter auf seinen Befehl abgesetzt und wie man angiebt seiner Vergehungen halber gehängt war, den Herrn Wilhelm, Grafen von

---

[1]) Pfarrdorf im baierischen Landgericht Sonthofen.

Montfort, der Stadt und dem Lande daselbst vorsetzte [1]). Dieser regierte dort gewaltig vier Jahre, schlich dann heimlich, weil er daselbst geliebt und sehr wohl aufgenommen war, weg und fort und kehrte in sein Land Schwaben zurück, indem er gar viel Geld, das er durch seine Herrschaft in der Stadt Mailand erlangt hatte, mit sich heimbrachte. Denn er hat sich dort so sehr bereichert, daß er hernach am Bodensee bei dem Dorfe Argen [2]) mit vielen Kosten ein prachtvolles Schloß erbaute. Er war in kriegerischen Handlungen ausgezeichnet tüchtig. Einige sagen von ihm, daß er bei vielen Feldschlachten, etwa zwanzig, persönlich zugegen gewesen sei und sich dort tapfer und ruhmvoll gehalten habe.

Ludwig aber zog von Mailand nach Durchführung seiner Maßregeln ab, gieng als Herr und ohne Kampf weiter in Italien ein und kam nach Rom, wo er von den Römern mit Glückswünschen aufgenommen und gegen den Willen des Papstes zum Kaiser gekrönt wurde. Hier wählte er in Verbindung mit dem römischen Volke thatsächlich einen andern Papst vom Orden der Minderbrüder [3]), 132
der sich, daß er es nicht würde, aus allen Kräften sträubte. Aber er vermochte nicht durchzudringen

---

[1]) Unser Chronist berichtet hier irrig. Der Kaiser, von der Partei der Ghibellinen zu wiederholten Malen und in dringender Weise nach Italien gerufen, hatte endlich den Zug angetreten, aber nicht zu Como, sondern zu Trient jene Vorversammlung von Freunden und Anhängern gehalten, die Vitoduran für die schon wirkliche Krönung nimmt, während sie nur als eine wenn auch rasch fördernde Einleitung zu derselben gelten kann. Die Krönung selbst gieng den 31. Mai 1327 in Mailand vor sich und brachte unter festlichem Gepränge die berühmte eiserne Krone auf Ludwigs Haupt. Hier, wo der Kaiser mit seinen von dem blinkenden Gold Italiens herbeigelockten Ritterschaaren einen großartigen Einzug hielt, lagen die beiden Brüder Galeazzo und Marcus Visconti über Mailands Herrschaft im Streit, und was that der deutsche Schiedsrichter unter der eben aufgesetzten Kaiserkrone? Er ließ sein Schwert mit dem Geld wägen und auf die Seite des Marcus fallen; denn Galeazzo, regierender Statthalter oder Schultheiß der Stadt, konnte ihm bloß 50,000, die Gegenpartei aber 200,000 Goldgulden einhändigen! Doch wurde Galeazzo nur gerichtlich verurtheilt und hierauf zu Monza bei Mailand gefangen gesetzt, nicht aber, wie die Chronik sagt, gehängt. Ueberhaupt betrieb Ludwig, so gut er sonst gesinnt sein mochte, mit seinem deutschen Beamtenschwarm auf dem wahrhaft goldenen Boden des damals mit Geld, Gewerben und Handel ganz Europa beherrschenden Italiens die Gelderpressung in der gewaltthätigsten und oft schmutzigsten Weise, wodurch er einen bedeutenden Grund zu jenem bittern Schicksalswechsel legte, daß er von den gleichen Italiänern, die ihn mit jauchzendem Beifall aufgenommen hatten, nach so kurzer Zeit wieder unter Flüchen und Verfolgungen verjagt wurde.

[2]) Langenargen in Würtemberg.

[3]) Der Barfüßermönch Peter, von Corvara in Neapel am Fuße der Apenninen. Die Wahl des neuen Papstes war für Ludwig ein wohlfeiler Act und gieng in Rom wie ein lustiges Schauspiel vorüber. Die Römer hatten auf die Päpste, seitdem sie zu Avignon Hof hielten, einen grimmigen Zahn, da die gewohnte Fülle von Geld und Gewinn nicht mehr an den Ufern der Tiber zusammenfloß. Als nun Johann XXII. auf ihre anhaltenden Bitten doch nicht zurückkehrte, traten sie unter Sciarra Colonna zusammen, trieben die Freunde des Papstes und Roberts von Neapel aus Roms Mauern und riefen in festlichen Umzügen die Republik aus. Da trifft der Kaiser ein, die berauschte Menge bringt ihm die jubelnden Grüße entgegen, er erwiedert sie auf dem Capitol mit einer feurigen Rede, worin er die Römer — just der rechte Act für eine freiheitstrunkene Stadt! — an die großen Thaten der Vorzeit erinnert und sie als Enkel mit den seit Jahrtausenden gesammelten Lorbeeren der Väter umkränzt. Unter des Volkes drängendem Geleite nimmt er die Heil! rufenden Stimmen von Tausenden auf, und in feierlicher Weihe zum römischen Kaiser eingesegnet versammelt er erst jetzt ganz Rom, stellt sich im vollen Herrscherschmuck auf eine Bühne und beweist, daß die Stunde geschlagen habe, einem Ketzer wie Johann XXII. die heiligen Schlüssel zu den Himmels- und Höllenpforten zu nehmen und sie dem frommen vortrefflichen Mönch zu übertragen. Ohne Verzug wird Peter von Corvara als Nicolaus V. ausgekündet, und er, der vom Kaiser auf Petri Stuhl gehoben worden, streckt hinwieder von diesem Stuhl herab über das Kaiserhaupt die salbende Hand und ertheilt ihm unter der eben empfangenen Kaiserkrone Roms im Namen der Christenheit den Segen der Kirche.

und übernahm nun ganz gezwungen mit des Herzens allergrößter Bitterkeit, ob er wollte oder nicht, den Papststuhl. Er sei von wundersamer Heiligkeit gewesen. Er that sich unter andern Beweisen seiner Tugenden hervor in den Einschränkungen der Enthaltsamkeit, und bei aller Wachsamkeit in den Gebetsübungen besaß er eine gewinnende Annehmlichkeit der Milde, und darum rief er die Begierde aller Römer hervor, ihn zu erwählen oder einzusetzen. Er übte und verwaltete zwei Jahre lang, wie Einige, die genauer als ich jene Zeitpunkte ausrechnen, behaupteten, die päpstlichen Rechte und Pflichten, verordnete unter andern mehrere Bischöfe an verschiedene Stellen, welche auch wieder Mehreren die Stufen im geistlichen Amte zuwiesen. Er ward gemeiniglich Gegenpapst geheißen. Als ihm daher Viele Gehorsam und Ehrfurcht wie dem wahren Statthalter Christi erwiesen und von ihm die päpstlichen Segnungen empfangen hatten, erkannte er zuletzt doch Ludwigs, des römischen Volkes und den eigenen Irrthum, eilte zum Papst Johann nach Avignon und bat ihn über den begangenen Fehler demüthig um seine Gnade [1]). Es gelang ihm nach Wunsch Erhörung zu finden; denn jener vergab
Sept. ihm mitleidig und setzte ihn, jedoch in seiner Wohnung, abgesondert in Bewachung, reichte ihm bis zu seinem Tode, den er nach Ablauf einer kurzen Zeit hernach bestand, alles Nothwendige vollständig, worauf der Papst Johann noch einige Jahre in der Kraft des Körpers der Kirche vorstand.

Der Grund oder Beweggrund, daß Ludwig der Baier, zu Rom wie gesagt gekrönt, mit dem römischen Volke versuchte und wagte, einen andern Papst zu erwählen und einzusetzen, war, weil die

---

[1]) Zwei große Fehler waren es, die dem Kaiser die Herzen Italiens entfremdeten und ihn zuletzt nach Deutschland zurücktrieben, so daß er, Roms gefeierter Festheld, unter den Verwünschungen und Steinwürfen dieser Stadt die Heimkehr antreten mußte. Die beiden Fehler waren jene heillose Gelderpressung und eine hiernach speculirende treulose Politik. Ein Freund nach dem andern, eine Partei nach der andern fiel von ihm ab und trat, wie sich dies von selbst ergab, dem Papste Johann XXII. näher. Diesen Weg schlug endlich auch der Gegenpapst Nicolaus ein. Er war schon in Toskana, von Ludwig verlassen, mancherlei Gefährde ausgesetzt gewesen und mußte sich ganz eigentlich wie ein Flüchtling im Versteck halten, um nicht in die Hände der auf seinen Fall oder wenigstens Rücktritt erpichten Partei der Guelfen, der Schildträger des französischen Papstthums und Thrones, zu gerathen. Doch endlich aus seiner Verborgenheit hervorgezogen, wandte er sein Herz Avignon zu, richtete an Johann einen flehentlichen weinerlichen Brief und begab sich, als ihm Vergebung zugesagt war, voller Dankbezeugung für die geschenkte Barmherzigkeit in das gallische Rom. Und nun welche Schwachheit, zum kirchlichen Scandal geworden, vollends hier! Nicolaus, Papst Ludwigs, läßt sich im Büßeranzug, mit einem Strick um den Hals, öffentlich ausstellen, ganz Avignon strömt um den armen Sünder zusammen, und geflissentlich benutzt der schlaue Johann diesen willkommenen Anlaß, um allen Zuschauern der Nähe und allen Zuhörern der Ferne ins Gewissen zu reden, was für ein Fluch auf alle diejenigen warte, die gegen ihn, den rechtmäßigen Statthalter Christi, und gegen seinen heiligen Hof zu Avignon die Stimme erhöben! Als die Brandmarkung des falschen Papstes und die daran geschlossene Strafpredigt für die ganze Christenheit vorüber war, wurde Nicolaus in den päpstlichen Palast geführt und verlebte hier als Gefangener noch drei Jahre, also doch noch länger als Vitoduran andeutet. Die empörende Scene brachte der damaligen Curie auf französischem Boden ungemessenen Vortheil und unaussprechlich viel Nachtheil jener erhabenen Idee, für die schon Dante entglüht war, nämlich den apostolischen Stuhl von den Fesseln aller Weltlichkeit, sei es in einer fremden Weltmacht, sei es in der eigenen Weltherrschaft, abzulösen und ihn ausschließlich seinem wahren würdigen Beruf, dem hehren Dienst des Geistlichen und Göttlichen zurückzustellen. Noch nie hat ein Akt dem weltlichen Papstthum einen wenigstens augenblicklich so hoch pochenden Triumph verschafft als die Comödie Nicolaus V. zu Avignon, dieses armen, ehrlich gesinnten und dabei an Herz und Geist wohlbegabten Minoriten, der die Sünden einer gemeinen Politik und eines gehässigen Parteikampfes auf sein unschuldiges Haupt nehmen mußte!

Römer sagten: so oft der Papst seinen Sitz an andere Orte verlege, wie es damals lange Zeit der Fall war, könnten sie nach den ihnen zugestandenen Befugnissen rechtmäßig einen andern Papst machen. Das war ja eben geschehen vermittelst des Rathes und Beistandes von Ludwig dem Baier, der von dem Papst Johann excommunicirt und die Orte, wohin er gekommen, mit dem Bann belegt worden waren, deshalb, weil er sich ohne die gesetzliche und einstimmige Wahl der Fürsten in das Reich eingedrängt und auch deshalb, weil er einige Ketzer [1]) in der Stadt Mailand in den Schutz genommen hatte. Und so, wie berichtet, wählten die Römer einen neuen Papst, Namens Peter von Cornara, und nannten ihn Nicolaus V. Oder vielleicht war der Beweggrund des römischen Volkes, einen neuen Papst zu wählen, der, weil es ihnen gerade in den Sinn kam, daß in den vergangenen Zeiten die meisten Kaiser, wie einige Chroniken bezeugen, Aehnliches thaten, den Papst, der eben dann die Kirche regierte und der die Rechte und Würdezeichen der Weihung und Bestätigung ihnen willkürlich versagte, entfernten, wegtrieben und einen andern einsetzten, der ihnen das Geschenk des päpstlichen Segens gerne ertheilte und ihnen die bezeichneten Gewalten, wie sie verlangt hatten, übertrug. In einer Chronik wird gelesen, daß der Papst Hadrian in Gegenwart Karls, Königs der Franken und Kaisers der Römer, zu Rom eine Synode hielt und Karln das Recht gab, das Oberhaupt der Kirche zu wählen und den päpstlichen Stuhl zu bestellen [2]). Dasselbe wünschten vielleicht die Römer vereint mit dem Baier wieder zu erhalten und versuchten die gemeldete Sache. Aber nicht auf den Felsen, sondern eher auf den Sand hätten sie mit solchen Absichten und Handlungen gebaut, weil, wie auch in Jahrbüchern zu lesen steht, die Nachfolger des erwähnten Karl auf das besagte Recht lange vor jenes Baiers Zeit verzichtet hatten.

Hierauf im Jahre 1330 starb der vorerwähnte Herzog Friedrich von Oestreich auf seinem Bette, 13

---

[1]) Wir dürfen diesen Namen nicht in gar strengem Sinne fassen und ihn besonders nicht auf unkirchliches oder ungläubiges Wesen übertragen. Es gab kaum je eine Zeit, wo politische Standesfarbe und christliches Glaubensbekenntniß so sehr mit einander verwechselt wurden wie damals. Wer dem Papst und dessen Hof, die das Evangelium bei Seite gesetzt und dagegen den Markt der Welt- und Wuchergeschäfte täglich unter den Händen hatten, nicht unbedingt huldigte, war als Ketzer bald verschrien; wer ihnen sich beugte, erhielt Sündenerlaß auf alle Jahre und je ihr blindestes Werkzeug trug den Ruf des frömmsten Mannes davon. Die ehrenwerthesten Ghibellinen traf der Blitzstrahl des Bannfluches, und verächtliche Schurken von Guelfen wurden in die Reihen kirchlicher Würdenträger gestellt. Unter die hier gemeinten Ketzer sind nicht nur die Visconti und andere zu Mailand, sondern auch diejenigen zu rechnen, welche sich zu jener bewillkommnenden Vorversammlung in Triest um den Kaiser eingefunden hatten und unter denen wir neben Marcus Visconti den freisinnigen Passerino Bonacosta von Mantua erblicken, ferner Can della Scala von Verona, den hochherzigen Mäcenas des mittelalterlichen Italiens, den immer jugendlich gerüsteten Apoll für die nur mühsam durch die christliche Welt wandernden Musen, und viele achtbare Gesandtschaften.

[2]) Wirklich ist eine Stelle sogar im päpstlichen Gesetzbuch und zwar im Decretum zu lesen, nach welcher der römische Bischof Hadrian I. im Jahre 774 auf einer Synode von 153 Bischöfen und Aebten Karl dem Großen, der gerade zu Rom anwesend war, das Recht zusprach, einen römischen Bischof resp. Papst zu bestellen und weihen zu lassen, selbst daß Karl der Schutzherr des Stuhles sein und alle Erzbischöfe und Bischöfe seines Reiches erst von ihm belehnt werden sollten, bevor sie geweiht werden dürften. Es ist indeß über die Aechtheit der Synode und der daran gehängten päpstlichen Verordnung viel gestritten worden, ja die Kirche selbst hat es stets unbegreiflich gefunden, daß sich eine derartige Angabe in ihrem eigenen Gesetzbuch lesen lasse und ihr himmlisches Reich so offenbar unter den Machtspruch eines weltlichen Fürsten stelle!

wie auch seine obbenannten Brüder. Sobald Ludwig das gehört, zog er aus Italien weg und kam nach Oberschwaben und gieng von da durch Ulm an den Rhein hinunter und kam nach Cöln, dann Mainz und Worms und Speier und in andere angrenzende Städte, die ihn alle beglückwünschend empfiengen. Aber fast alle Kloster- und Weltgeistlichen beobachteten in den Städten, die ihm geschworen hatten, den Bann. Wie er dies sah, setzte er andere Geistliche hinein, daß sie daselbst Gottesdienst hielten.

Als er dann ins Elsaß und nach Schwaben hinaufziehen wollte, widerstand ihm der Herzog Otto von Oestreich, der jüngere Bruder der Genannten, und stellte sich, vorzüglich damit jener in der Erweiterung seiner Macht nicht bis an die Gegenden des Bodensees zu kommen vermöchte, kräftig entgegen. Damals theilte sich eine kaiserliche Stadt im Elsaß, Namens Colmar, in auffallender Weise wider sich selbst. Denn indem die Partei der Herzoge von Oestreich dawider kämpfte, verlangte die Ludwigen anhangende Partei, daß er, wozu sie ihn, der damals um Hagnau [1]), ebenfalls eine kaiserliche Stadt, weilte, mit ernsten und innigen Bitten einlud, geruhen möchte zu ihnen zu kommen. Er hätte ihnen unverzüglich mit willigem Sinn und munterer Miene zugewinkt, wenn er nicht vom Herzog Otto, dem Bruder Leopolds, Widerstand und Hinderniß gehabt hätte.

Derselbe nämlich hörte, daß ihm dort eine Partei von Bürgern huldige und die Aufnahme Ludwigs mißrathe, ja untersage und verweigere und deshalb von der andern Partei schmählich verachtet und verworfen sei, daß sich Ludwig auch wegen der Inständigkeit der Bitten von seiner Partei aus den untern Gegenden, da es ihm auch sonst am Herzen gelegen wäre, zu ihnen zu kommen sich an-
Juli. schicke, und da sammelte er sehr erzürnt und aufgeregt ein großes Heer von starken und kräftigen Männern, ungefähr 1400 Reisige und 30,000 Mann Fußvolk, und belagerte die Stadt zur Sommerszeit bei sechs Wochen. Dieses Heer floß wie ein überfluthender und reißender Strom bei der genannten Stadt zusammen und umthürmte und engte sie von allen Seiten ein und man keuchte darnach, sie bis auf den Boden daniederzuwerfen. Auch umringten die Männer dieses Heeres nicht nur die Stadt, sondern nahmen wie Heuschrecken noch das an die Stadt stoßende Feld ein, um Ludwigen den Weg zu verschließen und zu verrammeln, daß er weder zu jener Stadt noch ins Land der Herzoge den Durchgang erhalten könnte. Und alle, die in selbiger Belagerung standen, waren wie Ein Mann zum Kampfe gegen Ludwig bereit, falls er sie anzugreifen versucht hätte. Allein im Gegentheil, als er von der Stärke und Menge und Tapferkeit der Heere des Herzogs Otto hörte, scheute er sich vor ihnen und wagte nicht weiter vorzudringen, sondern blieb gerade auf jener Stelle stehen.

Einige sagen, Ludwig habe in der Zwischenzeit, da der Herzog Otto Colmar belagerte, ein großes Heer gesammelt und mehr Reisige als der Herzog Otto, aber nicht so viel Fußvolk gehabt, und daß

---

[1]) Im badischen Seekreis, Amt Meersburg.

er sich vorbereitet habe mit Otto zu streiten, wenn sich nicht der König von Böhmen über die Beilegung des Streites dazwischen gestellt hätte. Denn da sich die Belagerung auf mehrere Tage hinauszieht, werden zwischen Otto und Ludwig durch den König von Böhmen Friedensbedingungen verhandelt. Wiewohl derselben viele und verschiedenartige waren, wies sie der Herzog Otto doch zurück, nicht zufrieden mit denen, die gerade ihm geboten wurden. Deswegen belagerte er die Stadt nicht weniger rauh und feindlich. Nachdem er sie nun mehrere Tage mit vielen Bedrängnissen geängstigt hatte, legte sich endlich der König von Böhmen so nachdrücklich dazwischen, daß er für die Stadt den Frie- 1330, e — 133
den erhielt und den König Ludwig und den Herzog Otto durch nachfolgende Verträge ins Bündniß brachte.

Der eine derselben war: daß Ludwig die Kosten zurückzuerstatten habe, welche Ottos Brüder in dem viele Jahre für die Erlangung des Reiches geführten Streit und Kampf mit ihm aufgewendet hätten, die 20,000 Mark betragen haben sollen, um welche sie durch ihn geschädigt worden waren. Zur Bezahlung derselben verpfändete Ludwig Ottonen und dessen Erben vier Städte des Reiches, nämlich Neuenburg, [1]) Rheinfelden, Schaffhausen und Zürich. [2])

Der zweite Vertrag war: Daß keiner den andern in seinen Rechtsgewalten [3]) hernach unmittelbar oder mittelbar hindere, sondern vielmehr mit allen Kräften erhalte und geflissentlich fördere.

In jenem Kriegszuge schickte der Bischof Rudolf von Konstanz, dem Geschlecht und Volk nach von Montfort, ein ritterlicher Graf, dem Herzog wie man ausgiebt 40 Reisige zu Hülfe, und er selbst war, so lange sich die Belagerung der Stadt ausdehnte, in eigener Person zugegen.

Als nun der König und der Herzog durch den Vermittler, den erlauchtesten König von Böhmen, zur vollständigen und freundschaftlichen Friedenseinigung gebracht waren, nachdem in der bewußten Stadt alles gehörig beseitigt und geordnet worden, kehrten sie zusammen durch das am Rhein liegende Land der Herzoge, nämlich durch die Stadt Seckingen und Brugg und Baden, Winterthur und Frauenfeld in ihre Gebiete heim.

---

[1]) Im Breisgau.

[2]) Es war eine angemaßte Methode der Kaiser, daß sie, wenn sie sich in Schulden befanden und zu deren Tilgung das Geld mangelte, als Gegenwerth beliebig Städte verpfändeten. Auf solche Weise machte Ludwig nun auch mit den beiden Herzogen Oestreichs, Albrecht II. oder dem Lahmen und Otto ab, die von den fünf Brüdern noch übrig waren. Im Jahre darauf bewilligte er ihnen überdies, daß sie in der Schweiz an seiner Statt die Regierung führen dürften und gleichsam als Reichsvicare nach Gutdünken zu schalten hätten. So erhielt Oesterreich aus des Kaisers eigener Hand, der es freilich nicht aus Groll gegen die Eidgenossen, sondern in Verlegenheit und Verbindlichkeit gegen Oestreich that, die ungehörige Berechtigung, Herr und Vogt der Schweizer zu sein. Allein diese scheuten sich nicht, Fürstenlaunen, die keinerlei Gesetz oder Vertrag zur Unterlage hatten, von dem unbefugt betretenen Wege zurückzutreiben und behielten, so klein ihrer Kräfte Umfang war, den unerschrockenen Muth, für ihre höchsten Rechte und Güter in standhafter Wehr einzustehen.

[3]) Der Begriff der jurisdictiones, wie der Text sagt, läßt sich kaum mit Einem Wort erschöpfen. Sie bedeuten vorerst den Umfang des Gebietes, innerhalb dessen die Uebung der Rechte geschehen darf, und dann die Rechte selbst, Gesetz und Gericht, die mit jenem Gebietsumfang als in ihn verwachsen dessen Besitzer zugesprochen sind, bedeuten anmit so zu sagen Rechtskreis und Rechtsinhalt. Wir haben den Ausdruck Rechtsgewalten gewählt, weil wir darein des Herrschers und des Richters Recht legen zu können glauben.

Ueber die bereits erzählte Belagerung habe ich gehört, daß, nachdem durch den vermittelnden Eifer und die treue Besorgung des Königs von Böhmen der König Ludwig und der Herzog Otto des Friedens Bündniß mit einander eingegangen hatten, der König von Böhmen durch den Umkreis des herzoglichen Lagers geschritten und zu der Schaar der Männer von Glarus gekommen ist und ihre Kriegswerkzeuge und Mordgeräthe, die Spieße, in der Volkssprache Helnbarten genannt, gesehen und mit Bewunderung gesagt hat: „O was für ein entsetzlicher Anblick ist diese Reihe mit ihren schreckhaften und gar furchtbaren Werkzeugen!" [1]).

Und so kam es denn, daß, um diese Geschichte zu schließen, Ludwig der Baier gegen die Meinung der Leute in das um den Bodensee liegende Land einzog. Denn noch kurz vorher schien den Landbewohnern sein Eintritt zu ihnen unmöglich. Nur wenige Zeit vor seinem Einzug wurde er nämlich bei brennenden Kerzen und dem Geläute der Glocken an den einzelnen Orten öffentlich von der Kanzel verlesen, daß er vom Oberhaupt der Kirche excommunicirt und als Ketzer zu erachten sei.

g. 6 u. 18 ebr. 27. Die Zürcher, die dem Herzog Otto als Pfand übergeben waren, widerstanden hartnäckig und verschmähten den Vertrag zu genehmigen, und deßhalb wurde an Zürichs Statt von Ludwig Ottonen Breisach [2]) verpfändet. Aber der Herzog Otto, welcher der Zürcher Rechtsverletzung und Widerspenstigkeit nicht gelassen auszuhalten vermochte, beschloß ihre Weinberge wegzureißen und ihre Stadt zu belagern. Sobald ihnen dies bekannt geworden, sammelten sie, ja dungen sie so zu sagen erstaunt und erschrocken arme, fromme, andächtige Leute dazu, einmüthig vereint in der Kapelle der Minderbrüder täglich mit ernsten und angestrengten Bitten den Herrn zu erflehen, daß sie aus den Händen derer, welche ihnen Böses zudächten, entrissen und in des Friedens Ruhe gesichert würden. Denselben reichten sie den nothwendigen Lebensunterhalt, so lange die Furcht auf ihnen lag, in Fülle; denn Tag und Nacht ohne Unterbruch verharrten jene im Tempel und flehten Gott für die Rettung der Stadt an. Ihre Gebete hat Gott, der aus der Höhe auf sie herniederschaute, erhört, wie man geziemend glauben muß. Denn wie der Ausgang der Sache erwies, wurden sie aus dem Verderben, von dem sie fürchteten, es komme über sie, wohlbehalten herausgezogen, indem der Herzog Otto, wie berührt worden, Breisach statt Zürich zum Pfand annahm.

Nach diesen Dingen nahm der Herzog Otto seine Lehen von dem thatsächlich zum Kaiser gewordenen Ludwig in Empfang, und in Ulm verschwuren und verbündeten sie sich, gegen alle ihre Feinde

---

[1]) „In dieser Reiß", sagt Tschudi, „hat Künig Johannß von Behem die von Glarus, so vor Collmar bi Hertzog Otten gelegen, für die baß bewapnisten Lüt geschätzt, die im ganzen Hörzug gewesen." Die Glarner erhielten auch in anderer Beziehung manch löbliches Zeugniß, im Ganzen recht viel schöne Worte, nur kein Geld, indem ihnen Otto den großen Sold, den er, um Leute zu gewinnen, in vorgespiegelten Summen versprochen, ohne weiteres vorenthielt und sie leer heimschickte. „Also", fährt Tschudi fort, „urloubet Hertzog Otto die von Lucern und Glarus, denen Er Sold verheißen, und gab Inen nützit." Das war Fürstenmanier damaliger Zeit, wo eben sowohl der Kaiser als das mit ihm rechtende Oestreich in beständigem Geldmangel standen, letzteres noch von den erschöpfenden Kämpfen mit den Waldstätten her.

[2]) Am Rhein, im badischen Oberrheinkreis.

sich und das Ihrige gegenseitig zu vertheidigen. Von der Zeit an enthielten sich viele Städte, fast alle sowohl der Herzoge als Ludwigs, des Gottesdienstes, und manchmal mußte die Geistlichkeit ernstlich herbeigenöthigt und angetrieben werden, den Gottesdienst wieder zur Hand zu nehmen, und eine Anzahl willfahrte, indem sie weder das gefällte Urtheil noch die göttliche Rache fürchteten.[1]) Viele waren auch ungehorsam und wurden deshalb von ihren Stellen vertrieben, und so entstand zuletzt eine beklagenswürdige Verunstaltung der Kirchen. Die eine nämlich in der Meinung, sie sei von dem Urtheil des Kirchenbannes unberührt, that in der Feier der göttlichen Lobpreisungen unerschrocken und sicher den Mund auf; eine andere aber im Gegentheil mit der Annahme, sie sei von der Strafe des Kirchenbannes getroffen, hob die Orgeln auf, die dem Herrn sangen. Und diese Kirchen richteten einander gegenseitig ungünstig und hatten, was noch wunderlicher ist, wenn sie in der Abhaltung des Gottesdienstes schwiegen, bei geschlossenen Thüren keine Gemeinschaft mit einander, sondern schlossen häufig einander aus; auch wenn sie sangen, wichen sie eine die andere aus; „eine jede war," — um gleichsam nach dem Wort des Apostels zu reden — „in ihrem Sinne reich."[2]) Diese beklagenswerthe Verschiedenheit aber wurde nicht nur wegen der Verschiedenheit der Gewissen, die bald richtig bald irrthümlich dachten, sondern auch daher verursacht, daß die Rechtskundigen, die darüber befragt wurden, die Lehrsätze des Kirchenrechtes verschiedenartig auslegten.

Nachdem, wie ich gesagt habe, Ludwig aus Italien gezogen war, zeigten fast alle Lombarden und die andern Italiäner gegen ihn und auch den Papst Widerstand, weil der Herr Azzo, der Sohn des Galeazzo von Mailand, und der Can von Verona und der Graf von Montferrat sich gegenseitig wider alle Menschen verbündeten, daß sowohl jeder, was er in der Umgegend sich unterthänig machen könne, dies behalten dürfe als auch daß die andern ihm dazu verhelfen müßten. Und deshalb zog der König von Böhmen zum zweiten Mal im Namen des Papstes und Ludwigs und dem seinigen hin, um sie zu unterwerfen und zurückzubringen.[3])

---

[1]) Es ist der über den Kaiser verhängte Bann gemeint und dazu die Strafe, die Gott bestimmen werde, wann derselbe als in Gottes Namen vom Papste ausgesprochen verletzt würde. Dennoch wurde er nicht überall und von denjenigen Geistlichen, die sich daran hielten, nicht gleichmäßig beobachtet, hatte ja Johann **XXII.** auch unter dem Klerus gar nicht nach jeder Seite den Ruhm eines würdigen Papstes und daher in diesem Stande seine entschiedenen Gegner!

[2]) Röm. 14, 5.

[3]) Das ist ganz richtig, daß sich zuletzt alle Italiäner, von welcher Partei sie immer sein mochten, einmüthig verbanden, um gegen Ausland und Ausländer insgesammt gemeinschaftliche Sache zu machen. Und wahrhaftig, es war ihnen nicht zu verdenken, wenn darin auch manche vermeintliche Pflicht oder Ehre verletzt schien. Der Fluch, der Ludwigen auf seinem Römerzug begleitete, war, wie schon bemerkt, die maßlose, aus beständigen Erpressungen und Brandschatzungen saugende Geldsucht, welche endlich auch die besten Freunde des Kaisers erbitterte und von seiner Sache abkehrte. Unter des Kaisers Hand war um Geld jede Stelle feil, jedes Land käuflich, und was er als Oberhaupt that, machten seine deutschen Statthalter und Schultheißen als capitanei der Städte getreulich nach. Hinter des Kaisers Rücken verhandelten sie mit den italiänischen Beamten, steckten das Geld in die Tasche und suchten das Weite, ohne dem Kaiser ein Wort zu berichten oder einen Soldo einzuhändigen. Der hier genannte Azzo Visconti, der Sohn jenes Galeazzo I., kaufte mit einer großen Summe Ludwigs Feder, daß sie ihm Mailands Herrschaft verschrieb, machte hernach mit den kaiserlichen

Hierauf huldigten der Bischof von Konstanz, Eichstädt, Bamberg und recht viele andere Ludwigen und empfiengen von ihm seine königlichen Begabungen und Belehnungen, weswegen sie excommunicirt wurden und in die Ungnade des Papstes fielen. Gleicherweise wollte der Kaiser auch den Bischof
August. von Straßburg gezwungen haben zum Gottesdienst und seine königlichen Begabungen anzunehmen. Dieser widersetzte sich mannhaft und verdammte eher Ludwigen und dessen Partei, als daß er sich selbst hätte verdammen lassen,[1]) so daß ihn der Kaiser nicht überwältigen konnte. Doch wurde zuletzt Friede und Vereinbarung zwischen ihnen unter der Bedingung gestiftet, daß beide in ihrem Stande verbleiben sollten.

Vom Papste Johann XXII. dieses Namens will ich mehreres nach einander erzählen, was den Lesern nicht mit Unrecht Staunen und Schrecken einflößen könnte, weil es die ganze Kirche erschüttert hat, denn er übte oder förderte oder veranlaßte solche Thaten, welche in den vergangenen Jahren und seit einem Jahrhundert nicht gehört wurden noch ferner werden, wie zu hoffen ist.

Von einem Irrsinn geleitet bemühte er sich mit Gründen und Beweisen darzuthun, daß Christus sammt seinen Jüngern eine reine Armuth nicht gehabt, sondern mit ihnen gemeinschaftlich Eigenthum gehalten und von demselben, wenn Gelegenheit oder Nothwendigkeit es erheischten, Gebrauch gemacht habe. Mit solchen und ähnlichen Worten ging er auf dem Wege der Untersuchung darauf aus, die freiwillige und vollständige Armuth Christi umzustoßen und zu entkräften.[2])

Vasallen ab und ließ ihn, den großen Herrn, geprellt seines Weges ziehen. Das Heer Ludwigs schien zuletzt von oben an bis unten wie eine gewaltige Marktbude aus lauter Mäklern und Händlern zusammengesetzt. Kaum war Ludwig aus Italien abgegangen, stellte sich Johann von Böhmen ein, der geldgierigste und ländersüchtigste von allen. Er hatte eben noch seinen jüngern Sohn, Johann Heinrich, ein eigentliches Kind, mit des Herzogs von Kärnthen ältester Tochter, mit der äußerst häßlichen Margaretha Maultasch — habe von ihrem großen Munde so geheißen — der Erbin Tyrols verlobt, und eilte dann rasch auf eine Einladung hin, deren Vollzug allerdings weder der Kaiser noch der Papst entgegenstanden, nach Oberitalien, um vor der Hand der um sich greifenden Waffenmacht des neapolitanischen Königs Robert Schranke zu setzen. Da begann das alte Spiel von neuem, die deutschen Interessen und die persönlichen Gewinnste Johanns drängten sich vor jeder italiänischen Sache voran. Was Wunder, daß den Italiänern endlich die Augen aufgiengen und alle Parteien, mochten sie guelfische oder ghibellinische Tendenzen verfolgen, erkannten, ihr gemeinsames Unheil komme von außen; wollten sie einen glücklicheren Zustand schaffen, so müßten sie sich von innen ermannen und vereint gegen außen wirken. Das geschah nun. Die Visconti von Mailand, die Scala von Verona, die Gonzaga von Mantua, die Grafen von Este im Venetianischen, und die von Montferrat im Sardinischen, sie alle traten mit dem sonst verhaßten Robert von Neapel in ein Schutz- und Trutzbündniß, um die deutschen Blutsauger zu vertreiben, und auch Johann mußte das Land räumen. Die Geschichte verdollmetscht die Räthsel ihres Buches immer selbst, in der Vergangenheit legt sie den Schlüssel zu dem ab, was in der Gegenwart wird und in der Zukunft werden soll. Der vererbte Haß, der den Italiäner gegen die Tedeschi bis auf den heutigen Tag durchdringt, ist ein natürlich entsprungener Dorn aus hundertjährigem Samen!

[1]) Nämlich durch den Papst, was der Bischof zu gewärtigen gehabt hätte, wenn er auf die Forderung des Kaisers eingegangen wäre.

[2]) Der große lange Streit, den uns der Chronist hier beschreibt, könnte uns, wie er über die Armuth Christi geführt worden, fast übertrieben und geradezu lächerlich scheinen, ist aber sowohl darin, auf welche Art er entstand als darin, zwischen wem er statthatte als darin, was er für Folge brachte, sehr beachtenswerth. Es lag im innersten Sinn des Barfüßerordens, eine christliche Lebensgestalt gegen die Weltlichkeit des Besitzes und Genusses aufzustellen, daß diese Gestalt, eben in ihm, dem Orden, verkörpert, als eine Nachfolgerin des Herrn in der nackten Armuth einherwandle. Jedem andern Orden hieß die so unbedingt geforderte Weltentsagung und Selbstentäußerung zu schwer und selbst unter den Franziskanern

Da ihm die Minderbrüder die Zustimmung nicht zeigen wollten, sondern ihm mannhaft widerstanden und behaupteten, daß seine Rede falsch und irrig sei, und die Armuth Christi in Predigten, Vorlesungen, Gesprächen als vollständig sowohl für ihn selbst als in Gemeinschaft mit andern durch die klarsten Beweise und viele unumstößliche Gründe heraushoben und hochstellten, fieng er an jenen Brüdern gram zu sein und ihnen lästig zuzusetzen und wandte zu ihrer Verfolgung nicht geringe Mühe an. Seine Gönner hingegen, die Prediger, behandelte er mit einem vorzüglichen Wohlwollen und begünstigte sie beständig durch viele Wohlthaten.

Damit er aber die Minderbrüder leichter und bequemer umböge, auf seine Seite zu treten und ihm beizustimmen, hieß er ihre allgemeinen Capitel an den ihm benachbarten Orten abhalten, damit er sie daselbst durch Drohungen und Abschreckungen in der genannten Frage zu der Behauptung seines Standpunktes umdrehen könnte. Denn er und seine Partei läugneten dort nicht wenige leichtfertige Ansichten weg und nahmen mit jenen die Armuth Christi an. Aber die zerstreuten Brüder, die da zusammengekommen waren, bestanden einmüthig wie eine marmorne Säule unbeweglich in dem Bekenntniß der heiligen Armuth, und ließen sich eben weder durch seine Schmeichelworte verführen noch durch seine Schreckbilder erschüttern. Besonders aber durch die Königin von Apulien, die Gemahlin

---

gab es eine Entzweiung, bis die strengere Partei als die ächten Minoriten allein stand und sich mit dem Troste selig pries, in der Entbehrung und Duldung die Wundenmale des Leidens dem Herrn und ihrem eigenen Ordensstifter nachtragen zu dürfen. Wenn sie nun den kleinsten Genuß wie die unschuldigste Freude als gefährliche Berührungspunkte mit der Welt von sich wiesen, so war es etwas ganz natürliches, daß sie sich zur Rechtfertigung ihres Grundsatzes auf die höchste Autorität, auf Christum selbst beriefen, und sollten sie an ihm das vollkommenste Vorbild ihres eigenen Lebens haben, so durften sie ihm auch nicht den mindesten Besitz zukommen und dadurch die gepriesene Armuth des Gottessohnes trüben lassen. Daher die zähe Festigkeit der Minderbrüder in diesem Dogma, dessen Wichtigkeit sie allen andern Dingen voransetzen und natürlich weit überschätzen. Die Dominikaner aber, die den Schwerpunkt ihres Ordens weit mehr in das Predigtamt als in die Selbstverläugnung verlegten, mußten unwillkürlich zu einem gewissen Widerspruche gereizt sein, wenn der gegenüberstehende Orden in der Armuth Christi und in der Armuth überhaupt einen so großen Lehrsatz des Glaubens und eine das Seelenheil so gewaltig bedingende Verpflichtung auskündete, und es war vorauszusehen, daß es bei der ohnehin spröden Haltung der beiden Orden gegen einander wenn je in einem Punkte gerade in diesem zu einem namhaften Bruche komme. Es war also Abwehr und Rechtfertigung ihrer selbst, daß die Dominikaner dem Heiland einigen Besitz, je nach dem dringendsten Bedürfniß und, wie sie sagten, nicht sowohl zur Verwendung für sich selbst als vielmehr für andere, zusprachen, damit auch sie nicht als abtrünnige Schafe des Hirten zum Vorschein kämen, falls sie mit einem Gut dieser Welt und in dessen Genuß getroffen würden. Aber vollends eine angestrengte Vertheidigung pro ara et foco war es von Johann XXII., daß er alle Kräfte zusammenraffte, das inbrünstig vertheidigte Dogma der Minoriten von der gänzlichen Armuth Christi darniederzuhalten. War ja doch Johann, er, der Papst und Kirchenfürst der abendländischen Christenvölker, der geübteste Staatsökonom und Geldspekulant seines und noch manches andern Jahrhunderts, er, der am päpstlichen Hofe die heillosen Kanzleitaxen einführte, der sich für seine Kasse die Annaten oder die Einkünfte von dem ersten Amtsjahr eines Bischofs ersann, der aus allen geistlichen und weltlichen Geschäften wie aus einem Meerschwamm irgend einen Brunnen oder irgend einen Tropfen Profit zu drücken wußte, er, der, als er 90 alt 1334 starb, seinen Verwandten 17 Millionen baare Goldgulden und 7 Millionen an Silbergeschirr und Edelsteinen hinterließ, eine nach dem Geldwerth der damaligen Zeit ungeheure Summe! Wie hätte sich im Munde eines solchen Mannes auch nur Ein Wort für die alles verläugnende Armuth Christi ausgenommen! Wie hätte er, der da der getreueste Nachfolger und geradezu der Statthalter Christi hieniden hieß, Gefahr laufen müssen, Angesichts der gesammten Christenheit mit dem eigenen Mund sich ins Gewissen zu schlagen und über Handel und Handlungen seines hohen Amtes das ungnädigste Urtheil selber zu sprechen!

des Königs Robert[1]), hatten sich die Brüder in den einzelnen Capiteln äußerst fest gezeigt, bei der so erhabenen Armuth Christi zu verharren. Denn in den ungemein nachdrücklichen Briefen, die von ihr dorthin gerichtet wurden, ermahnte sie als eine Frau, die von Gott belehrt und mit Lichtstrahlen aus der Höhe erhellt war, die genannten Brüder als Anhänger der Armuth Christi, standhaft und unerschüttert auf derselben zu bestehen. Am hl. Franziskus, dem glühendsten Anhänger der wahren und vollkommenen Armuth Christi, wie es in seiner Lebensgeschichte klar zu lesen ist, wurde sie ja durch fünf ihm von oben aufgeprägte Wundenmale wie durch Bullen und Siegel auf das sicherste bestätigt.

Als diese und ähnliche Worte der Königin abgelesen waren, wurden die Brüder von einer unermeßlichen Freude durchströmt und unaussprechlich begeistert, ihr in diesem Stück zu gehorsamen. Und, um die Wahrheit zu gestehen, wenn sie geschwankt und ihren Fall, was ferne war, zu thun den Anschein gehabt hätten, so hätten sie, durch der Königin Mahnungen, die kostbarer als Gold und Silber waren, wie durch einen Pfeiler aufgerichtet, doch Stand gehalten; weil sie eben als eine, die den Orden mit inniger und herzlicher Zuneigung liebt, dessen Sturz bestmöglich verhütete.

So wie nun der Papst sieht, daß die Brüder unüberwindlich sind und in ihrem heiligen Vorsatze unabänderlich beharren, läßt er, um seine Absicht erreichen zu können, das allgemeine unmittelbar darauf abzuhaltende Capitel bei Strafe seiner Ungnade in der Stadt Paris statthaben, damit er sie an einem ihm unterthänigern und bequemern Orte ergreifen, die Ergriffenen gefangen setzen, die Gefangenen abwendig machen und ihre Herzen zur Uebereinstimmung mit ihm bekehren könnte. Sie, wie ich früher gesagt habe, blieben, abermals gestärkt, unbeweglich standhaft. Denn sie wurden durch den König der Franzosen[2]), der dort regierte, so sehr beschützt und behütet, daß alle wider Willen des

---

[1]) Man kann es auffallend finden, daß die Gemahlin Roberts die Sache der Minderbrüder so warm zu der ihrigen macht und dadurch in einem gewissen Schein des Papstes Gegnerin wird. Hielt doch ihr Gemahl jederzeit als ein fertiger Haudegen das blanke Schwert zu Schutz und Ehr des apostolischen Stuhles in der Hand, und konnte es ihm in dem vorliegenden Streit, betraf es auch nur eine Lehre und kein Land, immerhin nicht gleichgültig heißen, ob der Papst, der einst sogar sein Kanzler gewesen, unter den Angriffen eines so beliebten und mächtigen Ordens, wie die Minoriten damals bildeten, leiden und sein Stuhl wanken müsse oder nicht, mit dem ja auch die Interessen der neapolitanischen und im weitern Umfang der guelfischen Partei verknüpft waren. Freilich stieß Johann mit seiner Habgier und Selbstsucht auch bei dem besten Freunde an und verletzte Neapels König gewiß sobald als jeden andern, da Robert gerade an dem nämlichen Fehler, einer unbezähmten Geld- und Ehr- und Herrschsucht krank war und sich für Päpste und Papstthum eigentlich nur da auf das Feld hinauswagte, wo für ihn selber etwas zu gewinnen in Aussicht stand. Um so mehr allerdings hat ein Wort aus dem Munde, ein Brief aus der Feder der Gemahlin eines solchen Fürsten für die Armuth Christi ein etwas eigenes Ansehen; allein der lebendige Eifer der Königin mag weniger dem Dogma gegolten als eine gewisse Anhänglichkeit an den Orden zum Grunde gehabt haben, dem ihr Herz, wie Vitoduran selbst bemerkt, in besonderer Weise zugethan war. Ist aber bei ihr auf das Dogma als solches hingezielt worden, so müßte man annehmen, sie sei einer von ihrem Gemahl ganz abweichenden Denkart nachgegangen und habe mitten in ihrem Fürstenstande einen geheimen Zug gepflegt, der sie an jener geistlichen oder klösterlichen Weltentsagung hohes Wohlgefallen finden ließ, was ja wohl denkbar wäre.

[2]) Auch diese Angabe Vitodurans kann seltsam scheinen, da sie in das Verhältniß zwischen dem königlichen Hof zu Paris und dem apostolischen Stuhl zu Avignon nicht recht passen will. Wir wissen, daß schon die Wahl Johanns als eines Franzosen durch französische Gewaltthätigkeit erzwungen war und er seinem Heimatlande immer ein ergebener Diener, ja ein blindes Werkzeug verblieben ist. Dennoch läßt sich die Sache, bei hellerem Licht besehen, hier wieder erklären. Die Fürsten allerwärts erfuhren gar bald, wessen sie sich von dem neuen Papste zu versehen hätten, als er allen Völkern die

Papstes und gegen ihre eigene Hoffnung in ihre Provinzen zurückkehrten. „Es giebt ja keinen Rathschlag wider den Herrn, der die, so auf ihn hoffen, rettet.“ [1]) Als aber die Brüder in Paris zusammengekommen waren, fanden sie die ganze Stadt aufgeregt und sehr beunruhigt; des Papstes böswillige Absicht war ihr eben kund geworden und sie fürchtete, die Brüder möchten, durch den gegen sie wild wüthenden Zorn des Papstes erschüttert und erschreckt, von ihrem heiligen Vorsatze abspringen und einig mit dem Papste die Armuth Christi, die vom Ursprung der Kirche an gepriesene und durch alle Kirchen feierlich gepredigte, läugnen und so folglich der Verband des rechtmäßigen Glaubens abgebrochen werden, der auf immer unverletzt erhalten werden sollte. Da jedoch die Brüder der verschiedenen Zungen, von verschiedenen Nationen dort in zahlreicher Menge versammelt, sich erhoben, um das Wort Gottes vorzutragen, und die Rednerbühnen bestiegen, lauschte sowohl die Geistlichkeit als das Volk mit gespannten Ohren, ob die Behauptung der Armuth Christi oder deren Wegläugnung aus ihrem Munde hervortrete. Sobald aber die ganze Menge erkannte und hörte, daß sie gleichmäßig und entschieden die Armuth Christi aussprachen, wurden sie mit unsäglicher Freude erfüllt und sagten: „Gepriesen sei Gott, welcher den Glauben, außer dem kein Heil ist und von dem wir schon fürchteten, er stürze zusammen und werde bei einem seiner bedeutungsvollsten Artikel umgestoßen, nicht nur so gnädiglich erhalten, sondern auch auf das herrlichste erhöht hat, so daß derselbe, da nun der gefürchtete Zweifel glücklich verscheucht ist, fest und richtig fortdauert. Laßt uns bedenken und fleißig erwägen, welch große Gefahr über die Kirche gestürzt wäre, wenn der Glaube in dem hochheiligen Bekenntniß der Armuth Christi unterlegen wäre. Denn wenn diese Leuchte ausgelöscht und unterdrückt worden wäre, was anderes als die dichteste Finsterniß wäre zurückgeblieben!“ Hier stand,

---

Clementinen, die Verordnungen seines Vorgängers überbinden wollte, in denen mit unzweifelhafter Entschiedenheit die weltliche Gewalt in die Abhängigkeit von der geistlichen gestellt und der Papst als Stellvertreter des Kaisers erklärt ist, falls des letztern Thron in einem Zwischenreich unbesetzt sein sollte. Von dem anmaßenden Geist, der in den Clementinen über den apostolischen Stuhl weht, ließ sich Johann gern übernehmen und mischte darein noch seinen maßlosen Egoismus, so daß er sich seinem Zeitalter unter dem vorgehaltenen Kirchenschild seines göttlichen Hirtenberufes als ein hierarchischer Zwingherr in jeder Beziehung zu erkennen gab. Aus seinem Schreibpult gieng eine mahnende oder drohende oder zurechtweisende Epistel bald an diesen, bald an jenen Hof ab. Scheute er sich doch nicht, dem Könige von Frankreich, dem geliebtesten unter seinen Söhnen, in einem Briefe einen derben Verweis zu geben, daß er sich in der Kirche unanständig betrage, daß er während der heiligen Messe plaudere; er müsse sich eines bessern Verhaltens und Gehorsams befleißen, wenn er seinen, des geistlichen Vaters, und der Kirche, der himmlischen Mutter, Segen nicht verlieren wolle! Vor einem solchen Oberherrn mußte es selbst einem sogenannten Freunde bange werden und konnte auch einen König von Frankreich das Gelüst anwandeln, einer gegnerischen Seite ein paar freundliche Blicke zuzuwerfen oder sogar einen offenen Schutz zu spenden. Man übersehe nicht minder, daß der französische Herrscher gar leicht die seinem Thron sehr dienliche Berechnung machen konnte, es sei besser mit einem so mächtigen Orden sich zu befreunden als irgendwie zu verfeinden, da derselbe, während der andere Clerus durch unwürdiges Wesen sich erniedrigte, durch seine strenge Lebensweise einer hohen Achtung im Volke genoß; da er ferner die berühmtesten Lehrer der Dogmatik und des canonischen Rechtes bereits auf allen höhern Schulen und Universitäten zu seinen Mitgliedern zählte; da er endlich die Führer der Scholastik, dieser alles mit der spitzfindigsten Schärfe zersetzenden Schulmethode, in seiner wohl geschlossenen Kette sah, womit dem Orden gefährlichere Waffen als mit Schwert und Bann zu Gebote standen.

[1]) Vgl. Sprüche Salom. 21, 30 und Psalm 17, 7.

wie man glaubte, Petri Schifflein Schiffbruch zu leiden in Befürchtung, denn von den Stürmen herumgeschüttelt schien es unterzusinken und verloren zu sein; es konnte jedoch nicht, durch Gottes Gewalt erhalten! So wurde das ganze Volk erfreut, als es die wundersame und unerwartete Festigkeit im heiligen Glauben an den Bekennern des armen Gekreuzigten, den Minderbrüdern, kennen gelernt hatte. Wie sehr daher diese ärgerliche Stellung des Papstes dem katholischen Glauben Schaden und Abbruch geleistet habe, kann ein einsichtiger Mensch bemerken. Denn in allen Ländern, Gegenden, Gebieten, Winkeln, Himmelsstrichen der Gläubigen erscholl es und brachte Unzähligen Anstoß und Bedenken in dem sonst bewährtesten Glauben; solche, die vorher fest waren, sind eben zweifelnd und hinkend und taumelnd geworden.

Die Predigerbrüder, welche in der erwähnten Stellung die Partei des Papstes begünstigten, malten, was schon zu hören fromme Gemüther fliehen, zur Verachtung und zum Schimpf der Minderbrüder und demzufolge zum Aergerniß der ganzen Kirche oder ließen malen Christum mit Kästchen und Schächtelchen, wie er seine Hände in sie steckt, um Geld herauszunehmen, und malten, was für Andächtige ein Schauder zu sagen, zu sehen oder zu hören ist, an den Wänden der Klöster und wo ein häufiger Durchgang der Leute war, Christum hin am Kreuze hangend, mit der einen Hand an den Arm des Kreuzes geheftet, während er mit der andern Geld faßt und es in die an seinem Gürtel hangenden Beutel schiebt. Das alles geschah, damit denen, die es beschauten, klar würde: Christus habe Eigenthum gehalten.

Am meisten aber Feind und über die Maßen hart war der Papst gegen die Vorsteher und die Vorsitzer der Capitel und die Ordenshäupter der Minderbrüder, nämlich gegen den Ordensgeneral und seine Zugehörigen, die zu Avignon lebten.

Da er sie aber durch Drohungen, Schmeicheleien und Schreckmittel nicht zur Uebereinstimmung mit ihm bringen konnte, versuchte er Hinterlist, wie er sie fangen und durch die Schmutzgrube des Gefängnisses und durch scheußliche Strafen quälen oder, wie Einige meinen, daß er sie tödten und auf die schmerzhafteste Weise ermorden könnte. Und da er dies sofort zu thun beschlossen hatte, ergriff der Ordensgeneral, Michael [1]) mit Namen, ein Mann durchaus an Geschlecht, Wissenschaft und Ehr-

---

[1]) Michael von Cesena, Stadt im Kirchenstaat, noch jetzt Bischofssitz. Der Ordensgeneral führte mit dem Oberhaupt der Kirche einen heftigen Streit und zog diesen durch mancherlei Schriften hindurch, um in gesammelten Beweisstücken der ganzen Christenheit aufzudecken, unter welchem falschen Hirten sie stehe und was für ketzerische Lehren von dem Stuhl Petri in die Welt ausgehen. Doch drehen sich alle Streitschriften und alle in den Schriften vorgebrachten Streitfragen um den Einen Angelpunkt, ob Christus und die Jünger Eigenthum besessen hätten oder nicht. Der Papst legte alle Stellen der hl. Schrift zu Gunsten seiner Ansicht aus und Michael zog ihn eben deshalb vor den Richterstuhl der Kirche, machte ihm den Vorwurf, daß er die Schrift verfälsche, und gab ihm Schuld, er schmälere die Hoheit und das Verdienst des Gottessohnes. Von diesem Bibelfälscher, schrieb Michael, werde behauptet, Christus habe schon von der Empfängniß an als erkorener König der Welt die Herrschaft über alle zeitlichen Dinge von Gott bekommen; Christus habe in keinem Worte aller seiner Evangelien den Aposteln und deren Schülern befohlen, sie müßten einen irdischen Besitz aufgeben; die Apostel hätten ihr Eigenthum im jüdischen Lande nicht der Vorschrift Christi wegen, sondern deshalb verlassen, weil sie voraussahen,

barkeit der Sitten ausgezeichnet, mit Bonagratia [1]), dem erfahrensten Rechtskundigen, und andern Brüdern, höchst geistreichen Gottesgelehrten auf freundschaftliche Mahnung die Flucht und wurde mit vielen ihm vom König Frankreichs beigeordneten Reisigen über Meer in hurtiger Fahrt an ganz sichere und von des Papstes verwegener und unvernünftiger Gewalt weit entfernte Orte gebracht. Sie forderten zuletzt den oftgenannten Ludwig zum Schutz auf und suchten bei ihm Zuflucht und wurden unter dem Schatten seiner Flügel lange Zeit vor dem Angesicht des Feindes beschirmt und in allen Bedürfnissen des Lebens säuberlich versorgt. Sobald der Papst ihre Flucht merkte, schleuderte er den Kirchenbann jeglicher Art gegen sie und erpreßte von den Brüdern die Ausstoßung derselben aus ihrem Orden. Obwohl sie edle und ganz lobenswerthe Glieder des Ordens gewesen waren, schnitten die Brüder, freilich im tiefen Schmerz, mit einer grausamen Wehmuth des Herzens, um des Papstes Gunst zu gewinnen und die übertriebene Heftigkeit seines Unwillens zu mäßigen, weil er gegen sie seinen ganzen Ingrimm entzündet hatte, sie doch als welke oder faulige Glieder vom Orden ab. Hierüber bin ich in hohem Grade bestürzt worden, weil Ruhm und große Zier durch sie unser Orden erhielt, weil sie darin wie ein hellfunkelnder Stern schimmerten und in der Welt wie ein Stern mitten im Nebel und sogar wie ein neues Gestirn, ja wie die Sonne ganz lichtvoll strahlten.

---

sie müßten zu den Heiden übergehen; ja bis auf das alte Testament, klagte Michael, greife die Lügenzunge des Papstes zurück und lege diejenigen Stellen der Propheten, die von einem geistigen und ewigen Reiche Christi handeln, von einem zeitlichen und weltlichen aus, in welchem der Herr auch selbst irdische Güter, irdische Gewalten besitzen und genießen werde. — Der Streit, in welchem es auch der Papst nicht an Gegenschriften ermangeln ließ, wurde beiderseits mit leidenschaftlicher Bitterkeit geführt und man konnte fast von Tag zu Tag die eilenden Schritte oder steigenden Grade zählen, in denen er wie eine im Lauf wachsende Welle durch allerlei Classen griff und von unten bis hinauf an den Kaiserthron anschlug. Der Kaiser hieß die Waffen, welche die Minoriten in den Streit trugen, von ganzem Herzen willkommen; er konnte sie als Schutzwehr trefflich gebrauchen, um die Todespfeile des über ihn selbst geschleuderten Bannfluches abzustumpfen oder vielmehr auf den Feind zurückzuschicken. Er versäumte es wahrlich auch nicht. Denn in eigenen Urkunden, mit kaiserlichem Namen gefertigt, fiel er über die Ketzereien des ungläubigen Papstes her und wies ihn, der immer bei andern die Flecken zu einer Verdammniß zusammenrechne, in triftiger Manier dazu an, erst einmal sich selbst von besudelnden Fehlern zu säubern. Auf diese Seite, wo die unbedingteste Armuth Christi und der Apostel verfochten wurde, stellten sich ferner alle Spiritualen, Fratrecelli, Begharden, auch wenn sie nur als Tertiarier dem Orden beigezählt waren, so wie denn auch der weitaus größte Theil des Volkes. Dawider erhoben sich wie eine Heeresmacht um den apostolischen Stuhl geschaart die Dominikaner, die noch die besondere Gewalt in den Händen hatten, daß sie das Richteramt der gefürchteten Inquisition versahen. Sie benützten ihrerseits ebenfalls alles, Kanzel und Beichtstuhl, Bann und Interdikt über den Kaiser, um ihn als Feind der Kirche in Verachtung zu bringen und wo möglich vom Throne zu stoßen. Sie waren immer im Eifer zu treffen, an den mit dem Banne belegten Orten die Leute in Angst um ihr Seelenheil zu versetzen und den Gottesdienst aufzuheben oder, wenn er von andern vorgenommen werden wollte, zu unterdrücken. Aber oft wurden sie des Amtes Pflicht zu vollbringen vom Volke gezwungen, das ihnen vereinzelt und schaarenweise drohte, ihnen ihre Klöster oder Kirchen in Brand zu stecken.

[1]) Er war ein italiänischer Franziskaner, im Orden sehr angesehen, in der Rechtsgelehrsamkeit gründlich bewandert. Bei den Zeitgenossen führte er darum den bezeichnenden Namen almarium (= armarium) seu scrinium quasi totius juris. Von dem Kaiser aufgenommen leistete er ihm später, wie überhaupt die Minoriten, die Johann zu seinem größten Schaden von sich gestoßen, die wichtigsten Dienste und verfaßte ihm unter andern jenes lateinische Manifest, das als eine bedeutende Gegenschrift gegen die Clementinen galt. Mit überlegter und überlegener Sprache ist darin der umgekehrte Standpunkt als der richtige dargethan, daß die weltliche Gewalt nicht aus der geistlichen komme noch unter ihr stehe, sondern selbstständig walte und in unabhängigen Rechten regieren dürfe. Von dieser allgemeinen Frage lenkte Bonagratia über auf das besondere persönliche Verhältniß zwischen Ludwig und Johann und stellte es vor der Welt ins Licht, daß die muthwilligen Prozesse, die von Avignon aus gegen den Kaiser betrieben wurden, alles Grundes und Rechtes entbehrten.

In dieser Verwirrung eilte ein Provinziale der Brüder in Oberdeutschland, der Bruder Heinrich von Thalheim [1]), ein ausgezeichneter Lehrer der Gottesgelehrtheit, sammt einem mit ihm vertrauten Lesmeister zum Kaiser. Er wurde von ihm ehrenvoll aufgenommen und zu seinem Canzler bestellt, führte zuletzt aber, von selbigem Amte entlassen, glänzend und reich durch den Kaiser versorgt, in Augsburg, einer vorzüglichen Stadt Schwabens, ein ruhiges, von allem Lärm weltlicher Geschäfte geschiedenes Leben. Sein Genosse hingegen erlangte vom Kaiser und von dem durch diesen gewählten Papst das Bisthum Vercelli [2]). So lange er in demselben waltete, setzte er sehr viele Priester und andere Geistliche ein. Er verzichtete zuletzt, von Reue bewogen, auf das Bisthum und suchte das Joch des Herrn, das er mit dem Austritt aus dem Orden von sich geschüttelt, wieder und unter dem Versprechen, er wolle die seinen Fehltritten entsprechende Strafe der Besserung bestehen, erlangte er sogleich die Aufnahme in den Orden. Der Lehrer Heinrich handelte nach ihm ähnlich und kehrte zum Orden zurück. Aber Bonagratia bezahlte außer demselben die Schuld der menschlichen Natur [3]).

Unter so bewandten Umständen nannten der Papst und der Kaiser einander gegenseitig Ketzer und jeder von ihnen hob die Fehltritte des andern gegen ihn heraus und führte sie vor. Damals
April
7. Jan.
auch appellirte der Kaiser durch den Bruder Bonagratia, der zu jener Zeit noch lebte, den weitaus größten Rechtskundigen, der bei ihm, wie ich gesagt, mit dem Ordensgeneral Michael in Baiern sich aufhielt, von dem Papste an den künftigen Papst oder an ein Concil. Der Papst aber excommunicirte ihn mit allen einzelnen Personen, die ihm Rath, Hülfe oder Gefälligkeit leisteten. Außerdem belegte er mit dem Banne die Länder der einzelnen Personen, von welcher Lebenslage, Zustand, außerordentlichen Bedeutung diese sein mochten, die ihre Lehen von ihm annahmen oder ihm einen Eid ablegten oder einem andern in seinem Namen, und ihm Rath, Hülfe oder Gefälligkeit erwiesen. Auch die Universitäten, die ihm Aehnliches thaten, belegte er mit dem Banne. Dieser Kirchenbann dauerte gemeiniglich etwa 9 Jahre. Als sich daher so lange die unheilvolle Aufhebung der Orgeln hinauszog, kamen sehr viele Uebelstände hervor, welche im 6ten Buche der Decretalen die Decretale «Alma mater» beginnend berührt, nämlich Gottlosigkeiten der Menschen, ein Aufwuchern der Secten, ein bemerkens- und beweinenswerthes Erlöschen des Glaubens.

---

[1]) Ein schwäbischer Franziskaner, ebenfalls gewandt und gelehrt. Als Provinziale, als Vorsteher der im Umkreise einer Provinz oder eines Bezirkes vertheilten Ordensglieder und Ordensinstitute nahm er schon einen bedeutenden Rang ein. Aber nicht minder stand er in des Kaisers Gunsten, der an ihm hinwieder eine vorzügliche Stütze hatte, um den großen Streit zu seinem Vortheil ans Ziel zu drängen und das Recht des weltlichen Regiments in seiner eignen Begründung und Behauptung gegen die Anmaßungen des päpstlichen Stuhles namentlich unter Johann aufrecht zu erhalten.

[2]) Im Königreich Sardinien, an der Sesia.

[3]) **Mit andern Worten: Bonagratia starb außer dem Orden. Wahrscheinlich durch die Art und Weise, wie er ausgestoßen worden, zu tief verletzt als daß er wieder den andern gleich die Aufnahme in den Orden wie eine Begnadigung nachgesucht hätte.**

Als in dieser Zeit ein tüchtiger Lesmeister vom Orden der Minderbrüder, Wilhelm geheißen[1]), zu Paris offen vor der Geistlichkeit und dem Volke die Armuth Christi auskündete und vertheidigte, wurde er von den Predigerbrüdern bei dem Papst Johann, welcher die Armuth Christi, wie ich oben erörtert habe, umzustoßen sich bemühte, angeklagt. Derselbe ließ ihn sogleich unter strenger Haft ins Gefängniß sperren, damit er von der Sache abstünde und mit ihm in der Abläugnung der Armuth Christi einig gienge. Jener aber, durch Drohungen, Abschreckungen und Peinigungen durchaus nicht gebrochen noch durch Schmeicheleien und Versprechungen verführt, blieb die 17 Wochen, durch die er in jener Haft gehalten ward, standhaft und unentweglich; denn er wollte lieber in dem Bekenntniß der Armuth Christi durch allerlei Strafen sich züchtigen lassen als in der Abläugnung derselben mit unterschiedlichen Wohlthaten begünstigt und gehätschelt werden. Mit vielen in seiner Gefangenschaft gehaltenen Gesprächen und Streitigkeiten, welche auf die Partei und Stellung des Papstes eingiengen, wurde er angegriffen und angefochten, in denen er tüchtig wie ein tapferer Ringer im Zweikampf und wie ein Löwe, der bei Keines Andrang zagt, sich vertheidigte, die Beweise und Gründe seiner Gegner, die mit ihm nicht übereinstimmend und den seinigen entgegengesetzt waren, mit den klarsten Beweisen in der Schrift und mit den scharfsinnigsten und sichersten Gründen niederschlug und heller als das Licht widerlegte. Da er also der Geistlichkeit, die ihm zahlreich entgegentrat, genügend Stand hielt und unbesiegbar in der Behauptung der Armuth Christi bestand, wird er aus seiner leichtfertigen Haft entrissen und in Freiheit gesetzt. Wegen seiner rühmlichen Standhaftigkeit faßte eine mächtige und reiche Frau eine nicht geringe Zuneigung zu ihm und schenkte ihm wie man sagt 70 Gulden.

---

[2]) Es ist Wilhelm Occam, sobenannt von seinem Geburtsort, dem Dorfe Occam in der englischen Grafschaft Surrey. Er war ein Schüler des berühmten Franziskaners Duns Scotus, wich aber nachher von ihm völlig ab und weckte den bereits eingeschlummerten Streit der Nominalisten oder jetzt Occamisten und der Realisten oder Scotisten wieder auf. In demselben wurden unter andern Dingen Fragen verhandelt wie die: wie weit die menschliche Freiheit gehe gegenüber der göttlichen Allmacht; in wiefern uns das Verdienst Christi die Rechtfertigung vor Gott bringe; ob die Maria von der Erbsünde im allgemeinen oder nur im Moment der Empfängniß Christi frei gewesen sei u. s. w. Wilhelm Occam war ein gelehrter Denker und durchfurchte mit seinen tiefgreifenden Fragen das Erdreich theologischer und philosophischer Wissenschaft, wie er denn auch schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts Lehrer der beiden Fächer in Paris war. Hunderte um seinen Lehrstuhl herum fesselte er nicht nur an seinen Mund, sondern regte sie, wie es bei solchen außerordentlich schauenden schaffenden Geistern zu geschehen pflegt, mit neuen Ideen gewaltig zu eigenem Suchen und Forschen an. Er hieß darum bei seinen Schülern doctor singularis, einziger Lehrer seiner Art, und weil er die bereits erstorbene Partei und Richtung der Nominalisten wieder ins Leben zurückgerufen, venerabilis inceptor, ehrwürdiger Anfänger oder Stifter. Ein Kämpfer für die freie Stellung und Entwicklung der Menschen im Glauben wie im Wissen zauderte er nicht, sich mit der festgepanzerten Rüstung seiner Gelehrsamkeit und Sprachgewandtheit in den Krieg zu stellen, so oft der Streit zwischen Curie und Krone zu Worten kam und es sich darum handelte, die Selbstständigkeit des Königthums und Bürgerthums gegen die launigen Ein- und Uebergriffe des Papstthums oder eigentlich einzelner Päpste zu vertheidigen. So zwischen Philipp dem Schönen von Frankreich und Bonifacius VIII., hier zwischen Ludwig dem Baier und Johann XXII. Und als er deshalb von dem Papste mit dem Banne belegt wurde — Vitoduran giebt sogar eine vollständige Gefängnißhaft an — flüchtete er sich zu dem ebenfalls excommunicirten Kaiser nach München, habe ihm die Hand zum Gruße gestreckt und ihn so angeredet: „Vertheidige du mich mit dem Schwert, und ich will dich mit dem Worte vertheidigen!“ In der vielverhandelten Streitfrage über die Armuth Christi stand er, wie die Chronik ihn mit Ehren anmeldet, in der Vorderreihe der strengen Minoriten, zog dabei auf die persönlichen Schwächen Johanns, seine Habgier und Gewinnsucht los, überführte den Papst in den offensten Angriffen noch vieler andern Irrthümer und hieb in den Apostelmantel seiner Heiligkeit manchen weiten Riß.

Zudem befahl, wie damals das Gerücht allgemein umgieng, derselbe Papst, daß ein ihm der Vergiftung verdächtiger Bischof wegen eines mißfälligen Traumes, den er über ihn gehabt, ergriffen und in verschiedenen Martern verzehrt werde. Er sei von allem unschuldig und auch von diesem Verbrechen frei gewesen. O was für einen Nachfolger hat der selige Petrus auf dem Stuhle des höchsten Kirchenamtes in demjenigen gehabt, welcher die Pflicht der Menschlichkeit und Frömmigkeit und des Hirten vergessend ein tyrannisches Leben einschlug, indem er wegen der leichtfertigen und abergläubigen Vermuthung über einen Traum einen so ehrwürdigen Vorsteher mit den scheußlichsten Strafen umbrachte! Wie hätte Petrus je geglaubt, daß seines Stuhles und der Kirche Zustand so ungeheuerlich in den letzten Zeiten von der Regel der Gerechtigkeit abgekehrt werden sollte! Auf dem Stuhle der Väter war Der nicht zu loben, weil es scheint, er habe auf dem Stuhle der Pest gesessen!

Ferner hatte sich, als derselbe Papst der Kirche vorstand, der Bischof von Trier, weiland Bruder des Kaisers Heinrich, damals aber Oheim des Königs von Böhmen [1]), drei Bisthümer, nämlich das von Trier, von Mainz und von Speier zugeeignet, ja einige an sich gerissen, da er sie thatsächlich unter keinem Rechtstitel in Besitz bekam. Und er wollte, was noch bedeutsamer ist, nach der Weise Pharaos sie nicht fahren lassen, so sehr auch der Papst als Herr ihn bat sie aufzugeben, von der Habsucht Seuche zu sehr angesteckt und wie ein Demant hartnäckig und von Grund aus verhärtet. Daher achtete er verschiedene gegen ihn geschleuderte Erlasse des Oberhauptes durchaus nichts und befahl, es solle mit der größten Sorgfalt vorgebogen werden, daß dieselben nicht in jene Gebiete [2]) geschickt oder dort irgendwie aufgenommen würden. Als aber der Papst mittlerweile einen Erzbischof auf den mainzischen Stuhl setzte, damit er jener ehrwürdigen Kirche sorgfältig und heilsam wie ein gewissenhafter Vater für einen Hirten sorge, und die Bürger von Mainz ihn würdevoll aufgenommen, ihn auch als ihren wahren Vorgesetzten mit gehörigen Ehren behandelt hatten, erboste und entflammte der Bischof von Trier in übermäßiger Wuth, da er dies hörte, und verfolgte die Stadt Mainz arg und feindlich [3]). Die Stadt aber stand für den ihr von Christi Statthalter bestellten Bischof ein und

---

[1]) Balduin, Erzbischof von Trier, war der Bruder Kaiser Heinrichs VII., und da dessen Sohn Johann König von Böhmen wurde, somit auch des letztern Oheim. Der Kaiser hatte nämlich Johann auf Bitten der böhmischen Großen und auf Zureden des Erzbischofs Peter Aichspalter von Mainz mit der Erbin Böhmens, Elisabeth, vermählt. Es war ein unbedacht angelegtes Mißverhältniß, indem Johann damals erst 14, Elisabeth dagegen 19 Jahre zählte. Daraus ergab sich dann der Uebelstand, daß sie die ersten Jahre ihrer Ehe hindurch den Knaben ganz unter ihre Gewalt bekam und ihn mit ihrer zweideutigen Aufführung oft hintergieng.

[2]) Nämlich der drei Bisthümer.

[3]) Die Sache verhielt sich im Grunde folgender Weise. In dem unheilvollen Zerwürfniß mit Ludwig ließ der Papst keine Gelegenheit vorüber, gegen seinen Feind des Zornes tödtlichen Stachel von jeder Seite zu kehren. Er suchte nach allen Mitteln, die Macht des Kaisers zu untergraben und ihm förmlich das Reichsscepter aus der Hand zu reißen. So erklärte er ihn im „fünften Proceß" 1327 aller kaiserlichen und geistlichen Lehen und sogar der baierischen Herzogthümer verlustig, forderte ganz Deutschland auf, sich gegen diesen Ketzer zu erheben und brachte endlich die beiden Erzbischöfe von Mainz und Köln dahin, eine neue Königswahl vorzunehmen. Aber das angezettelte Gewebe der List und Leidenschaft gieng so übel aus einander als es gesponnen worden. Jener Erzbischof und Kurfürst Balduin von Trier und dessen Neffe, König Johann

schritt gegen den gedachten Priester in entgegengehaltenem Ingrimm vor und so wurde zwischen ihnen ein verderblicher Krieg aufgeweckt, dessentwegen viele Brandstiftungen, Menschenmorde, Räubereien erfolgten und infolge davon das Land ringsum verwüstet wurde. Nachdem sie nun viele Tage lang einer den andern geschädigt hatten, der Bischof jedoch größere Schädigungen zuzufügen vermochte, wurde unter ihnen der Friede hergestellt und der Krieg, der vom Teufel als dem Pflanzer der Zwistigkeiten ausgesäet war, glücklich gestillt. Nach Verfluß von nicht langer Zeit hierauf verzichtete der Bischof
von Trier, von oben getrieben und von einem vernünftigen Rathe geleitet, freiwillig auf das Bisthum 1336
Mainz sammt dem von Speier und machte, mit dem seinigen befriedigt, zwei andern geeigneten Männern Platz.

Ferner als derselbe Papst der Kirche Gottes noch vorstand und Verfolgungen und Beschwerungen vom Kaiser Ludwig und seiner Partei her in der Lombardei befürchtete, setzte er gegen seine und der Kirche Feinde unmittelbar hinter das Vater Unser den Psalm: „Ich freue mich an diesen" [1]) u. s. w. mit passenden und der Messe angemessenen Versen und Schlußgebeten und befahl, daß sie in der Kirche täglich genau mit Kniebeugung gebetet würden. Das beobachteten die Minderbrüder mehrere Jahre hindurch im ganzen Orden fleißig, während viele Geistliche sich dawider sträubten und es zu thun verweigerten.

(Hier folgt wieder fast wörtlich die obige Erzählung von dem Brande zu Winterthur, die wir diesmal weglassen.)

Als kurz vor dieser Zeit ein Minderbruder, mit Tugenden und Wissenschaft geschmückt, in einer Nacht im Convent zu Bern in seiner Zelle dem Studium wachsam oblag, während die andern Brüder an ihren Orten schliefen, hörte er ein Geräusch und einen Schall wie von gemeinsam betenden Brüdern, der gegen den Obstgarten der Brüder gerichtet war. Indem er strebte, denselben zu erkennen, woher er komme oder über die Sache in Verwunderung, streckte er seinen Kopf hin, und als er ihn zum Fenster, das auf den Garten gieng, hinaushielt, um den wahren Sachverhalt zu erforschen, sah er gleichsam eine große Menge Brüder, in welcher je zwei und zwei zusammen, wie es in Processionen zu geschehen pflegt, einherschritten. Und als sie in die Mitte des Gartenrasens kamen, trennten sie sich mit verbeugten Häuptern anständig von einander und jeder der beiden, die gleichmäßig und zusammengegangen, wich auf die ihm anstoßende Seite weg, sei es auf die rechte oder die linke, und

---

von Böhmen, widersetzten sich dem eigenmächtigen Treiben der rheinischen Kirchenhirten und die mainzer Bürger mußten es allerdings, worin unsere Chronik Recht hat, schwer büßen, daß sich ihr Erzbischof von des Papstes Unglücksstimme hatte verlocken lassen. Es gieng nicht lange, so machte der Tod des Erzbischofs das Bisthum Mainz ledig, und rasch war der Papst wieder bei der Hand, ohne alle Berechtigung den Bruder des ihm ergebenen Erzbischofs von Köln, Heinrich von Virneburg, auf den erledigten Bischofssitz zu heben. Allein das mainzer Domkapitel ließ sich, je zudringlicher der Papst that, um so weniger Augen und Hände binden, erklärte die päpstliche Verfügung für ungültig und stellte das Bisthum unter die Leitung Balduins von Trier. Ein Jahr darauf riefen denselben auch die Bisthümer Speier und Worms um Beistand gegen päpstliche Gewaltthätigkeiten an; Balduin nahm diese zwei ebenfalls in Besitz und stand nun, sonst schon ein Mann voll Kraft und Muth, mit einer gewichtigern Macht da als Papst und Kaiser besaßen.

[1]) Es ist der schöne Psalm 122.

bildete mit andern, die es ebenso machten, eine Reihe auf die Art der Brüder, die in Capiteln oder Processionen so thun. Und nachdem sie in Wechselgebeten eine ziemlich lange Zeit einander gegenübergestanden, verbanden sie sich wieder und richteten ihren Schritt zu dem Durchgang, den sie vorher durchwandelt hatten. Und als sie wieder ins Haus getreten waren, stiegen sie mit Gepolter sofort in das obere Stockwerk, schlugen in dem Zellenhause, als sie zu demselben gekommen waren, unausstehlich an die Zellen sehr vieler Brüder, die drin lagen. Dann giengen sie ins Schlafgemach und stießen auf die Betten einiger gleicherweise Brüder, die dort ruhten, unverschämt los. Als sie aber vom Zellenhause zu den Schlafgemächern übergiengen, fürchtete der genannte Bruder, beim Licht in seiner Zelle sitzend, voll banger Erwartung, aus ungemeiner Zaghaftigkeit zitternd und seufzend, ihre schreckliche Ankunft und ihren entsetzlichen Anfall. An ihm giengen sie jedoch wider seine Erwartung vorüber und fügten ihm und seiner Zelle keinerlei Beschwerde und Belästigung zu. So viele Zellen oder Betten sie aber auf ihrem Gange der Reihe nach berührt hatten, deren Brüder starben bald darauf nach der nämlichen Reihe.

Um diese Zeit wurde ein Beamter von Basel, ein sehr gut gestellter Mann, von Bürgern, benannt „die von Sole", einer Unbilde halber umgebracht, die er ihnen und den ihnen zärtlichst geliebten Minderbrüdern auf verächtliche Weise zugefügt hatte.

Ebenso um jene Zeit wird ein namhafter Geistlicher vom Papste nach Basel abgeordnet, um daselbst einige leichtfertige Verfügungen kund zu machen. Dieser wird sogleich vom Münsterhofe des Domstiftes [1]), genannt Burg, einem überragenden und sehr erhöhten Platze, in den dort vorbei fließenden Rhein gestürzt. Obgleich er von oben hinuntergeworfen worden, daß er wahrscheinlicher Weise hätte sterben können, war er doch nicht gestorben, noch auch so sehr zerschlagen noch zerquetscht, daß er sich nicht sogleich in den Rhein hätte tauchen können, um durch Schwimmen dem Tod zu entgehen. Das hätte er auch gethan, wenn seine Verfolger, die ihn schwimmen sahen, nicht in Booten schnell auf ihn losgefahren wären. Sobald sie ihn erwischt hatten, tödteten sie ihn.

Von dem Papste Johann knüpfe ich eine abscheuliche That, den Gläubigen auf ewig hassenswerth, an das Vorhergehende. So oft ich dies überdenke und im Sinne erwäge, glaube ich eher weinen als etwas sagen zu müssen; denn Furcht und Zittern und Schauer erschüttern mich gewissermaßen und Finsterniß bedeckt mich. Den deutschen Kreuzfahrern nämlich, welche wie man sagt in entlegenen Fernen der Christenheit eine ausgebreitete Herrschaft üben und die fürchterliche Wuth der sie umgrenzenden Heiden bezwingen und zügeln, damit diese durch ihre verderblichen Einfälle und Ueberfälle den Ländern der Gläubigen, wie weit sie auch dringen, nicht schaden können, gab der Herr Papst auf das strengste

---

[1]) Der Text schreibt: summa canonia, und dies ist das Domstift Basels, nämlich unter allen andern Stiften als das höchste bezeichnet und zwar dem Range wie der Lage nach. Auf dem Münsterhof, curia monasterii, war zu Basel der Gerichtsplatz.

in Auftrag, daß sie dieselben durch ihr Land freien Durchgang haben lassen sollten, damit sie zur Rächung und Schädigung des Kaisers das Land seines Sohnes, Brandenburg genannt, zu zerstören Zutritt haben könnten [1]). Sie fürchteten sich dem päpstlichen Befehl zu widerstreben und gewährten ungern, so zu sagen mit der bittersten Wehklage, den Heiden den Durchgang nach deren Belieben. (Einige sagen, der Papst habe dies dem Könige von Krakau aufgetragen und weil dieser ihm hierin gehorchte, machte er ihn zum König, der vorher nur einer der Herzoge von Polen war.) Sie kamen in das genannte Land und begiengen die unmenschlichsten unerhörtesten Verbrechen. Denn bewaffnet überfielen sie in unglaublicher Masse unverhofft das erwähnte Land, verwüsteten es in thierischer Lust auf ungezähmte und rohe Weise, und auch das genügte ihnen noch nicht. Ja auch die Frauen schändeten sie wie auf der Jagd in verruchter Gier, schnitten ihnen auch die Brüste ab, zerstörten die Kirchen, zertrümmerten die Altäre und nahmen, was abscheulich zu sagen ist, den Leib Christi, der in Kästchen über den Altären verwahrt war, heraus und steckten ihn an ihre Lanzen und lästerten und sagten: „Sehet da den Gott der Christen, der sich durchaus nicht zu wehren vermag!" Das übergieng Gott. Wenn er sie aber mit einer grausamen Strafe geschlagen hätte, so hätte er vielleicht sie und ihre Nachkommen bekehrt und hätte nach meinem Urtheil der seligmachenden Lehre und Glauben nicht wenig genützt. Warum er es aber nicht gethan hat, ist ihm allein bekannt, der in seinen Wegen unerforschlich ist. Ich will hier wieder Schweigen meinem Mund auflegen und ein umschließend Schloß meinen Lippen, damit ich mir nicht herausnehme, verwegen und unbedacht die geheimen Gerichte Gottes zu durchgrübeln, der durch den Propheten Jesaja sagt: „Mir gehört mein Geheimniß [2])." Auf das Nämliche kann ich das Wort des Philosophen [3]) anwenden, der in der Metaphysik sagt:

---

[1]) Der Sohn des Kaisers, auch geheißen Ludwig, hatte Brandenburg inne und der Papst konnte den Herzog Ladislaus von Polen, der den Beinamen Loktiek, d. h. der Ellenlange, führte, dazu bewegen, in Verbindung mit den heidnischen Litthauern einen Einfall in Brandenburg zu machen. Der polnische Fürst gehorchte dem päpstlichen Wort und Wink um so bereitwilliger als ihm von Avignon her in Aussicht gestellt wurde, noch einer besondern Gnade des hl. Vaters theilhaft zu werden, und diese bestand, wie Vitoduran in Parenthese bemerkt, wirklich darin, daß ihm Johann die Befugniß ertheilte, von nun an den Titel eines Königs von Polen zu führen. Aber es war nicht Sitte des päpstlichen Hofes, namentlich nicht auf französischem Boden und unter Johann XXII., solche Gnaden unentgeldlich auszutheilen. Mit dem hübschen Pergament des Königstitels bekam Ladislaus nebenbei die Anzeige, der hl. Vater habe verordnet, daß von nun an alle Polen an den apostolischen Stuhl eine regelmäßige Abgabe als Peterspfennig zu entrichten hätten. Der gleiche Anlaß wurde benutzt, auch den sogenannten deutschen Orden — Vitodurans „deutsche Kreuzfahrer" — in die nämliche Steuer zu verfällen, und der Orden mußte sie entrichten, so sehr er sich aus allen Kräften dawider erklärt und gesperrt hatte.

[2]) Es ist die Stelle Jes. 24, 16. Allein in vollständigem Mißverständniß des biblischen Urtextes übersetzt die Vulgata: secretum mihi statt pernicies mihi. Und auch die deutsche Bibel verfehlt es, wenn sie dafür giebt: „O meine Dürre!" anstatt: Verderben mir! In dieser letzten Fassung kann freilich dann der Vers dem Sinne Vitodurans nicht mehr dienen.

[3]) Der Philosoph ist Aristoteles. Er war 384 v. Ch. zu Stagira an der Grenze zwischen Makedonien und Thrakien geboren, zwanzig Jahre lang ein Schüler Platons bis zu dessen Tode in Athen, von diesem seinem Lehrer mächtig angeregt, aber doch in der selbstständigen Bahn eigener erhabenen Forschung, einer der größten Denker aller Zeiten, der den ungeheuren Stoff alles Wissens seinem riesigen Geist unterbreitete und aus demselben ein auf scharf gedachten Grund- und Denkgesetzen beruhendes Weltgebäude aufrichtete. Er war der Lehrer Alexanders des Großen gewesen, wandte sich jedoch,

„Unsere Einsicht verhält sich zum Offenkundigsten in der Natur wie das Auge der Nachteule zum Licht; je mehr wir daher die Augen der endlichen Einsicht erheben, um das unendliche und unnahbare Licht zu durchforschen, desto mehr werden sie durch die unermeßliche Strahlenwerfung desselben geblendet!" Wie nämlich der Philosoph auch im Buche der Physik sagt: „Das Endliche steht in keinem Verhältniß zum Unendlichen."

---

als die kühne Thatenlust den jungen Helden in Asiens entlegene Reiche trieb, nach Athen und stiftete hier in dem Gymnasium oder öffentlichen Ringplatz Lykeion — woher unser Lyceum — eine eigene Schule, die von den dortigen Schattengängen, Peripaten, in denen Aristoteles herumgehend lehrte, den Namen peripatetische Schule erhielt. Sie beide, Platon und Aristoteles, sind zwei Sonnen, die am Himmel der griechischen Philosophie aufstiegen und ihre alles bewältigenden Strahlen nicht nur an dem Horizont des hellenischen Alterthums verbreiteten, sondern sie über denselben weit hinaus bis in die Hallen der christlichen Kirche und Schule warfen. Es ist Thatsache, daß beide in den Lehr- und Lebenskreisen der christlichen Welt eine hohe Autorität wurden, daß sie als heidnische Weisheitslehrer ihren Platz neben den christlichen Kirchenlehrern behaupteten. Schon die erste Kirche konnte der Wahrheit in dem geist- und bildungsreichen Volke der Griechen die Anerkennung nicht versagen. Damit war aber zugegeben, daß eine Wahrheit auch an die Heiden gekommen sei, und da die Heiden immerhin doch außerhalb derjenigen Mittheilung Gottes standen, die man die Offenbarung im eigentlichen Sinne nannte, so war davon der andere Gedanke unablöslich, es gebe auch einen neben der Offenbarung hinlaufenden Weg, auf dem die Menschen die Erkenntniß des Wahren empfangen. Um nun die Offenbarung doch als die nur eine und einzige zu fassen und sie als die ausschließliche Urquelle aller richtigen Anschauungsweisen von jeder andern abzusondern, half sich die Kirche mit der Erklärung, das Wahre, das die Griechen besaßen, sei durch abtrünnige Engel aus dem gleichsam jenseits liegenden Schatze der Offenbarung an sie verrathen und somit gestohlen worden. Welche wenn auch verdeckte Anerkennung der großen Resultate, die der suchende Geist, des eigenen Weges wandelnd, ans Licht gefördert hat! Noch lange zog Platon als der „göttliche" Platon durch die Reihe der Kirchenväter; aber ein noch höherer Rang wurde in der Kirche dem Aristoteles eingeräumt, nicht etwa als ob der Inhalt der aristotelischen Philosophie dem christlichen Dogma näher getreten wäre als jener der platonischen. Es kam vielmehr von einem minder bedeutenden Umstande her, nämlich ebensowohl von dem äußern Schicksal als von der äußern Form der aristotelischen Schriften. Es ist bekannt, daß das Vermächtniß dieser Schriften eine geraume Zeit unter den Händen der Araber verwaltet wurde, die damals christliches Land so verschiedenartig beherrschten und christliches Leben mit wissenschaftlichen, künstlerischen, mechanischen Elementen so vielseitig durchdrangen. Von ihnen nun wurde Aristoteles, der recht eigentlich der Philosoph der Araber geworden, mit dem ganzen Gewicht des höchsten Ansehens zu den Christen übergetragen, namentlich in der wieder aufgefundenen lateinischen Uebersetzung seiner dialektischen Schriften, und eben aus dieser Uebersetzung sind die beiden tiefsinnigen Stellen unserer Chronik genommen. Gerade in diesen dialektischen Schriften, Metaphysik, Physik, Ethik, wo sich Aristoteles als Meister in der schärfsten Begriffserörterung darthut, war es andererseits die Form, die es erringen konnte, eine Vorschrift wenn nicht vollauf für die Kirche doch für die Wissenschaft in der Kirche zu werden, um alle kirchlichen Fragen oder theologischen Materien auf schulgerechte Weise, scholastisch, in der klar ordnenden, Begriff aus Begriff erklärenden Methode des Aristoteles zu behandeln und so ihre Wahrheit mit mathematischer Evidenz zu erweisen. Hieraus hatte sich dann jene scholastisch-aristotelische Dialektik entwickelt. Es half nichts, daß von Rom wenn nicht ein Bannfluch doch ein Fluch dagegen ergieng, den „Heiden" noch ferner in die Höhe zu heben oder auch nur weiter zu lesen. Man merkte dabei zu gut, daß es auf den Heiden nicht des Heidenthums wegen abgesehen war, sondern deshalb, weil die spitzfindige Scholastik die bestgeschmiedeten Waffen, mit denen sie auf die alles Grundes entbehrenden Anmaßungen der römischen Curie los gieng, aus der Rüstkammer der aristotelischen Dialektik bezog. Von Franziskanern und Dominikanern folgten die großen und größten Theologen der mächtig gewordenen Strömung der Zeit, die Dogmen und Sentenzen, deren Bekenntniß man früher mit gläubiger Unterwürfigkeit abgelegt hatte, jetzt durch eine wenigstens formelle Zerlegung und Zergliederung ihrer Gedankentheile gleichsam zu sieben, alles unter der Meisterschaft des heidnischen Lehrers, dem die christlichen Schüler Bewunderung und Gehorsam zu verläugnen sich nicht unterwinden und überwinden konnten. Noch der letzte Scholastiker, Gabriel Biel, dessen Tod an den Schluß des 15. Jahrhunderts, also in einen Uebergang fiel, wo die Fackelträger der neuen Kirchenerleuchtung, der Reformation, schon auf dem Wege waren, hatte seinen Zuhörern Predigten über die Ethik des Aristoteles gehalten eine Freiheit und Freisinnigkeit, die einer Kanzel unserer Zeit kaum gestattet würde. Wie begreiflich ist es auf solche Weise doch, daß Aristoteles nur „der Philosoph" schlechthin hieß, als gäbe es außer ihm keinen andern und als hätte er alle philosophische Herrschaft an sich gezogen, und so, als „der Philosoph" schlechthin, wird er auch von Vitoduran auf-

Wegen jener abscheulichen Handlung, die der Papst durchgesetzt, und wegen der Bekämpfung der Armuth Christi fiel der Kaiser Ludwig am meisten den Papst an, es betreibend, daß er dadurch als Ketzer überführt und deswegen unter der fordernden Stimme der Gerechtigkeit abgesetzt und folglich seine ungebührlichen Meinungen als ungültig erklärt werden müßten.

Zu wissen sei auch, daß durch denselben Papst ein großes Blut vergossen und viele Menschenmorde vollbracht wurden in der Lombardei, welche vor vielen Jahren, seit undenklicher Zeit in sich getheilt ist. Denn die einen Städte hangen bis auf den heutigen Tag dem Kaiser an, die andern aber dem Papste. Diese stachelte der Papst Johann zusammt den von ihm gedungenen Söldnern gegen die Partei des Kaisers auf, und so wurden, während er der Kirche vorstand, zwischen der für ihn eifernden Partei der Lombardei und der den Kaiser begünstigenden Partei viele Schlachten geliefert. Häufig aber wurde des Papstes in großer Zahl vorhandene Partei bis zur Vernichtung geschlagen; denn selten, mochte sie mit der andern im Land- oder Seekrieg gekämpft haben, war sie glücklich, son-

---

geführt. Und wie? Hat sich die Kirche dessen zu schämen? Ist unser fromme Minorit irr gegangen, wenn er über die Wege des unerforschlichen Gottes Worte des Aristoteles citirt? Es kann von dem Standpunkte des gläubigen Christen über das Wesen Gottes kaum erhabener gesprochen werden als der Philosoph in den Büchern der Metaphysik und Physik schreibt, in denen unser Chronist gelesen hat. Gott ist, heißt es daselbst, der höchste vernünftige Geist, der eine Herr der Welt, das ewige über der Welt und doch durch die Welt waltende Wesen, in die tiefsten letzten Ursachen aller Erscheinungen schauend und sich selbst darin selig beschauend, das Denken des Denkens; wie er dies aber sei, sagt Aristoteles, das vermöge der Mensch nicht auszudenken. — Wie so vollständig entsprechend dem Sinn des mit Gott und sich selbst ringenden Minoriten, der über den Zusammenhang zwischen dieser irdischen Welt und dem göttlichen Walten ins Staunen sinkt und zuletzt in den schmerzlichen Seufzer ausbricht: Ach mit unsrer kurzen Einsicht reichen wir doch nie dahin, wo wir das geheimnißvolle Wesen verstehen! — Und wenn man nun, steht in der Metaphysik Buch 14 Kap. 7, fragen wollte, wie Gott, der die wirkende Ursache aller Bewegung und darum die höchste, alles nach Zwecken ordnende Vernunft sei, bewegend wirken könne, ohne selbst in Bewegung zu sein, so sei zu antworten, das geschehe eben durch jene Vernunft, denn sie lasse in ihren Gedanken von sich ausgehen die bewegende Macht des Schönen und Guten. Das Schöne, das nichts anderes ist als das an sich Gute, wird der Gegenstand der Begierde, es wirkt also dadurch bewegend, es weckt Lust, Liebe, hinstrebende Sehnsucht, vereinende Seligkeit in einem andern anschauenden Geiste. So bewirkt es dann die unaufhörliche Bewegung durch einen endlosen Gang wundervoller Harmonien, von den untern Stufen aller Welterscheinung bis zu den obersten Stufen, wo die einzelnen Theile und Theilchen des Schönen und Guten zusammengefaßt sind in dem Allschönen und Allguten. Diese vollendete Schönheit in ewiger Ruhe ist Gott, die Weltordnung besteht nur in dem Hinstreben jedes Geistes nach der Harmonie mit diesem ewig Schönen, und die Befriedigung des hinstrebenden Geistes ist nur da erreicht, wo der Geist zu seiner höchsten Eudaimonia oder Seligkeit in der gottähnlichen Beschauung aller Wahrheit und Wirklichkeit gekommen ist! — Wahrlich aus solchen Büchern dürfen sich Mönche und Päpste, Welt- und Klostergeistliche, Theologen und Philosophen Lehren vortragen lassen! — Es sei übrigens zum Schlusse bemerkt, daß das Wort Metaphysik in seiner ersten Bedeutung gar nicht das bezeichnete, was wir jetzt darunter verstehen, nämlich das höhere Denken, die übersinnlichen oder transcendentalen Begriffe. Der Ausdruck bildete sich daher, daß bei der spätern Anordnung der sämmtlichen aristotelischen Schriften diejenigen Bücher, welche die übersinnlichen Ideen enthielten, gerade hinter die Abhandlungen der Physik gereihet und sodann meta-physica genannt wurden, d. h. nachphysische oder solche, welche hinter den physischen stehen. Erst hernach ist dem Worte Metaphysik die jetzt geltende Bedeutung geworden, als die Philosophie die äußerliche Veranlassung des Namens vergaß und ihn zum Träger von dem Inhalte jener die transcendentalen Begriffe umfassenden Schriften machte. Aristoteles selbst hieß sie nicht Metaphysik, sondern die „erste Philosophie", die Philosophie des Ursprünglichen und Ursächlichen, weil sie auf Gott als die Ursache aller Ursachen gehe, darum nennt er sie bisweilen geradezu Theologie, während ihm die Physik die „zweite Philosophie" heißt, da sie das Physische, das Veränderliche als das Abgeleitete und ungleich Werdende behandelt.

dern unterlag fast immer und würde durch Tödtung oder Ertrinken aufgerieben. Deshalb wurde er von Gott bis auf den innersten Grund nicht selten verwirrt, daß er vielmals in einen Wahnsinn oder eine Wuth hingerissen schien. Wenn es aber sich bisweilen traf, daß seine Leute im Kriege den Triumph hatten, war er in solchem Maße lustig, daß er die Grenzen der menschlichen Fröhlichkeit überschritt und durch des Verstandes Ausschweifung und Entfremdung außer sich gezogen und gerissen wurde, so sehr daß er sich ganz und gar nicht mehr halten konnte. Mit einer solchen Begier wünschte er auch, es möchten dem Kaiser unglückliche Ereignisse kommen, daß, wenn ihm jemand lügenhaft oder wahrhaft dergleichen erzählte, dieser sich den Papst sogleich gnädig und gütig fand und der Papst ihm seine Gnade zuwandte, wie von denen angegeben wird, die gegenwärtig waren.

Damit aber die Grausamkeit des Papstes Johann, in Rücksicht auf das unmittelbar Vorhergesagte, klarer ans Licht trete, muß ich aufzeichnen, was ich von einem starken glaubwürdigen Krieger, der unter ihm gedient hatte, gehört habe. In den Kriegen und Schlachten nämlich, welche von dem Papst Johann gegen die ihm feindliche und widersetzliche und dem Kaiser günstige Partei der Lombardei aufgeregt und auf das unheilvollste betrieben worden, wurde in jener ganzen Zeit, da er der Kirche vorstand, nach dem Urtheil und der Schätzung des genannten Soldaten auf beiden Seiten, der des Papstes und des Kaisers, am meisten und häufigsten aber auf der des Papstes, hinter einander so viel Blut vergossen, daß der botannische oder bodmische See, der in der Breite an mancher Stelle bis auf 2 und in die Länge auf 6 oder auf 7 Meilen sich erstreckt, ohne Zweifel ganz blutig erschienen wäre, wenn er jenes Blut aufgenommen hätte. Ueberdies fügte er bei, daß derselbe See von einem Hafen zum andern die Leichen der Umgekommenen kaum fassen könnte. Nichts destoweniger fügte er hinzu, daß einmal in einem Kampfe 100,000 Menschen fielen. Welches Menschen Herz, wenn es nicht von Stein ist, wird nicht erstarren! Wessen Ohren fliehen nicht zu hören das Entsetzen eines so grausamen Schlachtens, das vom Statthalter Christi, sitzend auf dem Stuhl des heil. Petrus, angerichtet ist, der eher für den Frieden der beunruhigten Kirche hätte sorgen sollen, da er auf Erden die Stelle dessen vertrat, der um Frieden zu stiften in die Welt gekommen ist!

Dieser Papst bemühte sich auch einmal auf dem Wege der öffentlichen Besprechung die Meinung aufzustellen, daß vom Anfange der Welt keine Seele mit alleiniger Ausnahme der Seele Christi bis auf den heutigen Tag in den Himmel gestiegen sei, sondern er behauptete, daß, wie ich durch den Bericht vieler Leute vernommen, erst nach dem Tage des Gerichtes die Seelen der Gerechten in das himmlische Reich entschweben würden [1]), und so war die Kirche ganz aus dem Geleise gekommen.

---

[1]) Außer jener Behauptung, Christus und die Apostel hätten Eigenthum besessen, wurden dem Papste in seinen Predigten besonders von Cesena, Bonagratia und Occam allerlei Irrlehren nachgewiesen. So hob Cesena in einer Schrift gegen den Papst heraus, derselbe habe in einer Predigt gesagt: Gott sei nicht so allmächtig, daß er einen Menschen, der die Taufe nicht empfangen habe, dennoch selig machen könne, und ebenso könne Gott trotz seiner Allmacht nicht bewirken,

Denn die Verklärungstage [1]) der Heiligen oder ihre Feste feiern wir, wenn ihre Seelen, wie die Schrift berichtet, in der ewigen Reinheit Tiefe verschlungen sind. Aber weil es der schlimmste Irrthum ist, solches zu sagen, so werde er weit hinweggeworfen! Denn die Seele Marias, der Mutter Christi, des Petrus und Paulus, seiner Apostel, wären noch im Elend und nicht selig, auf der Wanderung gleichsam und nicht im Besitze, da sie von dem göttlichen Wesen auf solche Weise, so viel ich verstehe, durchaus keinen Genuß hätten. Diese unheilvolle Meinung oder Satzung, vom Papste wie von einem Fürstchen gehegt und ausgegeben, wurde durch viele hoch und niedrig gestellte Geistliche und Laien, welche in Besorgung ihrer Geschäfte am päpstlichen Hof verweilt hatten, bei ihrer Rückkunft zu ihrer Provinz oder Heimat gleich wie durch verschiedene Bächlein in verschiedene Himmelsgegenden der Kirche hingeleitet. Diese falsche und von der Wahrheit Steg ganz abführende Behauptung bestand als ansteckende Krankheit, welche viele Herzen einfältig glaubender Christen an den Orten, wo sie verbreitet wurde, gefährlich befiel.

Zur Zeit dieses Papstes wurde der Herr von Klingenberg, wohnhaft in dem Schlosse Twiel [2]), von den Bürgern von Rottweil, denen er lange aus Rücksicht auf die Gunst des Herzogs Leopold lästig gewesen war, auf dem Felde, wo sie zusammengestoßen waren, getödtet. Er war ein muthiger,

---

daß die Dinge anders geschähen als sie wirklich vorgehen. Etwa 70 verschiedenartige Irrthümer zieht Occam aus den vier Constitutionen des Papstes, die er darum spottend Destitutionen n nnt, und überführt ferner denselben, er habe in einer Predigt des Jahres 1331 gelehrt, daß weder die Seelen der Verdammten noch die Teufel vor dem jüngsten Tage in der Hölle ihre Strafe leiden werden, und ebenso in einer andern Predigt, es sei nicht wahr, daß die Seligen vor dem jüngsten Tage zum Anschauen Gottes selbst gelangten, wenn sie gleich durch das Fegefeuer hinlänglich gereinigt worden wären. Also ganz das, was Vitoduran vorbringt. — Die Sache erregte durch die Kirche großes Aufsehen, zumal der Papst, seine Ansicht zu stützen, viele Stellen der alten Kirchenlehrer zusammensuchte und die Universität Paris auf seine Seite zu ziehen bemüht war. Allein hier erhoben sich Theologen aus allen Orden und Classen dagegen als gegen eine ketzerische Neuerung, darunter auch der Franziskaner Nicolaus de Lyra. Endlich wurde der Streit vor den Thron getragen und Philipp von Valois, VI. von Frankreich, ließ im Jahre 1332 in seinem Palast zu Vincennes eine Anzahl Prälaten und academische Theologen zusammenkommen, um gleichsam unter seinem schirmenden Vorsitz den geräuschvollen Lehrstreit unpartelisch zur Ruhe zu bringen. Da fertigten dreißig derselben ein Schreiben an den König aus, worin sie die Lehre des Papstes, sei sie nun in seinem oder in eines Andern Namen vorgetragen worden, als irrig bezeichneten. Der König wurde gegen den Papst so aufgebracht, daß er ihm drohte, er werde ihn, wenn er die gottlose Meinung nicht widerrufe, verbrennen lassen, qu'il le ferait «ardre». Eingeschüchtert wich nun Johann zurück und antwortete dem König, er habe den schlimm gedeuteten Satz nicht als sichere Lehre aufgestellt, sondern bloß als eine unausgemittelte Frage den Theologen zur Untersuchung vorgelegt. Als er sich bald darauf dem Tode nahe und im Gewissen noch geängstigt fühlte, erklärte er in einer besondern Bulle, er glaube mit der katholischen Kirche, daß die gereinigten und von ihren Körpern getrennten Seelen im Paradiese seien und Gott und das göttliche Wesen von Angesicht zu Angesicht sehen, so weit es nur ihr Zustand gestatte. Sollte er aber sonst etwas gelehrt haben, was mit dem katholischen Glauben, den Bestimmungen der Kirche, der hl. Schrift und den guten Sitten nicht übereinkomme, so wolle er es hiemit widerrufen haben. Diese Berichtigung seiner Irrthümer führt auch Vitoduran weiter unten an.

[1]) Wir haben diesen Ausdruck gewählt für natalilia sanctorum, um der Idee zu dienen, die mit der Feier gegeben sein will. Nämlich natale oder natalitium heißt eigentlich Geburtstag, wird aber von dem Todestag der Heiligen gebraucht, den dann die Kirche in dem schönen Sinne begeht, sie seien durch den Tod als durch eine Taufe zu neuem Leben hindurchgegangen und so jenseits in einem höhern heiligern Wesen wiedergeboren worden. Es sind also die Feiertage ihrer himmlischen Wiedergeburt, Verklärungstage.

[2]) Hohentwiel im würtembergischen Schwarzwaldkreis, berühmte Bergfestung, im Jahre 1800 von den Franzosen unter Vandamme zerstört. Rottweil im gleichen Kreis, am Neckar, nicht zu verwechseln mit dem badischen Rothweil.

kriegerischer und ganz tugendhafter Mann, und deshalb war sein unzeitiger Tod in jener ganzen Gegend oder Umgrenzung traurig und kläglich genug. Sein Andenken sei daher in verdientem Segen auf ewige Zeiten!

Juni. Ebenfalls zu des Papstes Zeit, um das Jahr 1333, ereignete sich zu Luzern durch die Entladung einer wasserschweren Wolke plötzlich und unerwartet eine absonderliche Ueberschwemmung um das Fest des hl. Johannes des Täufers zur Abendstunde. Sie strömte gegen den kleinern Theil der Stadt Luzern, indem sie das ganze Thal einnahm, in solcher Ueberfüllung und Heftigkeit von Kriens her, daß sie den Leuten, die in obiger Stadt wohnten, nicht mit Unrecht einen ungemeinen Schauder und Schrecken einjagen konnte; denn Ausrottung und Zerstörung mit ihrem so überaus heftigen Laufe drohte sie ihnen und eine ungewöhnliche Vernichtung. Denn sie schwemmte das Land weg und ließ bloßen Schlamm hinter sich zurück, den sie über Gärten und Gemüse breitete und sie so deckte, daß nichts anderes hervorschien. Gräben und Gassen der Stadt füllte sie mit Wasser and Sand an, Hütten auch und Speicher trug sie mit sich, und Menschen, die auf ihrem Heu schlafend gefunden wurden, ohne daß sie es wußten, führte sie bis an die Stadt Luzern, und einen großen Stein warf sie über einen hohen Zaun. Den Ambos eines Schmids riß sie von seinem Platze grad aus weg und trug ihn zum Graben der Stadt Luzern, Bettstätten und andere Geräthschaften der Menschen zog sie ganz ungestüm mit sich fort und warf sie in die durch die Stadt Luzern fließende Reuß.

Der Papst Johann war, wie die öffentliche Rede über ihn umging, ein Mann von kleiner Gestalt, mager und sehr häßlich, aber ein ganzer Schwätzer und mit der geläufigsten Zunge, mit der höchsten Sparsamkeit, in Cahors aus niedrigem Stamm geboren. Er war einmal Erzieher des Königs Robert geworden, dann durch vermittelnde Dazwischenkunft der hl. Gemahlin des vorgemeldeten Königs von Apulien zum Bischof von Avignon, weiter zum Cardinal, zuletzt zum Oberhaupt der Kirche erhoben. Unähnlich war er in bemerkenswerther Weise seinem Vorgänger Clemens V. gewesen, der aus der Gascogne, von angesehener Familie gebürtig, ein ganzer Mann, stark und schön war.

Dieser Papst Johann schrieb unter den guten Werken, die er that, sieben Horen des Leidens Christi in rhythmischem Satz, indem er die Stufen der Leiden erklärte, welche unser Herr Jesus in den einzelnen Stunden ertrug, und am Ende schloß er auf die Art des Gebetes und schenkt denen, welche die so von ihm verfaßten Horen täglich beten und durchlesen, den vollen Ablaß. Ebenso sprach er den hl. Ludwig, der als Erbe des Reiches Sizilien und Apulien geboren aus Liebe zu Gott seinem Reiche entsagte und zum Orden der Minderbrüder hinfloh, selig und schrieb ihn in das Verzeichniß der Heiligen ein.[1])

---

[1]) Was hier Vitoduran über den hl. Ludwig, den König von Frankreich, bemerkt, ist irrthümlich angesehen und wahrscheinlich aus seiner nicht immer vollständigen oder zuverläßigen Geschichtskenntniß gekommen. Als gebornen Thronerben des sicilianischen Reiches kennt ihn die Geschichte nicht und kannte Ludwig sich selber nicht. Es gieng vielmehr auf folgende

Das that er nachher auch dem Bruder Thomas, einem ausgezeichneten Lehrer aus dem Orden der Predigerbrüder. [1])

Er soll auch am Ende seines Lebens seine Irrthümer berichtigt haben. Derselben waren außer den von mir oben berührten viele. Nachdem er etwa 19 Jahre gesessen, beschloß er seine Tage.

Weise zu. Der römische Hof war mit dem Prinzen Edmund von England über den Verkauf Neapels und Siziliens in Unterhandlung, konnte jedoch mit ihm der Summe halber nicht übereinkommen. Der Papst Urban IV. bot sie nun Ludwig dem Heiligen an, nicht zwar als Reichsland unter sein eigenes Scepter, sondern als selbstständige Herrschaft für einen seiner Söhne. Allein Ludwig, zu fromm und zu rechtschaffen für den gemeinen Handel, erwiederte dem Papst, das sei nicht ein ihm zugehöriges Land, es sei fremdes Eigenthum; er wolle solches weder in seine Hand noch an sein Haus bringen und nehme überhaupt an dieser sizilianischen Sache keinen Antheil. Sogleich knüpfte Urban das Marktgeschäft mit des Königs Bruder, jenem Karl von Anjou an, der hier so wenig als an andern Orten das redliche Gewissen Ludwigs verrieth und dem Papst um einen ungeheuren Lehenszins zusagte, diesen freilich auf das Papier setzte, aber nie in Baarschaft lieferte — derselbe Karl, der dann das Reich unter ein eisernes Joch spannte, eine mit seinen Franzosen systematisch eingerichtete Tyrannei übte und sie über alles Maß hinaus so weit trieb, bis endlich die sicilianische Vesper erfolgte. Ebenso ist irrig, wenn Vitoduran den König aus Liebe zu Gott der weltlichen Herrschaft entsagen und in die Arme des Ordens hinüberfliehen läßt. Jedermann weiß, daß Ludwig als König Frankreichs mit den Schaaren seines Heeres an der Pest in Tunis auf dem zweiten Kreuzzuge gestorben ist, den er im Jahr 1270 unternommen hatte und unternommen unglücklicher Weise nicht gegen Palästina, sondern gegen die Muhammedaner in Tunis, wozu er eben von seinem schlauen Bruder Karl verleitet worden war, welch letzterer bei diesem Zuge darauf gerechnet hatte, den Tribut wieder erhältlich zu machen, den seine normannischen Vorfahren als Fürsten Neapels einst von Tunis bezogen. Hingegen ist anerkannt, daß Ludwig streng religiösen Sinnes war und mitten durch alle andern Dinge zuerst den Weg nahm, die Bedürfnisse seines frommen Herzens zu befriedigen. Als eilfjähriger Knabe König von Frankreich geworden, kam er unter die Vormundschaft seiner Mutter Blanca, welche eine in kirchlichen Dingen äußerlich pünktliche Frau war und diesen Eifer auch dem Sohne beibrachte, sonst aber die Religion nicht sonderlich in ihr inneres Wesen einwirken ließ und an großen Schwächen, an Herrschsucht und einer lästigen Eifersucht so sehr litt, daß sie, nebenbei bemerkt, sogar das Verhältniß zwischen Ludwig und seiner Gemahlin Margaretha fortwährend mit ärgerlichen Händeln trübte. Man erzählte, er habe, wenn er seine Gemahlin im Schloß besuchen wollte, die Hunde peitschen lassen, damit seine Mutter vor deren Geheul des Wandernden Tritte nicht höre, weil sie ihn sonst, wie sie etwa die Laune ankam, wegzujagen pflegte. — Ferner ist nicht zu verkennen, daß Ludwig, ist er auch nicht, wie Vitoduran sagt, gerade zu den Barfüßern übergetreten, doch zu den beiden mächtigen Orden, den Franziskanern und Dominikanern, eine besondere Zuneigung in vielen Beweisen beurkundete und überhaupt in kirchlichen Dingen mit der größten Strenge gegen sich selbst wie gegen andere verfuhr. Als man ihm einmal vorgeworfen hatte, er verbrauche zu viel Zeit mit dem Beten und dem Besuch der Messen, war er mit der triftigen Antwort bereit: „Wenn ich so viel Zeit auf das Würfelspiel, auf die Jagd und den Vogelfang verwendete, so würde sich gegen mich kein Mund aufthun.“ Aus demselben unermüdlichen Ernst und Eifer stammen auch die beiden Kreuzzüge, die er ja gegen den Willen und mit Widerstreben seiner Großen und selbst der hochgeachteten Mutter vollführte! Von daher, von dieser gewissenhaften Beflissenheit und Aufopferung für Religion und Kirche, nicht aber aus den von Vitoduran angegebenen Gründen, Entsagung auf Reich und Eintritt in Orden, wurde er canonisirt und trägt er in der Geschichte den Ehrennamen des Heiligen.

[1]) Der Dominikaner Thomas, Graf von Aquino, in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro. Er hätte das Erzbisthum Neapel antreten können, lehnte es aber ab und zog vor, sich der kirchlichen Wissenschaft hinzugeben und besonders die Schulweisheit der Scholastik zu pflegen, die er denn auch wirklich auf den Gipfelpunkt ihrer gelehrten Ausbildung gebracht hat. Thomas war ein so gewandter, mit der seltensten Combination begabter Kopf, daß er, ohne das sprachliche Verständniß des Textes unter der Hand zu haben, den Sinn des Aristoteles da herausdeutete, wo ihn das Dornengeflecht verworrener Uebersetzungen versteckt hielt. Auch am römischen Hofe hieß es von ihm, er befestige wie eine Felsensäule die Kirchenlehre durch die Sprachgewalt des Aristoteles, und um ihn darin zu unterstützen, schickte ihm der Papst den Dominikaner Wilhelm von Moerbeke in Brabant, der ziemliche Sprachkenntniß besaß, aber damit sehr mechanisch und geistlos verfuhr. Wenn nun Wilhelm den Aristoteles in ängstlichem engherzigen Formschnitt Wort für Wort übersetzte, gieng Thomas auf den oft verfehlten und krumm gezogenen Bahnlinien dem Geiste des Philosophen nach und machte sich mit wunderbarem Scharfsinn den ächten Aristoteles zurecht. Diese Uebersetzung kam um 1273 zu Stande. Seine Werke umfaßten mehr als zwanzig Folianten und stellen ein in dem Luftkreis bloßer Spekulation schwebendes Gedankengerüst auf, vor dessen künstlich gefügtem Bau man in Bewunderung des Künstlers geräth, so wenig man sich darinnen selbst heimisch

Auch noch zur Zeit dieses Papstes ereignete sich für die Bürger in Villingen [1]) ein grauses und schreckliches Unglück, daß nämlich die Angesehenern aus ihnen von ihren Herren, den Grafen, nach der Stadt Häslach, wo diese damals den Wohnsitz hatten, hergeholt wurden. Nachdem ihnen die Waffen abgenommen worden und die Herren mit ihnen fröhlich in Speise und Trank sich gütlich gethan hatten, wurden sie alsobald festgenommen und in den Thurm gesetzt, bis sie ein ungeheures und unerschwingliches Geld, das die Grafen ungebührlich und unverhältnißmäßig von ihnen gefordert hatten, bezahlt hätten. Dasselbe hätten, weil es zu viel war, ihre Hände nicht auftreiben können. Die Herzoge von Oestreich, mit ihrem Unglück und Elend mitleidig und für ihr Wohl fürsorgend, lieferten einen Theil, ich glaube die Hälfte, und kauften sie so los und setzten sie wieder in Freiheit, indem sie dieselben für sich und ihre Erben auf immer zu Unterthanen erwarben. Zudem wurde wegen eines zwischen ihnen und dem Grafen von Fürstenberg [2]) erregten Kampfes das ganze umliegende Land durch Brand und Raub verwüstet, denn viele Tage lang fügten sie sich gegenseitige endlose Uebel zu. Als sie sich aber einer den andern lange geschädigt und entsetzlich geplagt hatten, wurde endlich des Friedens Ruhe unter ihnen in freundlicher Beilegung des Streites hergestellt. Durch diese Leiden wurden

---

und zu Hause fühlt. Wenn man wissen will, was eigentlich Scholastik war, so muß man im Thomas lesen. Da findet man alle möglich gedenkbaren Fragen nach Grund, Wirkung, Folge hundertfältig zergliedert, da sind Begriffe über Begriffen, Schlüsse auf Schlüsse, Beweise an Beweisen für alle Fälle zugerichtet, von unten bis oben auf einander gethürmt, in einander geschaltet und geschraubt wie das endlose Räderwerk einer riesengroßen Mechanik, daß, wer ein Stück berührt, auch das andere bewegt und dadurch selbst in die Klemme der Maschine geräth, ohne zu wissen wie ihm geschehen. Daher wußte Thomas die Schüler mit unvergleichlicher Kunst in sein System zu verwickeln; mit seinen Definitionen, Demonstrationen, Argumentationen umstrickte er jeden, der ihm in das Labyrinth seiner Spekulationen folgte und der dann, hatte er einmal das unabsehbare Alphabet begonnen, fast nicht mehr absetzen konnte, bis er zu Ende gekommen war. Thomas wurde in seinem Orden beinahe göttlich verehrt, hieß Doctor angelicus, ein Lehrer wie ein Engel, und seine Schriften galten in den Schulen der Dominikaner so hoch wie die Bibel in den Kirchen, ja wurden noch im 18ten Jahrhundert auf katholischen Universitäten als die „Summe aller Theologie" und überhaupt aller Gelehrsamkeit studirt. Man glaubte, wenn man das ungeheure Lehrgebäude des Thomas durchwandert habe, so sei man aller Künste und Wissenschaften Meister geworden. Man lernte in den Schulen, die an vielen Orten schlechtweg Thomistenschulen hießen, nur noch die Sätze des Thomas auswendig. Alles kam darauf an, die tausend und tausend Fragen, die über alle theologischen Punkte vorkamen, zu wissen und auf jede die von Thomas gefertigte Antwort bereit zu halten. Der Unterricht war nichts anderes als Worte zersetzen, Begriffe zerlegen, Sätze konstruiren, die einfachsten Dinge mit dichtgesponnenen Fäden überweben, um den Gegner bei der ersten feindlichen Bewegung oder Einwendung in die Enge zu treiben oder gefangen zu nehmen. Das eigene Denken war verschwunden, der Schüler nur noch das Echo vorgeschriebener oder vorgesprochener Sentenzen, die Theologie und jedes Lehrfach ein mechanisch eingetrichterter Gedächtnißkram. Es sei bei Thomas gewesen wie in einem Zeughause, er habe über alle streitigen Punkte 3000 Fragen und 15000 Beweissätze immer parat gehalten und jeden, der bei ihm Rath holte, je nach seinem Bedürfniß bedient. Schade wahrlich, daß ein solcher Geist seine eminenten Kräfte an so müssige Spekulationen verschwendete und aus der Nebeltiefe grauer Theorie die dürren Blätter an den grünen Baum des Lebens pflanzte! Mit Recht hat man darum gefragt, wer der Welt mehr genützt habe, ob Thomas mit den Folianten seines aus leeren Gedankenfiguren zusammengefeilten und zusammengenieteten Systems, oder sein großer Lehrer Albert von Köln, ursprünglich aus Lauingen in Schwaben, in der Zauberwelt als Albertus Magnus wohl bekannt, der durch seine merkwürdigen Entdeckungen und Fortschritte im Gebiete der Mechanik, der Physik und Naturgeschichte die Bewunderung seiner Zeit erregte und sich den Namen eines unübertrefflichen Zauberers verschaffte. Aber begreifen können wir, daß ein Mann wie Thomas von dem römischen Kirchenstuhl aus heilig gesprochen wurde!

[1]) Villingen und Haslach sind im würtembergischen Schwarzwaldkreis.

[2]) Im jetzigen badischen Seekreis.

die Villinger für mehrerer Jahre Dauer an ihrem Eigenthum unschätzbar geschwächt, gelangten aber endlich durch Gottes Hülfe zu einem blühendern Glücksstande, indem sie das verlorne Gut nach und nach wieder gewannen.

Darnach verkaufte Einer, blos dem Namen nach Christ, der That nach aber der schlimmste Ketzer, ja des böswilligsten Verkäufers Judas getreuester Nachahmer, den Leib des Herrn, der von ihm aus der Kirche des hl. Paulus in der Stadt Konstanz gestohlen worden, dort den Juden, daß sie ihn, wie sie wollten, zum Gespött haben könnten. Als derselbe in vielen Hostien, mit dem Teig vermengt, in der Bratpfanne zerknetet worden war und darin noch an Einem fort auf schmähliche Weise verbrannt wurde, und die Magd der Juden, eine Christin, daran hingekommen war, sprang er sogleich an sie heran und blieb an ihrem Arm hängen. Das sah einer aus den dabei stehenden Juden, riß ihn auf der Stelle ab und warf ihn an den frühern Ort zurück. Die Magd aber, welche die Sache still bemerkte, gieng aus dem Haus auf die Gasse und in die Straßen und rief mit beschwerlicher Stimme kläglich und mächtig die Worte: „Der Leib Christi wird von den Juden schrecklich gemartert!" In der gleichen Stunde rief ein Pfarrer von der Kirche des hl. Paulus, dem die eingesegneten Hostien weggenommen und gestohlen worden waren, noch entsetzlicher dazu: „Weh mir, weil mehrere eingesegnete Täfelchen des Leibes Christi vom Altar genommen sind!" Sowie die Bürger von Konstanz dies hörten, liefen sie schaarenweise zusammen und suchten das Unrecht ihres Gottes und den von den Juden angethanen Schimpf zu rächen, tödteten mehrere Juden, die sie auf der verbrecherischen That ertappten, in ihrer Raserei und großen Wuth und schlachteten sie wie Stiere mit den Beilen. Zwölf von ihnen wurden außer die Stadt geführt, auf einen Haufen gelegt und verbrannt, aber sechs andere in den Rhein geworfen und ertränkt und neun sonst ermordet. Die übrigen Juden jedoch wurden durch die angesehenern Bürger der Stadt beschützt und gerettet. Dieselben brachten am achten Tage — ein trauriger Bericht! — durch eine Ermahnung der Herzoge von Oestreich in Betreff der Juden an die Bürger in derselben Stadt, als nach dem gemeldeten Frevel das bittere Handgemenge vorbei war, rechtgläubige Männer, welche von erhöhten Stellen dem Handgemenge zugesehen, von ihrem Begehren ab und gewannen sie für sich. Denn jene Herzoge zeigten sich, wie man erzählt, des Geldes wegen sehr oft als die Beschützer der Juden, und deswegen nahmen sie nach der Menschen Meinung ab. Sie fiengen es im Jahr der Fleischwerdung unseres Herrn 1322 an, indem sie die Juden in der Stadt Engen [1]) als die Mörder ja Henker und Peiniger eines Bürgerknaben, wie bezeugt worden war, in Schutz nahmen. Und darum ergieng es ihnen hinter einander übel; denn sie starben vor der Zeit und hatten sonst gar kein Gedeihen mehr.

Ebenso kurz vor den erwähnten Dingen, wie durch eine glaubwürdige Erzählung bei mir und

---

[1]) Im badischen Seekreis.

andern kund ward, raubte eine Frau in Ehingen [1]), einer Stadt Schwabens an der Donau gelegen, ach, dem Wort oder Namen nach rechtgläubig, der That nach schlimmer als eine Ungläubige, einmal den Leib Christi vom Altar weg und legte ihn verborgen und verdeckt an einen verächtlichen Ort hin, um so durch ihn nach ihrer abergläubigen und ketzerischen Meinung das Trugwerk einer gewissen Zauberei zu vollbringen. Als aber der Leib des Herrn einige Tage an jenem verachteten Ort, den Füßen der Vorübergehenden und Zertretenden ausgesetzt, verborgen gewesen war und in der Zwischenzeit, eines Tages, der Pfarrer der Kirche, deren Abendmahlssacrament durch jene Frau weggetragen worden war, die eingesegneten Hostien des Leibes des Herrn nicht fand, sondern sammt dem Kästchen, in dem sie aufbewahrt waren, entzogen und entwendet sah, machte er, über die Maßen bestürzt, den Mangel und Diebstahl desselben mit Thränen und kläglichem Geschrei den Bürgern kund. Diese stürzten, wüthend in hohem Grade geworden, von göttlichem Eifer entzündet, auf die Juden jenes Ortes, welche sie bei dem begangenen Verbrechen im Verdacht hatten, mit Ungestüm im wildesten Lärm los und tödteten sie, deren 18 gewesen sein sollen. Als aber endlich in Erfahrung gebracht war, daß die genannte Frau die Urheberin der Schandthat gewesen, verrathen durch andere christliche Frauen, die sie vor der Ermordung der Juden das Kästchen, in welchem der Leib Christi verborgen war, den Juden bringen sahen, wie sie es ihnen verkaufen wollte, griffen sie die Frau, die sie jetzt dadurch ganz sicher als des Verbrechens schuldig bezeichneten, und schleppten sie hin zur Pein und Strafe des Todes. Sie bekannte sich öffentlich vor dem Volke des Verbrechens schuldig und wurde deshalb dem Feuer übergeben und verbrannt. Und so sind die Juden, wiewohl sie von der erwähnten Schuld frei und fremd waren, ausgetilgt worden.

34, Juni. Von dem Kaiser Ludwig will ich sofort eine unschickliche That hersetzen, welche mit seiner ausgezeichneten Würde nicht im mindesten übereinstimmte. In der Zeit nämlich, da der Papst Johann noch da war, die kurz vor seinem Tode vorangieng, belagerte der Graf Rudolf von Hohenberg [2]) aus einer tödtlichen und grimmigen Feindschaft, von der er gegen den Bischof von Constanz gestachelt war (deshalb weil dieser dasselbe Bisthum sowohl durch den Papst als durch die gesetzmäßige Wahl der Geistlichen derselben Kirche erhalten hatte, indem Rudolfs Sohn, Herr Albrecht, ein vorzüglicher Rechtskundiger, Geistlicher der genannten Kirche, auf die Seite gesetzt worden war, nicht eigener Fehler halber, sondern wegen der Gewaltthätigkeit des Vaters, die man in starkem Maße fürchtete und von

---

[1]) Am Südfuß der Alp, Hauptort des Oberamtes Ehingen in Würtemberg, mit bedeutenden Schulanstalten und großem Handelsverkehr.

[2]) Hohenberg war ehemals eine Grafschaft in Schwaben im würtembergischen Schwarzwaldkreis, und gieng noch im nämlichen Jahrhundert, dem die Erzählung angehört, zu Ende des 14. an das Haus Oestreich über, bei dem sie dann bis 1806 geblieben ist. Sie war übrigens getheilt in Ober-Hohenberg mit den Kameralherrschaften und Obervogtei-Aemtern Spaichingen und Oberndorf, und in Nieder-Hohenberg mit dem Obervogteiamt Horb sammt Stadt und Gebiet Rottenburg.

der man wahrscheinlicher Weise den Verdacht hatte, sie komme über die oftgenannte Kirche, wenn der Sohn bei der Wahl durchgedrungen wäre) indem er das Bisthum zu Schimpf und Schande sowohl des Bischofs als der Geistlichen zu verwüsten trachtete, eine Stadt des Bisthums, an einem Hafen des Bodensees gelegen, Meersburg genannt, und verlangte, daß ihm dorthin der Kaiser Ludwig zu Hülfe komme. Dieser kam gleichsam als Soldat zusammt mit den umliegenden, jedoch nicht gar willigen Städten des Reiches herbei. Er mit seinem Heere und mit demjenigen der Städte und der Graf mit der Stärke seines Heeres umschlossen und belagerten die Stadt viele Tage und richteten nichts aus, wiewohl sie sich viele Wochen angestrengte Mühe gaben, um sie einzunehmen. Es lag aber der Grund darunter, weil die Städte der Stadt schonten und sie nicht beleidigen wollten, da sie ihnen benachbart und zudem unschuldig war, und am meisten weil auf der Festung unermüdete und in den Schlachten geübte Krieger waren, die mit Maschinen und Geschützen die Stadt auf das tapferste schützten und diejenigen, welche sie den Thoren oder Mauern allzu nahe gekommen trafen, niederwarfen und sie, wenn sie die Flucht ergriffen, verfolgten und mit dem Schwert umbrachten. Auf dem See wurden sie auch die raubsüchtigsten und grausamsten Seeräuber und führten die Schiffe der Feinde, welche Unterhalt an Getreide oder Wein herbrachten, mit der größten Frechheit weg. Sie fiengen die Schiffe, die von Constanz mit Nahrung gefüllt täglich durch den See kamen, auf und zogen sie durch ihren Hafengang unter männlicher Bedeckung an das Schloß heran. Als sich daher die Belagerer mit der Besetzung des Schlosses vergeblich mühten, ließen sie zuletzt dieselbe liegen und kehrten wieder heim. Denn der Herzog Albrecht, der auf der Rückreise aus dem Lande Schwaben nach Oestreich war und durch die Belagerung hindurchgieng, zog den Kaiser davon ab und trieb in Folge hievon die Andern an zurückzutreten. Daher verblieb die Stadt unverletzt, obwohl der genannte Graf im Anfange der Belagerung mit frechem und hochmüthigem Munde gesprochen hatte: „Ich werde nicht abstehen, bis ich die Maria (das heißt das Bisthum) ausziehe!“ Maria war nämlich dort die Schutzjungfrau. Er starb nicht lange Zeit hernach in Oestreich, während die Maria, unsere Gebieterin, um mit seinen Worten zu reden, bekleidet und gesund verblieb. Unter denen aber, welche es von der Stadt aus gegen die Feinde tapfer trieben, war der namhafteste ein Graf von Toggenburg, damals Geistlicher an der Kirche zu Constanz. Nach ihm aber hielt sich Einer, der von der Wiege auf in kriegerischen Uebungen erzogen war, Namens Jasso, männlich und tapfer. Denn mit den hurtigsten Schiffen, die mit Schiffern und Ruderern wohl versorgt, auch mit Pfeilschützen und andern bewaffneten Männern angefüllt waren, verfolgte er die Schiffe der Feinde, griff sie auf und plünderte sie aus. Fand er auf ihnen aber einige Feinde, so verschonte diese sein Auge nicht. Denn wie ein Löwe wüthete er gegen sie und wurde, um von ihm vergleichsweise zu reden, auf dem genannten See einem Fischer ähnlich, der Fische sucht und Netze spannt; welche er nämlich im See oder Hafen gefunden hätte, die hätte er ins Zuggarn des Todes eingeschlossen.

In dieser Zeit war auch ein Schloß im Elsaß, genannt Schwanau, am Rheine gelegen[1]), ungemein 1333.
fest, das von Alters her bestanden hatte. Es war ein festes Raubschloß, soviel es hierauf ankam, weil es mit Mauern und Gräben wohl umwallt und befestigt war, in die der Rhein fortwährend hereinfloß und sie bis oben auf anfüllte. Ueberdies umschlossen es Moorland und tiefe Sümpfe von allen Seiten und hielten den Andrang der Feinde ab. Und es war ein Haus des Raubes und, was noch schlimmer ist, des Raubmordes, der beständig darin begangen wurde. Sie lauerten nämlich den Handelsleuten und Andern, die den Rhein hinunterfuhren, auf und brachen, wenn sie ihnen nahe waren, aus ihren Verstecken hervor, kamen an das Rheinufer und zwangen sie mit ihren ausgespannten Geschützen und den darüber gestellten Geschoßen zu landen. Sie warfen dieselben in den dunkelsten Thurm; sie nahmen ihnen, wenn sie ihnen durch Hunger und des Kerkers Unflath und durch verschiedene andere Qualen, durch Drohungen, Schrecknisse, Erpressungen das Eigenthum abgedrungen hatten, auch das Leben[2]) Das war dem ganzen Lande offenkundig und flößte daher allen Vorüberfahrenden Schrecken ein. Obgleich es den umliegenden Städten und Herren und Gewalten klarer als das Licht bekannt war, übergingen sie es doch und wagten nicht, eine so mühsame, gefahrvolle und schwierige Sache anzugreifen.

Zuletzt aber, als es sich traf, daß viele Städte des deutschen Reiches sich verbündet hatten, belagerten sie das genannte Schloß, das damals seine Bosheit in allzu gehäuftem Maße übte und seine schlechten Wege unerschrocken wieder einschlug, einmüthig mit starker Hand und aufgehobenem Arm, indem sie alle andern Geschäfte aufgaben, im Sommer viele Tage lang, weil die Bewohner des Schlosses sich tapfer hielten und mit Maschinen und Geschützen, mit Steinen auch und auf andere Arten, wie sie nur konnten, Widerstand leisteten. Die Städte aber belagerten das Schloß unermüdet nach Kräften und Künsten, außer der ihnen vom Himmel her geleisteten Hülfe. Denn so lange sie dort blieben, war fortwährend das heiterste Wetter und war nicht nur eine gewöhnliche heitere Witterung, vielmehr entstand aus der Sonne andauernden Hitzen und Gluthen ein Brand, der das Wasser in den Gräben,

---

[1]) Auf dem linken Rheinufer, etwas oberhalb Straßburg. Das Schloß gehörte dem Freiherrn von Geroldseck und war als ein berüchtigtes Raubnest allen Schiffen ebenso gefährlich als allen Schiffern verhaßt. Es eigenthümlich, daß man später diesen Namen ganz irriger Weise auf die Burg Lowerz im lowerzer See des Kantons Schwyz übergetragen und dadurch eine Verwechslung veranlaßt hat, die bis auf den heutigen Tag hängen geblieben ist. Vielleicht sollte Lowerz von jenem Mädchenraub als zweites „Schwanau" bezeichnet werden?

[2]) Tschudi sagt: Es wurdend die Koufflüt von Straßburg, Basel, Zürich und andrer Stetten vast daruß geschädiget, dann wer den Rhin uff oder ab fur, uff dem Wasser oder über Land, der must sich vor der Vesti entsizen; Diser Herr von Geroldsegk was ein tyrannischer Herr, ließ offt sine Gefangne in Gefängknuß Hungers sterben, daß si das stinckend Höw oder Strow, so in Kerkern was, vor Hungers-Not assend.

die Feuchtigkeiten im Moorland ganz ausschöpfte und austrocknete, daß sie mit den Sturmböcken die Mauer erbrechen und auf jede andere Weise das Schloß angreifen und bedrängen konnten. Weßhalb sie im Schlosse sagten: „Gott streitet für sie!" [1]) Denn wie einmüthig die Leute auch handelten, wenn regnerische Witterung eingetreten wäre, hätten sie das Schloß vielleicht nie eingenommen. Ich habe von vielen, die es sahen, gehört, daß die einzelnen Städte dort ihr Lager von andern abgetrennt und ihre Fahnen von den andern unterschieden hielten, so daß es den Zuschauern einen schönen und ergötzlichen Anblick gewährte. Außerdem habe ich erfahren, daß sie mit ihren Maschinen Steine vom größten Gewicht fortwährend an das Schloß losschnellten, wodurch die Fügungen der Mauern erweitert und deren Zusammenhang zerbrochen wurde. Dazu erdachten sie, was befremdlich zu sagen und von vergangenen Jahren her selten oder nie gehört worden ist, geschickt und schlau zu ihren Maschinen ein schmutziges und häßliches Geschäft, daß sie nämlich aus den benachbarten Orten auf Karren und Wagen in großer Menge Menschenkoth herführen ließen und denselben durch die Maschinen wetteifernd in das Schloß warfen. Dadurch fing im Schloß ein so unerträglicher Gestank an aufzugähren, daß sie ihn nicht mehr ertragen konnten und in der Furcht, erstickt zu werden, verzweifelten; denn nichts brachte über sie eine so große Beläftigung. Deßhalb wurden sie, in großer Bestürzung darüber und gewaltiger Bedrängniß, genöthigt, den Auswärtigen zu weichen und nach langem Gegenkampfe auf das Schloß zu verzichten. Das Schloß wurde daher genommen und die darin getroffenen Räuber und Plünderer und deren Verbündeten und Begünstiger, die das Schloß vertheidigt hatten, mit Ausnahme von Wenigen, welche aus vornehmem Geschlechte stammten, denen deßhalb Rechnung getragen wurde, mit der Abschlagung von ungefähr 60 Köpfen ausgetilgt. Der Meister ihrer Maschine aber wurde wie ein Stein auf die Maschine gelegt und in die Höhe geschleudert, und auf die Erde niedergeworfen zerplatzte er und seine Eingeweide spritzten auseinander. Und so ist an ihm das Wort des Weisen bewahrheitet worden, der sagt: „Worin Jemand sündigt, darin wird er auch gestraft werden." [2]) Es heißt von ihm, daß er des Todes Schuld eher bezahlt hatte als er auf die Erde herabgestürzt war. Das Schloß aber wurde geschleift und in Staub verwandelt, und durch ein strenges Verbot Vorsorge getroffen, daß es nicht wieder erbaut würde. Und so wurde das unschuldige Blut an ihnen gerochen und der Weg, früher gefahrvoll, für die Vorüberfahrenden sicher gemacht.

4 Juni. Ferner brach um diese Zeit ein Krieg aus zwischen dem Grafen von Kyburg und den Bürgern von Bern. [3]) Als sie auf einem Felde aneinanderstoßen wollten, standen die Berner mit den Solo=

---

[1]) Darüber führt Tschudi den Freiherrn selbst so an: Es was aber allein ein Sodbrunnen in der Vesti, der was ertrochnet, und als kein Regen wolt kommen, sprach der Herr von Geroldsegk, des die Vesti was: „Ich sich, daß Gott mit mir krieget, dem ich nit vermag ze widerstan, und will mich an Ine ergeben."

[2]) Buch der Weisheit 11, 17.

[3]) Genauer gesagt ist es der sogenannte Gümmenenkrieg, nach Tschudi von einem Schloß, das ein savoyischer Graf gegen Rudolf von Habsburg angelegt und custodiam genannt hatte, „ze tütsch Gouminen und ein Stettli dabi" — jetzt noch Groß= und Kleingümmenen an der Straße von Bern nach Murten. Im Gümmenenkriege treten die Parteien und ihre Interessen mannigfaltig verflochten auf. An der Spitze der einen Partei

thurnern, die mit ihnen durch das Band eines Eides und eines besondern Bündnisses damals verknüpft waren, nach Art einer Kugel oder einer Krone zusammengedrängt und hielten ihre Lanzen vor. Als dies der feindliche Theil sah, war er sehr verwirrt, wie er sie angreifen sollte oder was zu thun sei. Endlich sprang ein Adeliger, Namens Stülinger, von Regensberg gebürtig, ein Mann gar stark und muthvoll und mit der Tugend der Frömmigkeit und Gastfreundschaft, wie man sagt, sehr begabt, der sich recht viel zutraute und dadurch dem Herrn Grafen und folglich den Herzogen von Oestreich zu Gefallen leben wollte, denen er in Hinsicht seiner Güter unterthänig war, auch Kriegsdienste that, mitten aus ihnen auf seinem starken und hurtigen Pferde hervor und rannte im Antrieb seines Muthes gegen die Feinde los und fiel sie mit vorgehaltenem Spieß an, voll des Verlangens und der Hoffnung, sie, die Zusammengepreßten und in Eins Verbundenen, auf solche Weise von einander zu trennen, damit den Seinigen dadurch ein Weg, dieselben daniederzuwerfen, sich öffne. Ihn, der sehr kläglich schrie und heulte, durchbohrten sie mit den grausesten Stichen vieler Lanzen bis auf den Tod.[1]) Als dies die Seinigen sahen, wurden sie durch den Anblick seines Blutes wie Elephanten gereizt, vergaßen alle Furcht, stürzten mit grimmiger Wuth auf die andern ein und drängten sie auseinander. Dadurch gewannen sie so sehr die Oberhand, daß von den Bernern 200 und von den Solothurnern ebensoviele fielen. Diese wollten ihre Leute, nachdem sie dieselben im bittersten Schmerze betrauert, rächen und erneuerten den Krieg.

---

stehend hat Bern zur Seite Solothurn, Biel, Thun, den Bischof von Basel, die Stadt Basel, Granson, die Grafen Peter von Aarberg und Aymo in Savoyen, den „innern" Graf Savoyens, während wir auf der gegenüberstehenden Seite erblicken Freiburg sammt den Grafen Eberhard von Kyburg und Ludwig von Savoyen, Herrn der Waadt, den „äußern" Grafen Savoyens, welchem sprachlichen und sachlichen Unterschied der beiden Grafen Savoyens wir später noch einmal begegnen werden. Der Krieg dauerte vom Frühjahr 1332 bis zum 3. Februar 1333. Wir lesen die allgemeinen Züge desselben bei Justinger, bei dem man jedoch manche Unrichtigkeit chronologischer Angaben in Abzug zu bringen hat. — Was uns nun Vitoduran aus diesem Kriege hier erzählt, ist jene Niederlage der Solothurner, die sie im Gefechte mit einer kyburgischen Schaar an der Emme zu erleiden hatten. Sie verloren dabei das Banner, das nach Burgdorf kam und hier als Triumphzeichen gegen sie und ihre Mitgenossen, die Berner, verwahrt blieb, bis Burgdorf am 7. April 1384 unter die Hoheit Berns überging, wo es dann die stolze, bisher im Spott getragene Erinnerung an des Feindes demüthigende Niederlage fallen ließ und das Banner, den eifrig aufbehaltenen Siegeszeugen, an die Solothurner zurückgab.

[1]) Der Vorgang ähnelt der Schlacht bei Sempach. Doch, wenn hier eine Vergleichung zugelassen werden möchte, welch ein unnennbarer Unterschied zwischen diesem Stülinger und jenem Arnold von Winkelried, zwischen dem Ritter zu Pferd und dem Helden zu Fuß, zwischen dem Herrendiener und dem Vaterlandsretter, zwischen dem kläglich heulenden Tod und dem freudig gefallenen Opfer! Aber auch welch ein Unterschied in den Beweggründen und Lebensfragen, die vor der Seele der Beiden standen: dort Fürstengunst, hier Vaterlandsliebe; dort Bewahrung einer knechtischen Stellung, hier Erkämpfung der nimmermehr verkümmerten Freiheit; dort Beifall einer ehrlosen Gegenwart für die eigene Person, hier der Ruhm einer für die fernsten Geschlechter glücklich gemachten Zukunft! Vielleicht indessen kommt auch noch einmal ein Kritiker und reduzirt die unsterbliche Freiheitsthat Winkelrieds auf diesen Jammersturz Stülingers! — Uebrigens sind Name und Sache Stülingers nur bei Vitoduran und sonst bei keinem andern Berichterstatter zu lesen; nichtsdestoweniger halten wir sie für annehmlich und glaubwürdig, da sich wenigstens der Name Stülinger aus Urkunden damaliger Zeit nachweisen läßt.

Sobald der genannte Graf dies gesehen, setzte er es der Königin von Ungarn, der ehemaligen Schwester der Herzoge von Oestreich [1]), die sich damals in Königsfelden bei der Stadt Brugg aufhielt, mit klagenden Worten auseinander, forderte eifrig die zur Zeit der Bedrängniß gelegene Hülfe wider sie und fand gemäß der ihm gebührenden Achtung Gehör. Denn sie bestimmte ihm, wie man erzählt, 60 geharnischte Männer zur Hülfe, mit denen er sie bändigte und empfindlich viele Tage hindurch züchtigte, indem er ihnen Mord, Brand und Plünderung ihrer Habseligkeiten anthat. Als er sie daher zur Ruhe gebracht hatte, schickte er der Königin die Männer mit Abstattung des Dankes zurück; denn sie hatte ihnen auch die Kosten des Unterhaltes geleistet, so lange sie dem Grafen nöthig waren.

Außerdem wurde ungefähr zu dieser Zeit ein Krieg zwischen den Grafen von Montfort und dem Herrn von Vatz, der in dem Lande Churwalhen wohnte, aufgeweckt.[2]) Als diesem die ihm benachbarten Bergleute aus der Schweiz auf sein Ansuchen zu seiner Hülfe 1500 Mann zugeschickt und das Heer

---

[1]) Agnes, die Tochter Albrechts, „ehemalige“ Schwester der Herzoge genannt als Schwester von ehemals, da die Herzoge noch lebten und sie noch nicht als Königin von Ungarn von ihnen in einer Entfernung abzustehen schien, durch welche Bezeichnung der Chronist auf das frühere gehörige Verhältniß der Verwandtschaft zurückdeuten will. Wenn sie hier als Mithelferin der Feindespartei gegen Bern erscheint, so dürfen wir das ihrer Ehre schuldige Zeugniß nicht verschweigen, daß sie später, namentlich nach dem Laupenstreit, als Friedensstifterin zwischen Bern und dessen Gegnern gearbeitet hat. Man sehe: „Richtung der Königin Agnes von Ungarn zwischen den Städten Bern und Freiburg“ und wiederum: „Der Königin Agnes Friedensrichtung zwischen den Herzogen von Oestreich, den Grafen von Kyburg, Aarberg und Nidau einerseits und der Stadt Bern andrerseits“, beides nach der Laupenschlacht, als Abdruck des Originals im Stadtarchiv Thun im Schweizerischen Geschichtsforscher Band II. p. 62 und 70.

[2]) Die Erzählung, in welcher Vitoduran den Streit durchführt, ist nicht in allen Punkten verbürgt zu heißen. Es mag dem Geschichtsfreunde erwünscht sein, dieselbe hier etwelcher Maßen berichtigt und vervollständigt zu sehen. Die Grafen von Montfort, die schwäbischen Montfort als Stammesbrüder derer von Werdenberg mit ihrem Hülfsvolk aus dem Thurgau, standen im Verhältniß des Patronats zum Stift von Chur, und Graf Rudolf vom Hause Montfort war damals Stiftspfleger. Rings um das Stift streckte gebietend die Hand fast über jeden andern Landestheil der mächtige Herr Hohenrhätiens, Johann Donat Freiherr von Vatz, nämlich vom vordern und hintern Rhein an bis zum alten Straßberg, wovon eben Churwalden (Vitoduran schreibt Curwalhen, Tschudi Churwalchen, jenes richtiger als Land der Walhen d. h. Welschen oder Romanen, wie auch Walensee, nicht Wallensee, See der Romanen) abhing und bis zum Rhätigau (= Prätigau, dem eigentlichen Lande der Rukantier). Bei dem hübsch gelegenen Dorfe Obervatz auf der Westseite der Albula sieht man jetzt noch als redende Zeugen alter Machtgröße die gewaltigen Trümmer jenes Stammschlosses, auf welchem die Freiherren ihren Sitz hatten und ihren Stab weithin schwangen. Ihre Besitzungen und Rechte gingen nach dem Erlöschen des freiherrlichen Hauses auf die Grafen von Werdenberg und von diesen dann auf den jeweiligen Bischof von Chur über. Der Freiherr, schreibt Joh. v. Müller (2. Thl. 2. Buch 1. Cap.), ist ein streitbarer Krieger gewesen, der mit Hülfe der Waldstätte in der Sache Kaiser Ludwigs den Stiftspfleger von Cur und alle Macht von Montfort und sein Hülfsvolk von Thurgau solchermaßen schlug, daß in schreckenvoller Flucht viele im Schnee unbekannter Berge umkamen. In den schauervollesten Gebirgen und Klüften, über den Sealetta, in den Zügen der Lawinen zwischen Davos und Engadein, unter senkrechten Felsenwänden schlug bald an den alten Landwehren Engadeins Heinrich von Razüns bei Seamfs, bald Lucas Guler auf der Kriegesmatte, mitten im Dischma (Nebenthal von Davos, im Zehngerichtenbund) den tapfern Feind; alsdann vollendete bei Filisur der Freiherr den Sieg; hier durch der Fluela Felsengebirg, dort aus den Schluchten der Albula den Bargüner Stein hinauf drängte er die Ueberwundenen. Später noch wurden hier Streitkolben, Sturmhauben, Morgensterne, Spieße ausgegraben.

der Grafen, dessen Führer und Hauptmann der Herr von Rünzüns[1]) gewesen, dieselben gesehen hatte, stürzten sie wie die wildesten Thiere, auf geradem Wege, mit verhängten Zügeln, in großer Raserei und Heftigkeit auf sie los und schlugen Viele von ihnen, etwa 200, bis zur völligen Vernichtung darnieder. Die Uebrigen warfen, um fertiger zur Flucht zu sein, die Waffen weg und flohen waffenlos in Berghöhlen. Auch kamen viele aus ihnen, welche durch die mit Schneemassen angefüllten Berge wieder heimkehren wollten, in den Schneemassen um.

Der schon erwähnte Herr von Vatz übte, wiewohl er der weltlichen oder auch kirchlichen Rechte kundig war, gegen seine Feinde eine solche Grausamkeit und Gewaltthätigkeit, daß er sie, wenn er sie in großer Zahl gefangen hatte, bisweilen herrlich mit Speise und Trank erquickte und hernach in unaufhörliches Gefängniß warf, wo sie nie mehr Brod essen sollten. Die allgemeine Rede, die über ihn ausgeht, bezeugt, er habe eine solche Hartherzigkeit und verstockte Bosheit gehabt, daß er, so oft er seine Gefangenen oder in den Thurm Geschlossenen vor übergroßem Hunger und des Kerkers Unflath und Grausen kläglich heulen und schreien hörte, nicht wenig jubelte und sagte: „Das sind meine Vögelchen, die mir lieblich in die Ohren pfeifen!“ [2])

Als er das Bisthum Chur lange geplagt und die meisten Güter desselben an sich gerissen hatte und endlich auf das Krankenlager zum Sterben gefallen und ermahnt worden war, er hätte für seiner

---

[1]) So schreibt Vitoduran. Man liest es selten oder nirgends in dieser Form, dagegen als Razüns, Räzüns, Rhäzins. Es ist ein großes Hochgericht im bünd. Grauenbund, mit einer paritätischen Einwohnerschaft von etwa 4000 Seelen, und mit einer Eintheilung in vier Untergerichte, nämlich Flims, Hohentrins, Tamins mit Reichenau und das Gericht im Boden. Was die Sache selbst oder die Stellung anbelangt, die dem Herrn von Räzüns hier zugewiesen ist, so bemerkt v. Salis Seewis: Gewiß irrt Vitoduran, wenn er Heinrichen von Räzüns zum Heerführer des Bischofs macht.

[2]) Joh. v. Müller, der ihn den alten Tyrannen beizählt, führt von ihm nach einem Manuscript Campells an: Nachdem er drei seiner Leute stark zechen, und Einen die Nacht in den Straßen umherlaufen, den Andern ruhig im Zimmer auf- und abgehen, den Dritten schlafen lassen, soll er sie den folgenden Tag haben lassen aufschneiden, um zu sehen, „welches der Dauung am vortheilhaftesten gewesen“ Als Seitenstück hiezu schließt Müller an: Wollte nicht Peter der Große den ihm vorgestellten Professor Schak zu Greifswalde aufschneiden lassen, zu wissen, wie viel sein Bauch Fett enthalte? Aber der Mann starb vor Schrecken. Und v. Salis Seewis, der diese barbarische Natur an Donat ziemlich gelten läßt, sie aber mehr als allgemeines Uebel damaliger Herrscher fassen will, führt ebenfalls als parallele Exempel aus jenen Zeiten unmenschlicher Roheit an, daß noch fast um ein Jahrhundert hinter dem Freiherrn der italienische Herzog Johann Maria Visconti wüthende Hunde auf unmündige Kinder hetzte, und daß der Tyrann von Parma die nackten angefesselten Kriegsgefangenen im strengen Winter täglich mit kaltem Wasser begießen ließ. Hingegen äußert sich zur Abwehr der auf den Freiherrn gehäuften Beschuldigungen Th. v. Mohr in einer Note p. 75 ganz anders: Nicht die Hälfte der Grausamkeiten, welche von den ältern Historikern, meist Vitoduranus nachbetend, Freiherrn Donat von Vatz aufgebürdet werden, mögen wirklich auf seine Rechnung kommen. Wie reimte sich ein solcher Charakter mit seiner Freundschaft zu den Waldstätten, mit den Freiheiten, welche er der Landschaft Davos verlieh, mit der Vorliebe, welche er überhaupt für freie Leute an den Tag legte? Doch dem sei, wie ihm wolle, gewiß ist, daß das Haus von Vatz noch eben vor seinem Erlöschen den auf drohende Weise wachsenden österreichischen Einfluß rechtzeitig neutralisirte und somit wahrscheinlich Hohenrätien vor dem Schicksal, eine Provinz Oesterreichs zu werden, bewahrte.

Seele Heil durch das Bekenntniß seiner Sünden sorgen sollen wie die Gläubigen, die aus dieser Welt hinüberziehen, antwortete er, in seiner Bosheit überaus verhärtet: „Ich werde das Bekenntniß, obwohl ich ganz gut weiß, es sollte abgelegt werden, doch nicht ablegen, weil es mir durchaus nichts mehr nütze sein kann, sondern vergeblich, da ich es ganz ohne Buße leisten würde" Und so schied er, ach, ohne Reue und ohne alle Genugthuung und Büßung — was traurig und schrecklich zu sagen — aus dieser Welt ab![1]) Und so ist an ihm das Wort Augustins[2]) wahr geworden, der sagt: „Durch diese Strafe wird der Sünder gezüchtigt, daß er im Sterben seiner selbst vergißt, er, der, so lange er lebte, Gottes vergessen hat!"

Er ließ aber seinem Erben oder Nachfolger, dem Grafen Friederich von Toggenburg[3]), dessen ich

---

[1]) Sein Tod fällt nach Einigen in das Jahr 1330, nach v. Salis Seewis 1335. Er starb, sagt Guler, Eines Sinnes mit Vitoduran, „einen gähen, unvernünftigen, erschrockenlichen Tod." Mit andern Worten ohne Beichte! Aber auch Ezzelin de Romano (1194—1259), sagt v. Salis Seewis, dessen Grausamkeiten „die Hölle staunen, den Himmel schaudern machten," starb ohne Beichte. Die Gerechtigkeit, setzt der genannte Forscher bei, erheischt zu bemerken, daß Vitoduran, der einzige gleichzeitige Schriftsteller über Donat, vielleicht in ihm den Verfolger der Geistlichkeit nicht schwarz genug schildern zu können glaubte. — Er wurde als der Letzte seines Stammes, trotz des grausamen Lebens und des unbußfertigen Sterbens, auf die dem Freiherrn ziemende Weise mit Schild und Helm begraben und liegt an der ehemaligen, jetzt den Reformirten und Katholiken dienenden Klosterkirche Churwaldens bestattet, wo man vor der Kirchthüre, bei den Ruinen des Klosterganges, als Denkmal seines Grabes einen großen Stein zeigte. Wir verweisen über die ganze Geschichte des Freiherrn und des vazischen Stammes auf J. U. v. Salis Seewis: Nachrichten über das Geschlecht Derer von Vatz, im Schweizerischen Geschichtsforscher I., 272, und auf Ulrich Campell: Zwei Bücher rätischer Geschichte, im Archiv für die Geschichte der Republik Graubündten, von Th. v. Mohr II., 74.

[2]) Es ist Aurelius Augustinus, geboren 354 zu Tagaste in Numidien, in Afrika. Er hat lange Quergänge des Geistes durchirrt, furchtbare Kämpfe des Gemüthes bestanden, bis er zum Glauben an die Offenbarung und deren Höhepunkt in Christo gekommen ist. Von innen auf eine Weise überwältigt, die an Saulus erinnert, konnte er dem neugebornen Leben nicht mehr widerreden und empfing nach den 33 Jahren seines Suches und Sehnens durch die Hand des glaubensvollen Ambrosius zu Mailand in der Osternacht 387 die Taufe. Er, der vorher aus seinem immer gefüllten Becher weltlicher Lust berauscht war, saß nun zerknirscht am Kreuze seines gefundenen Erlösers und war gewiß mehr als jeder andere dazu bereitet, aus dem lebendigsten Gefühl seiner Vergangenheit und Gegenwart das Wort zu äußern, das uns der Chronist von ihm in Erinnerung bringt. Von jener Macht des göttlichen Geistes ergriffen, ergriff er selbst mit seinem Geiste die Kirche, und zwar von der Nähe afrikanischer Gemeinden an bis in die Ferne des Abendlandes; ja welch eine Autorität mit ihm der Christenheit gegeben war, lehrt uns die katholische Kirche bis auf den heutigen Tag, so gewiß als andrerseits niemand in Abrede stellen kann, daß der Einfluß augustinischer Dogmen mit dem ersten Streiter für evangelische Wahrheit, mit Luther, sogar in die neue Gemeinde und Kirche eingegangen ist. Augustin zeigt uns, um sein angeführtes Wort zu bewähren, den Triumph einer seligen Seele über abgethane Schuld in dem eigenen Sterben, wenn wir ihn zu Hippo Regius in Afrika, wo er vor 35 Jahren zum Bischof geweiht worden, im Jahre 430 von den Vandalen belagert sehen, wie er in beständigem Gebete von Bußpsalmen, die immer der erlesenste Ausdruck seiner Stimmung waren, die irdische Laufbahn schließt.

[3]) Der Großvater jenes Friederich von Toggenburg, mit welchem dieser Stamm endete. Er war aber nicht der Gesammterbe Donats, wie Vitoduran sagen zu wollen scheint Er bezog mit der einen der beiden Töchter, mit Kunigunde, nur den halben Theil der vazischen Besitzungen, das sogenannte Unterland, nämlich Davos, das Prätigau und die Herrschaft Meienfeld. Das Oberland, die Stammburg Vatz selbst mit allem

oben Erwähnung gethan, an den er neulich [1]) seine Tochter verlobt hatte, im Testament so zu sagen zurück: daß er seinen Streit erneuern oder anheben solle, wenn er nicht auch selbst durch des Todes dazwischentretende Verhinderung abstehen müsse. Und das soll er ihm mit einem Eide abgenommen haben. Derselbe jedoch, als ein guter und gerechter Mann, willfahrte ihm hierin (nach dem Rath Isidors [2]), der sagt: „In bösen Versprechungen brich die Treue ab, in schändlichem Gelübde ändere den Entschluß") durchaus nicht und gab der Ausführung keine Hand, sondern weil er des Friedens Pfleger und vorzüglicher Liebhaber ist, hegt und verfolgt er des Friedens Ruhe nach Kräften.

Auch um diese Zeit, wie eine berühmte Sage bezeugte, war von einigen sternkundigen, in fernen Gegenden angestellten Gelehrten vorhergesagt und vorausverkündet und nach Deutschland geschrieben worden, an dem Tag und zu den Stunden, die von ihnen bestimmt voraus angesagt waren, treffe es sich, daß über die Oberfläche der Erde ein so starker Wind komme, daß er mit seinem äußerst heftigen und unaussprechlich ungestümen Wehen die Köpfe der Menschen aufhebe und sie in einem Augenblicke von Grund aus von ihren Stellen wegreiße und abwerfe. Als man ihn mit großem Schrecken und Staunen erwartete, kam er gar nicht. Und so wurde der Menschen Furcht in's Lächerliche verkehrt, nach jenem Spruch in der Dichtung: „Es kreisen die Berge u. s. w." Und am Ende kam als Kind derselben eine Maus heraus.[3])

---

angeschlossenen Gebiet, dann Ortenstein, Heinzenberg und Schams, ging an der Hand der andern Tochter Ursula auf den Grafen Rudolf von Werdenberg-Sargans über.

[1]) Noviter, das war, sagt v. Salis Seewis, kurz vor Donats Tode, wie nach Sprechers Chronik Rudolf „hernach" die Vermählung hielt.

[2]) Aus Spanien, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Er wurde am Schlusse des 6. Jahrhunderts Erzbischof von Hispalis, dem jetzigen Sevilla. Isidorus machte sich um die spanische Kirche als die Kirche seines Vaterlandes dadurch sehr verdient, daß er ihr ein Rechtsbuch zu Stande brachte. Er stellte einschlägige Beschlüsse von Concilien, besonders spanischen und gallischen, und die Erlasse von Päpsten, die auf die Bestimmung des spanischen Kirchenwesens gingen, zusammen, berücksichtigte jedoch auch auswärtige Gesetzessammlungen, ordnete und bearbeitete alles besser und schuf so ein zuverläßigeres Fundament, auf das die folgenden Zeiten sich stützen und den Verlauf der kirchlichen Rechtsgestaltung weiterführen konnten. Darum galt er in solchen Rechtsfragen und Rechtslehren auch außerhalb Spaniens als ein besonderer Gewährsmann, wie ihn ja unser Chronist hier als solchen reden läßt. Wir kommen später auf den bedeutsamen Spanier noch einmal zurück.

[3]) Der vollständige Spruch lautet: **Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus**: Es kreisen die Berge, doch kommt nur ein winziges Mäuschen heraus. Noch treffender hat Phädrus, ein Grieche in Rom, Freigelassener des Kaisers Augustus, Uebersetzer und Nachbildner des Aesopus und sonst als Fabeldichter mit vielem Talent, den Gedanken in der 22. Fabel des 4. Buches ausgeführt, unter der Ueberschrift: Der kreisende Berg, was wir in seinem Versmaß, den Jamben, mit folgender Strophe geben:

Ein Berg war am Gebären, stieß unmenschlich Weh aus,
Und auf der Erd' erwartete man ungeheure Dinge.
Doch er gebar nur eine Maus. Das ist für dich geschrieben,
Der du, wenn Großes du gedroht, nichts aushecktst!

Die Worte **filius ejus** im Text sind Zusatz von Vitoduran und nach der sprachlichen Construction zu fassen als Kind der Furcht, nicht als Frucht der kreisenden Berge, wie man dem deutschen Wortlaut nach auch verstehen könnte.

März. Ungefähr um das Jahr 1328, als Papst Johann der Kirche vorstand, in dem Jahre, da der Kaiser Ludwig zum zweiten Mal in Italien weilte, brach in Deutschland eine ungeheure Pest aus und wüthete im Volke zur Fastenzeit so grenzenlos, daß sich in der Stadt Basel, wo ich damals anwesend war, manchmal an Einem Tage 50 Leichen zur Bestattung fanden. In Winterthur aber, woher ich meines Daseins Ursprung genommen, und an vielen andern Orten reichte die Geistlichkeit in der Darreichung oder Zudienung der kirchlichen Sacramente für das Volk nicht aus. Denn Viele starben eines so plötzlichen Todes, daß sie von den Geistlichen, welche hiezu in großer Bemühung geschäftig waren, das Trostmittel der Beichte, des Ablasses, des Abendmahls, der letzten Oelung nicht erlangen konnten; ja, was noch schlimmer war, die Priester selbst, wenn sie die Angehörigen mit der Zudienung der Sacramente befriedigen wollten, wurden durch den plötzlichen und unvorhergesehenen Tod hinweggerafft.[1])

Diese Sterblichkeit war so verderblich und gewaltig in der Stadt Mainz ausgebrochen und angewachsen, daß 200 oder wohl 300 Menschen an Einem Tage weggenommen wurden, wie ich durch

---

[1]) Die Verheerung dieser Seuche veranschaulicht uns das diesjährige Neujahrsbild, das uns billig in eine solche Trauerscene Winterthurs, derjenigen Stadt versetzt, welcher es gewidmet ist und deren Vergangenheit es mit seinen vergegenwärtigenden Zügen dient. Es zeigt uns die Ueberwältigung des heimgesuchten Volkes nach außen und nach innen. Nach außen in den vielen Opfern, die unter der Geißel des schlagenden Todes erliegen; nach innen in dem vielfältigen Schmerzensausdruck, der auf das Antlitz der Lebenden gesetzt ist und die grambeladene Seele verräth, wie sie am Sarge der Geschiedenen, auf dem Zuge der Leichen, im Gedränge von Lebenden und Todten einen namenlosen Kampf der Wehmuth und der Sehnsucht ringt. Hier bejammern Wittwen den Hinschied der plötzlich entrissenen Männer; dort stehen Kinder, in reifern Jahren mit bewußten Thränen, in jüngerer Unschuld wie fremd im unverstandenen Schrecken, aber nur desto bemitleidenswerther an der Bahre der Eltern; und wieder Geschwister, denen ein freundlich geführtes Brüderchen oder Schwesterchen mit Einem Augenblick an der Hand, in den Armen verblichen ist, geben dem Tode die Beute schnell dahin und fliehen bestürzt davon, indessen die Todtenträger, in dem hundert Mal wiederkehrenden Dienst stumpf geworden, handwerksmäßigen Schrittes mit ihrer Bürde den Gang zu den Gräbern machen. Ueberall sind die Bande der innigsten Verhältnisse entzweigeschnitten, überall die Ueberlebenden, selber keiner Minute vergewissert, in einen um so tiefer verwundenden Schmerz gepreßt, je rascher das Verhängniß zwischen sie und die Lieben eingefallen ist, und noch aus den Wohnungen, aus denen soeben die Theuren hinweggetragen worden, senden sie händeringend die rufenden Seufzer den unerbittlichen Särgen nach. Wie mächtig durchzieht da die Herzen das Gefühl, es sei die Plage eine verdiente Heimsuchung für begangene Uebertretungen, eine unerläßlich geforderte Sühne schwerdrückender Schuld! Wie sehnsüchtig muß das so beklommene Gemüth im öden Weh über verlorene Geliebte, im strafenden Bewußtsein geübter Ungerechtigkeit das Eine, nur noch das Eine verlangen, von den Dienern am Wort und Sacrament den ewigen Trost als das in diesen furchtbaren Schrecknissen unentbehrliche Labsal zu schöpfen! Aber ach, die Priester sinken mit dem Volke dahin und liegen erblaßt in den Armen des wildhausenden Todes! Sie, die den Sieg über jeden Tod verkünden sollten, heißen selbst die gefallenen Opfer des Kampfes! Sie, die das aufweckende Wort der Gotteskraft den bedürftigen Seelen zu reichen eilen sollten, halten den geschlossenen Mund im kalten Schweigen für immer verstummt! Wahrlich, erschütternd für jeden Zeugen der Zeit und dem ganzen Geschlecht der ernste Fingerzeig, daß ein Gericht Gottes alle Stände auf seine Wage nimmt, daß kein Namen und kein Gewand vor der entscheidenden Stunde sichert, und daß der Tod mit seinem Pesthauch hier dem Kriegsmann das rüstige Lebenslicht von der Wange, dort dem Priester die brennende Altarkerze in der Hand löscht! Wohl ihnen Allen, wenn sie jenes höhern Lichtes und Lebens Leuchter tragen, der mit einer nimmer umschatteten Gottesklarheit durch jede Kampfesnacht und jedes Todesdunkel zum Himmel aufzündet!

einen glaubwürdigen Bericht erkannt habe. Deßhalb beschlossen die dort überlebenden Bürger zusammt mit der Geistlichkeit und dem ganzen Volke nicht mit Unrecht, es solle nach St. Alban [1]) außerhalb der Mauern eine Procession der Stadt abgehalten werden, die allerdings mit großer Andacht geschah, auf welcher sie für die Gesundheit des Leibes in Leichengesängen und allerlei Wehklagen und den flehentlichsten Bitten und den demüthigsten Seufzern und dem tiefsten Schluchzen den Höchsten dermaßen anriefen, daß sie sogleich gewürdigt wurden, erhört zu werden. Denn am morgenden Tage kam ihnen die Rettung, und die äußerst grausame Pest war gänzlich verscheucht.

In ungefähr derselben Zeit ferner hörte und bemerkte ein Bürger der Stadt Köln, daß seine Frau die Versammlungen der dort lebenden Ketzer, die ihm selber unbekannt waren, besuche, und folgt ihr eines Tages, da sie sich stellt als ob sie zur Kirche gehen wolle, von weitem mit heimlichem Tritt nach, merkt sich die Thüre des Hauses, in das sie eingetreten war, sorgfältig, geht hinein und gelangt in den unterirdischen Raum, wo die Ketzer versammelt waren. Als er hier nach vielerlei Aberglauben, Thorheiten und irrthümlichen und ketzerischen Verkehrtheiten wahrnahm, wie ein Jeder die ihm nächste Frau faßte und sich ihr beigesellte, ergriff er seine Frau und erkannte sie, während sie nicht wußte, daß es ihr Mann war; er hatte nämlich seine Kleidung gewechselt, zudem war es dort finster. In dem Umgange aber zog der Mann seiner Frau einen Ring vom Finger und trug ihn mit sich nach Hause. Als aber seine erwähnte Gemahlin nach Hause gekehrt war, warf er ihr die genannte Schandthat ins Angesicht vor. Da sie fest und standhaft läugnete, schmiß er den Ring als Beweis vor sie hin und schlug sie gewaltig nieder. Aber auch damit nicht zufrieden ging er noch zu den Rathsherren der Stadt und verklagte die bezeichneten Ketzer. Jene, im Entsetzen über derselben Verbrechen, griffen sie, obwohl einige entfliehen konnten, auf und verbrannten sie. Es waren etwa fünfzig.

Kurz vor dieser Zeit lag ein Herr von Regensberg, in der göttlichen Schrift zugleich und in der menschlichen ausgezeichnet bewandert, dem Studium im Thurm seines Schlosses Balb [2]) fleißig ob, den damals ein böser Geist bewohnte, welcher der ganzen Familie des Schlosses eine solche Furcht einjagte, daß sie auf keine Weise den Thurm zu betreten wagte. Dem Herrn aber allein, der den Geist nicht fürchtete, sondern im Thurm unerschrocken seinem Studium emsig nachging, erschien der Geist bei Tag und bei Nacht in weltlichem Gewande, saß neben ihm und forschte über des Studiums Weise und Eigenschaft nach, führte auch manche Unterredung mit dem Herrn. Er fügte jedoch diesem keine Beschädigung oder Beschwerde zu, sondern unterhielt sich mit ihm lange Zeit friedlich, und er hätte ihn in vielen Dingen unterrichtet, wenn er ihn nur gefragt hätte.

Im Jahre 1331 wurde ein abscheuliches Verbrechen in Ueberlingen von den Juden verübt. Ein Knabe nämlich, der dort von seinen Eltern einige Tage mit dem größten Schmerz vermißt worden,

---

[1]) Ein Kloster außerhalb der Stadt.

[2]) Das Schloß ist mit seinem Thurm noch vorhanden, der eine Höhe von 70 Fuß hat, sehr fest gemauert ist und mit seinen unheimlichen Zellen zu Gefängnissen dient.

wurde endlich in einen Brunnen geworfen gefunden. Er wurde in die Stadt gebracht und von den Eltern erkannt. Indem sie aber durch bestimmte Vermuthungen und klare Beweise, nämlich an Einschnitten in die Eingeweide und Adern merkten, daß er von den Juden getödtet worden, fingen sie, über ihren Knaben sehr aufgeregt, durch die Straßen der Stadt an gewaltig zu rufen, und wünschten, die Bürger zur Rächung ihres Sohnes anreizen zu können. Diese erkannten ebenfalls die Wahrheit der Sache aus dem neuen Fließen der Wunden, als er vor die Häuser der Juden getragen wurde, und knirschten, ohne den Kaiser Ludwig zu befragen und ohne auf das Urtheil seines Reichsvogtes zu achten, das auf Nachsicht gegen die Juden des Geldes wegen zielte, weil er ihrer zu schonen, nicht sie zu strafen geneigt war, in einem auf der Stelle entstandenen Volkslärm gegen die Juden und besannen sich, wie sie dieselben schicklich umbrächten, so daß die Stadt unbeschädigt verbliebe. Als sie eben durch so viele und so große Zeichen und Beweise sahen, die Juden seien schuldig, konnten sie sich von dem verdienten Morde derselben nicht zurückhalten. Damit aber alle Eine Strafe des Todes ereilte und keiner entflöhe, überredeten sie dieselben wie wenn sie ihnen einen heilsamen Rath gäben, sie möchten bei einem hohen steinernen Hause zusammenkommen. Als sie dies gethan, wurden sie in den obern Theilen des Hauses festgefangen und eingeschlossen, und unten auf dem Pflasterboden des Hauses ein voller Holzstoß angezündet, der von Grad zu Grad der Glut Steigerung annahm und auf wundersame Weise überhand nehmend sie in die obersten Theile des Hauses zu fliehen und einige Männer auf das Dach zu steigen zwang. Zuletzt verzehrte das Feuer, das immer mehr anwuchs und das ganze Haus in eine Flamme verwandelte, alle, indem sie zwar einen Gesang ertönen ließen, und äscherte sie völlig ein. Einige jedoch, die auf dem Dache standen und merkten, daß ihnen der Tod nahe komme, warfen ihre gezogenen Messer, Schwerter, Balken, Steine, Spieße und was ihre Hände finden konnten, auf die gewissermaßen endlose Volksschaar hinab, die um das Haus herum ihrem Untergang zuschaute. Und sie konnten, was wunderbar lautet, Niemanden verletzen. Außerdem warfen sich Einige, welche die Qual des Feuers spürten, aus den Fenstern und vom Dache auf die Schaar der Gläubigen herab. Sie wurden hurtig mit Beilen verstümmelt und zerhauen und mit Schwertern und Lanzen durchbohrt, einige bis zur Verschüttung des Gehirns zerschlagen; Einer auch, der sich in einem Privathause versteckt gehalten und von einem gläubigen Mann zufällig gefunden worden, wurde wie ein zur Schlachtbank geführter Stier mit dem Beil todtgeschlagen. Der Juden, welche daselbst durch das Feuer eingeäschert oder sonst umgekommen und in das Feuer gestoßen worden sind, waren, wie man sagt, mehr als 300. Noch mehr Zeichen außer den genannten von der Unschuld des Knaben und der Bosheit der Juden kamen dort zum Vorschein. Denn als das Haus mitten im Feuer stand und viele umliegende anstoßende Häuser von der Flamme unverletzt und unversehrt verblieben, wurde es allein in einer Pyramidengestalt verzehrt. Es wird weiter erzählt, daß, als jene Schandthat einem freilich nur dem Namen, nicht der That nach christlichen Knecht der Juden öffentlich von Vielen aufgebürdet wurde — er war nämlich Hüter und Wächter ihres Gottesackers — antwortete er: „Wenn ich schuld am Blute dieses Knaben bin, wie ihr mir vorwerfet, so soll mich der Teufel diese Nacht erwürgen!“

Das geschah auch buchstäblich, weil er in derselben Nacht vom Teufel erdrosselt da lag; er war eben von den Juden erkauft worden, den von ihnen getödteten Knaben zu verbergen. Deßhalb hatte er ihn in den vorbenannten, vorher nicht sehr besuchten Brunnen hingetragen und abgelegt und des Brunnens Oeffnung oben mit Lehm und Sand überdeckt. Ferner leuchtete der Knabe nach dem Tode in vielen Wundern hervor; denn viele Kranke, die ihn mit Gebet feierten und sich mit dem Wasser des Brunnens abwuschen, genossen die Wohlthat der Gesundwerdung. Weil jedoch die Bürger in Ueberlingen bei dieser Sache den Kaiser Ludwig nicht angefragt hatten, wurden sie von ihm bestraft. Denn er brandschatzte sie und befahl, daß die Stadtmauer in der Länge von vielen Ellen abgebrochen werde.

Die oben gemeldete Geschichte von Meerspurg und Schwanau ging dieser hier nicht voran. Aber weil die Schwachheit meines Gedächtnisses es herbeiführte und sonst die Bequemlichkeit des Stoffes es erheischte, habe ich diese Geschichte in einer unzeitigen Ordnung erzählt.

Um das Jahr 1334 wurden viele Menschen, wie eine namhafte Sage bezeugte, in der Stadt Nürnberg durch des Feuers Brand getilgt, eines Aberglaubens und einer ketzerischen Meinung halber, die dem rechtmäßigen Glauben sehr zuwider und feindlich und von ihnen leichtfertig und lange zum Schaden ihrer Leiber und Seelen gehegt worden waren.

Als in diesen Zeiten auch einige Christen, mächtige Männer, das Grab Christi in Jerusalem besucht oder zu besuchen sich vorgenommen hatten, und vom Sultan beeinträchtigt oder einigermaßen gestört worden waren, drohten sie ihm, daß sie, sobald sich die Gelegenheit darböte, in sein Land, es zu verwüsten, mit großer Macht und Volksmenge eindringen wollten; denn Weg und Zugang zu demselben wären ihnen bekannt. Das wurde ihm durch Boten angezeigt. Sobald der Sultan dies hörte, befestigte er sein Land und versperrte den Pfad zu dessen Angriff und antwortete: „Nicht anders werden sie nun mein Land einnehmen und besetzen außer durch das Reich des Königs von Armenien, der auch Christ ist; deßhalb will ich dasselbe entvölkern und öde machen!“ Er schickte also seine Heere hin und zerstörte, seinem Gelübde Genüge leistend, Armenien großentheils. Er konnte nämlich die festen Plätze der Burgen und Städte, die dort in reicher Anzahl vorhanden sind, nicht verletzen oder abreißen, sondern nur die schwachen Plätze, die Landstädte und Schlösser, die in der Ebene lagen. Seine Heere, als barbarische, zogen eben auf barbarische Weise einher, zerstörten die Kirchen, stießen die Altäre um, entweihten den Leib Christi und andere Heiligthümer und Sacramente, entehrten und schändeten liebenswürdige und sehnenswerthe Frauen, mordeten Geistliche und Andere, die ihnen nicht willfahrten, an den Altären, durchstampften Aecker, Weinberge und Gärten, Wiesen sammt Weiden und was nur aus der Erde aufwächst, um so Armenien in eine Wüste zu verwandeln. Aber Einige sagen, zu dieser Verwüstung habe der König von Frankreich den Anlaß gegeben. Denn durch unterhandelnde Personen der bewährten Religion, welche über Meer in die Gebiete der Ungläubigen ziehen wollten, um ihnen Christum zu verkündigen, entbot er dem Sultan eben auch damals in bestimmten

Worten, er werde dies in der nächsten Zeit thun.[1]) Der Sultan befestigte die schwächern Plätze seines Landes und verrammelte den Weg des Zugangs zu demselben, verheerte auch Armenien schwer durch

---

[1]) Der König von Frankreich, der bei diesem Kreuzzug als betheiligt erscheint, kann nach Zeit und Zuständen kein anderer sein als Philipp VI., mit welchem 1328 die zweite Linie des capetingischen Geschlechtes oder das Haus Valois den Thron Frankreichs erhielt, der unter diesem Hause, bis es 1589 erlosch, verblieben ist. Aber nicht nur mit der Jahrzahl schlägt die Sache in die Regierungszeit Philipps ein, sondern auch dessen Wesen und Streben paßt zu unserer Erzählung. Es ist bekannt, mit welcher Betriebsamkeit Philipp von Valois darauf ausging, Reich und Regierung zu erweitern, und welche Mittel er von jeder Seite in Bewegung setzte, seinen Gewinn, hatte er es einmal auf ein Stück neuen Erwerb abgesehen, unfehlbar zu haschen. Ihm hieß es gewiß nicht zu viel oder zu fremdartig, die Aussicht auf einen Länderfang auch über das Meer in die morgenländische Ferne zu tragen und dem dortigen Herrscher unter dem Vorschub religiöser Absicht anzukündigen, daß dessen Gebiet eingenommen werde. Noch mehr. Damals gerade handelte es sich bei Philipp um die Dauphiné, und eben der damalige Besitzer der Dauphiné ist ohne Zweifel der vorzüglichste Führer dieses Kreuzzuges, der gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts von der abendländischen oder wohl besser gesagt von der französischen Kirche ausging. Mit der Dauphiné verhielt es sich auf folgende Weise. Die Grafen von Vienne besaßen seit alter Zeit das Land von Montpellier an bis hinauf gegen Lyon und Genf. Sie nannten sich Delphine, mit späterer Schreibart und Sprechweise Dauphins. Zur Zeit Philipps gehörte ihr Land oder die Dauphiné noch keineswegs zu Frankreich. Sie war ein für sich unabhängiges Gebiet oder war vielmehr als ein Lehen des deutschen Reiches gehalten, weßhalb die Dauphins eine Verbindung, und war es auch nur bloßer Titel, mit Reich und Kaiser immer unterhielten. Aber zugleich hatten sie bedeutende Güter auf französischem Boden und erschienen nach dieser Seite hinwiederum gegen den König von Frankreich verbindlich. Nun hatte sich in den 70 Jahren von 1279—1349 die dritte Linie der Dauphins erhoben, aus dem Hause de la Tour, und dessen letzter Dauphin war Humbert II., ein Mann, der, voll des beschränktesten Aberglaubens und dabei von maßloser Eitelkeit geblendet, sein oberstes Verdienst darin suchte, das ganze Leben in die kostspieligen Prachtstücke eines frommen Schaugepränges zu kleiden. Am päpstlichen Hofe zu Avignon in der Gnade des hl. Vaters herumzuwandeln, der Kirche großartige Schenkungen zu machen und dafür seinen Namen von ihr gepriesen zu hören, selber der Gründer ganzer Klöster und Kapitel zu werden und in den Gebeten wie in den Predigten der Geistlichkeit gesegnet zu heißen, das Alles schmeichelte seiner Einbildung zu verführerisch, als daß er sich besonnen oder gescheut hätte, hiefür die größten Opfer zu bringen und sogar Schulden zu machen Zuletzt verfiel er auf den Gedanken, einen recht vornehmen Kreuzzug gegen die Türken zu versuchen, bei dem in der That kein Geld, aber alles Glück fehlte. Der Plan wurde durch stolz hingeschleuderte Erklärungen und Drohungen an die Türken von Anfang an verdorben. Es ging so zu, daß nicht nur die Kreuzfahrer in das übelste Gedränge geriethen, sondern die aufgebrachten Türken ihre Wuth auch an denjenigen Christen ausließen, welche dort in deren Gebieten ihre Wohnsitze hatten. Fassen wir dies alles zusammen und halten wir den Bericht unserer Chronik gegenüber, so wird es uns höchst wahrscheinlich, daß Philipp die Hand im Spiele hatte. Der schwache Humbert mit seinem Geld mußte voran, der König stand gierigen Athems hinter ihm, um, falls es gelänge, rasch die Hand auf jeden zu erobernden Fleck Erde zu legen. Und gelang es auch nicht, so war ihm Humberts Kreuzzug schon deßhalb erwünscht, daß der Dauphin, von Geldmitteln erschöpft, wieder zur königlichen Kasse getrieben und dadurch dessen Schuld am Hofe immer größer wurde, ein gut berechneter Weg, um an das längst beäugelte Ziel Philipps zu leiten. Hatte er ja dem Dauphin schon vor dem Kreuzzug zur Tilgung der Schulden, die aus jenen frommen Verschwendungen erwachsen waren, ungeheure Summen vorgestreckt, und natürlich mußten diese Summen mit der Verpfändung von Humberts Gütern, selbst auf dem Erbland der Dauphiné versichert werden. Arm, so zu sagen an den Bettelstab gebracht, kam der letzte Dauphin de la Tour aus dem Türkenstreite zurück. Der König bewillkommnete ihn, machte den armen Mann wieder reich, mahnte ihn aber beiläufig daran, daß es nun Zeit sei, die Dauphiné an Frankreich ganz abzutreten. Auf feine und grobe, kurz auf jede Art wußte er es zu richten, daß es dazu kam, verstand er es zu betreiben, daß eine eben im Werden begriffene Heirath

Brand und Raub und machte es sich überdies nach der Erzählung Einiger zinspflichtig. Bei allen diesen Vorfällen verblieben die Armenier wie starke Ringer standhaft und unentweglich im seligmachenden Glauben. Daher hätten sie eigentlich, ja mit der größten Wahrheit das Wort des Propheten sagen können: „Dies alles ist über uns gekommen, und wir haben doch deiner nicht vergessen!" [1]) Und wiederum: „Da wir um deinetwillen den ganzen Tag erwürget werden, so sind wir wie die Schlachtschafe geachtet!" [1])

Um das Jahr 1333 floß die Rhone anwachsend und austretend so sehr über ihr Bett hinaus, daß sie viele Ortschaften in Gallien, bald Dörfer, bald Städte verheerte, und theilweise oder ganz von Grund aus zerstörte, so daß sie den Menschen einen schweren und unerträglichen Schaden zufügte. Denn in einem reißenden und überstürzenden Laufe kam sie wie ein unerwartet losgebrochener Strom daher und verwüstete alles, was ihr entgegentrat.

Ferner um diese Zeit trugen die Reben in einigen Gegenden Deutschlands, wie in Küssaberg und Thiengen [2]), und an andern benachbarten Orten so üppige Frucht, daß der Gefässe Menge nicht zu haben war, welche die überquillenden Weine hätten fassen und halten können, noch auch fanden sich Käufer. Und so verarmten die Weinbauern. Damals war der Saum Wein kaum in einem Preise von 18 Pfenningen constanzer Münze. [3])

Um das Jahr 1327 verordnete der Bischof Rudolf von Constanz, von Montfort stammend, daß Juni.
seine ganze Geistlichkeit in Constanz auf eine bischöfliche Synode geladen, untersucht und für ihre Uebertretungen zurechtgewiesen werde; und daß die Geistlichen einer den andern eifrig und pünktlich zur Berichtigung ihrer Vergehungen anklagen sollten, gab er strenge Vorschrift. Sie gehorchten seinem Befehl und thaten dies vor den Prüfungsführern und Untersuchern, die hiezu gewählt und angestellt waren, scharf genug, wie einige aus ihnen mir darlegten. Sie bürdeten ihnen, wie sie belehrt und

---

Humberts rückgängig wurde, und brachte es durch geistliche Bearbeitung endlich dahin, daß der Dauphin wie weltscheu die Kutte nahm und sich ins Kloster verbarg. Aber vorher hatte er noch feierlich die schöne Dauphiné an den ältesten Sohn des französischen Thronerben abgetreten, der nachher als Karl V. das Scepter, reich geschmückt mit der neuen Gabe, in Frankreichs wieder vergrößerter Macht führte. Das war im Jahre 1349 geschehen. Von da an wurde es in Frankreich stehender Modus, daß je der älteste Sohn des Königs Wappen und Titel eines Dauphin bekam.

[1]) Es sind die Verse 18. und 23. von Psalm 44, in unserer Bibel mit einer etwas veränderten Satzfügung.

[2]) Dieses Thiengen — nicht zu verwechseln mit dem ähnlich lautenden Thengen im badischen Seekreis und Amt Blumenfeld, und mit Taingen oder Thayngen im schaffhausischen Landgericht Reyath — ist eine Stadt im badischen Oberrheinkreis und Amt Waldshut. Von dem unweit abliegenden Küssenberg stehen heute noch die Ruinen.

[3]) Die 18 denarii Vitodurans sind 18 Pfenninge oder 1½ Schilling, die aber zu jener Zeit, z. B. im Jahre 1335 so viel Silbergehalt trugen als jetzt 1 Fr. 25 Rp. Rechnen wir dazu, daß der damalige Geldwerth wenigstens vier bis fünf mal größer war als der jetzige, so stehen die 18 Pf. oder 1½ Sch. 6 oder 7 heutigen Franken gleich, freilich noch immer, wenigstens nach unserm jetzigen Stand und Tausch der Dinge gemessen, ein sehr erträglicher Preis für einen Saum Wein.

unterrichtet worden waren, nur Geldstrafen oder Bußen auf und brachten so für den Bischof ein überaus großes Geld zusammen. Denn der eine wurde zu 10, der andere zu 20, der dritte zu 30 Pfund [1]), je nach der Größe und Absonderlichkeit der Uebertretungen, verurtheilt. Sie gingen daher sowohl wegen der ihnen angethanen Gelderpressung und Ausschindung als wegen der Strenge der Untersuchung sehr betroffen nach Hause. Der Bischof aber bereicherte sich ungemein.

Im Jahre 1337, wie ich durch die Berichterstattung desjenigen erfahren, der persönlich dabei war, als 3000 Türken das Reich des Königs oder des Kaisers der Griechen anzufallen sich angeschickt hatten und dem Eingange in dasselbe schon nahe gekommen waren, sammelte der König der Griechen, gemahnt, so schnell er konnte das Volk, zog zu Schiff gegen sie aus und zwang sie Halt zu machen, indem er ihnen Erstaunen und Schrecken einflößte Ueberdies stellte sich sein Marschall mit tausend Mann Fußvolk auf einen ziemlich hohen Berg ebenfalls gegen die Feinde. Vierzig Söldner des Königs von Griechenland aber, aus Deutschland gebürtig, von denen nur fünf Schwaben waren, später ausziehend als die übrigen und den Spuren ihrer Herren zu folgen nicht im Stande — denn bereits waren ihnen diese aus den Augen — schritten zwischen des Königs und des Marschalls Haufen mitten durch und sahen sich dem Lager der Feinde gegenüber gestellt. Als sie erkannt hatten, daß es die Türken, die Feinde des Königs, waren, machten sie, vom Glaubenseifer entflammt und auf die göttliche Kraft vertrauend, den Angriff auf die Feinde allein in aller Zuversicht und Mannhaftigkeit und wütheten mit Gottes unterstützender Hülfe so sehr wider sie, daß sie von ihnen 1500 Mann tödteten, die übrigen gefangen nahmen. Unter diesen führten sie einen Herrn gefangen, der vorher drei Städte dem Kaiser der Griechen gewaltsam entrissen hatte und nun unter seine Botmäßigkeit gezwungen hielt. Sie plünderten ihn sammt den andern aus, und die Städte oder Dorfschaften, die dem König genommen waren, gewannen sie wieder. Viele auch der Türken wurden nach ihrer Gefangennehmung von den Deutschen ermordet, nicht nur um von ihnen durch des Todes Folter Geld zu erpressen, sondern auch um den Unflath ihrer Abgötterei auszurotten und von der Erde wegzutilgen. Ja sie hätten noch weit schärfer gegen dieselben gewüthet, wenn sie von dem Kaiser und seinem Marschall, die zu ihrer Hülfe herbeigeeilt waren, als sie von ihrem Heldenmuthe hörten und nun dessen Proben sahen, nicht zurückgehalten worden wären. Doch wurde noch, ehe der Kaiser und Marschall von ihren Orten her ankamen, der Türken Niederlage von den Deutschen in wunderbarem Triumphe beinahe vollendet, durch die beiden erwähnten aber zum glücklichen Ziele geführt.[2])

---

[1]) Auf ein Pfund gingen 20 Schillinge oder 240 Pfenninge, nach unserm Gelde etwa 17 Fr., somit betrugen die Bußen 170, 340, 510 Fr., in der That sehr bedeutende Geldstrafen für damalige Zeit und Verhältnisse.

[2]) Die ganze Erzählung zielt augenscheinlich darauf hin, die außerordentliche Wunderkraft der Christgläubigen als solcher gegen die Türken als Ungläubige oder Heiden ins Licht treten zu lassen. Das ist der Hauptzweck, alles Uebrige untergeordnet. Daher keine Namen von Personen, von dem Gebiet des Kampfes, keine weitern Angaben von der eigentlichen Veranlassung und Beendigung des Einfalles selbst. Wir haben also keine geschichtlich orientirte Darstellung. Es möchte auch schwer sein, dieselbe mit den Blättern der Geschichte

Derjenige, der mir diesen Krieg erzählt hat, bezeugte, daß es sich in That und Wahrheit so verhalte, vor mir und vielen andern Menschen kräftiglich. Er war einer der oben berührten Schwaben.

---

in der Hand herzustellen, da es in dem damaligen Zustande Griechenlands oder des griechischen Kaiserthums sehr häufig geschah, daß die Türken dergleichen Einfälle in das Reich versuchten. Dennoch mögen hier nach beiden Seiten hin, der Christen und der Türken, einige Grundzüge gegeben sein, aus denen sich ein Gesammtbild gewinnen und in dasselbe die Anschauung eines solchen Kampfes einfügen läßt. Am byzantinischen Hofe war es seit langer Zeit die Liebhaberei der Kaiser geworden, mehr Theologie als Politik zu treiben, mehr die Streitfragen der Kirche als die Interessen des Staates zu behandeln. War dies doch der vorzüglichste Grund gewesen, daß der unglückliche Kaiser Michael Paläologus 1282, von außen und innen verwünscht, vom Papst zu Rom und vom eigenen Patriarchen zu Konstantinopel aus der Kirche gestoßen, mit Leid und Gram ins Grab sank. Aber sein Sohn und Nachfolger, Andronikus „der Aeltere“, nahm an des Vaters Gang und Geschick keine Lehre. Er konnte sich keck mit Philosophen und Theologen messen, das Studierzimmer nahm ihm den Tag und die Disputationen mit seinen Erzbischöfen den Kopf weg, kurz die Regierungssorgen ließ er andere tragen oder auch nicht tragen. Dabei kam er auf den sonderbaren Einfall, an seinem Hofe ein kaiserliches Dreigestirn, vielleicht nach dem damals so viel besprochenen Dogma der Trinität als irdisches Abbild derselben, zu halten, von welchem er selber das leuchtendste Haupt sein wollte. Er gab nämlich seinem Sohne Michael II. und zugleich dessen Sohne Andronikus, also seinem Enkel, Andronikus „dem Jüngern“, ebenfalls den Kaisertitel. Der Sohn Michael starb 1320 und mit dem Enkel entzweite sich der Großvater. Er hätte sich nun seiner leicht bemeistert, da Andronikus der Jüngere allen Lüsten hingegeben war und jedermann darthat, daß er ebenso wenig Tugend zu einem Throne als Selbstständigkeit zu einer Handlung besaß. Aber ihm schlossen sich zwei Männer an die Seite, die seine Stellung gegen den Großvater sicherten und seine Ansprüche gegen ihn spannten. Das war ein Johannes Kantakuzenus und ein Syrgiannes, seine Rathgeber zu Hause und seine Führer im Felde. So war der Thron getheilt, die Regierung zerrissen, das Reich in zwei einander feindlich gegenüberstehende Lager abgesteckt. Unterdessen benützten die Lateiner, Bulgaren, Kumanen, Slaven von verschiedener Herkunft und Landschaft, und vor allen aus die Türken diese Lage des entkräfteten Griechenstaates, fielen bald hier, bald dort ein, führten alle aufgerafften Schätze weg und ließen dafür die Gräuel der Verheerung hinter sich. Als dann der Enkel unter der Anleitung der zwei Beiständer den Großvater vollends dazu nöthigte, das allseitig geschwächte und gefährdete Reich mit ihm zu theilen, da war dem täglich wachsenden Feind, den Türken, Thür und Thor aufgeschlossen und die Bahn zu jenem Triumphe geebnet, den die rohen Horden über abendländische Politik, Kultur und Wissenschaft nach und nach errangen und den sie ein Jahrhundert später in der Eroberung von Konstantinopel wenigstens an Europas Ostseite auf die Spitze brachten. Und eben damals, wo die beiden Andronikus das griechische Scepter in schwacher Hand hielten, schien die Macht der Türken in schreckenerregender Steigerung begriffen. Es waren die osmanischen Türken, die ihre Herrschaft über der zerrütteten Herrlichkeit der Seldschucken aufrichteten. Zu Iconium, der Hauptstadt der kleinasiatischen Landschaft Lycaonien, hernach Konjeh, fristete der Seldschucken letzter Sultan eine sterbende Majestät, belehnte den Emir Osman mit Roßschweif und Kaftan oder Adelsrock und andern Herrschaftszeichen, und behielt für sich als das höhere Haupt nur noch das Recht, die Münze zu schlagen und am Freitag das Gebet in der Moschee zu halten. Aber Osmans Sohn, Urchan, von 1326—1360, also gerade in die vom Chronisten angesetzte Zeit fallend, zog auch noch jenes zwiefache Recht an sich, und das osmanische Reich stand nun in allen Gewalten fertig da. Was ihm seine rings gefürchtete Macht verschaffte, war besonders das neue Kriegswesen, durch welches Urchan die ungeregelten Streifzüge in eine geordnete Kriegsführung umzuwandeln verstand. Das geschah durch die Errichtung einer regelmäßigen Infanterie, die Jenitschere, gemeiniglich Janitscharen, d. h. neue Truppen, und einer regelmäßigen Kavallerie, die Spahis. Begreiflich nun, daß solchen Feinden das morsche Griechenreich nicht mehr Stand zu halten vermochte und daß daher noch viele solcher Anfälle oder Einfälle erfolgen, wie uns Vitoduran einen vorführt, ohne daß wir also anzugeben wüßten, welcher unter den vielen ganz genau der hier berichtete sei.

Als auch um jene Zeit aus verschiedenen Gegenden und Nationen so viel Volk die Schwellen des hl. Jakobus zu besuchen eilte, daß es das Land fast in einem Umfange von zwanzig Meilen einnahm, traf es sich, daß der König von Castilien mit mehrern andern christlichen Königen des Westens gegen einige heidnische Könige, mit ihnen zu kämpfen und zu streiten, auf der Gegenseite so lange aufgestellt war, bis ein ganz schauriger und bitterer Hunger unter ihnen so sehr überhand genommen hatte, daß sie, wenn sie sich gegenseitig gefangen hatten, einer sogar den andern aufzehrte, auf solche Art, daß sie den Körper mit den Eingeweiden in den Rauch des Feuers hingen und ihn, nachdem Füße und Köpfe abgeschnitten worden, nach kurzer Weile verschlangen. Als nun, wie gesagt, die Pilger zum hl. Jakobus in der größten Menge sich sammelten, bat der König von Spanien, der von den feindlichen Götzendienern nach allen Seiten in die bittersten Bedrängnisse gestellt war, auf das flehentlichste, sie möchten den hl Jakob, für dessen Namen und Verehrung sie sich den Mühen des übernommenen langen Weges und der Einsamkeit der Verbannung ausgesetzt hätten, mit innigen Gebeten anrufen, daß sie durch seine Dazwischenkunft und wirksame Vermittlung bei dem Herrn für ihn und seine Heere den Sieg über die Gegner erlangten, indem er sie in ihre Hände gebe und sie selbst von denselben gnädiglich befreie, damit nicht der Name des Herrn zur Verspottung und Lästerung bei den Feinden des Kreuzes Christi gehalten würde, indem sie sagen: „Wo ist ihr Gott, auf den sie Vertrauen hatten?" [1]) Denn wenn es anders käme, so liefe der rechtmäßige Glaube Gefahr, für den Ruhm von dessen Kraft, für die Erhöhung und Befestigung von dessen Wahrheit er sich den Gefahren seines Gutes und Leibes beinahe täglich aussetze und verfälle, indem er den Kampf gegen die Ungläubigen bestehe. Als dies die wallfahrenden Brüder des hl. Jakob aus verschiedenen Gebieten der Christenheit vereint andächtig gethan hatten, erschien einigen aus ihnen der hl. Jakob [2]) in einem Gesicht, tröstete sie, sagte den

---

[1]) 5 Moses 32, 37.

[2]) Seit dem 9. Jahrhundert war in Spanien und anderwärts die Sage in Umlauf gekommen, daß in Compostela, der Hauptstadt der spanischen Provinz Galizien, durch eine göttliche Offenbarung der Körper des Apostels Jakobus des ältern aufgefunden worden sei. Die Sage wird um so unbegreiflicher, wenn man vergleicht, daß sie in so gar keine Uebereinstimmung mit dem Bericht der Apostelgeschichte 12, 1 und 2 zu bringen ist, wo deutlich angegeben wird, daß der König Herodes den Jakobus, den Bruder des Johannes, mit dem Schwert getödtet habe. Es war Herodes Agrippa und die Enthauptung fiel in das Jahr 44. Dennoch gewann die Sage in den Regionen des leichtgläubigen Zeitalters Raum und begreiflich war es zuerst der um seiner Heimath willen entglühte Spanier, der ihr im heißen Eifer das Wort redete und ihr Bewunderung weckte. Bald erhoben sich Kirchen und Klöster um die heilige Stätte des vermeintlichen Grabes; Bischöfe ließen sich hier als am gesegnetesten Orte weihen; Kranke, hieher getragen, gingen gesund von dannen; häufige Wunder anderer Art geschahen zum Erstaunen der zahllosen Pilger, die in immer wachsenden Schaaren nach San Jago von Compostela gezogen kamen. Von nun an galt es für ausgemacht, daß Jakobus Spaniens Apostel und Schutzheiliger seit den Anfängen der Kirche gewesen sei, und es fehlte sogar nicht an Stimmen, die diesen Wallfahrtsort als würdiges Ebenbild an die Seite von Rom und Jerusalem setzten. Denn waren selbige Städte die ehrwürdigsten Zielpunkte frommgläubiger Gemüther, weil sie durch den Märtyrertod von Aposteln geheiligt worden, trugen sie deßhalb den hehren Namen **limina apostolorum** und sammelten sie eine ungeheure Menge von **peregrini** (woher **pélerins** und Pilgrime) um sich, so hob man von Spanien aus hervor, daß ja auch

gläubigen Königen den Triumph voraus und kündigte ihnen auf das gewisseste an, daß sie vermöge seiner Dazwischenkunft von Gott erhört seien. Sobald sie dies dem Könige von Spanien gemeldet hatten, griff er sicher und unzaghaft die Ungläubigen an, von denen er mit seinen Leuten eine große Menge durch das Schwert umbrachte, die übrigen aber die Flucht ergriffen. Diesen lobenswürdigen und ruhmvollen, von Gott erhaltenen Triumph berichteten die rechtgläubigen Könige durch schnelle Boten eifrigst dem ganzen umliegenden Lande, damit dessen Inwohner für den so feierlichen Sieg Gott und dem hl. Jakob des Lobes Preis in Festgesängen und Liedern abstatteten. Das sahen und hörten die Pilger, als sie auf ihren väterlichen Boden zurückkehrten, viele Tagreisen lang mit ihrem größten Jubel. Diese Geschichte des gemeldeten Krieges hat mir einer meiner Landsleute [1]), ein glaubwürdiger Bürgersmann, der damals einer der Pilgrime zum hl. Jakob war, unter der zuverlässigsten Verbürgung seiner Worte dargestellt.

In dieser Zeit erhub sich auch ein Streit zwischen dienstpflichtigen Herren und bloßen 13
Rittern einerseits, und Herren des freien Standes und hohen Ranges andrerseits im Lande Thurgau, nämlich zwischen den Herren von Rosenberg [2]) und Baldegg [3]) sammt ihren Anhängern einerseits, und denen von End [4]) und dem Grafen von Bregenz [5]) mit ihren Anhängern andrerseits. Als die Zwietracht dieses Krieges einige Zeit gedauert hatte, traf es sich, daß der Herr Graf von Bregenz zur Mißachtung der Feinde in das Schimpfwort ausbrach: „Wir wollen sehen, ob wir

---

Jakobus ein Apostel gewesen, daß Compostela durch sein Grab dieselbe Auszeichnung wie Rom und Jerusalem erhalten habe und sich sonach auch mit dem nämlichen Namen **limen** oder **limina** schmücken dürfe. Eben hierauf gestützt kam von den Pilgern nach Compostela der Ausdruck in Uebung, den Vitoduran über ihre Wallfahrt beisetzt: **ad visitandum sancti Jacobi limina.**

[1]) Also ein Bürger von einer der thurgauischen oder zürichgauischen Städte.

[2]) Es gab Dienstleute des Abtes von St. Gallen, die in Rorschach ihren Sitz hatten und sich daher „von Rorschach" nannten. Gegen das Ende des 12. Jahrhunderts siedelte ein Zweig derselben auf eine Burg zwischen Goßau und Herisau über, welche sie etwas nördlich von Herisau wahrscheinlich selbst erbaut und nach den Rosen ihres Wappens Rosenberg genannt haben. Von da an trug stets ein Zweig des Geschlechtes den Namen Rorschach, der andere den Namen Rosenberg. Als 1305 einer aus jenen zahlreichen „Eglolfen von Rosenberg" vom Abte St. Gallens die Burg bei Bernang (Bernegg) im Rheinthale erkaufte, trug er seinen Namen Rosenberg auch auf diese Burg über, und solche Rosenberge von Bernang sind vielleicht hier gemeint. Nicht zu verwechseln mit dem Schlosse Rosen*berg* ist der Thurm Rosen*burg*, westlich von Herisau, der zwar auch den Rorschach oder Rosenberg bei Herisau gehörte, aber niemals Bedeutung hatte

[3]) Sie waren ursprünglich eine aargauische Ritterfamilie, Dienstleute der Habsburger. Ihr Stammsitz ist Burg Baldegg am gleichnamigen See im luzernischen Amt Hochdorf. Einer derselben, Hartmann von Baldegg, der Sohn, vermählte sich gegen das Ende des 13. Jahrhunderts mit Gepa, der Erbtochter des reichen sct. gallischen Dienstmannes Walther von Elgg, kam dadurch in Verhältnisse mit St. Gallen und zu Besitzungen in dortigen Gegenden. Einer seiner Nachkommen ist hier anzunehmen.

[4]) Die End, auch Ende oder Enne, sind ein freiherrliches Geschlecht. Den Namen erhielten sie von dem Stammsitze, einer einstigen Burg im sct. gallischen Gericht Tablat. Sie sind hauptsächlich auch durch ihren Besitz der Burg Grimmenstein bekannt, die im Rheinthal bei Höchst stand und gar wohl das hier von Vitoduran erwähnte „**castrum**" sein kann.

[5]) Es ist Graf Ulrich II. von Montfort-Bregenz zu verstehen.

diese Molosserhunde mit den Zähnen zerreißen und zu ihrer Schande bezwingen können!" Das war eine Pflanzsaat größern Hasses, Streites und Feindseligkeit. Denn der Herr von Baldegg sagte, als er es hörte: „Seitdem wir von der Gegenpartei Molosserhunde geheißen worden, wollen wir auch wie Molosserhunde thun und die Hasenhunde zuletzt mit grausen Bissen bezwingen!" [1]) Und nun sammelte er viele bewaffnete Untergebene, die ihm unterthänig waren, sammt den Untergebenen seiner Mithelfer, und zog in Wuth gegen ein Schloß eines vorzüglichen Feindes, nämlich des Herrn von End, und was vor dem Schlosse gefunden wurde, verwüstete er. Er schnitt nämlich, wie man sagt, die Reben ab, verbrannte die Häuser, zerstampfte das Getreide und andere Früchte der Erde, trieb und führte das Vieh weg, verheerte auch viele andere Dinge, und kehrte so, nachdem er ihm mehrfachen Schaden zugefügt hatte, mit Ruhm um, indem die Hasen= oder Jagdhunde stumm schliefen und nicht zu bellen vermochten, ja sich nicht im mindesten getrauten. Als daher der Krieg der Haushunde und der Jagdhunde mehrere Tage angedauert hatte und darüber Gespräch und Sprichwort in die ganze Umgegend oder das ganze Gebiet ausgegangen war, wurde endlich Frieden und Eintracht unter ihnen hergestellt. Doch waren die Hasenhunde merklich betrübt.

Ferner verübte um diese Zeit ein Priester aus dem Orden der Hospitalbrüder, der die Pfründe oder Kirche im Dorfe Schliengen [2]) bei Neuenburg im Breisgau versah, die schauderhaftesten und abscheulichsten Mordthaten. Er schlug nämlich seinen leiblichen Bruder im Hauskeller, als dieser sich nicht im mindesten dessen versah und die Bosheit desselben in keinen Zeichen oder Vermuthungen merkte, mit einem Beil bis auf den Tod. Dann brachte er zwei andere Personen, welche, laut damaligem Gerede durch ihn verlockt, wie es vorher sein Bruder gewesen, hinter einander in den Keller getreten waren, von einem teuflischen Antrieb gehetzt, auf ähnliche Weise um. Er schnitt sie in Stücke, packte sie in ein Faß und ließ sie durch seinen Knecht, der von der Schandthat ganz und gar nichts wußte, als wenn er Wein auf dem Wagen hätte, nach Neuenburg führen. Wie er in die Thore der Stadt einfuhr, wurde er, was er im Fasse verborgen herbringe, auf Gottes Wink verzeigt und ergriffen.

---

[1]) Unser Chronist bringt uns mit den „Molosserhunden" und „Hasenhunden" zwei Bezeichnungen, die wir uns mehr nach seinem Sinne gewählt als nach der alten Sprache genommen denken müssen. Molosserhunde, **molossi**, hießen im classischen Latein vorzügliche, überaus geschätzte Jagdhunde, von den Molossern, einer Völkerschaft im alten Epirus, von denen sie bezogen wurden Vitoduran aber stellt sie just den **canes leporini**, oder wie er sie auch nennt **venatici**, gegenüber und nimmt sie daher ohne Zweifel als große gewaltige Haushunde, etwa unsere Doggen, Rüden. Er mochte, mit der classischen Bedeutung von **molossi** wahrscheinlich nicht bekannt, auf onomatopoetische Weise oder durch den Ton des Wortes selbst veranlaßt worden sein, das mit seinen O=Lauten den brummenden Rüden gleichsam nachahmt. Dem gegenüber sind ihm dann die Hasen= oder Jagdhunde soviel als Windspiele, furchtsame flüchtige Springinsfeld, ohne standhaltenden Muth. Die beiden Stichwörter so gefaßt, ergibt sich der Sinn der Sache, auf den es gerade ankommt, von selbst.

[2]) Es liegt im badischen Oberrheinkreis am schliengener Berge, durch welchen die früher große Verkehrsstraße von Frankfurt nach Basel führte. Der Flecken ist außer seinen Produkten Getreide, Wein, Eisensteingruben, Jaspis, auch geschichtlich bekannt, indem bei Schliengen 1796 im Oktober Erzherzog Karl mit seinen Oestreichern die Franzosen unter Moreau schlug.

Da er nun von den Bürgern an den Stock oder Pfahl geworfen wurde, als ein Uebelthäter und des Verbrechens Schuldiger, erzählte er, um seine Unschuld zu beweisen und sich über die vorgeworfenen Dinge zu rechtfertigen, der Ordnung nach den Hergang der Sache, wie es ihm jener Geistliche, sein Herr, aufgetragen habe. Sie sahen ein, daß er vom Verbrechen rein war, und gestatteten ihm, frei und unbeschädigt weiter zu gehen. Den Priester aber als den Urheber des Verbrechens, der eben in die Stadt hereinkam und dem Knecht, wie er sich vorgenommen und ihm vorausgesagt hatte, nachging, ergriffen sie und stellten ihn vor die Hospitalbrüder [1]), die daselbst ihren Wohnsitz hatten, daß sie ihn

---

[1]) Es ist der Orden der Hospitalbrüder des hl. Johannes von Jerusalem, später auch unter dem Namen der Johanniter=, Rhodiser= und Maltheser=Ritter bekannt. Irgend einen dieser Namen findet man in jeder Geschichte geschrieben. Weniger bekannt möchte die erste Anlage und dann die eigentliche Stiftung des Ordens sein, weßhalb hier eine etwas genauere, wenn auch immerhin kürzere Angabe darüber um so eher am Platze sein dürfte, als der Orden in unserer Chronik schon bis anhin mehrmals angeführt worden ist und künftig noch öfter berührt wird. Schon im zehnten Jahrhundert hatten von Amalfi aus, jener neapolitanischen Seestadt, welche im Mittelalter einen so reichen Flor des Glückes gewonnen, Kaufleute Handelsverbindungen mit Syrien angeknüpft. Sie wurden nun solcher Geschäfte halber häufig ins Morgenland geführt und besuchten dann gelegentlich auch die heiligen Stätten in Palästina, die ja längst, schon von den ersten Jahrhunderten der Kirche an, als das höchste Sehnsuchtsziel jedes frommen Pilgers gegolten hatten. Zu Jerusalem gab es aber nur Kirchen für Griechen und überhaupt morgenländische Christen, was lateinischen oder abendländischen Christen sowohl in Rücksicht auf die Sprache als auf andere Eigenthümlichkeit in Glauben und Cultus nicht zusagen konnte. Die Kaufleute von Amalfi hegten daher den Wunsch, in der hl. Stadt auch eine Kirche für sich zu bekommen, wo der Gottesdienst nach ihrer Art, in lateinischer Weise und Sprache gehalten würde. Diesen Wunsch brachten sie, so oft sie in Jerusalem erschienen, von neuem vor, und da sie durch Handel und Waaren, die in jenen vom Verkehr abgelegenen Gebieten des Morgenlandes sehr willkommen hießen, besonderes Ansehen, infolge davon mancherlei Vergünstigungen genossen, so gab der Chalif von Aegypten auf ihre Bitte endlich Gehör und gestattete ihnen, eine lateinische Kirche zu bauen. Sie setzten dieselbe nahe an die Kirche des hl. Grabes und widmeten sie der Jungfrau Maria, fügten aber noch ein Kloster hinzu, in welchem abendländische Pilger unter Umständen Aufnahme oder Unterhalt oder Beschützung finden könnten. Man nannte es — zum Unterschiede von allen andern — das lateinische Kloster (monasterium de Latina). Nun gab es unter den Wallfahrern gar nicht selten Frauenspersonen, namentlich Wittwen, und um diesen zur Befriedigung ihrer frommen Gefühle und zur Verrichtung ihrer lang gehegten Andacht auf dem geheiligten Boden einen ungestörten Ort anweisen zu können, legte man gerade für sie allein ein abgesondertes Bethaus an und richtete nebenan eine Wohnung zu einer etwaigen Speisung oder Nachtherberge ein. Daraus wurde das Kloster der hl. Maria Magdalena und die Schwestern des Klosters übernahmen das freundliche Amt, die weiblichen Pilgrime zu bedienen und zu besorgen. Doch genügte auch dies den steigenden Bedürfnissen nicht mehr, die mit den immer zahlreichern Wallfahrern eintraten. Es trafen deren viele aus allerlei Nationen und von den verschiedensten Ständen hier, bei Jerusalem zusammen, von den Mühen des Weges, oft einer langen gefahrvollen Reise erschöpft, des Geldes, des Gewandes, jedes benöthigten Unterhaltes entblößt. Ganze Schaaren lagerten hungrig und halb nackt bisweilen vor den Thoren der Stadt, ohne den Eintritt erhalten zu können, weil sie das hiezu erforderliche Geldstück den muhammedanischen Wachen nicht zu entrichten vermochten. Und war es ihnen durch die barmherzige Unterstützung oder sonstige Vermittlung anderer Christen auch ermöglicht, in die Stadt einzuziehen, so mangelte ihnen hier wieder jegliche Erquickung und Zufluchtsstätte, außer was ihnen von Seiten der genannten Klöster geleistet werden konnte, so daß sie auf den eilenden Gängen von einer Heiligthumsstätte zur andern ermüdet in den Straßen oder wo es war, über die Nacht liegen blieben und manchmal durch muhammedanische Hände den Tod fanden. Es hieß eine dringende Nothwendigkeit, solchem Elend der Glaubensgenossen entgegen=

nach ihres Ordens Form und Forderung züchtigten. Sie weigerten sich, ihn aufzunehmen, ja stellten es kräftiglich in Abrede, daß er ihr Mitbruder wäre. Als nun die Bürger dies sahen, schafften

---

zugehen oder vielmehr zuvorzukommen. Daher wurde neben der Kirche eine Anstalt zur Versorgung gesunder und kranker Pilger in gewisser Weise ein Wirthshaus oder Hospital errichtet, und zum Unterhalt derselben aus den beiden Klöstern hieher gebracht, was nach Vermögen und Zuständen möglich war. Zum Schutzheiligen der Stiftung wurde Johannes der Täufer gewählt, und die Angehörigen des Spitals Hospitalbrüder (hospitalarii) oder auch Johanniter genannt. Aber ein Kapital oder Vermögen, woraus bestimmte Einkünfte für sämmtliche Anstalten geflossen wären, war nicht vorhanden. Die Kaufleute von Amalfi sammelten jährlich unter einander ihre Beiträge und legten sie dem Abt des Klosters in die Hand, der die Summe nach Zeit und Zuständen zu Unterstützungen der Pilger verwenden sollte. Sobald aber Jerusalem unter Gottfried von Bouillon in die Gewalt der Christen gekommen war, gestalteten sich auch diese Verhältnisse rasch anders, und das Hospital erwuchs zu einem selbstständigen Institut, das seine Abhängigkeit vom Kloster so bald als möglich zu beseitigen bemüht war. Es erhielt schon 1099 den ersten eigenen Vorsteher an Gerhard, der für sich und die Brüder, die mit ihm Dienst im Spital leisteten, gewisse Bestimmungen im Sinne einer Mönchsverfassung aufstellte. Sie legten ein feierliches Gelübde der Treue und Aufopferung ab und hefteten ihrem Kleid vorn auf der Brust ein Kreuz an. Jetzt sagten sie sich offen vom Abte los und bezeichneten sich mit ihrem eigenen Namen als „die Hospitalbrüder des hl. Johannes von Jerusalem" Immer mächtiger erhob sich die Verbindung und immer zahlreicher wurde der Eintritt in dieselbe. Man zählte Priester von verschiedenen Stufen, Laien von verschiedenen Ständen darin, und darum gab der zweite Vorsteher, der berühmte Raimund du Puy (de Podio in Frankreichs Langued'oc) der Gesellschaft eine noch bestimmter gefaßte Regel, wie sie einem solchen Ordensbund aus Geistlichen und Weltlichen zu ziemen schien. Nach dieser Regel übernehmen die Hospitalbrüder die drei gewöhnlichen Gelübde: Armuth, Keuschheit, Gehorsam; sie müssen für die Armen Almosen sammeln; sie dürfen nichts für sich selbst verwenden und überhaupt kein Geld zu eigen haben; sie sind zur strengsten Zucht und Mäßigkeit verpflichtet, und sollen auf allen ihren Kleidern oder Mänteln das Kreuz tragen. Von allen Seiten flossen dem Orden Hülfsgelder, Geschenke, selbst große Vergabungen zu, und Raimund, der nun den Titel magister, Ordenshaupt oder Ordensmeister führte, konnte dem König von Jerusalem berichten, sie seien so reich geworden, daß sie aus ihren Gütern Waffen kaufen, Leute dingen und vollständige Rüstungen veranstalten könnten, um als wohl ausgestattete Krieger gegen die Türken in Kampf zu ziehen. Wenn er sie brauche, so habe er nur zu gebieten. Der bereitwillige Eifer wurde gerne angenommen, und nun theilte Raimund den Orden in drei Klassen ab, in Ritter, in Priester und in dienende Brüder. Die Ritter zogen als Adelige, die dienenden Brüder als gewöhnliche Soldaten in den Krieg, die Priester besorgten die kirchlichen Verrichtungen des Ordens. Die neue Ordnung bestätigte der Papst Innocenz II. im Jahre 1130 und bestimmte noch dazu, daß die Fahne der Ritter ein weißes Kreuz im rothen Felde zeigen sollte. Ein frischer feuriger Geist belebte die Glieder des Ordens und brachte sie als tapfere Krieger und Ritter in einen bewunderten Glanz. Der Ruhm ihrer Heldenthaten strahlte durch Morgen- und Abendland, neigte ihnen die Herzen von Fürsten und Päpsten zu und gewann ihnen unzählige Vergünstigungen und Verschenkungen. So sprach ihnen, „da sie so wackere Beschützer des hl. Landes seien", der König von Jerusalem im Jahre 1333 die Stadt Bersaba zu, und Alfons I. von Aragonien vermachte ihnen nicht lange darauf einen Theil seines Gebietes. Sie trugen noch weiter mit manchem kühnen Zug, mit mancher tapfern That solche Preise, die Gunst der christlichen Herrscher, die Bewunderung der christlichen Völker davon, und wußten ihrem Namen die außerordentliche Glorie durch die ganze Zeit der Kreuzzüge in immer höherem Grade zu erstreiten. Als mit Ptolemais für die Christen Palästinas letzter Sitz und Besitz verloren gegangen war, ließen sich die Johanniter auf dem naheliegenden Cypern nieder, eroberten von hier aus Rhodus, hießen nun Rhodiserritter, siedelten später nach Malta über und erhielten darob den letzten Namen Maltheserritter, lauter Namen, unter denen der Orden besonders im Munde des Volkes und im Verkehr des Lebens bekannt war, während er in Büchern und Schriften doch noch häufig mit der ursprünglichen Benennung der Hospitalbrüder,

sie ihn durch Beinbrechen und durch des Rades Todesstrafe aus der Welt. Während dieser Uebelthäter auf das Rad gelegt war, gestand er unter andern, wie das Gerücht von ihm erscholl, daß er viele Jahre das Priesteramt verwaltet und oft im Orden und bei der Besorgung seiner Kirche Messe gelesen und doch nie die Wandlung der Hostie in den Leib Christi vollzogen habe.

Im Jahre 1336 brachten die Weinberge der Zürcher gegen ihrer Natur alte Gewohnheit einen so guten Wein, daß er nach dem Urtheil Vieler dem elsäßer Wein gleich geachtet, ja, um richtiger zu reden, weit vorgezogen wurde. Vorher jedoch war er so sauer und herbe gewesen, daß er die eisernen Hahnen der Fässer, in denen er aufbewahrt und aus denen er ausgeschenkt wurde, abfraß. Damals aber war er so gemildert und versüßt, daß er nachher bis auf den heutigen Tag die alte Schärfe nicht wieder annahm.

In einem Jahre aber, welches dem eben berührten Jahr zu andernächst oder zunächst voranging, am Fest des hl. Georg, wurden die Reben sowohl in Deutschlands als in Italiens Gegenden durch den Frost so zerstört, daß sie in jenem Jahr fast gar keine Frucht brachten.

Auf den verstorbenen Papst Johann XXII. folgte Benedikt XII. vom Orden der Cistercienser.[1]) Derselbe änderte den Zustand seines Ordens durch vielerlei Verbesserung und Berichtigung um. Das that er fortfahrend auf ähnliche Weise mit dem Zustand der Minderbrüder und beschied, um dies umsichtiger thun zu können, mehrere von den Häuptern desselben Ordens vor sein Angesicht, hielt mit ihnen eine lebhafte Unterredung über den Zustand des Ordens, und erneuerte ihn mit dem Bemühen, ihn durch Berichtigung auf das Bessere hinzubringen, in Rücksicht der meisten Vorschriften. Dann hat er, wie bekannt, dasselbe noch strenger auf gleiche Weise am Orden der Predigerbrüder gethan. Er gestaltete auch durch die Feile der Ausbesserung berichtigend den Zustand der Schwarzmönche einigermaßen um.[2]) Er war um das Jahr 1335 gewählt und saß um die sieben Jahre. Er war ein beleibter Mann, von hohem Wuchse, wie es heißt, der allergrößte Weintrinker.

---

die auch immer unser Chronist braucht, bezeichnet wurde. Die weitere Verfolgung der Geschicke und Geschichte vom Orden liegt außer unserm Kreise.

[1]) Ueber den Orden der Cistercienser verweisen wir auf das Neujahrsblatt von 1859, p. 20 Note 1. — Was die Wahl Benedikts selbst anbetrifft, so ging es damit auf eine etwas eigene Art zu. Der Befehlshaber des Königs Robert von Neapel sperrte im Palaste zu Avignon 24 Kardinäle zum Conclave zusammen. Sie fielen nach mancherlei Streitigkeiten und Wahlgängen zuletzt auf den französischen Kardinal Jakob Fournier, den Sohn eines Müllers aus Saverdun, damals Grafschaft Foix, Departement Ariège, der unter ihnen den unbedeutendsten Namen führte. Sobald er gewählt war, sagte er zu den Kardinälen offenherzig genug: „Ihr habt einen Esel gewählt!" Die Einen legten dieses Wort als Zeugniß seiner Demuth aus, die Andern als Bekenntniß, er sei zu den mit dem apostolischen Stuhl verbundenen Staatsgeschäften nicht befähigt, die Dritten als das unbesonnene Geplapper seiner Dummheit. Er nannte sich dann Benedikt XII.

[2]) Mit diesem Namen Schwarzmönche oder die schwarzen Mönche wurden die Benediktiner von ihrer schwarzen Kleidung her bezeichnet, wie die Augustiner von ihrer weißen Ordenstracht die Weißmönche oder die weißen Mönche hießen. — Der Orden der Benediktiner ist in mannigfacher Beziehung von so eigenthümlicher Art und geschichtlichem Werth, daß es sich der Mühe lohnt, an unserer Stelle etwas ausführlicher seiner zu gedenken. Er war die erste und älteste Mönchsverbindung, die in das Abendland eintrat, und hat dieses Abend-

Zur Zeit desselben wurde zwischen dem Herrn von Klingenberg [1]) und dem Herrn von Bodmen [1]) ein großer und recht feindseliger Krieg begonnen, aber zum großen Schaden des Herrn von Bodmen ausgemacht.

---

land von vornherein vor jenem unvernünftigen Mönchswesen bewahrt, wie es in den Klöstern des Orientes um sich griff oder eigentlich nutzlos wucherte. Hier galt eine müßige Beschaulichkeit, ein unfruchtbares Träumen und Grübeln, nicht etwa über tiefe Räthsel der Weltordnung oder Lebensbestimmung, sondern über leere Sätze und oft lächerliche Phantasien, die in keinen Zusammenhang mit Welt und Menschheit zu bringen waren. Völlig entgegengesetzt nahm der Orden der Benediktiner von Anfang an eine Richtung in sich auf, die immer nur in einer zweckmäßigen Thätigkeit verlief und da oder dort ein Arbeitsfeld heraussuchte, wo praktisch gewirkt, wo etwas Gutes gethan, wo bestmöglich ein äußerer oder innerer Segen erarbeitet werden konnte. Es ist ein besonderes Glück zu nennen, daß der erste Orden des Abendlandes gegenüber den schwärmerischen Klosterzellen des phantasiereichen Morgenlandes diese praktische Tendenz erhielt. Sonst hätten gerade die Klöster der Benediktiner und hinter ihnen die spätern anderer Orden den abendländischen Völkerschaften nimmermehr jene verschiedenen Dienste geleistet, mit denen sie sich in des Mittelalters dürftigen Zeiten und dunkeln Ländern zu wohlthätigen Stiftungen gestempelt haben. Derjenige Mann, der das abendländische Mönchsthum an der Hand solcher guten Grundsätze einführte, war Benedikt von Nursia. Zu Monte Cassino, in einer reizenden Wildniß Neapels, rief er die Mönche als Brüder zu dem schönen Bunde zusammen. Sogleich setzte er die „Regeln" dieses Bundes schriftlich auf und legte damit jedem Ordensmitgliede einen unzweifelhaften Wegweiser vor, daß die Mönche wüßten, wozu sie mit einander ein Kloster bilden, und daß der geschlossene Verein nicht nur von der Klostermauer umhegt, sondern durch des Ordens innern einmüthigen Geist zu einem gewissenhaften Tagewerk zusammengehalten werde. Wer in den Bund einging, wer sich unter die vorgelesenen „Regeln des hl. Benedikt" beugen wollte, mußte feierlich schwören, auf Lebenszeit Gott geopfert, Deo sacrificatus, zu bleiben, aus der Welt und allen ihren Genüssen auszutreten, und nur dem Himmel, nur einem höhern Leben zur Ehre Gottes und zum Segen der Menschheit sich zu widmen. Von nun an begannen für ihn als tägliche Uebungen neben einander das andächtige Gebet und die ungescheute Handarbeit jeglicher Art, der unermüdete Fleiß im Studiren und die menschenfreundliche Pflicht, die Jugend zu unterweisen und die ersten Kenntnisse als Licht Gottes unter die Kinder zu tragen, eine Vorschrift von hoher Wichtigkeit in der Finsterniß jener Jahrhunderte, wo von einer Volksschule, wie unsere Zeit sie genießt, nirgends eine Spur oder Rede war. Da sah man Benediktiner um solcher Arbeit willen alle Lasten leiden, alle Entbehrungen bestehen, sah sie zum Kind in die arme Hütte wandern, zu den irrenden Heiden durch Wüsten und Stürme eilen, um mit des Evangeliums Gottessprache Erleuchtung, Gesittung, Beglückung allen anzubieten. Und fehlte etwa gerade zur Stunde die Arbeit auf dem Felde der geistigen Pflanzung, dann wurde der Acker der Erde umgegraben, Wälder weggeschafft, Moräste und Sümpfe in fruchttragende Auen, öde Wildnisse in blühende Saaten umgewandelt, und durch Klöster der christlichen Bekehrung ein Mittelpunkt, durch menschliche Wohnungen dem veredelnden Familienleben eine Stätte bereitet. Die Klöster der Benediktiner gewährten so unzählige Male Zuflucht jenen Flüchtigen, die vor den Gräueln des Krieges oder mitten aus den Blutscenen der tobenden Schlachten ein Friedensplätzchen suchten. Andrerseits standen diese Klöster unter Völkerschaften, die in Rohheit und Verwilderung dumpf verkamen, mit ihrer Wissenschaft und deren Unterricht wie erhabene Tempel mit ihren Leuchtern da; bessere Kenntnisse und selbst gelehrte Forschungen wurden nur in ihnen geholt, und gewiß ist, daß wir um manchen Schatz der profanen und christlichen Literatur ärmer wären, wenn in den Hallen der Benediktiner nicht so fleißig Bücher abgeschrieben und von einer Hand zur andern weitergeboten worden wären. Dies alles freilich erwarb dem Orden eine wahrhaft unvergängliche Größe, die nicht nur in der ungeheuren Ausdehnung, sondern auch in der reichen Zahl vorzüglicher Männer lag, welche die Regel des hl. Benedikt in den langen Verzeichnissen der Ordensmitglieder aufwies. Zur Zeit Vitodurans wurde berechnet, daß dem Orden der Benediktiner seit seiner Stiftung bis in das 14. Jahrhundert angehört hatten: 24 Päpste, 183 Kardinäle, 1,444 Erzbischöfe, 1,502 Bischöfe, 15,007 Aebte, 5,555 canonisirte Heilige. Als später auf der costnizer Kirchenversammlung ein benediktiner Abt Deutschlands die offene Frage aufwarf, wie viele Klöster dieser sein Orden durch die ganze Christenheit haben möchte, sei sofort eine Untersuchung an-

Denn derselbe wurde vermittelst Brand und Raub durch denjenigen von Klingenberg bis an sein Schloß hin namhaft geschädigt. Unter allen Beschädigungen aber ist eine in meinen Augen wundersame dem Herrn von Bodmen angethan worden Denn das lange Dorf Bodmen, gelegen zwischen dem Bodensee einerseits und einem hohen Berge andrerseits, wurde am hellen Tage, während die Bauern unterdessen in den Waffen auf der Hut waren und das Dorf bewachten, durch eine Feuersbrunst in Staub und Asche verwandelt. Die Dienstleute des Herrn von Klingenberg nämlich stiegen durch den jähen Abhang des Berges, fast nur den Ziegen gangbar, wider der Leute Erwarten wie das Gewild herunter und warfen Feuer in das Dorf und gingen vor dem Zusammenlauf der auf den Wachtstellen zerstreuten Bauern hurtig davon. Doch einige derselben, die ihren Auszug zu verhindern und sie niederzuschlagen suchten, tödteten sie.

Ferner verordneten zur Zeit des Kaisers Ludwig und des Papstes Benedikt **XII**. die Herzoge von Oestreich, daß in ihrem Lande längs dem Rhein eine neue Münze, nachdem die alte, weil sie schlecht

---

gehoben und gefunden worden, es seien ihrer 15,107. Trotzdem oder vielleicht richtiger gesprochen gerade infolge davon geschah es, daß der Orden seinem ursprünglichen Geist und Wesen je länger je fremder wurde. Er war durch die angewachsenen Güter, ja Reichthümer in den Strom der Versuchungen gezogen, und wurde denselben anfänglich noch Widerstand geleistet, so schlug die Welle des hochschwellenden Ueberflusses zuletzt doch über Kopf und Herz und riß sie mehr und mehr mit sich fort. An die Stelle jener bewunderungswürdigen Weltverläugnung und Aufopferung traten nun Wohlleben und Verweichlichung, und päpstliche Erlasse, Beschlüsse von Synoden und ernste Mahnungen aus dem Schooß des Ordens selbst thaten es einstimmig dar, wie tief das Mönchswesen in seine Verderbniß gesunken und wie dringend es einer Erneuerung benöthigt sei. So verordnete der Papst Clemens V. auf dem Concil zu Vienne 1311 über die Benediktiner: sie sollen bei ihrer alten Kleidung verbleiben, sollen nicht allerlei Trachten erkünsteln oder Moden nachahmen, sollen nicht Gürtel, große Messer oder Sporren tragen, sollen Jagd und Vogelfang unterlassen, daher keine Hunde und Falken mehr halten, sollen jeden Monat wenigstens Einmal zur Beichte und an je dem ersten Sonntag eines Monats zum Abendmahl gehen. Später kamen sogar grobe Ausschweifungen zur Sprache. Man mußte den Aebten untersagen, so kostbare und ärgerliche Reiterei (**equitatura scandalosa**) zur Schau zu bringen; den Mönchen untersagen, die Schwelgerei in Essen und Trinken, die Hoffahrt in der Kleidung, die Vagabondage in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen der Städte oder Dörfer zu führen. Der Erzbischof von Prag, der erste seit 1344 im Amt, Arnest, gebot auf einer daselbst besammelten Synode 1355 allen Mönchen seines Sprengels, in Zukunft nicht mehr zu spielen und zu tanzen und sich vor dem Volke überhaupt nicht mehr so ausgelassen zu betragen. Und auf der Synode zu Nitra in Ungarn — dort sogar, also in nahen und fernen Theilen der Kirche! — im Jahre 1494 wurde über die Bettelmönche unverholen bezeugt, sie seien um Geld, Gaben und Geschenke zu allem käuflich. Um Geld ertheilen sie eigenmächtig Ablaß, dispensiren von Gelübden und Eiden, absolviren von Meineid, Mord und Missethaten und geben mit der unverschämtesten Anmaßung lügend vor, sie vermöchten drei und mehr Seelen von Eltern oder Freunden derer, die ihnen die gebührenden Almosen spenden, aus dem Fegefeuer zu ziehen und zu den Freuden des Paradieses zu befördern. Man kann es sehr wohl begreifen, daß Benedikt **XII**., von den schreienden Sünden der Orden selbst und von den klagenden Stimmen der Zeit gedrängt, Hand anlegte, um in mehrern bedeutendern Mönchsverbindungen, wie Vitoduran auch schreibt, so gut als es thunlich schien zu reformiren. Aber noch viel besser kann man begreifen, daß die weitverbreitete Krankheit am ganzen Leibe der Christenheit jenem läuternden Gericht der Kirche rief, das in der Reformation mit dem einschneidenden Schwert des unverfälschten Bibelwortes kommen mußte und gekommen ist!

[1]) Sind thurgauische Edelleute dieses Namens.

geworden, abgeschafft war, geschlagen und daselbst pünktlich in Gebrauch gehalten werde. Das verschmähten verwegener Weise die Bürger von Luzern zu thun,[1]) und damit sie jenem so wichtigen Gebot um so kräftiger widerreden und entgegentreten könnten, schlossen sie sich durch das Band des Eides an die Bergleute, genannt Schwyzer, ihre Nachbarn an und verbündeten sich mit ihnen durch das Siegel besonderer Liebe.[2]) Und die beiden Theile machten zu der den andern unbekannten, ihnen aber passenden und geeigneten Zeit, sowohl bei Tag als bei Nacht, von ihren Ortschaften Ausfälle in der Herzoge benachbarte Ortschaften und steckten sie in Brand und verwandelten sie in Asche und führten viele Beute mit sich in ihre eigenen Ortschaften ab. Und so wurde durch sie das Land der Herzoge mit Brand und Raub verwüstet und zur Plünderung hingegeben. Wie dies die Vögte der Herzoge sahen, erfanden sie, um die verwegenen Wagstücke derselben zu bändigen und die Ortschaften, die bis dahin des Brandes Feuer und der Raub noch nicht getroffen, zu bewachen und zu vertheidigen, ein Hülfsmittel folgender Art: sie untersagten nämlich allen Leuten in jener Gegend oder Umgrenzung, die der Botmäßigkeit der Herzoge unterworfen waren, des Handels Verkehr oder irgend eines Vertrages Veranlassung oder Bedürfniß mit jenen zu halten. Und so kam es, daß zur Stadt oder Ortschaft Luzern und zu den Thälern oder Bergen, genannt Schwyz, weder Wein noch Getreide fernerhin geführt wurde.

In das Schloß Rothenburg, nahe bei der Ortschaft Luzern gelegen,[3]) versetzten sie auch eine Schaar starker und in den Schlachten geübter Männer, welche die Wuth und Schadensucht der Feinde in Schranken hielten, ja diese, was noch mehr ist, manchmal mit verhängten Zügeln bis zum Thor

---

[1]) Die nüwe Müntz, sagt Tschudi, was an allen Orten verrüfft, wann Si was etwas schwächer, dann die Wärschafft nach gemeinbrüchigem Müntzschlag sin sölt, und als die von Lucern ouch dieselbe Münz nit mit Nuz vertriben köntend, und man Inen an Iren Wochenmarkten vast derselben Müntz bracht, ließend Si die in Irer Statt ouch verrüffen.

[2]) Die Angabe unserer Chronik über den Eintritt Luzerns in den Bund ist etwas oberflächlich; sie verschweigt oder vergißt über dem Münzstreit, der allerdings die Unzufriedenheit mit Oestreichs Herrschaft steigerte, die andern Unbilden und Beeinträchtigungen, die in einer gesetzlos verfahrenden Willkür den Luzernern zugefügt wurden. Das geschah bei jedem Anlaß, wo etwa zu erwarten stand, es könnte durch einen freiern Verkehr, z. B. auf den Märkten, der Wohlstand gehoben werden und auf demselben mit der Zeit eine gewisse Selbstständigkeit erwachsen. Dabei wurden Steuern und Abgaben ohne Unterlaß gemehrt und auf die gerechtesten Beschwerden nicht nur keine Abhülfe zugesagt, sondern nur eine Verstärkung der Uebel gegeben. Daß sich Vitoduran über dieses Verhältniß nicht gründlich genug unterweisen ließ, läßt er uns auch an dem Irrthum merken, mit dem er die Jahre verschiebt. Er setzt den Münzstreit, welcher also dem Eintritt Luzerns in der Eidgenossen Bund voranging, und den letztern selbst, der, wie bei allen Parteien feststeht, am 7. November 1332 stattfand, in die Zeit von Papst Benedikt XII., der den 20. Dezember 1334 gewählt und den 8. Januar 1335 gekrönt wurde.

[3]) Etwas über eine Stunde von Luzern entfernt, an der Straße nach Münster und Aarau. Heut zu Tage ein Flecken war es in alter Zeit ein Städtchen, und von dem erwähnten Schloß sind jetzt noch Trümmer vorhanden. Die Luzerner nahmen es vieler Belastungen und Bedrückungen halber, mit denen die Einwohner immer ärger geplagt wurden, im Jahre 1385, kurz vor der Schlacht bei Sempach, ein und erhielten es neun Jahre darauf als zugestandenes Eigenthum, mußten aber dafür den Pfandherren, den Edeln von Grünenberg im Bernergebiet, den üblichen Pfandschilling entrichten.

von Luzern verfolgten. Gleicherweise wurden in eine Stadt, Zug geheißen, die auch den Herzogen gehört,[1] Kriegsleute, in den Waffen erfahren und in den Schlachten von der Wiege auf bewandert, gesetzt, um das dortige Land der Herzoge gegen die Bergleute oder Thalbewohner, genannt Schwyzer, zu schützen, die der bezeichneten Stadt benachbart sind. Diese nämlich machten bisweilen haufenweise zu passenden Stunden auf heimlichem Gang Ausfälle und verbrannten die Dörfer, raubten Vieh und anderes Eigenthum der Menschen und gingen eilenden Laufes wieder zu ihren Gebirgen zurück. Manchmal versteckten sie sich in den ihnen bekannten Seitenwegen anstoßender Berge, an den Grenzen vom Lande der Herzoge, und brachen, wenn sie einige oder wenige von der andern Seite vorübergehen sahen, hervor und tödteten sie und nahmen ihnen alle Rüstung weg. Diejenigen hinwieder, die in der Stadt im Auftrage der Herzoge lagen, versuchten umgekehrt in entgegengesetzter Wuth Aehnliches zu thun. Denn auch zur passenden und gelegenen Zeit brachen sie aus der Stadt heraus, die Feinde auszuplündern und niederzuschlagen; aber mochten sie sowohl auf dem See als auf den Feldern die Feinde und ihr Gut aufsuchen, sie richteten wenig oder nichts aus und kamen aller Frucht und aller Ehre baar zurück.

Damit ich aber die begonnene Besprechung dieses Krieges kurz abschließe, sage ich, es war ein so strenger und wilder Krieg, daß sie, so oft sie nur zusammentrafen, sich gegenseitig zu Grunde richteten. Denn keiner der beiden Theile gab dem andern Frieden oder Waffenstillstand oder nahm ihn gefangen oder behielt ihn eine Zeit lang, wenn er überwog, sondern ließ sie mit plötzlich verstümmelten oder abgehauenen Gliedern und durchstochenen Eingeweiden halbtodt oder ganz des Lebens beraubt auf den Feldern elendiglich liegen. Als aber in einer Nacht die Luzerner den Fluß Reuß hinuntergefahren waren und eine Dorfschaft verbrannt und dies der Herr von Ramswag[2]) erfahren hatte, der damals an der Spitze von ungefähr 60 Reisigen stand, die, wie ich mich erinnere oben gesagt zu haben, in Rothenburg lagen, marschirte er mit ihnen in großem Ungestüm und Ingrimm, jedoch verborgener

---

[1]) Natürlich Präsens, da Zug erst 1352, also zu Anfang des folgenden Dezenniums, nach der Abfassung unserer Chronik, in den Bund der Eidgenossen aufgenommen wurde und somit zur Stunde, wo Vitoduran schrieb, noch unter den Herzogen stand.

[2]) Tschudi: Ramswag, domaln der Herrschaft Houptmann, und Vogt zu Rottenburg, durch Verräthery etlicher untrüwer Burgern von Lucern (als man meint) heimlich gewarnet. — Hiezu vergl. man aber „Geschichtsblätter aus der Schweiz“ von Kopp, II, 320 ꝛc. wo namentlich in Betreff der bei Vitoduran und Tschudi gegen einander abweichenden Jahrzahl dargethan wird, daß der erste mit der spätern Zeitangabe viel eher im Rechte sei als Tschudi, wenn dieser die Niederlage der Luzerner bei Rothenburg ins Jahr 1333 setzt. Wir lassen uns in diese Streitfrage nicht weiter ein, halten aber im Allgemeinen unsern Chronisten in Zeit und Zahlen für keinen Gewährsmann, und glauben im vorliegenden Fall, daß auch Vitoduran irregegangen, wenn er, was wir schon oben berührt, Benedikt XII. erst seinen Stuhl einnehmen läßt, bevor er den innigern Anschluß Luzerns an die Waldstätten annimmt und denselben ja auf den Münzstreit gründet! Und eben auf die Jahrzahl des genannten Papstes, die in unserer Chronik erst vorangestellt wurde, legt Kopp ein besonderes Gewicht. Es soll hiemit, wie gesagt, keinerlei Bemerkung dagegen gemacht sein, daß in den Geschichtsblättern, auf Grund noch anderer Belege, das Jahr 1335 oder 1336 für die Niederlage der Luzerner festgestellt wird, sondern es sei nur darauf gedeutet, wie man hüben und drüben fehlen kann.

Weise gegen die Luzerner. Als sie diese gesehen, wie sie eifrig mit Brand und Flamme bemüht waren, stürzten sie auf dieselben los und tilgten etwa 80 Männer, die andern konnten kaum entfliehen. Diese Niederlage erschreckte sie außer den sehr vielen und vielfältigen andern Uebeln, welche sie dieses Krieges wegen ertrugen, so sehr, daß sie um die Gnade der Herzoge und das Bündniß des Friedens inständigst zu flehen begannen und sich erbötig zeigten, gehörige Genugthuung und Ersatz für ihre Widersetzlichkeit zu leisten.[1]) Sie konnten die Erhörung unter der Bedingung erlangen, daß sie für die begangenen Uebertretungen und um künftige zu verhüten, gewisse Strafbestimmungen, ihnen überbunden durch viele Herren des Landes von beiden Seiten, die sich als Schiedsrichter zur Herstellung der Liebes- und Friedenseinigkeit unter ihnen versammelt hatten, als für immer gültig unverletzlich
1336. beachten mußten. Das wurde mit reifer Berathung, kluger Umsicht und großer Beflissenheit und Bestimmtheit behandelt und betrieben, und jeder Theil verpflichtete sich aus freiem Willen, unverbrüchlich zu halten, was ihnen die Schiedsrichter, auf die sie ihre Sache abstellten, zu thun entscheiden würden. Die Bergleute brachen es sogleich, wie man sagt; die Bürger aber hielten es gebührend bis auf diesen Tag. Der Schaden aber, der von beiden Parteien angerichtet war, wurde durch gegenseitige Abrechnung gehoben. So wurden denn die Herzoge von der Böswilligkeit, die sie der Dorfschaft oder Stadt Luzern zu üben gedachten, begütigt, und der Frieden, der verloren gewesen, hergestellt, und die neue Münze, vorher verschmäht, dankbar angenommen.

Nach diesen Dingen, noch in der Zeit des Papstes Benedikt XII., da er erst eine kleine Weile der Kirche vorstand, stellte sich der König von Ungarn, ein inniger Freund der Minderbrüder (was er mit vielen Wohlthaten bewies, die auch in langer Aufzählung nur unvollständig angegeben werden könnten), wegen einer den Leuten seines Reiches, wie ich aus dem Berichte sehr Vieler vernommen, von dem Herzog Otto von Oestreich angethanen Ungerechtigkeit demselben entgegen, schickte seinen jungen Sohn mit einem ungeheuren Heere und besetzte unter gewaltiger Verheerung das Land der Herzoge von Oestreich. Der Herzog, es höchst übel nehmend, sammelte ein Heer und beschloß, ihn in die Flucht zu jagen

---

[1]) Daß sich die Luzerner bis zu einer solchen Demüthigung oder Erschrockenheit herabgelassen, läßt einen Zweifel übrig. Wenn es auch wahr ist, daß Luzerner auf einem Streifzug, mehr aus Sorglosigkeit zurückgeblieben, vom Vogt Ramswag in ihrer unachtsamen Haltung überfallen wurden, so steht der kleinen Niederlage von etwa 50 Mann gegenüber der andere Bericht, daß die Luzerner, unterstützt von den zur rechten Zeit eintreffenden Schwyzern, aus dem heftigen Gefecht bei Buonas, unweit Zug, als Sieger heimgekehrt sind. Der trifftigste Beweis aber davon, wie sie Muth, Willen und Wesen im Werke der Freiheit behalten, liegt für die Luzerner darin, daß sie die eingegangene Verbündung mit den Eidgenossen, ob welcher sie von den Herzogen die heftigste Befeindung zu bestehen hatten, nicht nur nicht auflösten, sondern erst jetzt mit der entschlossensten Standhaftigkeit und Treue besiegelten. Neben dieser Thatsache hat Vitodurans Angabe noch immer Raum, daß in Betreff gegenseitiger Schädigungen und Entschädigungen ein Schiedsgericht seinen Spruch thun mußte. Ob sich aber infolge davon die Herzoge den — im Waldstättenbund verbleibenden — Luzernern wieder mit einer so gütigen Aussöhnung zugeneigt und ob andrerseits von der Stadt als solcher und nicht etwa nur von Einzelnen die verhaßte Münze mit der von Vitoduran berichteten Dankbarkeit angenommen worden, möchte doch in Frage zu stellen sein.

und zurückzutreiben. Als er am morgenden Tage auf dem Punkte stand, mit ihm zu kriegen, wurde er von einem ihm treuen Soldaten gemahnt, den Kampf mit ihm nicht einzugehen, sondern so schnell er nur immer könnte mit seinem Volk zur Stadt Wien, dem Sitz des Herzogthums und der Hauptstadt Oestreichs, umzukehren. Denn jener sagte, der Herzog werde zu seinem Glück das Feld räumen, weil er einige 24.
seiner Großen, in die der Herzog das größte Vertrauen setze, ertappt habe, daß sie mit ihm trugvoll handeln und seinen Feinden Treue leisten wollten, nämlich Ungarns König und dem König von Böhmen (der eines Handels wegen vereint mit dem König von Ungarn die Herzoge zu bekriegen sich anschickte und vornahm, wiewohl der Herzog Otto die Tochter des Königs von Böhmen neulich zur Frau genommen hatte), und zum Beweise dieser Rede diene, daß die Feldzeichen des Königs von Böhmen in ihren Taschen versteckt seien.

Als dies der Herzog erfahren, eilte er sehr bestürzt mit seinem Heere zur Stadt. Denn er merkte dabei den listigen Anschlag jener Personen, daß sie ihn nicht unterstützen oder vertheidigen, sondern wie ein Judas in die Hände der Feinde überliefern wollten. Der Herzog schickte daher in das Land Schwaben und Elsaß und Sundgau seine Boten und trug jedem einzelnen seiner dort lebenden Dienstherren auf, daß sie mit einer so zahlreich als möglich gesammelten Schaar Krieger im schleunigen Marsch zu ihm kämen, was auch geschah. Denn seine Vögte und der Bischof von Constanz, gebürtig von Frauenfeld, und andere seiner Dienstmannen und Kriegsleute gaben sich getreulich der Vollführung hin. Der Herzog schickte auch zu dem Kaiser Ludwig, von dem er bereits seine Lehen empfangen, da sie sich auch gegenseitig vereidet hatten, seine Gesandtschaft, daß er mit starker Macht ihm zu Hülfe zu kommen geruhen möchte. Der Kaiser sagte ihm zu und sammelte sowohl aus Schwaben als aus den untern Gegenden Deutschlands 6000 Krieger, ja um es richtiger und ganz eigentlich nach der neuen Sprechart zu sagen, 6000 gekrönte Helme,[1]) zog zu den Herzogen von Oestreich, nicht nur um ihnen zu helfen, sondern um auch das Land des Herzogs von Niederbaiern zu verheeren, der ihm in seinen Angelegenheiten zu widerstreiten und zu widerstehen wagte. Denn mit dem König von Böhmen und dem König von Ungarn verschwur sich dieser gegen den Kaiser und sann überdies darauf, den Paß des Durchganges, der durch das Land seines Herzogthums führte, sowohl dem Heer des Kaisers als des Herzogs Otto zu verschließen und zu versperren; allein es kam anders als er es im Plane betrieb. Denn der Kaiser kam mit seinen und Herzog Ottos Heeren in großer Macht heran und verwüstete das Land desselben, wie er beschlossen, durch Brand und Raub. Der König von Ungarn aber wartete sie nicht

---

[1]) Wir haben Helme unter dieser Bezeichnung nicht etwa in eine Beziehung auf die „Krone", auf Reich und Kaiser zu setzen, sondern sie lediglich zu verstehen als Helme von Adeligen, Freiherren, Grafen, von Personen freien und höhern Standes, die ihre Helme zum Zeichen ihrer selbstständigen Gewalt und Waffe mit irgend einem Bild oder Wappen bemalten oder krönten, woher dann ein solcher Helm galea coronata genannt wurde. In unserer Stelle zwar sind die 6000 Helme kaum in diesem Sinne zu nehmen als Helme von lauter Freiherren und Grafen. Die Zahl wäre offenbar zu übertrieben und zudem faßt Vitoduran in derselben das ganze Heer zusammen, meint also natürlich auch andere Behelmte, Reisige im allgemeinen Sinne, nach Manier unserer Gegenwart gesprochen 6000 Mann Kavallerie.

ab, sondern ging vor ihrer Ankunft davon und kehrte in sein Gebiet zurück. Warum er das gethan habe, wird von Verschiedenen verschiedenartig erzählt. Denn die Einen sagten, er sei wegen der Krankheit seines Vaters heimgegangen, weil derselbe, den er schon schwach verlassen, nach seinem Abzug ungewöhnlich schlimmer krank zu werden anfing. Die Andern aber sagen, daß ein anderer ihm benachbarter heidnischer König zur Dienstleistung der Herzoge von Oestreich inzwischen das Reich Ungarn besetzt hatte, daß er also aus dieser Ursache, sein Reich zu schützen, mit Aufgebung alles Andern zurückkehrte. Die Dritten aber behaupteten, daß er die Ankunft der Deutschen, besonders der Schwaben, sehr gefürchtet und sie wie einen Wirbelwind und wüthenden Sturm geflohen habe. Was darunter wahr ist, weiß ich nicht; Gott weiß es; aber daß so geredet worden, lüge ich nicht.

Als sich die Sachen so verhielten und der Kaiser und die Herzoge von Oestreich mit ihren Heeren dem Heere des Königs von Böhmen, der damals eine gute Ritterschaft hatte, nahe gekommen waren und sich anschickten, mit ihm unverzüglich die Schlacht zu beginnen, wurden vom Kaiser viele zu Rittern geschlagen. Diese, zum Kampf mit dem König von Böhmen gerüstet, als wenn sie zu einer Mahlzeit eingeladen wären, jauchzten über den aufzunehmenden Streit. Das vernahm und fürchtete der König von Böhmen und entwich und begab sich an einen sichern und festen Ort, der mit einem Rieth und mit Wasser umgeben war, zu welchem der Zugang seinen Feinden schwer und gewissermaßen unmöglich war. Dort schlugen sie mehrere Tage das Lager auf und schützten ihn vor dem Andrang der Feinde. So wurden denn die Deutschen um ihre Streitlust betrogen, indem sie, durch solche Hindernisse, wie ich angegeben habe, abgehalten, jene nicht angreifen konnten. Als sie daher so gegenüber gestellt und den Deutschen die Gelegenheit zu kriegen weggenommen worden war, fuhr der lahme und gichtbrüchige Herr Albrecht, Herzog von Oestreich, der Bruder des oft genannten Otto, auf seinem Wagen zu beiden Theilen und legte sich bei der Zwietracht dazwischen und brachte des Friedens Bündniß zu Stande. Er führte zuletzt den redlichen Versuch zu einem löblichen Ziele hin. Denn das Land des Herzogthums Kärnthen, dessen Herzog jüngst gestorben war, auf das jeder der beiden nach seinem Erbrecht Anspruch machte, nämlich der König von Böhmen und der Herzog Otto von Oestreich, theilten die Unterhändler und Vermittler der Eintracht, die einen großen und umsichtigen Fleiß getreulich anwandten, so, daß jeder der beiden mit seinem Antheil zufrieden war. Als nun so der zwischen ihnen über das Land Kärnthen entstandene Streit gestillt und der Herzog Niederbaierns von dem Kaiser überwältigt war, kehrte die ganze Menge sowohl Böhmen als Deutsche im Frieden nach Hause.[1])

[1]) Der ganze Streit ist von unserm Chronisten, wie es ihm bei der Darstellung fernliegender Ereignisse oft begegnet, weniger in seinem ursächlichen Verlauf gegeben und die einzelnen Momente in ihrer zusammenhängenden Fügung sind mehr aus einander genommen, was uns der Bericht der allgemeinen Geschichte verbessern mag Es ist bekannt und in dieser Chronik schon einige Male berührt, in welch feindseliger Spannung Kaiser Ludwig und Papst Johann **XXII.**, durch sie also Reich und Kirche, Krone und Kurie gestanden. Sobald Benedikt **XII.** gewählt war, wurde es in manchem über das unheilvolle Mißverhältniß getrübten Herzen licht und zuvörderst in demjenigen des Kaisers, der vor allen andern die frohe Hoffnung faßte, nun könnte der Weg zu einer Aussöhnung der unglücklich trennenden Gegensätze gefunden werden. Der Kaiser betrat den guten Weg

Auf der Rückkehr der Schwaben aber tödtete, was ich mit meines Herzens Wehmuth erzähle, einer der Herren von Blumenberg [1]) einen Rekruten, einen wackern und kriegerischen Mann, und mit vielen Tugenden geziert, einen von Thierberg,[1]) aus tödtlicher Feindschaft, die er schon lange vorher gegen ihn gehabt hatte, als sie nicht mehr weit von ihrem Vaterlande entfernt waren. Als dies die Bürger von Villingen, weil Thierberg ihr Mitbürger gewesen war, dadurch rächen wollten, daß sie Blumenbergs Stadt Hüvingen [2]) belagerten und dann zerstörten, wurden sie von den Herzogen Oestreichs, ihren Herren, im Zaume und zurückgehalten Endlich nach Verfluß einer nicht gar langen Zeit zog der Herzog Albrecht von Oestreich in das Land Schwaben hin, ging eines Tages durch die genannte Stadt und kam von Schaffhausen nach Villingen. Er erhörte jenen von Blumenberg, der ihn mit ernsten und angestrengten Bitten um seine Vergebung und Gnade anflehte, jedoch mit einigen der Entschädigung halber auferlegten Verpflichtungen.

Auf dem Wege, als man von dem gemeldeten Feldzug heimkehrte, brach auch ein heftiger Streit aus

---

frischen Muthes und kam mit demüthigen Anerbietungen dem Papst entgegen, der dann auch wieder seinerseits die Friedenshand zu reichen willig war. Da machte sich ein böser Feind an Benedikt und zerschlug durch eine listig feine wie durch eine massiv drohende Sprache die keimende Vermittlung. Das war Philipp VI. von Frankreich. Hinter Philipp aber habe ein noch böserer Feind gestanden und demselben giftige Anschläge wider den Kaiser eingeflüstert, nämlich König Johann von Böhmen. Der bittere Haß Johanns gegen Ludwig war daraus erglüht, daß die Länder des im Jahr 1335 gestorbenen Herzogs Heinrich von Kärnthen nicht an das böhmische Haus gekommen waren, wie der Kaiser vorher in dem Erbfolgerechte bestimmt hatte, das den Töchtern des Verstorbenen zugestanden wurde. Nach demselben wäre des Vaters Erbe an die noch einzige Tochter Margaretha Maultasch gefallen, die ja, wie wir im letztjährigen Neujahrsblatt gesehen, an Johanns jüngern Sohn vermählt war. Aber Ludwig legte Kärnthen, Krain und einen Theil von Tyrol in die Hände der beiden östreichischen Herzoge Albrecht II. und Otto. Dem böhmischen König, der an einer im Turnier erhaltenen Wunde zu Paris krank lag, sandte er eine Erklärung zu, die nicht viel sagen wollte und welche die Stelle einer Entschuldigung oder Rechtfertigung für seinen unerwarteten Schritt versehen sollte. Die Oestreicher griffen nun sofort auf das zugetheilte Land, namentlich Kärnthen und Krain; aber auch Johann zauderte nicht und ging mit seinem ältern Sohne auf Bundesgenossen aus, um mit deren Hülfe in einem Krieg gegen Oestreich das verletzte Recht und das geraubte Besitzthum wieder zu gewinnen. Er fand die Bundesgenossen in einigen Großen Italiens sowie in den Königen von Polen und Ungarn. Der erstere, Casimir der Große, seit 1333 auf Polens Thron, hatte sich von Johann unter dem gegenseitigen Vertrag binden lassen, daß Johann in einer unzweideutigen Urkunde auf die polnische Krone für immer Verzicht leistete, Casimir hingegen dem böhmischen Reich die Lehenshoheit über die schlesischen Fürstenthümer zugab. Der König Ungarns, Karl Robert, war der Schwager Casimirs und wurde schon durch diese verwandtschaftliche Beziehung, aber noch mehr dadurch auf die gleiche Seite gezogen, daß er einst seinen Sohn Ludwig auf Polens Thron zu setzen hoffte. Der Krieg schlug, so sehr Johann für sein Haus alle Kräfte anstrengte, doch nicht sonderlich zu dessen Gunsten aus, und der König mußte sich ein bedeutendes Opfer, die Abtretung Kärnthens, gefallen lassen, um die beiden Oestreicher vom Kaiser wegzuziehen und zu sich herüberzulocken. Dessen ungeachtet gelang ihm, wie er es beabsichtigt hatte, kein empfindlicher Schlag auf Ludwig, und sein nothgedrungener Frieden mit Oestreich ließ ihm nur den einen Gewinn, daß er das Land Tyrol für sich aus dem Kriegsspiel zog.

[1]) Sind Edle dieses Namens.

[2]) Hüfingen ist Amt und Stadt im badischen Seekreis, mit einem Schloß, am Bregach.

zwischen dem Herrn Grafen von Hohenberg [1]) und dem Herrn von Hewen [2]), weil sie sich gegenseitig ihre Feindseligkeiten vorhielten und sagten, diese müßten durch die That, da die Gelegenheit sich darbiete, an Leib und Gut ausgeführt werden. Denn sie schädigten sich einer den andern durch vielerlei Brand und Raub; ein jeder drang aber in das Land des andern, um ihm die Macht seiner Herrschaft zu zeigen, that sich daselbst gewaltig dar und nahm Groß- und Kleinvieh in bedeutender Zahl weg. Dennoch fügte der Herr von Hewen, obwohl er geringer und ohnmächtiger war, jedoch in guter Verwandtschaft stand, größern Schaden dem Grafen zu, der wohl reicher, aber bei den Leuten seiner Gewaltthätigkeit halber nicht sehr beliebt war. In diesem Kriege hatte der Herr von Hewen einen Soldaten, Namens Sedulo, der ihm einen nicht unbedeutenden Beistand leistete. Denn er war tapfer und muthvoll, in solchen grausen und grausamen Dingen von Kindheit auf geübt und ausgezeichnet erfahren, und kannte jene ganze Gegend. Derselbe wurde nach endlich erfolgter Versöhnung jener beiden Herren von seinem Herrn von Hewen ehrenvoll belohnt.

Ueber diesen Sedulo werden viele erzählenswerthe Dinge berichtet. Unter andern sagt man auch, daß sich einmal die Bürger von Rothweil wegen sehr vieler Beschädigungen, die er ihnen zugefügt, gegen ihn so verschworen hatten, daß sie ein großes, öffentlich ausgebotenes Geld dem zu liefern versprachen, der ihn gefangen oder gebunden bringe. Da ritt er (wegen einer Bürgschaft und eines eingegangenen Vertrages mit einem Herrn jenes Landes) in der Kleidung eines Abtes oder in dessen Aehnlichkeit durch die Stadt Rothweil, wurde von vielen, die in den Gassen standen, öffentlich und ehrerbietig gegrüßt, weil er wegen des Kleidertausches unerkannt blieb, und kehrte unverletzt nach Hause zurück. Als dies die Bürger hernach vernahmen, ärgerten sie sich nicht wenig darob.

Ein anderes Mal, als er beinahe schon in die Hände derer, die ihn verfolgten, weil er das Vieh vor dem Stadtthore weggetrieben hatte, gerathen war, hielt er sie auch zum Besten, indem er ihnen entgegenritt und quer über einem mit Mehl oder Frucht gefüllten Sack auf einem Bauernpferd sitzend (er hatte es, über sein Leben in Angst, einem Landmann, der ihm auf dem Wege entgegenkam, weggenommen) mitten durch sie hindurchzog, indem er überdies, um weniger erkannt zu werden, das Kleid des ihm entgegengekommenen Bauers angezogen hatte, besonders den weit vorgestreckten Bauernhut. Freundschaftlich gegrüßt entkam er ungeschoren. Als es den Bürgern kund geworden, wurden sie sehr betrübt.

Wieder einmal umgaben die Bürger ein Dorf, in welchem er ihnen verrathen worden war, von allen Seiten, um ihn zu packen, indem ihm, wie sie meinten, dadurch jede Hoffnung und Gelegenheit zur Entwischung genommen sei. Wie er merkte, daß er auf jeder Seite von Feinden umzingelt sei, erfand er, über die ihm drohende Todesstrafe sehr bekümmert, die schlaue List, daß er von einem großen Heuhaufen ein Bündel zusammenband, es auf seinen Kopf legte und in der Haltung und Art von Bauern

---

[1]) Ueber Hohenberg s. Neujahrsblatt von 1860 p. 134 Note 2.

[2]) Ist Höwen im Badischen.

durch das Dorf auf die Felder hinausging. Da er nicht erkannt wurde, weil er in dem Heu, das hinten und vorn hervorstand und bis auf die Knie herabhing, verborgen war, kam er heil und gesund nach Hause zurück und ließ die Bürger über seine Entwischung und ihre eigene Täuschung und natürlich Beschämung, die darob in sie gedrungen war, nur allzu trostlos hinter sich.

Hierauf, nach Verlauf weniger Zeit, um das Jahr 1337 der Fleischwerdung des Herrn, gährte 7.
ein großer und gefahrvoller Aufstand in der Stadt Zürich aus der Quelle der Ungerechtigkeit empor, zur Zeit des oben erwähnten Papstes Benedikt und des Kaisers Ludwig. Als nämlich die Räthe der Stadt, wie ihnen zur Last gelegt wurde, die gemeinsamen Nutznießungen und Gewinnste der Stadt, die ergiebig und zahlreich sind, listiger Weise sich lange zugeeignet und leichtsinnige, unvernünftige Gesetze, für sie selbst freilich vortheilhaft und gewinnreich, für die Gesammtheit aber schädlich und verderblich,[1]) veröffentlicht hatten und gegen dies niemand Einsprache zu erheben oder es rück-

---

[1]) Auch Vitoduran also führt, wie wir aus dieser oben hinstreifenden Berührung der Sache ersehen, über die Verschuldungen der Räthe nur eine allgemeine Sprache und macht keine einzelnen concreten Fälle oder Fehltritte namhaft, die den Umsturz der alten Verfassung und Regierung wie stoßgebende Momente bereitet hätten. Es müßte freilich sehr erwünscht und anziehend heißen, gerade aus der Feder dieses Zeitgenossen die genauern Angaben zu empfangen, um mit denselben jene Lücken ausfüllen zu können, welche bei allen Berichten, Chroniken und selbst Urkunden über den so merkwürdigen Wendepunkt im Staatsleben Zürichs zu sehen sind. In seiner trefflichen Beleuchtung Bruns und seiner Zeit bemerkt Hottinger: wir haben über die Schuld der Räthe nur solche allgemeine Angaben, da die Verhöre, welche einer urkundlichen Nachricht zufolge mit den Einzelnen aufgenommen und niedergeschrieben wurden, nicht mehr vorhanden oder wenigstens bis jetzt nicht aufgefunden sind. Am stärksten, sagt er, mochten die Gebrechen beim Gerichtswesen sein, da **vor** der Staatsumwälzung laut geklagt wurde, daß die Gerichte „unzbar unufrichtig" gewesen, und **nach** der Entsetzung der Räthe auf diese wieder der Vorwurf fiel, „das sy nit den lüten richtetend uff ir klagen vnd ir notturft, das sy arme lüt schmachlich vnd herte hieltend mit iren worten," wie es auch die Urkunde über die Staatsveränderung an Kaiser Ludwig ausdrückt, „das die burger gemeinlich zu Zürich langher gelitten habend von den burgern, die der gerichten gewaltig warend, welche Edel vnd ander Erwürdig lüt trucktend an iren lähen vnd an anderen irer güteren vnd den burgeren ir gülte ienamend vnd sich in vil stucken also hieltend, das sy missetatend von heimlichen eide vnd püntnussen wegen, die sy zesamen gesworn vnd getan hattend." Doch ist, wie Hottinger anschaulich genug darthut, nicht zu verkennen, daß Zürichs Bewegung noch ein anderes Motiv vorwärts getrieben hat, welches nicht aus dem Schooß der Stadt selbst kam und nicht in einzelnen Fehlern dortiger Rathsherren keimte, das war das allgemeine allmälige Erwachen des Handwerksstandes. War sich derselbe bis dahin einer Selbstständigkeit noch nicht bewußt gewesen, hatte er seine ganz untergeordnete Stellung unter einem stolzen gewaltübenden Patriziat dulden müssen, so brach mit dem 14. Jahrhundert auch in dieses unbillige Verhältniß ein besserndes Recht ein, und der Reihe nach wiesen deutsche Städte wie Speier, Straßburg, Köln, Augsburg, Freiburg, Mainz u. a. den Vorgang eines kühnen Kampfes, daß der bedrückte und bevogtete Handwerker, von einem neuen Geist ergriffen, kein Opfer selbst nicht das des Todes scheute, um sich eine würdigere Stellung zu erringen und einen Antheil an des Landes Regierung zu sichern. Der Handwerkerstand erfreute sich überhaupt eines ungewöhnlichen Gedeihens, er zog öconomische und geistige Kräfte in sich auf, er sah bei seinen Mitgliedern Vermögen und Intelligenz im raschen Fortschritt steigen; wie natürlich, daß sich nur um so kräftiger jenes freie Selbstgefühl äußerte und sich in frischer Strebsamkeit nach unverkümmerter Geltung beurkundete! Das Patriziat warf zürnende Blicke auf das erwachte Leben dieser untern Stände, und man konnte es an seinem mißgünstigen Wort wie an seinem feindseligen Benehmen abmessen, daß es alle Waffen hervorsuche, den neuen Geist zu bemeistern und ihn in die alten Schranken zurückzubannen. Aber nur wieder desto entschlossener stellte

gängig zu machen wagte, fiel eines Tages fast die ganze Einwohnerschaft der Stadt über sie, als sie dieselben gemeinsam versammelt fand, mit großer Wuth und Heftigkeit her. Sie aber, vielleicht zuvor gewarnt oder benachrichtigt oder weil sie es aus sich selbst erkannten, ergriffen verdutzt schnell die Flucht in die verschiedenen umliegenden Häuser und entgingen den Händen des stürmenden Volkes. Hätten sie dies nicht gethan, so wären sie zu ihrem Verderben in die Hände der Menge gefallen. Und nicht zum Wunder, da unzählig viele so zu sagen wenige überrannt hätten. Am folgenden Tage kam die ganze Einwohnerschaft im Hof der Minderbrüder zusammen und urtheilte, sie müßten für ihre begangenen Frevel nach Recht und Gesetz mit den verdienten Strafen belegt werden. Und nicht mit Unrecht, da ihre Hartnäckigkeit und ihre seit langer Zeit eingewurzelte Bosheit dies erheischte. Aus dem Munde des ganzen Volkes floß daher wider sie das Wort, daß sie in einem vorgelegten und geleisteten Eide vor der ganzen Menge mit lauter Stimme bekräftigen und versprechen müßten, sie wollten

---

sich der Handwerksstand in seines Berufes Rechten hin und vereinte sich überall dazu, der eigenen Arbeit Freiheit und Verdienst so zu sagen durch ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die obern Stände zu regeln. Voran schloß man immer Innungen und stützte sie mit vortheilhaften Bestimmungen, schützenden Statuten, wie es z. B. im Zunftbriefe der Zimmerleute, Kübler, Wagner zu Basel schon vom Jahr 1248 hieß: daß demjenigen, der einen Innungsgenossen nicht bezahlte, auch kein anderer arbeiten durfte. Konnte man für Innung und deren Verfassung die Bestätigung des Kaisers oder der Patrimonialherrschaft erlangen, so schritt man weiter und bildete Zünfte. Die Zunft wählte ächt demokratisch den Zunftmeister frei aus ihrer Mitte, der Zunftmeister vertrat nun die gesammte Genossenschaft der Zunft und wurde dadurch eine so bedeutsame Persönlichkeit, daß ihm der Weg zu Amt, Gewalt und endlich geradezu in den Rath selbst nicht mehr versperrt werden konnte. So stand es zu Anfang des 14. Jahrhunderts auch in Zürich. Das Patriziat, das hier herrschte, begriff in sich die Ritter und die sogenannten Geschlechter d. h. eine gewisse Zahl von Familien, denen erst nur herkömmlich, dann erblich die Berechtigung eigen ward, diejenige städtische Obrigkeit auszumachen, welche sich in der Zeit vom 11. bis zum 14. Jahrhundert neben den Reichsbeamten oder neben den Trägern der Patrimonialherrschaft zu bilden anfing und die dann mehr und mehr für das selbstständiger werdende Gemeinwesen ein hülfreiches Organ geworden ist. Der Handwerksstand, der zu Zürich aufblühte, mühte sich ebenfalls um das Eine, die straffen Bande, welche ihn von jenem Patriziate abhängig erhielten, lockerer zu machen und nach und nach ganz von sich abzulösen. Er hatte das meistentheils geglückte Beispiel der deutschen Städte vor Augen und suchte den zweckmäßigen Schutzzaun von Innungen und Zünften ebenfalls um sich herum zu ziehen. Aber mit welchen Augen blickte man von oben, aus des Patriziates hochgestelltem Stuhl, auf solch Gebahren herunter! Ein Gesetz, dem „Richtebriev" einverleibt, enthielt die Drohung, daß demjenigen, der darauf ausging, „Zünfte, Meisterschaft oder andere Sicherheit mit Eiden zu machen," sein bestes Haus niedergerissen und er mit 10 Mark Silbers gebüßt werden sollte. Die Härte spannte die Feindschaft noch greller und die Räthe verloren ihren Haltpunkt wie in einem unaufhaltsam andringenden Strome. So lag es in den ausartenden Exceßen von Magistratspersonen, so glimmte es im angefachten Funken eines natürlichen Rechtsgefühls, so lebte es in dem mächtig einherschreitenden Geiste der Zeit, veraltete Formen einer selbstsüchtigen Regierungsweise zu zerbrechen, und wohl wäre es ebenso einseitig als kurzsichtig, Zürichs neugepflanzte Rechtsschöpfung und Staatsbildung bloß aus den Verirrungen weniger Individuen abzuleiten und sie nicht als das unumgängliche Produkt jener drei zusammenwirkenden Faktoren zu betrachten. Siehe die vorzügliche Arbeit hierüber von ihrem wesentlich neuen und in selbstständiger Forschung gefaßten Gesichtspunkt: Rudolf Brun und die durch denselben in Zürich bewirkte Staatsveränderung, durchaus nach Urkunden dargestellt von J. J. Hottinger, im Schweizerischen Museum für historische Wissenschaften von Gerlach, Hottinger und Wackernagel. Bd. I.

geflissentlich ausüben, was ihnen zum Ersatz ihrer Uebertretungen an Last oder Arbeit überbunden werde, indem das Volk dies [1]) vor ihnen verborgen hielt, bis sie den abgedrungenen Eid geleistet hätten.

Wie sie dies hörten, ermattete das Herz eines jeden nur zu sehr vor Schrecken. Denn auf allen Seiten hatten sie Bedrängnisse um sich und sehr verwirrt wußten sie nicht, was sie wählen sollten. Endlich, von der Furcht gezwungen, weil der Befehl der Gewalt drängte, verpflichteten sie sich durch des Eides Binde, die Strafe, welche den andern gefällig erschiene, zu bestehen. Man legte ihnen daher auf, daß sie unverzüglich aus der Stadt wegziehen und sie abschwören, an fremde, ihnen angewiesene Orte wandern und sich daselbst bis zu dem ihnen vorgesteckten Ziel der Büßungsstrafen aufhalten sollten. Sie straften nun über die Sache die Einzelnen nach dem Erforderniß ihrer schwerern oder leichtern Verschuldungen und nach der Art und dem Umfange der Anklagen wider sie, und verordneten dem Einen, daß er in einem ihm genannten Land oder Ort bis auf die Zeit von zwei, dem Andern von drei, dem Dritten von fünf Jahren bei den Inländern oder Eingebornen jenes Ortes oder Landes als Ansäße wohne und keineswegs inzwischen heimkehre.[2])

Sie hörten diese Volksbeschlüsse an und gingen mit verwundeten und betrübten Herzen weg, sagten 25.
den Ihrigen unter den bittersten Thränen Lebewohl, zogen aus der Stadt Zürich und wurden, da sie sich an verschiedene Orte begaben, unter die Nationen zerstreut und von einander getrennt. Doch hatten sie sich nicht an die ihnen überbundenen Orte begeben, um zu erfüllen, was sie versprochen hatten, da sie gegen den Eid nach eigener Willkür handelten und ihn mißachteten und völlig zu nichte machten. Als dies die inwärtigen oder verbliebenen Bürger Zürichs hörten, beschlossen sie aufgebracht, daß dieselben unwiderruflich verbannt und von der Stadt für immer ausgeschlossen sein sollten. Sobald aber die Auswärtigen oder Vertriebenen sahen, sie seien von ihnen ohne Hoffnung auf Wiederkehr ausgeschlossen und ausgestoßen, bemühten sie sich, gegen sie einen Krieg anzuzetteln, und zogen sich, um dies nachdrücklicher und kräftiger thun zu können, mit ihren bei ihnen am Ende aufgenommenen Familien in die Stadt Rappersweil, welche den Zürchern vom Herrn Johann, Grafen von Habsburg, einst verpfändet worden.[3]) Und damit sie den Inwärtigen einen starken Feind erwecken und sich selbst einen

---

[1]) Nämlich was sie zu thun oder zu leisten hätten.

[2]) So sehr die Auswärtigen für eine Milderung ihrer Lage die eigenen und fremde Kräfte anstrengten, wurde doch die fünfjährige Verbannung, als allgemein allen zugesprochen, für keinen der Exilirten abgekürzt. Wenn Vitoduran die Verweisung bei einzelnen auf zwei, drei Jahre ansetzt, so mag er eher einer vernommenen Meinung als einer richterlichen Verfügung gefolgt sein. Denn erst im Jahre 1343, somit nach vollständigem Verfluß der Straffrist, wurde zufolge einer Urkunde vom 16. Januar zehn Verbannten die Stadt wieder geöffnet, den 3. Februar 1344 drei andern und den 21. Januar 1345 nochmals drei andern. Ueber einzelne, die der Begnadigung unwürdiger hießen, wurde sogar das Urtheil gefällt, daß sie noch länger verwiesen sein sollen, welches Urtheil von ihnen, wie drei Urkunden vom 8. Januar 1348 beweisen, auch anerkannt wurde. Diese verlängerte Verbannung deutet Vitoduran selbst etwas weiter unten an. S. Hottinger a. a. O. p. 61.

[3]) Die Schulden Habsburgs spielten in der Sache und Stellung der Verbannten überhaupt eine Rolle. Der Graf Hans von Habsburg=Rappersweil war unter der alten Regierung der Schuldner der Stadt geworden.

Vorkämpfer, der ihnen Schutz und Hülfe zu bringen vermöchte, verschaffen könnten, stachelten sie den genannten Grafen von Habsburg an und übergaben ihm die Stadt Rappersweil soweit sie dazu Macht haben mochten.

Als sich nun dieser Streit und Aufstand der Bürger auf etwelche Zeit in die Länge zog, geschah es, daß einige inwärtige Bürger, den auswärtigen, wie man vermuthete, zugethan, über eine Verrätherei der Stadt verzeigt wurden. Sie wurden sogleich mit Enthauptung bestraft. Daß sie unschuldig und von dem Fehltritt der Verrätherei frei und fremd gewesen, haben viele bezeugt.

In jenem Zeitpunkt wurde auch Einer aufgegriffen, welcher, von den Auswärtigen hiezu abgeschickt, in ein Haus der Stadt Zürich Feuer legte. Sie gaben ihm auf der Stelle den wohlverschuldeten Tod.

In derselben Zeit warben die Inwärtigen auch Söldner, mit denen sie zwei bis dreimal in Macht vor der Stadt Rappersweil erschienen, und vom See aus durch Maschinen auf den Schiffen Steine auf die Stadt schleuderten, aber ihr dadurch nur wenig zu schaden vermochten. Von einer andern Seite der Stadt aber, welche Seite vom See ablag, stellten sie sich vor dem Thor unerschrocken den

---

Dabei mochten gewisse Räthe den Namen der Stadt zu manchem Handel gebraucht haben, der mehr ihrem eigenen Vortheil diente und wobei sie wenig darauf achteten, was Gutes oder Böses die Stadt selbst daraus zu erwarten habe. So läßt eine Urkunde vom 11. Juni 1328 erkennen, daß Zürich dem Grafen für 65 Mark, die er „Prühundt dem jungen" schuldig ist, als Bürge einsteht, ohne daß die Stadt zu eigener Sicherstellung etwas anderes als die kurze Erklärung des Grafen bekommt, er werde sie erforderlichen Falles schadlos halten. Hatte der Graf im alten Regimente solche Freunde gehabt und sah er sie jetzt durch die neue Ordnung der Dinge gestürzt, so konnte er daraus auch die eigenen Nachtheile ermessen und eben hierauf, daß der Graf sein gefährdetes oder verlorenes Interesse einzubringen suchen werde, gründeten hinwiederum die Verbannten ihre Hoffnung, er wolle und müsse Hand und Hülfe bieten, um sowohl ihre Personen in die frühere Stellung als auch Zürich in die alten Zustände zurückzusetzen. Darum wagen sie sich von einem Schritt zum andern, stoßen Vertrag und Eid bei Seite, führen jeden Handstreich, den ihnen Heuchelei und Hinterlist eingeben, ziehen Verwandte und Anhänger zu sich nach Rappersweil, das ihnen wie die übrigen Besitzungen des Grafen zur Verfügung gestellt wurde, was alles auch unser Chronist mehr oder minder in seinem Bericht hat. Ja um der Wanderung nach Rappersweil zu steuern, mußte zu Zürich schon im November 1336 verordnet werden, wer um der vergangenen Neuerungen willen die Stadt verlasse, solle nicht wieder hereinkommen. Und was anderes als jene trügerische Hoffnung, die vorgespiegelte Freundschaft Habsburgs, das mit der Wiedererhebung der Räthe auch die eigene Rettung aus seiner Geldnoth erwartete, gab den Sporn, der die Auswärtigen zu den fortwährenden Bewegungen der folgenden Jahre und selbst zum schmählichen Plan der Mordnacht trieb! Noch später blieb Habsburg in diesem Schuldverhältniß stecken. Unter dem 1. Oktober 1343 vergwisserten die drei Grafen gegen Zürich, dessen Bürgermeister, Rath und Bürger, zu denen sie wieder in versöhnende Nähe traten, „eine stete und ewige Früntschaft", und erklärten sich pflichtig, die von ihrem Vater und seither aufgelaufenen Schulden an Zürich zu entrichten. Könnten sie das nicht mit baarem Gelde thun, so sollte unter Aufsicht einer ihnen beigeordneten zürcherischen Regierungscommission auf ihre Güter gegriffen werden, jedoch nicht so, „daß ein Mark Geltes für zehen Mark und ein Pfund Geltes für zehen Pfund hingegeben werden sollen," wie Hottinger die Urkunde auslegt, sondern nach der Erklärung G. von Wyß, daß nämlich ein Mark (ein Pfund) jährlicher Leistung d. h. Zinses aus den abgetretenen Gütern für zehn Mark (zehn Pfund) schuldigen Kapitals gerechnet werden sollte, ein für die Stadt vortheilhaftes, für die Grafen beschwerendes Verkommniß.

Blicken der Auswärtigen. Dort drangen mehrere der Inwärtigen, von dem großen, gegen die Auswärtigen gehegten Haß und Grimm gereizt, in die Mauern und Thore, ja brachen wie von Wahnsinn getrieben und wie von einem Nebel des Verstandes geblendet nach Art Rasender in die Mauern ein. Daher wurden hin und wieder einige der vertriebenen Bürger und ihrer Söldner und Helfer, die sich für sie in der Stadt aufhielten, mit Pfeilen schwer verwundet.

Eines Tages wurde der Bürgermeister, Namens Brun, ein Mann mit der Blüthe aller Tugenden auf das höchste geschmückt,[1]) vor derselben Stadt von Einem, der ihm den Tod zudachte und bereiten

---

[1]) Die große Bedeutung Bruns in der zürcherischen Staatsumwälzung ist bekannt. Er hatte Bedürfniß und Richtung der Zeit verstanden, er wußte jenes zu befriedigen und diese auf ein gut berechnetes Ziel hinauszulenken. Mit richtigem Blick erkannte er, wie das starrköpfige Patriziat den Stein des Sisyphus rolle, wenn es unnachgiebig seine alten Vorrechte in der Höhe behalten wolle; wie dagegen der eingeschränkte Handwerksstand muthigen Zuges vorwärtsschreite, sich durch Thätigkeit und Wohlstand einen sicheren Boden schaffe und seine bürgerliche Gleichstellung zuletzt mit einem Nachdruck verlangen oder durchsetzen könne, dem das Patriziat in seiner sinkenden Kraft nicht zu widerstehen vermöchte. Allein man würde sich immerhin täuschen, wenn man im Ritter Rudolf Brun den Mann erwartete, der das Patriziat mit allen seinen Grundsätzen danieder kämpfte und den Handwerksstand mit allen seinen Ansprüchen emporschwang. Er, selbst Patrizier, an welchem sich, wie Hottinger so richtig bemerkt, die Ideen von Glanz und Hoheit, mit denen er aufgewachsen, nicht so leicht verwischen, wollte weder das Eine noch das Andere, sondern trug vielmehr die Aufgabe im Auge, die bevorrechtete Klasse nur von ihren störrischen Elementen zu läutern und es zu ermöglichen, daß zwischen derselben und dem nun einmal nicht mehr zurückzuhaltenden Volksstande eine gedeihliche Einigung zu Stande käme. Davon also ist nicht zu reden, daß Brun das Patriziat abschaffen oder die Hand aller Patrizier ohne Ausnahme vom Ruder des Staates weghalten wollte. Daher traf es sich denn, daß auch die neue Verfassung das Patriziat wieder brachte, aber jetzt eben in der vereinigenden Form der Konstafel. Nur diese Konstafler führten und bewachten der Stadt Banner. Aus ihnen wurden die dreizehn Rathsherren gewählt, welche sammt den dreizehn Zunftmeistern den neuen Rath auf eine halbjährige Dauer ausmachten. Weil nun durch die Verbannung und andere Strafen die Zahl der zur Konstafel gehörigen Patrizier verringert worden, versetzte Brun, um die Lücken auszufüllen, in die Konstafel die Großhändler, Gewandschneider (die Tuch zum Verkaufe ausschnitten), die Wechsler, Goldschmiede und Salzleute, und fügte so den alten Aristokraten durch Geburt die neuen durch Reichthum bei. In ihnen suchte er seine besondere Stütze, und deshalb hieß es auch von denselben vorzugsweise: „Sie sollen einem Bürgermeister wartend syn." Zum voraus war daher mit ihnen das Amt des Bürgermeisters einer umgebenden Hülfe versichert, aber auch der einleitende Grundsatz zu jener Einrichtung ausgesprochen, daß „Burger" neben der eigentlichen Regierung im Regiment sitzen könnten, was sich später vollends im „großen Rathe" darstellte. Was Brun beabsichtigte, trat auf solche Weise gut ins Leben. Die Aristokratie fand in der neuen Verfassung wieder ihren Platz, aber auch das demokratische Wesen erhielt darin durch die Zünfte und deren Meister seine gehörige Geltung. Sämmtliche Handwerker waren nach ihren Berufsarten den betreffenden Innungen zugetheilt. Mehrere Innungen zusammen wurden in Zünfte vereinigt. In der Innung herrschte das Handwerksinteresse vor, in der Zunft das politische und militärische, so daß die Regierung den Innungen einen möglichst weiten Spielraum gestattete, die Zunft als politisches Wahlcorps und Kriegsgesellschaft unter strenger Aufsicht hielt. Und nun fand sich zu diesen beiden Elementen, dem aristokratischen und dem demokratischen, in der neuen Verfassung noch das dritte ein, das monarchische, welches dann, wenn jene beiden gegen einander im Gleichgewicht standen, über ihnen eine sonderbare Höhe einnahm. Es erschien im Bürgermeister, dieser eigenthümlich abgeschlossenen Persönlichkeit, mit wahrhaft fürstlicher Gewalt ausgerüstet, unverantwortlich in den Handlungen, auf Lebensdauer und so gewählt, daß für ihn im Todesfalle die Erbfolge schon zum Voraus bezeichnet war. Ihm mußte ein Eid geleistet werden, der selbst dem Eide gegen Staat und

wollte, schwer verletzt. Aus dessen Händen wurde er, als dieser ihn, da er eben zum Schiff zurückkehren wollte, von hinten verfolgt und mit einem Schusse verwundet hatte, durch seine Diener, deren zwölf waren und die nur auf ihn Acht zu geben hatten, rasch entrissen. Dieser Bürgermeister entwand sich auch einmal daselbst, wie man sagt, zwölf Feinden, die ihn zu tödten suchten, indem er ihnen rühmlichen Widerstand leistete und die wüthende Bosheit ihres verwegenen Planes niederschlug, und sich mannhaft vertheidigte.[1])

Als nun vor der Stadt die Inwärtigen den Auswärtigen ihres Ruhmes und ihrer Hoheit Größe gezeigt, die Gemüsegärten zertreten und verwüstet, auch alle dort befindlichen Früchte ausgezogen und weggerissen hatten, kehrten sie triumphirend nach Zürich zurück.

Sie wurden aber im Innersten empört über des genannten Grafen von Habsburg Treulosigkeit, weil er das mit ihnen früher eingegangene Friedensbündniß und den ihnen früher geleisteten Eid gebrochen hatte und zu ihrem so empfindlichen Nachtheil den Auswärtigen anhieng. Und darum von dem Gedanken erfüllt, ein ihm zugehöriges Schloß, genannt Grinau, das nicht weit von Rappersweil entfernt war und nahe am See lag, anzugreifen, riefen sie einen Maschinenmeister her, der kriegerische Werkzeuge zu machen verstand.[2]) Nachdem sie durch ihn Böcke und Maschinen und mancherlei

---

Regierung voranging. Ihm kam es zu, zwei Ritter und vier andere Mitglieder des abgehenden Rathes auszulesen und mit ihnen jene Räthe zu wählen, die von der Konstafel her neu in die Regierung traten, wie begreiflich, daß er diese Partie Rathsherren in seinem Willen hatte! Ihm mußten sich aber auch die dreizehn Zunftmeister, obwohl frei von den Zünften bestellt, präsentiren und geloben, ihm gehorsam zu sein, seinen Nutzen zu fördern und seinen Schaden zu wenden. Mit solchen und andern außerordentlichen Befugnissen war der Bürgermeister begabt, stand so mit einem auf republikanischem Recht fußenden Staatswesen in keinem Einklang, ließ vielmehr zwischen sich und den andern eine Kluft übrig, die das Gefühl des Zusammenhanges und der Einheit wegnahm, und reizte besonders bei seienden oder gewesenen Regierungsmitgliedern zu mißmuthiger Stimmung und Spannung. Er verblieb auch in seinem vornehmen Glanz durch Bruns Zeit hindurch, und erst 40 Jahre später wurden Gewalt und Rechtsame des Bürgermeisters auf einen Grad herabgesetzt, wo sie mit einem demokratischen Volksleben in richtigerer Parallele erschienen. Vergleichen wir nun dies alles mit einander, wie Brun es ist, der die Machtgröße des Bürgermeisters schafft und dann mit der eigenen Person in dieselbe eintritt, der, wenn er auch nicht das Patriziat gestürzt, doch Patrizier aus ihrem Glück und Einfluß hinausgehoben, der durch das neue Wesen die schroff gesonderten Stände zusammengebracht, ihre Rechte in billiger Mischung ausgeglichen und so die ganz besondere Verehrung des Handwerksstandes und Volkes auf sich gelenkt hat, so können wir bei Brun als ganz natürliche Folgen beides erklären, nämlich ebensowohl das Ansehen, in das ihn unser Chronist stellt, als jenen bittern Haß, der sich von Seiten der gestürzten Partei auf diese Persönlichkeit wirft, wie dieser Haß jeden Weg einschlägt, Brun rächend beizukommen, und gegen ihn zu Rappersweil und Zürich die gewagtesten Mordversuche anstellt und anstellen läßt. Ueber das Ganze vgl. wieder Hottinger a. a. O.

[1]) Für diese einzelnen Vorfälle, die mit Brun zu Rappersweil geschahen, ferner für die Hinrichtung der im Verrath ertappten Bürger und des aufgegriffenen Brandstifters finde sich zwar, sagt Hottinger, nicht der mindeste urkundliche Beweis vor; dennoch sei der Bericht Vitodurans, des Zeitgenossen, nicht zu verwerfen. Denn als Zeitgenosse, vielleicht als Augenzeuge sei Vitoduran in dieser ganzen Geschichte Bruns und Zürichs vor spätern Chronikschreibern wohl zu berücksichtigen!

[2]) Einen geschickten Geschützmeister, sagt Hottinger und nennt laut vorhandenen Urkunden verschiedene Personen wie Graf Eberhard von Nellenburg, Burkhard, den Blydenmeister von Bern, und andere, welche die Stadt für richtige Bezahlung ihrer im Jahr 1337 geleisteten Dienste bescheinigen.

zur Zerstörung des gedachten Schlosses nothwendige und passende Zurüstungen aufgerichtet hatten, fuhren sie abgetheilt und nach ihren Rotten geordnet auf vielen Schiffen siegesstolz, unter dem Schall der Pfeifen, mit Trommeln und Saitenspiel sofort den See hinauf. Als sie bis an das Schloß herangefahren waren, landeten sie und lagerten sich daselbst in freier Erholung aus einander, und viele schmausten, auf ihre Menge vertrauend, ohne alle Besorgniß. Inzwischen aber hielt sich der Graf von Habsburg mit den ihm untergebenen Einwohnern „in der March" und seinen andern Hülfstruppen im Walde nächst dem Schlosse, gegenüber, und spannte den Zürchern die Schlingen. Als er nun mit seinen Leuten die Zürcher sah, wie sie unbesonnen dem Schmause oblagen und auf seinen nahen Ueberfall gar nicht bedacht waren, brach er aus seinen Verstecken hervor, stürzte vom Berg und Wald herunter, drang mit heftigem Anfall auf sie ein und tödtete viele. Und, was ich mit Schmerz berichte, den Hauptmann und Anführer der Zürcher, einen Grafen von Toggenburg,[1]) führten sie weg und hieben ihn in viele Stücke zusammen.

Die Zürcher, die es sahen, wandten von ungemeinem Schrecken erschüttert den Rücken und eilten zu den am Seesufer angebundenen Schiffen. Ihre Söldner [2]) riefen ihnen ermuthigend zu, zurückzukehren und tapfer auf die Feinde zu schlagen. Sie pflichteten bei und fuhren wie wilde Thiere, wenn die Jungen getödtet sind, auf jene mit solcher Wuth los, daß viele so sehr verblüfft wurden, daß sie alles hintansetzten und flohen, andere wiederum in Dornbüschen und Gesträuchen, so lange das Morden dauerte, sich versteckten. Ueberdies wurden mehrere schwer und tödtlich verwundet, viele auch getödtet. Unter diesen fiel — traurige Mähr! — der Graf Johannes von Habsburg, ein Mann von gar starker Kraft, schönem Anblick, berühmtem Geblüt. Er hatte freilich, wie es heißt, vor seinem Fall mit dem eigenen Schwerte viele umgebracht. Auch ein junger Soldat, sein höchst lobenswerther Diener, Namens Uelinger, voll guter Eigenschaften, den ich kannte, unterlag wie sein Herr, der Graf. Desselben Tod wurde recht beklagt, weil er bei den Leuten sehr beliebt gewesen war. Es wird darüber erzählt, daß er, als er seinen Herrn, den oft genannten Grafen, in die Lebensgefahr und die größten Bedrängnisse gestellt sah und ihn hörte, wie er ihn mit kläglicher Stimme um Hülfe anrief, sich an seine Seite heftete und für den Herrn sein Leben freiwillig auf das Spiel setzte, weil er sein zärtlichster und getreuester Dienstknecht war. Als er sich männlich und mit starker Hand vor der grausenhaft andringenden Feindesschaar, die ihnen böswillig den Tod zudachte, eine Zeit lang gewehrt hatte, wurden endlich beide durch eine unheilbare und todbringende Wunde hingestreckt. 21

Sobald er gemerkt hatte, daß er vom feindlichen Getümmel umgeben und beinahe erdrückt sei, bat er die Feinde flehentlich, seiner zu schonen. Da sie es verneinten und ihn wie einen auf der Fleischbank geschlachteten Ochsen an verschiedenen Theilen des Körpers grausam durchhieben, hauchte er mit

---

[1]) Graf Diethelm von Toggenburg, der sich auf die Seite der Zürcher entweder als Verbündeter gestellt hatte oder weil er eigener Angelegenheiten halber im Streit mit Johann von Habsburg stand.

[2]) Das waren Reisige und Herren vom thurgauischen, aargauischen und schwäbischen Ritterstand.

lauttönendem und erschrecklichem Geschrei — denn er hatte eine sehr starke Stimme — den Geist aus. Er hatte vor seinem Tode einen von den zürcherischen Großen, wie man erzählt, umgebracht, und deshalb wohl schonten seine Mörder seiner weniger und wütheten bitterer gegen ihn. Es geht daraus klar hervor, daß die Zürcher am Ende, wo das Lob gesungen wird, triumphirten und das Feld besetzten und behaupteten, worauf der Krieg unterbrochen wurde. Hierauf belagerten die Zürcher, welche dran trieben das angefangene Werk zu vollenden, das Schloß wie Einige sagen drei Tage lang, und sie wären von demselben ohne dessen Verwüstung nicht abgezogen, wenn sie nicht von den Vögten der Herzoge Oestreichs, deren Blutsverwandter der von ihnen getödtete Graf von Habsburg gewesen war, durch furchtbare Drohungen und das strengste Gebot zurückgerufen worden wären.[1]) Sie leisteten den Mahnungen und dem Befehl derselben Folge und kehrten zu Schiffe auf dem See mit ihren ungefähr 20 Todten wieder nach Hause zurück. Sie fanden auf der Rückkehr den See von einem Hafen zum andern[2]) mit in den Seegrund eingeschlagenen Pfählen und Stöcken besetzt und versperrt, damit ihnen die Heimfahrt auf den väterlichen Boden um so weniger offen stünde und sie desto leichter wie der Fisch im Netz, der Vogel in der Schlinge, die Maus in der Falle, in die Gefangenschaft oder in den Tod verstrickt würden. Diese Pfähle zogen sie vermittelst der Anweisung des Maschinenmeisters heraus und zerbrachen sie und

---

[1]) In dem hitzigen Gefecht bei Grynau hatten also die beiden feindlichen Grafen den Tod gefunden, dadurch war die gegenseitige Racheluft noch mehr geweckt worden, Verbannte wurden nach Zürich gebracht, aufgefangene Bürger Zürichs nach Rappersweil geführt, auf jegliche Weise suchte man einander in Schädigungen und Bedrückungen überfallend zuvorzukommen. Da boten Kaiser Ludwig und Herzog Albrecht von Oestreich, letzterer als Verwandter und Vormund der drei Söhne des gefallenen Grafen von Habsburg, ihr Wort und ihre Hand, dem unheilvollen Streit in seinem wachsenden Verderben ein Ziel zu setzen. Sie führten den Frieden herbei und gründeten ihn befestigend auf einen Vertrag, aus welchem freilich für die vertriebenen Räthe auffallende Vortheile oder Vergünstigungen entsprangen. Es hieß darin, daß ihnen die Verletzung ihrer Eide und Siegel verziehen, die Verweisung der Schuldigsten in entfernte Bezirke aufgehoben sei, daß ihnen ein gemeinsamer Aufenthalt auf den Besitzungen der Grafen von Habsburg und ihrer Freunde gestattet und ebenso bewilligt werde, bis auf eine Meile Entfernung in der Umgebung der Stadt zu leben. Ja wenn sie der Urtheilsspruch auch noch fünf Jahre außer die Stadt weise, so sollten sie, würde ihnen eine Gnade des Rathes und der Bürgerschaft zu Theil, doch noch vor den fünf Jahren Zürich wieder betreten dürfen. Die Gefangenen werden ausgewechselt. Was von dem Eigenthum der Auswärtigen verkauft oder in Beschlag genommen worden, muß ihnen zurückgestellt werden. Auf ihr Vermögen darf der Rath keine höhere Steuer legen als auf dasjenige der übrigen Bürger, und andere Dinge mehr. Man kann sich, wenn man diese Umkehr der Personen und Verhältnisse besieht, der Frage nicht erwehren, wie sich Brun auf einmal zu solcher Milde gegen Leute umstimmen läßt, von deren Bosheit und Tücke er schon so manche arge Probe zu schmecken bekommen hatte! Zuverlässig, sagt Hottinger, nur daher, daß der Bürgermeister die Macht und Verwegenheit dieser Partei jetzt richtiger schätzte als früher, daß noch ein dereinstiges Bündniß derselben mit Oestreich zu befürchten war, und daß selbst der Kaiser schonende Behandlung der Verwiesenen empfahl. Auf solche Fingerzeige und Lehrstücke hin fieng der kluge Brun an, auch seine Politik nach Außen zu formen.

[2]) Wohl von Rappersweil bis Hurden, wo zwanzig Jahre später, im Jahre 1358, Herzog Rudolf von Oestreich, Albrecht des Lahmen Sohn, die rappersweiler Brücke bauen ließ. Drei Jahre früher hatte Herzog Albrecht aus der Hand des verarmten Grafen Johann von Habsburg Rappersweil gekauft und wieder befestigen lassen.

führten die begonnene Fahrt rudernd und schiffend zu Ende. Sie sahen die Frauen und Töchter und übrigen Freunde und Freundinnen mit der kläglichsten Trauer und Wehklagen ihnen entgegenkommen. Nach dem beweinenswerthen Begräbniß ihrer Verstorbenen faßten sie wieder den Geist der Ermannung und pflanzten die fünf Fahnen, welche sie den in die Flucht geschlagenen oder überwundenen Feinden im Kampf oder sonst weggenommen, im Kloster von Felix und Regula [1]) auf. Dieselben standen dort lange Zeit aufgerichtet zur Bezeichnung und Erinnerung an den beschriebenen Sieg.

Wenige Jahre vor den so eben erzählten Dingen, was ich oben an seinem Ort aus Vergessenheit 13
übersprungen habe, zog der König von Böhmen, über den ich oben mehrmals Meldung gethan, mit dem Herrn Albrecht, Grafen von Heiligenberg,[2]) Geschlecht Montfort, und mit anderer großen Ritterschaft ins Land der Heiden und bekriegte sie ruhmvoll, indem ihm das Glück vorzüglich zulächelte. Von dem Grafen Albrecht aber wird insbesondere ausgegeben, daß er es unter jenen Heiden sehr tüchtig und tapfer getrieben, viele derselben daniedergeworfen und sich mannhaft ihren Händen entrissen habe. Zum Beweise seines herrlichen Triumphes aber führte er nach langem und gefahrvollem Streit die Tochter eines vornehmen und mächtigen Heiden, die noch in den Kinderjahren stand, weg und hin in das Gebiet der Christenheit und empfahl sie einer Gesellschaft der Schwestern vom Orden der Minderbrüder, die bei der ihm gehörenden Stadt Bludenz [3]) lag, in getreue Hut. Sie wurde in der vorschriftmäßigen Lehre und den christlichen Kirchengebräuchen so viel als möglich unterrichtet und diente dem Herrn Jesu Christo, nachdem sie den Aberglauben und Wust des Götzendienstes vergessen und verworfen hatte, als ein vielbeweisendes Schaf.[4]) Er raubte auch eine Mannsperson und machte sie sich zum Hausdiener.

Um diese Zeit wurde in einem Dorfe Sarnakh,[5]) das bei Luzern liegt, ein Dorfmeier, welcher der Welt gleichsam entsagte, aus Frömmigkeit zur Sühne seiner Vergehungen Meßner. Als er in einer Nacht zur Morgenandacht vor Tag läutete, stellte sich eine Erscheinung abgestorbener Menschen schauerlich vor ihn hin und stürzte auf ihn ein und zog ihn nicht nur vom Läuten weg, sondern erwürgte ihn auch unter seinem gewaltigen Rufen. Die Leute aber dort, die das ungewöhnliche Aufhören des Geläutes und das grausame Geschrei bemerkten, liefen eilig zur Kirche und fanden ihn wie todt. Nachdem er noch eine kleine Weile gelebt, schloß er, des Dienstes der Zunge gänzlich beraubt, den letzten Tag.

Nun will ich eine so wundersame Geschichte, daß sie von je Zeiten her nicht gehört worden, ge-

---

[1]) Großmünsterkirche zu Zürich.

[2]) Am Bodensee, im badischen Seekreis, jetzt noch ein Bergschloß mit Park.

[3]) Im Tyrol, Kreis Bregenz, an der Ill.

[4]) So möchte wohl ovis argumentosa zu übertragen sein. Es ist ein Schaf, das ein reiches argumentum, einen großen oder besondern Inhalt, in seinem Lebensgange aufweisen kann, von dessen Geschicken also Vieles und Merkwürdiges zu erzählen ist, hier nun zur Ehre Gottes und Christi.

[5]) Sarnen, Hauptort des Kantons Unterwalden ob dem Wald, am Ausfluß der Aa aus dem Sarnersee.

schehen im Jahre 1336, zur Zeit des Papstes Benedikt XII. und des Kaisers Ludwig, so gut ich nur immer kann, erzählen. Ein vornehmer Mann nämlich wurde damals in Frankreichs Gebiete von den Juden auf listige, boshafte und schändliche Weise getödtet. Das hörte dessen Bruder, vom Orden der Hospitalbrüder, ein starker und muthiger Mann, erhob sich im tiefen Schmerze über die Tödtung des Bruders und gewann sich vieler Männer Herzen und verfolgte zur Rächung des Bruders die Juden in jenem Lande auf das Ernstlichste und rief, um nachdrücklicher ausführen zu können, was er sorgsam und fleißig im Herzen erwog, unter dem Vorwande, das von den Juden verursachte Leiden Christi müsse durch ihn gerächt werden, als wenn er vom Eifer des Glaubens entflammt wäre, eine große Menge Männer zur Ausrottung und Ermordung der Juden auf. Denn daß sie die Missethat der Juden, die Christum kreuzigten, an den Nachkommen, die damals gegenwärtig und vorhanden waren, rächen würden, das rechneten sie sich aufrichtig als Verdienst an. Als er auf solche Weise viele Juden getödtet hatte, sorgten sie zuletzt, indem sie schlechten Christen großen Lohn gaben, für seinen Tod, und so wurden sie seinen Händen entrissen.

Nach dem Beispiele desselben erhob sich ein Bauer, der, wie das Gerücht allgemein bezeugte, ein Schenkwirth war, im Elsaß, sogleich nach ihm, ich weiß nicht gewiß von welchem Beweggrund getrieben, gegen die Juden und brachte, von einem Volksschwarm dicht umdrängt, ihnen einen tüchtigen Schlag bei. Er wolle an ihnen das Todesleiden Christi rächen, betheuerte er unzweideutig, gewann und zog wie ein Magnet aus dem gemeinen Haufen der Leute eine große Menge an sich, ging vor viele Städte im Elsaß mit der vorgehaltenen Fahne des Kreuzes und dessen Bild und bat, gelegen und ungelegen, eingelassen zu werden. Er führte an, er habe durch göttliche Eingebung und himmlische Weisung in Auftrag erhalten, auf der ganzen Erde müßten die Juden, die Feinde Christi, durch ihn und seine Helfer aus dem Wege geschafft und vertilgt werden; er fügte bei, eine jede Stadt, Schloß oder Dorfschaft, die ihm darin widerstehe, widerstreite dem rechtmäßigen Glauben und der Anordnung Gottes. Wenn sie diese Worte gehört hatten, öffneten sie hocherfreut, mit willigem Herzen die Thore und gewährten ihm und seinen Begleitern freien Eintritt, und waren auch hiemit nicht zufrieden, wütheten vielmehr im gleichen und einträchtigen Willen mit ihnen gegen die Juden und tilgten sie sammt ihren Frauen und Kindern aus. In diesem Morde erwürgten viele Juden, wenn sie sahen, daß sie dem Tode nicht entgehen könnten, ihre Kinder beiderlei Geschlechtes, oder stürzten sie aus einer Höhe in die Tiefe, damit sie nicht, von Todesfurcht erschreckt, zur Taufe Zuflucht nähmen. Ueber eine sehr schöne Jüdin nämlich habe ich gehört, daß sie sich und das Ihrige einem gemeinen Mann unterstellte, mit dem Versprechen, der Taufe Bad anzunehmen und sich zum Lichte des seligmachenden Glaubens hinzuneigen, um durch ihn von des Todes Unfällen entrissen und erlöst zu werden. Er als bäurisch, ungeschlacht und abgeschmackt achtete darauf gar nicht und durchbohrte sie an der Hüfte und schnitt ihr den Lebensfaden ab.

Dieser Verfolger der Juden, von dem eben die Rede ist, wurde vom Pöbel der König Armleder genannt, vielleicht (damit das Wort auf die That anspiele) deshalb, weil er am Arm ein Leder statt

eines Eisens trug. Ihm nämlich, dem waffenlosen, folgte ein waffenlos Volk. Denn wie jene Benennung einen jeden anlockte und festhielt, so riß sie zu jenem Auszug oder Schaarenzug in gewaltigem Geiste hin. Da aber der Ruf dieses Königs und seine gute Absicht, die er wie gesagt vorschützte, in der Geltung wuchs, so viel es auf die Meinung und Leichtgläubigkeit einfältiger, roher und unverständiger Leute ankam, strömten sie aus allen Enden und Ecken des Elsaß wie ein Gießbach rasch und eifernd in ungeheurer Zahl zu ihm zusammen, vergaßen ihrer Angelegenheiten, ließen alle Geschäfte, die abzuthun waren, im Stich, einzig ausgenommen das Brod, das sie in einem kleinen Sack bei sich trugen, und eilten mit brennender Sehnsucht zu ihm. Hatte er's gewünscht, so gingen sie wieder nach Hause; wünschte er's aber, so kehrten sie haufenweise zu ihm um, mit einer unglaublichen Schnelligkeit. Und sie dienten ihm auf ihre eigene Beköstigung, ein jeder mit dem Werkzeug seines Geschäftes oder seiner Kunst, nämlich mit Beil, Karst, Schwert, Hammer oder Dreschflegel, Messer, Haue, Axt, Jagdspieß, Bogen, Armbrust, Lanze oder irgend was Anderm. Indem man nicht auf morgen hinschaute, sondern sich ganz der göttlichen Vorsehung anvertraute, so daß eine wunderbare Liebe von oben herab, wie man zuversichtlich annimmt, eingeflößt war, lief man wie im Augenblick zum König hin. Ein Wille nämlich lebte in allen: zu rächen den unschuldigen Tod und das Blut des Erlösers. Denn durch des Glaubens Band wurden sie Ein Herz und Eine Seele. Was sage ich weiter? War er in Rufach [1]) oder in Ensisheim [2]) oder in andern Städten und Ortschaften des Elsaß, so brachte er, wie man sagt, 1000 und 500 Juden und darüber um und rottete ihren Unflath und ihre Schandthaten aus der Mitte der dort wohnenden Gläubigen aus. Ihre Leichname wurden außer die Städte geführt und ins Wasser versenkt oder zu einem Wall oder Haufen in den Feldern zusammengetragen und verbrannt. Bei dieser Verfolgung der Juden soll jener König in seinem Gefolge bald 1000, bald 500, bisweilen fast 2000 Mann Fußvolk gehabt haben. Ihre Strenge soll in das ganze umliegende Land hin erschollen sein, so daß an ihnen gewissermaßen in Erfüllung gegangen schien das Wort des Propheten, der sagt: „In alle Welt ging aus ihr Schall" u. s. w.[3]) Ja ihr Gerücht und Schrecken erscholl in den umliegenden Ländern so sehr, daß nach dem gemeldeten Blutbad der Juden die andern am Leben gebliebenen Juden aus allen jenen Gebieten so erschreckt und verblüfft wurden, daß sie ihre Zuflucht nach der kaiserlichen Stadt Colmar im Elsaß nahmen und den Schutz der Bürger anriefen. So wie der König das hörte, ging er im heftigen Zorn auf diese Stadt los und verlangte, daß ihm die von ihnen in Schutz genommenen Juden ausgeliefert würden. Als sie dies zu thun sich weigerten, belagerte er im Wunsche, die Bürger selbst auf vielfache Weise zu bedrängen, zuerst die Stadt mit seiner Ritterschaft und seinem zahlreichen Heere viele Tage lang gewaltig und hinderte sie

---

[1]) Rouffach im Departement Haut-Rhin, Arrond. Colmar, an der Lauch.

[2]) Ensisheim an der Ill im Elsaß, Departement Haut-Rhin, also beide in Frankreich.

[3]) Ps. 19, 5.

an Ernte und Weinlese beschwerlich. Deshalb brach in der Stadt eine große Entzweiung und ein sehr gefährlicher Aufstand aus. Denn das gemeine Volk drang darauf, die Juden auszutreiben; aber die mächtigern, welche die verwegenen Versuche desselben im Zaume hielten, schützten die Juden aus allen Kräften. Deshalb folgten dort Verwirrungen und Schreckensscenen hinter einander. Wie damals von Einigen gesagt ward, wurden nämlich aus den vornehmern Bürgern, die wie eine Mauer zur Vertheidigung der Juden standen, einige verwundet. Als daher jener König die Stadt auf solche Weise mehrere Tage geplagt hatte, wandte er sich endlich, da er die Juden nicht bekommen konnte, nach einem von der Stadt nicht weit abstehenden Dorfe, wo ihn, so lange er da blieb, die Leute vom Volke, die aus der Stadt hinausgingen, aufsuchten und oft besuchten.

Als aber in der nächsten Fasten, die hierauf folgte, der Kaiser Ludwig in die oft genannte Stadt, um daselbst einige Tage zu verweilen, sich mit seiner Gemahlin, der Kaiserin, begeben hatte, und der vorbemeldete König bereits in Gegenden Frankreichs abgezogen war und der Kaiser den Juden und ihren Beschützern zur Seite stand, läßt die Kaiserin erbost zwei welsche Hähne braten und gebraten dem Kaiser durch den Küchenmeister auf den Tisch bringen und anbieten. Er bezeugte, als sie da waren, seinen Abscheu davor und befahl erzürnten Gemüthes, daß sie sogleich von ihm weggenommen würden. Als er sich dann auch erkundigte, warum ihm die von der Kirche verbotene Speise zur Fastenzeit vorgelegt worden sei, antwortete ihm die Kaiserin, Namens Margaretha, die Tochter des Grafen von Holland [1]): „Da Ihr den Anschein habet, Jude werden zu wollen, indem Ihr den Juden zustehet und zustimmet, so scheint es folgerichtig der Vernunft angemessen, daß Ihr Euch mit ihnen gleich haltet und das Fleisch, das sie jetzt nicht meiden, sondern frei genießen, zugleich mit ihnen ungebunden esset." Als der Kaiser dies hörte, stutzte er und kehrte in sich selbst ein, nahm sich Vorsicht für die Zukunft vor und sagte: „Ich bereue es gethan zu haben, ich will das Geschehene gut machen und mich von nun an in solchen Dingen bessern." Sobald daher der Kaiser von jener Stadt, nachdem er daselbst alles, was er wollte, geordnet und abgethan hatte, abgezogen war, kehrte der vorbemerkte König zurück und schloß die Stadt zum zweiten Mal mit Belagerung ein und belästigte sie vielfältig, stampfte Aecker und Wiesen, Kornfelder und Weinberge nieder, weidete auch alle Früchte ab und trieb nicht minder die Bürger innerhalb der Mauern in die Enge als er ihre Gegenstände und Güter außerhalb der Mauern raubte. Da hier und anderswo seine Herrschaft und die Stärke seiner

[1]) Diese Margaretha hatte in ihrer Zeit viel zu reden gegeben und ihrem Gemahl, dem Kaiser, zwei sehr verschiedene Früchte eingetragen, nämlich geistliche Verdammung und weltliche Bereicherung. Geistliche Verdammung, da der Papst Clemens VI., freilich selber sehr ungeistlich und vom französischen Thron gehetzt, diese Ehe eine blutschänderische nannte und den Kaiser dann überhaupt als den fluchwürdigsten Sünder gegen Gott und Kirche unter vernichtendem Bannstrahl vor den heiligen Gerichtsstuhl nach Avignon forderte. Weltliche Bereicherung, als sein Schwager Wilhelm IV., Graf von Holland, der Bruder der Kaiserin, im Jahre 1345 ohne Kinder gestorben war und Ludwig dessen Länder seiner Gemahlin zusprechen ließ, aus deren Hand sie später ihr Sohn als Wilhelm V. empfing. Da Ludwig durch diese Ehe auch der Schwager Eduards von England war, so sind wir später veranlaßt, dieses Verhältniß noch einmal zu berühren.

Macht von Stufe zu Stufe zunahm und augenscheinlich hervortrat und weit und breit hin seines Weihrauchs unüberwindliche Herrlichkeit verbreitete, so flößte er nicht nur den im Elsaß, sondern auch den in Schwaben niedergelassenen Juden unsägliche Furcht und Zittern ein, so daß einige die Städte verließen, wo sie seit vielen Jahren Wohnsitz und Aufenthalt gehabt hatten, und um ihr Leben bekümmert sicherere und festere Orte suchten und, um solche erlangen zu können, den Herren der Länder, welche diese inne hatten, ein großes Geld ausbezahlten oder das von denselben ihnen schuldige und in nächster Zeit zu entrichtende erließen und gänzlich schenkten. Als dieser König vor der erwähnten Stadt sich vergeblich gemüht hatte, sprang er von dem begonnenen Werke ab und erschien weiter nicht mehr. Und nachdem er so die Juden lange gepeinigt hatte, verschwand zuletzt der Namen seiner Majestät und löste sich wie ein zerfließendes Wasser in nichts auf.[1])

In damaliger Zeit sprudelten viele Ketzereien in Oestreichs Gegenden auf und steckten unzählige Seelen an. Diese Dinge wurden in Bodenkellern oder andern beliebigen unterirdischen Orten getrieben. Und nicht nur in den Gegenden Oestreichs, sondern auch in den benachbarten Ländern wucherten diese ketzerischen Verkehrtheiten. Die Urheber, Begünstiger und Anhänger dieser Sekten aber wurden mit dem Feuertod und mit verschiedenen andern Todesmartern in großer Menge vertilgt.

In jener Zeit an denselben Orten brach auch eine besondere Bedrängung der Juden eines Priesters halber aus, der von großem Mangel gedrückt war und die Hostie mit Blut bespritzte, sie von sich unter die Juden hinwarf und diese dann verdächtig machte und schwer beschuldigte. Als die Hostie mit der größten Ehrerbietung zur Kirche des genannten verbrecherischen Priesters hergebracht und abgegeben und daselbst hingestellt worden war, so wurde sie von dem Volke des ganzen umliegenden Landes zahlreich besucht und mit Opfern und Gaben höchst andächtig verehrt. Der Priester nahm diese viele Tage lang in Empfang und bereicherte sich namhaft. Nachdem er das Christenvolk unter der Gestalt

---

[1]) Zu der ganzen Erzählung des Königs Armleder oder Arnleder, wie er auch geschrieben wird, in welcher sich unser Chronist etwas weitläufig ergangen hat, finden wir anderswo zwei kurze Belege und schließen sie hier an. Den einen derselben lesen wir in der straßburgischen Chronik von Fritsche Closener (in der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart Bd. I. p. 82 und 83) und geben ihn unverändert in Schrift und Styl:

Ein Juden martel. Da man zalt 1337 jor, do was ein edelman zu Dorolzheim (Dorlisheim im französischen Departement Bas-Rhin) der hies der Unbehouwen, und einre zu Andelahe (Andernach in der preußischen Provinz Niederrhein, Regierungsbezirk Koblenz) hies Zimberlin: die sametent ein michel volke, mit den besossent sy Kolmar, und hieschent die Juden herus, und woltent sy han verderbet. Des wurdent die von Strosburg zu rote, daz sy woltend uf sy zogen: do sy das gewar wurdent, do fluchent sy dannan, und wart nüt me derus. Die houbetman nantent sich kunig Armleder.

Die andere Stelle ist noch kürzer und steht in den **notae historicae argentinenses** oder den straßburgischen Geschichtsnotizen (in **Fontes rerum germanicarum** oder den Geschichtsquellen Deutschlands von Joh. Friederich Böhmer Bd. III. p. 120) die wir in folgender Uebersetzung schreiben:

Im Jahre des Herrn 1338 werden die Juden in Franken von dem sogenannten Arnleder, im Elsaß aber von dem sogenannten Emich getödtet. Dieser belagerte auch in Verbindung mit Zimberlin und einer großen Volksmenge Kolmar der Juden halber. Und es wurden mehr als 6000 Juden in zwanzig Städten Deutschlands umgebracht.

eines bloßen Brodes, welches den wahren und geweihten Leib Christi vorstellen sollte, lange zum Narren gehalten hatte, wurde er endlich durch Gottes Wink von demjenigen verrathen, durch dessen mithelfende Unterstützung er diesen Frevel zu seiner und unzähliger Seelen Gefahr und Verderben ersonnen und verübt hatte. Denn wie ein Jerobeam [1]) veranlaßte er das Volk zu sündigen, da er, vom Geize getrieben, welcher der Götzen Dienst ist, zu Aberglauben und Abgötterei wissentlich Verursachung gegeben hatte. Denn indem er es veranstaltete, beteten die Leute, wiewohl unwissentlicher Weise, das Brod für den Opferleib an. Als er verrathen war, wurde er seinem Bischofe vorgestellt, der ihn mehrere Tage gefangen und gebunden behielt. Aber daß er strenger Kerkerhaft übergeben oder sonst nach Erforderniß seiner Schlechtigkeit gestraft worden, habe ich nicht gehört. Ich bedaure dies aus meinem innersten Gemüthe, da seine unermeßliche Sünde eine unermeßliche Strafe erheischt hätte, nach dem Zeugniß Mosis, der sagt, daß nach Art und Maß der Schuld der Züchtigungen Art und Maß sein wird.[2]) Daß aber sein Bischof träge und nachlässig in der Strenge der Züchtigung war, die an demselben mit Recht hätte geübt werden sollen, davon ist, wie Einige sagen, dies der Grund, weil er durch Geld und reichlich fließende Geschenke des Weltpriesters, der sie auf die beschriebene Weise höchst schändlich erlangt hatte, bestochen war. Denn, wie Moses sagt, „die Geschenke blenden die Augen der Weisen und verkehren die Herzen der Gerechten;" [3]) selig wäre daher der Mensch, wenn er nach dem Wort des Propheten Jesaja „seine Hände vor jedem Geschenke erschüttelte." [4])

---

[1]) Jerobeam, Sohn Naboths, aus dem Stamme Ephraim, erster König des Reiches Israel oder jener zehn vom davidischen Herrscherhause abgefallenen Stämme, von 975—954 v. Chr. Da auch seine Unterthanen als Juden mit alter Verehrung am Centralheiligthum in Jerusalem hingen und dorthin noch immer ihre gottesdienstlichen Wallfahrten hielten, untersagte Jerobeam diese fromme Sitte, doch mehr von politischen als religiösen Gründen bewogen, um jede Verbindung seiner Israeliten mit dem verhaßten Nachbarreiche Juda abzubrechen. Dafür ließ er in den zwei Grenzstädten seines Gebietes, zu Dan im Norden und zu Bethel im Süden, eigene Tempel bauen und drinnen das goldene Kalb aufstellen, dieses bei dem gemeinen Volk bekannte und selbstbeliebte Bild, das es von dem ägyptischen Apiscultus her noch immer in Erinnerung oder Tradition trug und unter dem es nun sinnlicher Weise auch seinen Gott Jehova schauen und anbeten sollte. Aber dadurch trieb Jerobeam Priester, Leviten und andere fromme Israeliten aus seinem Lande weg und ins Reich Juda hinüber. Er veränderte ferner die Zeit des Laubhüttenfestes, das nun von den zehn Stämmen im achten und nicht mehr nach der Weise der Väter im siebenten Monat gefeiert werden mußte, doch auch dies nicht sowohl aus Mißachtung des ehrwürdigen Gesetzes, sondern in Berücksichtigung vom Stande der Früchte, weil gegen Norden hin und gerade am Libanon die Obst= und Weinlese etwas später eintrat. Endlich hielt er am Hofe zu Thirza Vielweiberei und erlaubte sich noch manch andere Freiheit, die in den Augen jedes rechtgläubigen Israeliten als eine Verletzung der göttlichen Satzungen erscheinen mußte. Mit allen diesen Neuerungen, zum Theil im ungescheuten Widerspruch mit Gesetz und Propheten, wenigstens den gegenwärtigen, zog er sich den bösen Namen eines gottlosen Königs zu, der das Volk von dem rechten Gott abbringe und ins Verderben stürze. Daher auch die Parallele in unserer Chronik.

[2]) Dem Chronisten schwebt die Stelle 5 Mos. 25, 2 vor, wo jedoch nur der Schluß des Verses in sein Citat paßt und selbst im Text der Vulgata noch etwas anders lautet als hier bei Vitoduran. In unserer deutschen Bibel heißt es: (man soll den Uebelthäter vor dem Richter schlagen) „nach dem Maß seiner Missethat in gewisser Zahl."

[3]) 5 Mos. 16, 19

[4]) Jes. 33, 15.

Es wird ferner erzählt, daß zu dieser Zeit auch in einer Gegend Oestreichs ein Jude sich durch einen schlechten Christen die geweihte Hostie bringen ließ, die er, nachdem er sie ihm gebracht, geschickt in seinen Schuh legte. Als er aber eines Tages auf der Hochzeit eines Juden im Reigen mit andern Juden vor einer großen Menge Gläubiger durch eine Straße der Stadt einherzog, wurde er durch göttliche Veranstaltung genöthigt, festen Fußes unbeweglich stehen zu bleiben. Die andern Juden, die es sahen, trieben ihn an weiter zu gehen. Denn sie waren von der Furcht erschüttert und vermutheten oder erkannten es vielleicht mit Gewißheit, er habe etwa Derartiges begangen. Aber durch die Rache von oben geschlagen vermochte er nicht weiter zu gehen. Die Gläubigen jedoch, denen dies auffiel und die darüber erstaunt und von starkem Argwohn ergriffen waren, hießen ihn seine Schuhe ausziehen, fanden die Hostie in seinem Schuh, wo er dieselbe recht absichtlich, ihrer zu spotten, eingelegt hatte, und riefen bestürzt einen dort nächstwohnenden Priester herbei, daß er sie wegnehme und ehrfürchtig an dem heiligen Ort aufhebe. Als derselbe vor der hochheiligen Hostie, wie ihm ziemte, niederfiel, sprang sie ihm sogleich in den Schooß. Deshalb wurden, wie ich gehört habe, viele Juden getödtet.

Da ich der Ketzer in Oestreichs Gegenden oben Erwähnung gethan, so will ich jetzt, wie mir angezeigt und eingegeben worden ist, das Verfahren derselben und anderer neuerer Ketzer kurz darlegen. Es ist folgendes. Wenn sie in ihren Schlupfwinkeln, an den unterirdischen Orten versammelt sind, sitzt der Sektenvorsteher auf einem erhöheten, für ihn bestimmten Platz und prüft die Hereintretenden in solcher gleichnißartigen Befragung: „Stechen die Dornen?" Wenn sie dann aus der Zahl seiner Verbündeten sind, so sagt Einer oder Eine, die das versteht: „Nein." Wenn er aber nicht zu ihnen gehört, so sagt er: „Freilich stechen sie, Herr." Sind alle Eingetretenen aus seinen Leuten, so üben sie ihre Schlechtigkeit um so freier; wenn nicht, so mäßigen sie sich oder enthalten sich gänzlich wegen der Gegenwart solcher Ungeweihter. Wenn dieser Sektenvorsteher die Predigt der Sekte und ihrer Irrlehre mit prunkenden Worten und Schminkfarbe verziert bis zu Ende hergesagt hat, treten vier Jünglinge mit brennenden Lichtern ein. Diesen folgt nach kurzer Zwischenzeit ein König mit funkelndem Diadem und wundersam schimmerndem Scepter, ausgezeichnet in die kostbarsten Gewänder gekleidet, umschlossen von einer glänzenden und reizenden Schaar Ritter. Derselbe behauptet, er sei der König des Himmels, bestätigt die Lehrsätze des Sektenvorstehers und gibt sie kraft seines Ansehens hin zur Beobachtung und Festhaltung auf immer. Sobald er aufhört zu reden, kommt eine Heuschrecke[1]) heran, die sich auf den Mund aller

---

[1]) Wir konnten auf keine andere Bedeutung kommen als auf diese. Das Wort ist attacus, im klassischen Latein nicht bekannt, überhaupt nicht lateinisch, sondern griechisch und auch hier nicht in der Profanliteratur, sondern nur in dem sogenannten hellenistischen Griechisch zu finden. Mit der Bezeichnung attakos, das wir von aisso, asso, atto „springen" — auch ohne iota subscriptum — abzuleiten haben, gab die Septuaginta oder die unter dem ägyptischen König Ptolemäus Philadelphus (284—273) der Sage nach von 72 alexandrinischen Juden ausgearbeitete griechische Uebersetzung des alten Testamentes das hebräische Wort chargol (3 Mos. 11, 22), das buchstäblich „Hüpferin" heißt und eine Heuschrecke benennt, welche die Flügel noch nicht ausgebildet besitzt, daher noch nicht fliegt, sondern sich nur in „hüpfenden" Sprüngen bewegt. Aus der Septuaginta ist attakos als attacus in die Vulgata übergegangen, und aus ihr als dem unserm Chronisten wie

Einzelnen setzt und ihnen eine solche Wonne einflößt, daß sie in eine Sinnesbetäubung fortgerissen werden und vor allzu hoher Wonne, mit der sie übergossen sind, sich nicht zurückhalten können. Hierauf werden die Lichter ausgelöscht und jedweder faßt den nächsten Mann oder die nächste Frau, die ihm entgegenkommen, und mißbraucht sie. Denn häufig übt der Mann an dem Mann, die Frau an der Frau die Schande aus, weil solche nach dem Wort des Apostels an die Römer „übergeben sind in den verderbten Sinn und in schändliche Lüste wegen ihrer Schlechtigkeiten, daß die Sünde die Strafe der Sünde ist.“ [1]) Solche würden den Glauben Petri umstürzen, wenn ihn die Lehrer nicht täglich mit dem Wort der Wahrheit befestigten. Daher wird das Schifflein Petri, das auf den Fluthen des Meeres dieser Welt einherschwimmt, durch der Stürme verschiedene Stöße erschüttert; aber es versinkt nicht, weil es durch der Lehrer starke Hand gehalten wird. Darum werden diese nicht mit Unrecht Säulen verglichen,[2]) weil durch ihren Schutz die Kirche Christi in des Glaubens Kraft aufrecht bewahrt wird. Recht eigentlich werden sie ja auch durch unsern Erlöser im Evangelium dem Lichte [3]) verglichen, weil durch sie die Finsterniß der ketzerischen Verkehrtheit weggewischt und zum Heil vertrieben wird. Die Sektirer sind die besondern Söhne des Satans, weil sie dessen Worte und Werke vor den andern Menschen voraus thun und nachahmen. „Denn er verkleidet sich, wie der Apostel sagt,[4]) in einen Engel des Lichtes“ und verführt so Viele und wirft sie in des Irrthums Abgrund hinunter.

---

bekannt allein und hochgeltenden Schrifttext hat es Vitoduran ohne Zweifel genommen. Wir haben uns nun eine Heuschrecke von der sonderbarsten Natur zu denken, eine zauberhafte diabolische Heuschrecke, die hier im Dienste des Teufels erscheint, mit einer teuflischen Hexerei in der Versammlung der Ketzer von Mund zu Mund hüpft und jedem ein sinnenberückendes Gift abgibt, das sie dann im Reiz unbegrenzter Wonne zum Verderben hinreißt. War es ja damals und von Alters her im Glauben des Volkes eine ganz gangbare Vorstellung, daß der Teufel gern durch Ungeziefer, Spinnen, Salamander u. s. w. operire. Wie leicht kamen unter diese unheimlichen Werkzeuge des bösen Geistes auch noch die Heuschrecken, die schon an und für sich und zudem von den ägyptischen Plagen her in einem übeln Rufe stehen. Uebrigens braucht es, was der Leser bei der ganzen Sache nicht vergessen möge, natürlich einen Vitoduran und seine Zeit, um solche Dinge zu glauben und andern als glaublich zu erzählen.

[1]) Röm. 1, 24—27.

[2]) Der Ausdruck Säulen findet sich zwar von Lehrern nicht oft im neuen Testamente und geht da, wo er vorkommt, vorzüglich auf die drei Apostel Jakobus, Kephas und Johannes, „die man für Säulen achtet,“ schreibt Paulus an die Galater 2, 9. Aber es lag nahe, den ehrenvollen Namen auch auf andere überzutragen, die im Eifer ihres Glaubens und Werkes jenen drei voranstehenden Aposteln nachstrebten Und ebenso führte darauf, die Lehrer der Kirche Säulen zu heißen, ein Wort wie Offenb. Joh. 3, 12, das nicht einem einzelnen bestimmten Namen gewidmet ist, sondern im allgemeinen Sinne jedem gilt, der es verdient, wenn dort geschrieben steht: „Wer überwindet, den will ich zu einer Säule im Tempel meines Gottes machen.“ Als dieser Ueberwindende erschien vor allen andern der Lehrer der Kirche, der zur Zeit der Bedrängniß wie gegen den störenden Feind mit den Waffen des ausharrenden Glaubens, der überwältigenden Wahrheit zum Siege voranschreiten mußte.

[3]) Matth. 5, 14 und vgl auch Ephes. 5, 8.

[4]) 2 Cor. 11, 14.

Ferner kurz vor diesen Dingen, die ich erzählt habe, führte, wie ich durch die lebendige Stimme eines glaubwürdigen Berichtes von einem Edelmann vernahm, ein Pfarrgeistlicher (o wäre es doch ein Laie gewesen!) der eine Pfarrkirche im Gebiet des constanzer Sprengels im Land Thurgau besorgte, ein sehr schlüpfriges Leben. In solchem Grade, daß er, wiewohl er sich oft als Wirthshausläufer, Spieler, Tanzmeister, Meineidiger, Wucherer, Trunkenbold und Hurer zeigte, nichts destoweniger jeden Tag unverzagt die Messe verrichtete. Als ihm dies vorgeworfen und er mit hart anfahrenden Worten beschuldigt und ihm gesagt wurde, mit welcher Stirn er auch so oft Messe zu halten sich erkühnte, da er wisse, daß er ohne Buße in so viele ungeheure Laster fortwährend verstrickt sei, antwortete er, daß er den Leib nicht schaffe, sondern nur ein nach Art der Hostie geformtes weißes Plättchen dem Volke in der Stunde der Aufhebung [1]) zeige, welches er auch am geheimsten Ort verwahre und hervornehme, wenn die Nothwendigkeit oder Gelegenheit, die Messe zu feiern, in der gebührenden Zeit eintrete. Daraus geht hervor, daß jener gottlose Priester, von einem teuflischen Stachel gespornt, den ungeheuerlichsten Frevel begangen hat. Denn auch wie ein Jerobeam [2]) veranlaßte er das Volk zu sündigen und zog es zum Götzendienste hin; denn das Holz beteten sie ja für den wahren Leib Christi in seinen Händen an. Er hat Sünde auf Sünde gehäuft. In die Todsünden nämlich täglich verstrickt fürchtete er sich, das Abendmahl zu nehmen, damit er nicht in größere Gefahr und Schaden

---

[1]) Die Stunde der Aufhebung, die hora elevationis, ist so zu sagen der feierlichste Augenblick der Messe. Der Priester hat die Consecration vorgenommen, d. h. er hat unter jenen Einsetzungsworten: Der Herr nahm das Brod, dankte, brach es u. s. w. das Brod zu wahrhaftigem Leib Christi geweihet. Sobald er gesprochen: Denn das ist mein Leib! ist das Wunder der Transsubstantiation oder der Wesensverwandlung vorüber, das Brod ist nicht mehr Brod, sondern das geheimnißvoll verwandelte Wesen des wahren Leibes Christi, ist die kraft des priesterlichen Segens geweihete Hostie. Nun fällt der Priester verehrend vor dem geschaffenen Christus nieder, das Meßglöcklein klingelt, die ganze Gemeinde läßt sich auf die Knie und betet unter dreimaliger Bekreuzigung diese Hostie an, welche der Priester im Angesicht der ganzen Gemeinde **aufhebt**, um auch ihr zu zeigen, daß jetzt nicht mehr ein äußerlich sichtbares Brod vor ihr, sondern Christus selbst leiblich und persönlich unter ihr gegenwärtig sei. Diese Aufhebung oder Elevation kam in der abendländischen Kirche erst seit dem Jahre 1203 durch einen cistercienser Abt zu Köln in Uebung und wurde 1217 vom Papst Honorius bestätigt. In der griechischen Kirche war sie schon seit dem 7. Jahrhundert üblich und diente vornämlich als Symbol, daß Christus erhöhet worden und in dieser Erhöhung immer wieder vor der Gemeinde erneuert werden müsse. Von selbst schloß sich an die Elevation auch die Adoration oder die Anbetung der Hostie, nachdem einmal die Lehre von der Transsubstantiation, welche Paschasius Radbertus 831 aufgestellt hatte, von der Kirche angenommen und also erklärt war, daß, so oft die Verwandlung vorgehe, in der Hand des Priesters, vor den Augen der Gemeinde Christus selbst sei, somit Gott selbst, dem immer und überall die Anbetung gebühre. Nach der Aufhebung des Brodes als des wahren Leibes folgt in der Messe dann noch die Elevation des Kelches oder Weines als des wahren Blutes, und zwar in derselben Weise, mit der nämlichen Kniebeugung des Priesters und der Gemeinde. Eben deshalb, weil dem Blute die gleiche Verehrung zukomme, wurde auf den Concilien zu London 1175 und zu Rouen 1189 bestimmt, „daß der Kelch kein zinnerner, sondern ein silberner oder goldener sein müsse." Denn die schuldige Ehrfurcht verlange, daß das **kostbare** Blut des Heilandes auch in einem **kostbaren** Gefäße enthalten sei Von da an feierte die Kirche das Abendmahl mit silbernen und goldenen Kelchen.

[2]) S. die obige Note über Jerobeam.

verfiele, wenn er unwürdig den Leib Christi genösse, und suchte auch dem schrecklichen Wort des Apostels vorzubeugen, der zu den Corinthern sagt: „Wer unwürdig ißt und trinkt, der ißt und trinkt sich das Gericht, indem er den Leib des Herrn nicht unterscheidet",[1]) und wiederum: „Wer immer unwürdig dieses Brod ißt und den Kelch des Herrn trinkt, wird schuldig sein des Leibes und Blutes des Herrn." [2]) O welche Unsinnigkeit, Irrthümlichkeit und Schlechtigkeit ist in jenem so ganz verkehrten verblendeten Priester, dem Sohne des Teufels, durch dessen Hülfe er es that, ausgebrochen! Denn indem er einer großen Sünde entfliehen wollte, ist er in die unermeßlichste gefallen; er gab ja wissentlich zur Abgötterei Verursachung, wie ich früher gesagt habe Das ist die verderblichste und abscheulichste Schandthat, wie es in vielen Stellen der hl. Schrift deutlich gesagt ist. Auch darin tritt dies an den Tag, daß nach der Verordnung Christi und der Kirche jeder, der Messe feiert, gehalten ist, das Brod auch wirklich zum Leib des Herrn umzuwandeln. Und aus dem Wesen des Sacramentes selbst kann dies erhellen, weil das Sacrament in sich etwas aus zwei Dingen Untheilbares ist. Ueber die Beobachtung dieser vollständigen Feier ist die Vorschrift der Kirche strenge, weshalb es in Betreff der Weihung im Abschnitt: „Wir erfahren", ausdrücklich heißt: „„Entweder sollen sie die Sacramente ganz genießen oder sich ganz enthalten."" Es ist die Rede von den den Leib schaffenden und nicht mitgenießenden Priestern, und es wird der Grund beigefügt: „Weil eine Theilung des nämlichen Sacramentes nicht ohne große Entweihung geschehen kann." Und weiter: „Wenn er gehalten ist, vollständig zu schaffen und zu weihen, so ist er gehalten, das vollständig Geweihete auch vollständig zu nehmen und zu genießen." Darum wird über die Weihung die Erklärung gegeben: „Gewiß ist, daß diejenigen, welche das Opfer machen und nicht essen, schuldig sind des Sacramentes des Herrn." Und folglich: „Ein solcher wisse sich ein Jahr lang von der Gemeinschaft des Mahles zurückgestoßen." Somit handelte nach den angeführten Stellen der genannte Priester wie ein Götzendiener bei dem gedachten Frevel zum Schaden seiner und vieler andern Seelen höchst übel, indem er die Anweisung nicht beachtete, die sagt, daß falsche Heilmittel schlimmer sind als das eigentliche Böse. Er wurde freilich nach der Kundmachung seiner Verirrung und seiner Unthaten mit Schande, weil er schändlich gehandelt hatte, nicht nur aus seiner Pfarrei, sondern auch aus jener ganzen Nachbarschaft verjagt und ausgestoßen, indem der obbemeldete Edelmann dies betrieb, weil er dort mächtig war. Denn er verabscheute ihn wegen seiner schon besprochenen Schlechtigkeit, die er erkannte und erfuhr, fürderhin wie ein Gift.

Ferner um diese Zeit, wie ich durch einen wahrheitredenden Bericht vernommen, als in einem Landhause bei der Stadt Ravensburg in Schwaben eine Schlange oder Natter sich eingenistet und ihre Jungen, ihre Brut, daselbst abgelegt hatte und aufzog und im Hause niemanden belästigte und dies der Landmann im Stillen betrachtete und wünschte, die Treue des Wurms auf die Probe zu stellen, zog er, als derselbe in einer Stunde abwesend war, die Brut von ihrem Orte weg und trug sie fort

---

[1]) 1 Cor. 11, 29.
[2]) 1 Cor. 11, 27.

und legte sie sorgfältig an einem andern Ort ab und verbarg sie. Als nun die Schlange zurückkam und ihre Brut entzogen sah, wurde sie voller Wuth und Raserei und durchlief im emsigen Suchen ihrer Jungen alle Behälter und Winkel des Hauses. Da sie dieselben nicht finden konnte, geht sie vom größten Zorn entflammt zum Herd des Hauses, trifft einen darauf siedenden Topf mit Gerste und steckt ihn an, indem sie mit ihrem Schwanze ihr Gift hineingießt, und sobald sie dies gethan, schlich sie eilends davon. Nachdem nun der Landmann dies alles gesehen, legte er die weggenommenen Jungen des Wurmes in dessen Abwesenheit wieder an den frühern Platz und machte sich davon. Als aber der Wurm hierauf zurückkehrte und seine verlorne Brut unverletzt fand, wurde er begütigt, und von Reue über die an der Kost des Topfes verübte Bosheit geleitet, ging er hurtig zurück, stürzte mit seiner Kunst und Kraft den Topf um und leerte die Kost aus. Dies alles bemerkte der Familienvater im Stillen, nahm es zu Herzen und befahl der ganzen Familie, diesen Wurm nicht in einem Stücke zu beleidigen oder zu stören, indem er erzählte, was er gesehen.

Ferner um diese Zeit, wie eine weit verbreitete Sage mich unterwies und wie ich es mit eigenen Augen klar in einem offenen Briefe ersehen, hat ein Minderbruder, Namens Stephanus, aus Ungarn gebürtig, in der kaiserlichen Stadt in der nördlichen Tatarei, Namens Saray,[1]) von den Sarazenen leiden müssen. Denn nachdem er mehrere Jahre dort sich aufgehalten und viel Frucht bereitet und zuletzt doch den Glauben Christi verläugnet und das Ordenskleid des hl. Franziskus abgeworfen hatte und deshalb von den Sarazenen mit Auszeichnung behandelt worden war, wurde er am Ende von der himmlischen Gnade, die in ihn gegossen und von oben reichlich in ihn eingetreten war, im Innersten so durchdrungen, daß er die Brüder seines Ordens heimlich zu sich holen ließ und ihnen seine Sünden mit des Herzens größter Zerknirschung und der Thränen bitterstem Erguß aufrichtig bekannte. Und das Gewand, das er vorher leichtfertig weggeworfen, zog er wieder an, trat schnell in die Moschee, wo alle Sarazenen versammelt waren, und fing an ihnen zu predigen: „Alles, was ich gesagt und gethan, habe ich gegen das Gesetz meines Gottes gethan; aber jetzt widerrufe ich meine Irrthümer und vertheidige das Gesetz Christi und zerstöre euer Gesetz." Die Sarazenen, die dies gehört, verstanden, er suche ihr Gesetz aufzulösen, schlugen ihn auf das derbste und schlossen ihn gebunden bis auf vier Tage ins Gefängniß und redeten ihm zu und versprachen ihm viel Geld zu geben, wenn er Christum verläugne. Er aber, immer standhaft und unentwegt im Glauben Christi verharrend, antwortete ihnen so: „Für den Glauben Christi allerlei Qualen mit willigem Gemüthe zu bestehen bin ich bereit, und verachte alle Schmeicheleien und Verlockungen dieser Welt."

---

[1]) Dieses Saray oder Sarai war die ehemalige Hauptstadt des tatarischen Reiches Kaptscha. Sie lag an der Achtuba, einem Arme der Wolga, und hatte ein sehr wechselvolles Geschick. Seit dem Jahre 1256 war sie zur Residenz erhöht und stand im Schmucke einer asiatischen Kaiserstadt. Dann wurde sie 1395 von Tamerlan zerstört und hernach wieder aufgebaut. Noch einmal traf sie das Loos der Plünderung, und als die Herrschaft Kaptscha oder „die goldene Horde" gesunken und auf den Wegen vielfältiger Zerstreuung ins Innere Asiens verloren war, zerfiel auch Saray vollends und liegt seitdem in Ruinen.

Da nun die Sarazenen sahen, daß sie sich getäuscht hatten und nichts ausrichteten, warfen sie ihn am vierten Tage in einen brennenden Ofen. Hier verblieb er, weil der Herr ihn schützte, unbeschädigt.[1]) Als dann in der Morgendämmerung des folgenden Tages der Oberpriester der Sarazenen abscheuliche Diener geschickt hatte, die Gebeine desselben im Ofen zusammenzulesen, finden sie ihn dort lebend und betend. Sie zogen ihn aus dem Ofen hervor und stellten ihn den Blicken des Oberpriesters dar. Als dieser ihn gefragt hatte, durch welche Zauberwerke er dies gethan und sich gesund erhalten habe, antwortete er: „Nicht durch Zauberwerke, sondern durch Gottes Gutthaten bin ich unversengt geblieben." Und da er ihnen wieder standhaft und unerschrocken vom Glauben Christi predigte, ließ ihn der Oberpriester in einem Hause am Halse aufknüpfen und dort die Nacht hindurch hängen bleiben. Als aber am folgenden Tage in der Morgendämmerung sarazenische Frauen, unter denen auch Christinnen waren, durch das Fenster geschaut hatten, sahen sie ihn lebend und unter seinen Füßen zwei Hände, die ihn emporhielten und vor jeglicher Beschwerde gänzlich bewahrten, und ebenso drei ganz weiße Tauben, die um ihn herumflogen und ihn mit nicht geringer Stärkung auf das freundlichste pflegten und auf das angenehmste erfrischten. Ueberdies empfanden sie, daß das Haus mit dem angenehmsten Geruche erfüllt war. Da sie sich über dies alles verwunderten, kamen sie zum Oberpriester und erzählten dies alles. Er ging eilends an den Ort und fand ihn lebend und gesund, Gott lobend; die Tauben aber konnte damals niemand sehen. Nachdem er ihn daher hatte ablösen lassen, schickte er zu allen Hauptleuten der Sarazenen den Bericht: „Diesen Priester konnte ich nicht umbringen."

Sie hielten nun Rath, daß sie ihn außer der Stadt verbrennen wollten, und wandten die möglichste Mühe dran. Als sie ihn mit gefesselten Händen an den Schweif eines Pferdes gebunden hatten, kam ein Henker und schnitt ihm von der Brust an bis unter den Nabel in den Bauch; der zweite stieß ein großes Messer zwischen seine Schultern durch, daß es bei seiner Brust herausdrang; der dritte Henker aber schnitt ihm bis auf die Hälfte den Hals ab. Die Einen warfen mit Steinen, die Andern mit Messern auf ihn und führten ihn außer die Stadt. Er aber ertrug alles geduldig, pries Gott und rief: „Herr Jesu, gesegnet sei dein Name, der du mich diese Qualen ausstehen ließest!" Während sie das Pferd zum schnellsten Laufe trieben, damit es ihn zu Grunde richte, faßte er seine Eingeweide in die Hände zusammen und fing so hurtig zu laufen an, daß es schien, er könne dem Pferde gleichsam zuvorkommen. Darüber verwunderten sich viele nicht mit Unrecht am meisten.

Als er nun an den Ort, wo das Feuer stand, gelangt war, betete er zu Gott, machte mit den losgebundenen Händen das Zeichen des Kreuzes, trat in das Feuer und blieb hier unversehrt. Und während er hier unbeschädigt und ungestraft davonging und ihnen Christum predigte, warfen ihn wieder Einige mit Steinen, Andere verwundeten ihn mit Messern. Einer aber traf ihn tödtlich mit

---

[1]) Erinnert an die drei Männer im Feuerofen, Sarach, Mesach und Abednego, die sich unter Nebukadnezar geweigert hatten, den goldenen Götzenbildern am großen ihnen veranstalteten Feste Babylons die Verehrung zu erzeigen.

einem Holz, das die Größe eines starken Fußes und gut die Länge von zwei Schritten hatte. Er betete vor allen und gab Gott den Geist zurück. Er litt im Jahre 1334 unter Osbosech [1]), dem Kaiser der Tataren, am 21. März.

Die Christen aber, unter denen viele Lateiner [2]) waren, priesen Gott für diese Sache. Die Heiden jedoch warfen hierauf den Körper desselben in das Feuer zum verbrennen, bis sie sahen, daß davon nichts mehr übrig geblieben als Knochen. Als nun die Christen seine Ueberreste sammeln wollten, nahmen die Sarazenen, die dies sahen, seine Knochen, zerschlugen und zerstreuten sie wie Staub. Diejenigen Knochen aber, welche aufgefaßt werden konnten, haben griechische, lateinische und armenische Christen. Nachdem er gestorben war, sprachen ihn Griechen und Armenier sogleich heilig. Denn an dem Orte, wo er verbrannt worden war, erschien drei Tage und drei Nächte, indem alle sowohl Sarazenen als Griechen es sahen, eine Klarheit vom Himmel, die den ganzen Ort überdeckte. Auf derselben Stelle wurde der Sohn eines Armeniers von einer schweren Krankheit befreit. Ferner als jener Priester zum Tode geführt wurde und ihm ein Sarazene ein Ohrläppchen weggerissen und ins Feuer geworfen hatte, machte das Ohrläppchen, als wenn es lebend wäre, sogleich einen Sprung aus dem Feuer. Rasch ergriff es ein Grieche und als er es auf einen bis auf den Tod kranken Menschen gelegt hatte, erhielt derselbe augenblicklich seine frühere Gesundheit wieder. Auch in vielen andern Wundern leuchtet er hervor, die noch nicht allen offenkundig geworden sind. Einige fromme und heilige Frauen in jenen Gegenden sahen Erscheinungen von ihm. Mit ihnen hat er viele geheimnißvolle Worte gesprochen, welche dem, der dies nach unsern Gegenden schrieb, unbekannt blieben.

Weiter um diese Zeit, was ich von glaubwürdigen Handelsleuten, denen es kund war, vernahm und was ich gleichsam unter Thränen sage, ist ein Bruder aus dem Predigerorden, der sich ins Land der Sarazenen begeben, um dort Christum zu verkündigen, von dem Glauben Christi abgewichen und abgefallen und hat die Lehre derselben öffentlich angenommen. Sie wurden über ihn hocherfreut und sagten: „Dieser, wiewohl er ein Lehrer, ein Licht und eine Säule im Glauben der Christen war, hat seinem Glauben entsagt, hat sich zu unserer Lehre bekehrt und gibt dadurch unserm Glaubensbekenntniß Kraft und Festigkeit; daher ziemt es uns, ihn in Ehren zu halten; denn die Billigkeit erheischt es.“ Sie gaben ihm deshalb eine Frau und erhoben ihn mit Ehrenbezeugungen und angemessenen Lobesspendungen.[3])

---

[1]) Der Name ist etwas entstellt. Es ist Usbek, Groß-Chan und Chan der sogenannten goldenen Horde der Tataren d. h. der Zinsleute, Zinspflichtigen, wie sie seit dem 10. Jahrhundert genannt wurden. Der Chan Usbek regierte von 1312—1341 das tatarische Reich Kaptscha oder die „goldene Horde“, die wir schon oben erwähnt haben, bekämpfte und demüthigte insbesondere die Russen und verschaffte überhaupt seinem Scepter weithin ein so gewaltiges Ansehen, daß die Kaptschaken den Namen der Usbeken annahmen, den sie bis auf den heutigen Tag führen, und jetzt noch sind diese Usbeken in den Chanaten Bokhara und Chiwa Mittelasiens der mächtigste Stamm.

[2]) Christen des Abendlandes, Angehörige der römischen oder lateinischen Kirche.

[3]) Merkwürdig, wie Vitoduran, der Franziskaner, in jener Erzählung den eigenen Orden ins Licht, in dieser die gegnerischen Dominikaner in Schatten stellt!

luguſt Im Jahre 1337 erschienen in den Gegenden Deutschlands unzählige Heuschrecken, die das Aussehen behelmter oder mit Mützen bedeckter Männer zeigten und wie die Schlachtreihe eines Lagers truppenweise flogen, indem sie in der Luft ein großes und dumpfes Geräusch und Gesumme verursachten Sie machten ihre Tagereisen und verdunkelten, in die Luft erhoben und ob der Höhe der Bäume schwebend, das Licht des Tages, da sie wegen ihrer ungemeinen Menge und Dichtigkeit die Sonnenstrahlen verdeckten. Sie hatten gleichsam auf menschliche Art ihre Lagerplätze, fuhren aus den Höhen auf die Niederungen der Erde und setzten sich daselbst zusammen wie zum Schlafenlegen. Alles Grüne an Kräutern, Bäumen und Gräsern fraßen sie ab und ließen wie eine vorüberfahrende Flamme dieselben bei ihrem Wegzug abgedörrt und trocken zurück. Mehrere Städte (von denen Winterthur eine war) stellten auch andächtige Prozessionen wider sie an, worin sie den Herrn baten, daß sie von denselben befreit zu werden gewürdigt werden möchten. Nach den Muthmaßungen einiger Menschen trugen sie eine Vorbedeutung und Ankündigung künftiger Dinge in sich. In einzelnen Ländern wüthete, wie von Einzelnen erzählt wird, diese Plage so verderblich, daß sie, weil sie Aecker und Weinberge abweideten, daselbst eine Theurung des Brodes und Weines herbeiführten und dort in so dichten Schwärmen den Erdboden bedeckten, daß sie den Leuten, welche durch sie hindurchgingen, an den Füßen weit über die Knöchel hinaufstiegen, so daß sie darin als wenn sie im tiefen Schlamme steckten hängen blieben. Auch aus den Wohnungen der Menschen wurden sie wie ein stinkender Mist hinausgeworfen und in die Flüsse geschleudert, damit aus ihrem verfaulten Aas nicht zufällig die Luft verdorben und eine Seuche der Menschen erzeugt würde, wie es in den Zeiten von Kaiser Ludwig, dem Sohne Karls, des Königs von Frankreich und des Kaisers der Römer, begegnet sein soll. Damals nämlich, wie eine Chronik bezeugt, erhob sich in Gallien eine unzählbare und unendliche Masse von Heuschrecken, die bis zum brittischen Meere gelangte und durch den Zug der Winde in das tiefere Wasser des Meeres versenkt, aber durch das Schäumen des Oceans an das Ufer zurückgeworfen vermöge ihrer Fäulniß die Luft verpestete, woher eine überaus große Sterblichkeit und ein gewaltiger Hunger erfolgte, so daß beinahe der dritte Theil der Menschen untergegangen sei.[1])

In demselben Jahre ungefähr kam in einer Stadt der brandenburgischen Mark ein Knabenlehrer, der dort lebte, wie ich durch einen getreuen Bericht erfahren, zu einem ihm vertrauten, ebenfalls dort wohnenden Minderbruder und sagte zu ihm: „Kommet mit mir und ich will euch offen die hl. Dreieinigkeit zeigen." Obgleich derselbe von heftiger Verwunderung getrieben gemäß jenen Worten die genannte Erscheinung zu sehen verlangte, wagte er doch nicht, ohne Berathung und Einstimmung seiner Brüder es zu unternehmen. Sie gewährten es ihm unter der Bedingung, daß er den Leib Christi heimlich bei sich hintrage. Als sie mit einander gegangen und an den Ort gekommen waren,

---

[1]) Eine ganz ähnliche und sehr anziehende Schilderung dieser eigenthümlichen Heuschreckenschwärme gibt der Chronist Johannes Victoriensis in den schon früher angeführten Fontes rerum germanicarum von Joh. Fried. Böhmer. Bd. I. p. 430.

zeigte der Lehrer dem Bruder einen Mann, sehr hübsch von Anblick, mit königlichen Kleidern angethan, und bezeugte, das wäre der Vater; neben demselben zeigte er einen jungen Mann von der ausnehmendsten Gestalt, in wundersam anständigem Anzug schimmernd, und erklärte, das sei der Sohn; der dritte aber, ein äußerst schöner Jüngling, der in glänzendem Gewand und im funkelndsten Diadem strahlte und den beiden genannten zur Seite stand, lehrte er, sei der hl. Geist. Als dies der Lehrer gesagt hatte, zog der Bruder den Leib Christi aus dem Aermel, wo er ihn versteckt trug, hervor, hielt ihn empor und sprach einfallend: „Und wer ist der da?“ Bei dem Anblick desselben verschwanden die Geister, welche in der Gestalt der Dreieinigkeit die Menschen lange zum Besten gehalten und verrückt gemacht hatten, mit dem übelsten Gestank, den sie hinter sich zurückließen. Der Bruder aber kehrte mit Danksagung um und berichtete die Macht Gottes und deren wunderbare Wirkungen. Die Ketzer jedoch, die sich von den Geistern hatten höhnen und betrügen lassen, wurden dem Feuer übergeben und verbrannt. Als sie ermahnt wurden, den Unflath des Aberglaubens und des teuflischen Truges abzuthun und in sich zu gehen und den rechtmäßigen Glauben fest, wie sie sollten, zu bekennen, verharrten sie, allzusehr verstrickt und verlockt, in der ketzerischen Verkehrtheit und wollten lieber durch des Feuers Brand das Leben mitten in ihren Sünden verlieren als in des wahren Glaubens Bekenntniß gerettet werden. Sie sagten nämlich, sie erblickten in der ihnen bereiteten Flamme goldene Wagen und müßten auf denselben sogleich zu den himmlischen Freuden glücklich hinüberziehen.

Im Jahre 1337 im August belagerten die eidlich verbündeten Städte am Bodensee zwei Schlösser der Meier von Altstätten[1]) und nahmen sie ein und raubten Waffen und andere darin gefundene Dinge, wiewohl wenige. Die Meier nämlich zogen, als sie sahen, daß sie die Schlösser nicht schützen konnten, ihre Rüstung aus und flohen. Dies hatten sie durch ihre schweren Vergehungen verschuldet. Bei der Einnahme der Schlösser sollen sich die Lindauer und Zürcher als die ersten hervorgethan haben. In denselben Tagen hätten auch die bezeichneten Städte den Grafen vom Heiligenberg wegen einer seiner Uebertretungen gedehmüthigt, wenn er sie nicht mit Bitten und gewissen Bestimmungen der Entschädigung begütigt und sich wohlgewillet gemacht hätte.

Ferner wurde im Jahre 1338 in der Stadt Schaffhausen ein grausamer Meuchelmord begangen. Ein dortiger Bürger, ein eifersüchtiger Mann, hatte gehört, daß seine Frau mit seinem Knecht, der

---

[1]) Die „Meier von Altstätten“ waren ein ritterliches Geschlecht, Dienstleute der Abtei St. Gallen. Vitoduran nennt sie **villici**, will aber damit nicht Dorfmeier dem Amte nach bezeichnen, sondern die „Meier“ dem Geschlechtsnamen nach übersetzen. Wir haben hier einen der Fälle, wo man den Spuren nachgehen kann, wie sich in jenen Zeiten von gewissen Verhältnissen oder Verrichtungen her ein Name auf eine Person gesetzt hat und an ihr haften blieb. So ist der Name „Meier“ unzweifelhaft aus jenem „**major**“ hervorgegangen, das wir als Amtstitel in Verbindungen wie **major domus** z. B. am fränkischen Hofe schon zur Zeit Pipin des Kleinen treffen und nachher in mannigfaltigen Beziehungen wieder finden, in denen es bald einen Verwalter im größern Staatshaushalt, bald im beschränkten Gemeindewesen und selbst auf einem einzelnen Gut bedeutet. Vitoduran will nun eben auf diese Veranlassung des Namens vom Amte her zurückgehen, nimmt denselben als Dorfmeier und übersetzt ihn durch **villicus**.

gebürtig von Zürich war, im Ehebruch lebe, und stach denselben, als er auf dem Stuhl im Schweiß über seiner Arbeit saß, von hinten mit einem Messer, stieß ihn durch und durch und brachte ihn um. Nachdem er ihn in mehrere Stücke zerhauen hatte, verbarg er ihn in einer Grube, die er hiezu unter der Werkstatt gemacht hatte. Als er die einzelnen Stücke desselben von Nacht zu Nacht wegzutragen und in den Rhein zu werfen versuchte, konnte er durch eine göttliche Leitung gehemmt nicht zu seiner Hausthüre hinauskommen. Da nun die Stücke des Gemordeten mehrere Tage so verborgen geblieben waren und merklich zu stinken angefangen hatten, flieht die Frau des Mörders davon und eilt nach Zürich und entdeckte daselbst den Verwandten des Gemordeten, wie es zugegangen war. Als diese mit einigen mächtigern Bürgern nach Schaffhausen gekommen waren, um den Mörder durch das Gericht dem Tode, den er verdient, zusprechen zu lassen, richteten sie nichts aus. Denn, um von den Männern gar nicht zu reden, vertheidigten ihn die Weiber mit einem gewaltigen Geschrei. Die Zürcher klagten dies den mit ihnen eidlich verbündeten Reichsstädten und verlangten einmüthig, sie möchten dafür sorgen, daß ihnen bei den Schaffhausern über den ihrem Bürger zugefügten Mord ein Ersatz der Gerechtigkeit geschehe, was ihnen, wiewohl sie es im vollen Ernste gefordert hätten, unvernünftiger Weise ganz abgeschlagen worden sei. Wie die Schaffhauser dies sahen, zwangen sie den Mörder, die Stadt abzuschwören, wenn er der Enthauptung entfliehen wolle. Das geschah.

Als ferner in demselben Jahre ein Bürger von Basel seinem Sohne für eine Frau von Schaffhausen gesorgt und derselbe sie rechtmäßig beimgeführt hatte und an dem hiezu festgesetzten Tage mit ihr die Hochzeit feierte und an ihrer Seite fröhlich den Reigen führte, wurde er von dem Bruder seiner Getrauten, der sich ungemein ärgerte, daß der Vater sie so reichlich ausgesteuert und ihm dadurch das Erbgut merklich entzogen und vermindert hätte, mit einem Messer- oder Dolchstich auf den Tod verwundet. Er stürzte zusammen und die Getraute nahm ihn in ihren Schooß auf, und als sie von ihm einige Worte mit dem bittersten Schmerz erpreßt und er geantwortet hatte, daß er nicht reden könne, weil er tödtlich verwundet sei, hauchte er unverzüglich den Geist aus. Der Mörder jedoch entfloh und ließ beim Volke Staunen und Schauder hinter sich zurück und brachte die ganze Stadt in Aufregung.

Ueberdies lebte in den kurz vor dem Ebenerzählten verflossenen Jahren, in der oft genannten Stadt, das seit undenklicher Zeit längst eingeschläferte und fast ausgelöschte Gift der Parteiungen wieder auf und brach ins Volk aus, indem es sich durch eine weite und ungeheure Ausbreitung seiner selbst darthat. Drei Männer nämlich der einen Partei wurden von der Gegenpartei getödtet, zwei Brüder auf einem Felde außer der Stadt, als sie von dem Weinberge heimkehrten; der dritte aber wurde am nämlichen Tage zu Konstanz umgebracht. Derselbe wurde auf einem Schiff durch den Rhein nach Schaffhausen hinabgeführt. Die Leichen der andern aber wurden vom Volke Schaffhausens kurz vor der Ankunft des dritten mit der bittersten Wehklage vom Acker in die Stadt geführt. Was da für eine Trauer und für ein Schrecken überhand genommen habe, vermag ich nicht kurz zu berühren und vollständig darzustellen. Das eine Wort jedoch stoße ich aus und mehr füge ich nicht bei, daß ein starrender Schauder ganz krampf-

haft mein Herz durchdrungen, ja Furcht und Zittern gewaltig und mit einander mich überfallen hatten. Denn es schien mir nach dem Wort des Propheten Zephanja [1]) gewissermaßen der große und gar bittere „Tag der Finsterniß, des Zornes und der Trübsal" zu sein. Als ich eben an demselben sah und hörte den schrecklichen Klang der Glocken, die Aufregung und den Lärm des Volkes, die Zertrennung oder Parteiung der Bürger, der Thore Verschluß und Bewachung, da kam mir der finstere Ernst des jüngsten Gerichtes in den Sinn, und deshalb habe ich mit des Herzens großem Verlangen und vielen Seufzern sehr gewünscht, ich wäre von der Stadt fern gewesen.

Im Jahre 1338 schrieb ein Gelehrter, wie die allgemeine Rede ging vom Orden der Predigerbrüder, welcher wie es hieß zu Paris sich aufhielt, ein Sternkundiger, der darauf Anspruch macht, in der Kirche von großem Ruf gehalten zu werden, nach Deutschlands Gegenden Briefe, des Inhalts: daß die schauderhaftesten Veränderungen in der Luft und an den überhimmlischen Körpern mit Tag und Stunde zur Herbstzeit in bestimmten Zeitpunkten kommen würden. Der Mond nämlich müsse in Blut und die Sonne in die schwärzeste Farbe verwandelt werden und ein Drache von ungeheurer Größe werde zwischen Himmel und Erde fliegen, der auch die Luft so sehr verpeste, daß ein jeder Mensch, von dem sie im Athmen angezogen würde, eines plötzlichen Todes sogleich hingestreckt werde. Auch noch vieles andere höchst Entsetzliche, erstaunlich zu hören, was ich der Kürze halber weglasse, sagte er im Briefe als zukünftig voraus und verhieß es unter Betheurung auf das zuverläßigste, und wenn es anders kommen sollte, so gehe die ganze Wissenschaft der Sternkunde auf wankenden Füßen. Das wurde von den Pfarrern auf den Kanzeln verkündet, und sie ermahnten die Leute nach den Worten jenes Gelehrten im Briefe zu Werken der Buße, damit sie nicht, wenn sie der plötzliche Untergang überfalle und sie in den Todsünden gefangen wären, in den Abgrund der ewigen Verdammniß hinabgestoßen würden. Diese Wunderdinge hatten dem Volke einen ungeheuren Schrecken eingejagt und sie deuteten einander darauf hin, daß ihnen der Zorn der letzten Vergeltung ganz nahe bevorstehe. Als man daher den Ausgang mit großer Zaghaftigkeit und Furcht erwartete, kam am bezeichneten Tage nichts von dem, was gesagt worden war, heraus, sondern es war eitel Erdichtung und Fälschung. Dieser Brief mit der Ankündigung des Vorgemeldeten wurde in der Rathsversammlung von den Räthen der constanzer Bürger offen vorgelesen.[2])

In dieser Zeit, als der Papst Johann XXII., der die Urtheilssprüche der Excommunication und des Interdicts gegen den Kaiser Ludwig geschleudert hatte, gestorben und der Papst Benedikt XII. gewählt war, vertraute der Kaiser Ludwig demselben, weil er ihn nicht beleidigt hatte, und schickte, von dem Wunsche beseelt, mit dem römischen Kirchenstuhl unter ihm und durch ihn versöhnt und von ihm bestätigt und gekrönt zu werden, seine ehrwürdigen Gesandten, Männer so zu sagen von jedem Stande oft und mehrmals zu ihm, um seiner und der Kirche Angelegenheit bei ihm zu verhandeln und geflissentlich

---

[1]) Zephanja 1, 15.

[2]) Also wieder ein Dominikaner ist der falsche Prophet!

zu fördern. Dieselben arbeiteten immer vergeblich und kamen aller Gnade baar zurück; denn sie konnten den Papst nicht zur Versöhnung gestimmt treffen. Ihn verhärtete, wie das allgemeine Gerücht bezeugte, der König von Frankreich, in dessen Händen er sich befand. Wenn dieser ihn aber nicht abwendig gemacht und gehindert hätte, so hätten die Männer nach ihren Berichten den Papst gütig und gnädig gefunden, wie es auch durch dasjenige am Tag ist, was ich hier unmittelbar anknüpfen will. Der Kaiser hatte nämlich das erste Mal für die so schwierige Aufgabe und Verhandlung ganz würdige Boten zum Papste abgeordnet, nämlich edelgeborene und hervorragende Männer, an Geschlecht und der Würde Schmuck ausgezeichnet und vorzüglich hochgestellt, auch mit der Weisheit Strahl erleuchtet, nämlich die scharfsinnigsten Redner, Rechtsgelehrten, Gottesgelehrten. Diese thaten klar und höchst beredt vor dem Oberhaupt und dessen Kardinälen mit den richtigsten und gewissesten Beweisen der hl. Schrift und beiderlei Rechts, des bürgerlichen und des kirchlichen, dar, daß der Kaiser Ludwig in den Mutterschooß der Kirche aufgenommen und ihm die Feierzeichen der Bestätigung und Krönung zugetheilt, auch das ungebührlich gegen ihn in seinem Reiche von des Papstes Vorgänger ausgefällte Interdikt aufgehoben werden müsse, besonders da er ja bereit sei, eine seinen Uebertretungen, die er wissentlich oder unwissentlich gegen den Stuhl der römischen Kirche begangen, entsprechende Buße zu übernehmen, und was ihm als Belastung aufzulegen erkannt würde, sofern es jedoch im billigen Verhältniß sei, mit willigem Gemüthe zu ertragen und die päpstlichen Rechte und Vorrechte in der Weise seiner Vorgänger zu bestätigen, zu vertheidigen und nach seinen Kräften, so lange er lebe, zu erhalten. Der Papst und die Kardinäle jubelten in Freude bei dieser Sprache, standen auf, brachten Gott, wie man sagt, mit gebeugtem Haupte Danksagungen dar und zeigten eine fröhliche und ungezwungene Zustimmung zur Erfüllung der einzelnen Begehren.[1]) Als dies die Gesandten des Kaisers sahen, freuten sie sich über die Maßen und hegten die selige Hoffnung auf die Ankunft der Eintracht und Einigkeit der Kirche, die man schon lange des Unfriedens überdrüssig erwartet hatte. Aber ach, ihre Erwartung war vergeblich, weil der König von Frankreich und der König von Böhmen,[2]) welche die damals

---

[1]) Es ist ganz richtig, daß sich die Aussöhnung zwischen Kaiser und Papst auf dem besten Wege befand, der erstere, Ludwig, den emsigen Eifer, den Vitoduran beschreibt, auf jegliche Weise beurkundete, der letztere, Benedikt, frommen und friedlichen Sinnes, ohne Zaudern bereit war, in die angebotene Kaiserhand die seinige zu legen, und es wäre ganz gewiß zu einer für Staat und Kirche segensreichen Einigkeit gekommen, wenn die zwei Ruhestörer nicht voll bösen Willens dazwischengesprungen wären und die gebotenen Hände immer wieder auseinander gerissen hätten.

[2]) Sie waren die beiden rachedürstenden Wühler, welche nicht nur die Versöhnung von Ludwig und Benedikt, so oft dieselbe versucht wurde, zu hintertreiben strebten, sondern weiter den Kaiser vom Throne zu stoßen und überhaupt Deutschlands Reichseinheit zu zersplittern keine Mühe scheuten und keine Gelegenheit unbenützt ließen. Das geschah vorzugsweise von Seiten des französischen Königs, Philipp VI. Er wollte theils seine Ländergier auf Kosten des deutschen Reiches befriedigt, theils seines Thrones Glanz und Frankreichs Namen über deutsches Volk und Kaiserthum erhöht sehen. Natürlich fand er gegen beides an Ludwigen einen immer heftigen Widerspruch und überwiegenden Gegenkampf. Was die Feindschaft des böhmischen Königs anbetrifft,

immer glücklichen Fortschritte des Kaisers nicht gerne sahen, als sie vernahmen, daß sich der Papst mitsammt den Kardinälen dem Kaiser huldreich erzeigen und ihn wieder zu Gnaden aufnehmen wolle, ihn abwendig machten und seinen höchst edeln Vorsatz vereitelten. Und so sind die Gesandten des Kaisers fruchtlos zurückgekehrt, nachdem sie vergeblich viele Mühen und Kosten gehabt hatten. Der jedoch setzte und schickte abermals andere an ihrer Statt. Diese richteten wie die Erstern in keinem 133
Stücke etwas aus, ja kamen noch mit Schimpf und Schande überhäuft ohne allen Erfolg heim.[1]) Obwohl nun viele Boten und Vermittler des Kaisers von dem Rath und Hof des Herrn Papstes mit Unbilde und Schande zurückgestoßen worden waren, schickte der Papst doch im Jahre 1338 zur Herbstzeit seine Gesandten bis nach Lothringen hin, indem er wünschte und empfahl, daß auch diejenigen des Kaisers zu ihnen dorthin eilen möchten, damit dort beide Theile zusammenkämen und über das zwischen ihnen zu treffende Friedensbündniß verhandelten. Der Kaiser schickte also seine feierlichen Gesandten dorthin, aus Schwaben den Herrn Grafen von Nellenburg und den Herrn Truchsessen von Walpurg, aus Baiern den Herrn von Nifen, seinen Geheimrath, der ihm vor allen andern geliebt war. Als aber die Gesandten des Oberhirten so schwierige und unersteigliche und sehr zu befürchtende Dinge vom Kaiser verlangten, daß er sich nämlich vor den Augen des Herrn Papstes demüthig einstellen und die Reichsherrschaft in die Hand desselben frei niederlegen sollte, weil es aber nach den Rechtsgelehrten des Kaisers weder mit dem Recht noch der Vernunft im Einklange war, daß er dies thue und auf solche Weise sowohl die Person als das Gut in die Hände seiner Todfeinde übergebe und aussetze, vorzüglich des Königs von Frankreich, der dort herrschte, so setzten die gemeldeten Gesandten des Kaisers, wie sie dies sahen, alles hintan und zogen mit unwilligem Gemüthe ab.[2]) Aus

---

so hatte derselbe seine Brust voll Grimm gegen den Kaiser von Kärnthen her genommen, was wir in einer vorangegangenen Note ausgeführt haben.

[1]) Der Kaiser that das Aeußerste und bot das Letzte, was immer nur zu erwarten stand. Er strengte sich gleichsam an, unter seiner Krone, in seiner Kaiserwürde sich zu überwältigen, um nur einmal das wilde Gespenst der Zwietracht mit dem hl. Stuhl von seinen Augen wegbannen zu können. Was er dem Papste durch seine Gesandten sagen ließ, war wohl zu viel und ein starkes Zeugniß davon, daß er um den schwankenden Preis einer päpstlichen Gnade seine kaiserliche Majestät zu wohlfeil gemacht hatte. Der Kaiser bereue, mußten die Gesandten am Hof zu Avignon vortragen, im tiefsten Leid alles, was er oder andere in seinem Namen sogar gegen Benedikts Vorgänger Johann XXII. — jenen schlauen Erzfeind Ludwigs — gethan, er bedaure, daß er sich von seinen Gelehrten, den Kanonisten und Theologen, so gut sie es sonst mit ihm meinten, durch ihre falschen Worte und Schriften habe verlocken lassen, gegen den Oberhirten je einen Schritt zu wagen und eine Appellation zu versuchen. Selbst mit Philipp sollte in solchem Sinne verhandelt werden, auch auf Grund eines ähnlichen Sündenbekenntnisses und übertriebener Anerbietungen. Und doch alles umsonst! Umsonst war das Haupt des Reiches vor den Blicken Deutschlands und Frankreichs vom Thron hinabgestiegen in die Niedrigkeit dieser Demüthigung! Umsonst war es zerknirschten Herzens und flehenden Mundes in das arme Büßerhemd eines der Verdammniß anheimgefallenen Sünders getreten!

[2]) An Benedict hatte es, wie oben bemerkt, in der That nicht gefehlt, den Friedensvertrag, dem so viele Opfer galten, zu Stande zu bringen. Allein der gute und hiefür zu schwache Mann stand gebunden in Philipps Fessel und mußte jeder eigenen freiern Bewegung, so weh es ihm im Herzen that, nothgezwungen entsagen. Er hätte freilich, wäre für ihn keinerlei Weisung geradaus vom französischen Thron zu beachten

diesem Grunde erneuerte der Kaiser die obbenannte Appellation durch jenen Bruder Bonagratia, beider Rechte, des Staats- und Kirchengesetzes Meister und sehr kundigen Lehrer, wie ich mich erinnere oben an-
1338. gegeben zu haben, gegen den Papst in der offenkundigsten Weise. Als die Kurfürsten, welchen die Wahl des Königs von Deutschland und folglich des Kaisers der Römer zusteht, sowohl die geistlichen als weltlichen, und ebenfalls andere Vornehme in Deutschland, Große, Statthalter, Barone, unter welchem Namen sie auch begriffen und in welchen Amtswürden sie mächtig sein mochten,[1]) nach der Stadt Frankfurt in Franken zusammengerufen waren, so klagte der Kaiser mit Nachdruck und gleichsam mit Weinen die die ihm vom Papst angethane Verachtung, gemäß dem eben beschriebenen Verlauf. Ueberdies mit königlichem Gewand, Edelsteinen, Gold und Silber, die wie ein Bliß funkelten, umkleidet, auch mit dem Scepter und andern königlichen Würdezeichen geschmückt, säuberte er sich vor der ganzen Menge seiner daselbst versammelten Ritterschaft, wo auch der König von England[2]) mit seiner Ritterschaft

---

gewesen, auch dann nicht in alleiniger Person handeln dürfen, sondern die Zustimmung der Kardinäle einholen müssen. Diese aber waren zum größern Theil Franzosen und deshalb nicht davon abzubringen, im Dienste ihres Königs und überhaupt Frankreichs zu reden und zu arbeiten. Ja, wie der Papst dachte, sprach er über dieser Verhandlung gegen Philipp doch aus, so gut es ihm Gemüth und Verhältniß eben zuließen. Als nämlich die beiden Gesandten des Kaisers, der Pfalzgraf Ruprecht und der Markgraf Wilhelm von Jülich dem verborgen gehaltenen Plan Philipps auf den Grund geschaut hatten, schrieben sie von Avignon aus an den Kaiser, er möge sich nun auf die eigenen Füße stellen und zum Kampfe rüsten, sie hätten in Avignon jetzt nichts mehr zu thun und könnten ihren Wanderstab wieder heimwärts wenden, die letzten Schritte seien verloren. Da bat und beschwor Benedikt seinen französischen Oberherrn, um Gottes willen nachzugeben und das anzunehmen, was angeboten werde; nie kehre die Stunde mit einem so reichen Geschenke wieder, wohl aber könne sie einen Wechsel der Dinge herbeiziehen, dem die Reue und Klage zu spät erscheine. Schnellen Laufes ging die päpstliche Weissagung in Erfüllung. Die deutsche Geduld und Demuth war erschöpft. So niedrig sich Ludwig herbeigelassen hatte, so hoch stellte er sich mit Einem Schwung wieder hinauf, als das Gemüth, der unnatürlichen Ueberspannung müde, durch das höhnende Spiel des Gegners in das schuldige würdige Selbstgefühl zurückkam. Er bricht alle Unterhandlungen ab, nimmt den Kaisertitel wieder an, den er vor einem Jahre auf des Papstes Bitte abgelegt hatte, schließt mit seinem Schwager Eduard III. von England, der eben jetzt den Krieg mit Frankreich anhob, einen durchdachten Bund und ruft die Nation unter seinem Scepter auf, für deutsches Reich und deutschen Ruhm einzustehen. Die Dinge hatten für Philipp nun wirklich gewechselt.

[1]) Auf die Seite des Kaisers war jetzt so zu sagen alles getreten, was deutsch hieß. Alle Fürsten mit der einzigen Ausnahme des böhmischen Königs machten Ludwigs Sache zu der ihrigen und zu derjenigen der Nation. Selbst entschiedene Gegner des Kaisers zögerten nicht, sich in die Reihe seiner eifernden Freunde zu stellen, wie der Bischof von Straßburg und der Kurfürst von Mainz, Heinrich von Virneburg, welch letzterer ja seiner Zeit vom Papste Johann XXII. ohne des Kaisers Befragen und wider dessen Willen eingesetzt worden war. Die oberrheinische Geistlichkeit hielt eine Versammlung und schickte durch eine Gesandtschaft nach Avignon die Erklärung, daß, wenn der Papst dem Kaiser die Absolution noch länger verweigere, die sämmtlichen deutschen Bischöfe sich berathen würden, auf welche Weise die mißachteten Rechte und Ehren des deutschen Reiches gewahrt werden könnten. Unter Thränen drückte der Papst den Gesandten beim Abschied die Hand: er dürfe seinem Herzen nicht nachgeben und den Kaiser vom Bann lossprechen; er dürfe ihnen auch kein sicheres Geleit ertheilen und müsse sie durch den Fürsten der Dauphiné über die Alpen nach Lausanne führen lassen. Bald darauf that sich die niederrheinische Geistlichkeit im nämlichen Geiste zusammen, und hinter diesen beiden Versammlungen kam der bedeutungsvolle Reichstag zu Frankfurt.

[2]) Also Ludwigs Schwager, Eduard III., der auch eine Tochter desselben Wilhelm III., Grafen von

anwesend war, vollständig von jenen Fehlern, welche ihn nach der Decretale, die beginnt: „Venerabilem“ in dem Titel: „De electionibus“, hätten verwickeln oder absetzen können, indem er zeigte, daß er und seine Vorfahren von einer Zeit an, da kein Gedenken mehr statt hat, die frommen Bekenner und die zuverläßigsten Anhänger des rechtmäßigen Glaubens seit der Wiege auf seien.

Als diese und andere Reden von ihm herrlich und klar durchgeführt waren, fragte er sie von sich aus und durch seine Rechtsvertreter, was er weiter thun sollte als was er gethan, und was sie von dem Interdicte dächten, das in seinem Reiche gegen ihn nach seinem und Vieler Urtheil ungebührlich gefällt und schon durch mehrere Jahre zum Schaden der Seelen und zur größten Gefahr, auch zu seiner Entehrung und Beschwerung in Kraft erhalten worden. Dieselben besprachen und prüften genau die Streitigkeiten und einzelnen Beweggründe sowohl des Papstes als des Kaisers und sichteten und durchforschten mit scharfsinnigem Verstande alles klarer als das Licht von sich aus, besonders aber durch die tüchtigsten Staats- und Kirchengesetzkenner des Kaisers, am vorzüglichsten aber durch den Bruder Bonagratia, gleichsam den lebendigen Schrank oder Schrein des ganzen Rechtes, und sodann auch durch sämmtliche Prälaten und die ganze daselbst versammelte Geistlichkeit, und sie fanden: der Kaiser habe alles, was er mußte, zur Genüge vollbracht und ihm sei der Zugang und Eintritt zu aller Gnade und Gerechtigkeit unbillig und leichtfertig verschlossen und verriegelt und ganz verweigert worden [1]) In einem reifen und einmüthigen Urtheil [2]) und auch unter Eidesleistung setzten daher die Fürsten fest: alle Prozesse, vom Herrn Papst gegen den Herrn Kaiser vorgenommen, seien ungebührend und durchaus von keiner Kraft oder Bedeutung, sondern vergeblich und eitel und mit der Wagschale der Gerechtigkeit ganz und gar nicht im Gleichgewicht.[3])

Holland, Friesland, Seeland und Hennegau zur Ehe hatte, dessen älteste Tochter Margaretha an den Kaiser verheirathet war.

[1]) Nach Frankfurt war man schon mit dem Vorsatz gekommen, dessen Erfüllung Vitoduran beschreibt, nämlich einmal die immer in Verwirrung herumgezogene Frage zu bestimmen, wie sich eigentlich geistliche und weltliche Gewalt im deutschen Reiche zu einander verhalten, wo das Gebiet und wo die Grenze der einen wie der andern sei, und inwiefern die eine über die andere zu verfügen habe. Freilich mußte sich Ludwig auch noch in dieser Versammlung, im Schooße des ihn glanzvoll umringenden Reichstages, eine Demüthigung gefallen lassen, die sich vor diesen strahlenden Größen und Lichtern des Staates und der Kirche für ihn und man kann wohl sagen ebenso für sie wie ein entstellender Schattenzug ausnimmt. Da er vom Papste des Unglaubens und der Gottlosigkeit geziehen worden und diese Anschuldigungen noch immer ungelöscht an ihm hafteten, so wurde ihm hier auferlegt, denselben gegenüber seine Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit zu jedermanns Kenntniß zu erweisen. Und nun mußte der Kaiser vor der ganzen Reichsversammlung erst das Vaterunser, den englischen Gruß und das Symbolum hersagen!

[2]) Nach andern wäre dieser Spruch des Reichstages zu Koblenz erfolgt.

[3]) Zu diesen kühnen Erklärungen müssen wir den kühnsten Schritt hinzurechnen. Vom Stuhle des Papstthums herab war den Fürsten und ihren Völkern der Beschluß vorgelesen worden, der hl. Vater allein habe den Ausspruch abzugeben, wer römischer König oder Kaiser sein und heißen soll. Der Reichstag griff diese Behauptung als eine unbegründete Anmaßung an und trug den Kurfürsten auf, darüber ihre Ansicht zu fassen und den vereinigten Ständen vorzulegen. Sogleich verfügten sich die Kurfürsten mit Ausschluß des Königs von Böhmen, aber in Begleitung des Kaisers nach Rense, bei Boppard-Koblenz, wo ehrwürdigen Andenkens der

Und sie schlossen unter derselben Eidesformel in bestimmter Urtheilsfassung noch an: durch das ganze, der Reichsherrschaft des Kaisers Ludwig unterworfene Land soll der Gottesdienst, der lange ungebührlich zur Bestrafung und Mißachtung des Kaisers untersagt und aufgehoben war, rechtmäßig und gebührend, indem jeder Gewissenszweifel abgelegt sei, wieder aufgenommen werden. Sie beschlossen ebenso: die ganze Geistlichkeit, wo immer im Reiche oder Herrschaftsgebiet des Kaisers angestellt, welche die gottesdienstlichen Verrichtungen noch nicht wieder aufgenommen hätte, sei zur Wiederaufnahme des lange unterbrochenen und abgeschnittenen Gottesdienstes anzuhalten, und wenn sie sich sträube und zu gehorchen hartnäckig verschmähe, so sei sie als Feindin des Staates scharf zu bestrafen.

Es ging also vom erhabenen Kaiser Ludwig die Verordnung aus, daß der ganze ihm unterthänige und noch unterthan werdende Erdkreis unter Androhung seiner Ungnade den Gottesdienst ungesäumt wieder aufnehmen solle. Das trugen seine Amtleute, Statthalter und Vögte als ihnen im ganzen Ernst anempfohlen in des Kaisers Briefen mit sich in ihre Länder hin und geboten es zu getreuer Vollführung, indem sie den einzelnen Städten und andern ihrer Vogtei oder Gerichtsbarkeit unterstellten Ortschaften unter schreckenden Drohungen vorschrieben, daß der dringende Befehl des Kaisers in jeder Beziehung beobachtet werde. Als dies die Geistlichkeit einiger Städte mitsammt den Bürgern in Ausübung zu bringen durch einige Tage nicht im mindesten sich bekümmert oder vielmehr verschmäht hatte, so hielten zuletzt doch die Bürger darüber Rath, kamen zum Verstand und erkannten es an, es wäre schwierig, wider den Stachel auszuschlagen, und ließen es nachdrücklich durch die Städte ausrufen: ein jeder, sowohl Kloster- als Weltgeistlicher, der den Gottesdienst bei offenen Thüren und dem Geläute der Glocken zu halten oder wieder aufzunehmen verschmähe, soll für immer oder auf eine Zeit außer die Stadt kommen; oder wenn Einer in der Absicht, den gottesdienstlichen Verrichtungen zu entfliehen, aus der Stadt gegangen sei, soll er sich bis nach zehn Jahren von jener Stadt, Flecken, Dorf, Kloster oder sonstiger Stelle unwiderruflich ausgestoßen wissen. Man verfuhr jedoch schonend und ließ den Geistlichen eine Frist von acht Tagen, sich zu entschließen, ob sie an der Stelle verbleiben oder abtreten wollten. Viele Geistliche der verschiedenen Orden und wenige Welt-

---

Königsstuhl stand und die deutschen Könige von jeher Wahl und Weihe erhalten hatten. Welch eine Haltung und Sprache hier, zu Rense, gegen den Papst und für das Reich! Die kaiserliche Würde, hieß es, sei unabhängig und stehe unter keiner Verfügung oder Verurtheilung der römischen Schlüsselgewalt, das kurfürstliche Wahlrecht sei ein freies Recht und soll ohne Vorschriften der Kurie geübt werden! In diesem Geiste, den bis anhin kein Herz so furchtslos zu nehmen, keine Zunge so offen zu bekennen gewagt hatte, erheben sich alle einmüthig, schließen als diese Kurfürsten einen Verein, den ersten Kurverein in deutschen Landen, der mit dem Namen seines Stiftungsortes Rense einen neuen Abschnitt der politischen Geschichte eröffnet, und besiegeln den geschlossenen Verein mit dem Eide, im Kampfe für die ausgesprochenen Rechte unentwegt und unzertrennlich zusammenzustehen. Zum Schlusse fertigen die Kurfürsten ebenfalls eine Gesandtschaft an den Papst ab und thun ihm zu wissen, daß sie keinerlei Prozesse und Urtheile, wie und wann sie immer von Avignon aus über den Kaiser ergangen, anerkennen und beachten. Somit getreu das, was unsere Chronik berichtet.

geistliche zogen daher, während die andern sangen, von ihren Stellen weg, irrten dahin und dorthin und begaben sich an die zur Wiederaufnahme des Gottesdienstes nicht gezwungenen Orte anderer Herren und besudelten dort den Namen der Lobsingenden so sehr, daß dieselben wie stinkender Mist oder Koth verstoßen und ihre Gemeinschaft, Umgang, Unterhaltung, Messe, Gebet, Predigt, Ablaß und jede Schlüsselamtsgewalt für abscheulich gehalten wurden.[1])

Hinwiederum verfolgten diejenigen, welche an der Stelle verblieben und dem Herrn lobsangen, jene, die schwiegen und entwichen, als Unsinnige, Irrgläubige, Starrköpfe, Narren und Aufrührer heimlich und offen, und stellten sie vor den Leuten als solche dar, die man als Zerstörer oder Zerstückler des Gottesdienstes meiden und verabscheuen, ja noch eher als vergiftet und ansteckend wie einen wüthenden Hund fliehen müsse. Eine jede Partei fällte über die andere das Urtheil, sie habe den Verstand verloren, sie stifte Entzweiung und zerbreche und zerreiße den ganzen und ungestückten Rock Christi.

Viele jedoch aus der Zahl derer, die weggegangen waren, suchten, nach einem halben Jahr von Reue getrieben, ihren Ort mit glühendem Verlangen wieder auf; aber es wurde ihnen nicht gestattet, denselben wieder zu beziehen, weil fast die ganze Einwohnerschaft bei ihrem Weggange sich eidlich im entgegengesetzten Sinne verpflichtet hatte, daß nämlich keiner derselben die Gelegenheit oder Möglichkeit zurückzukehren vor dem Ende der ihnen darüber festgesetzten Zeitfrist haben sollte. Daher geschah es, daß diejenigen, welche aus eigenem Willen oder Unvorsichtigkeit weggegangen waren, wider ihren Wunsch und mit dem größten Aerger ihres Herzens draußen bleiben mußten. Um aber den Stoff dieser Rede zu schließen, muß ich noch bemerken, daß die lange stumm gebliebenen Lippen in die Gesanges- und Freudenstimme des Gottesdienstes wieder aufgeschlossen und die durch vieler Jahre Lauf aufgehobenen Orgeln in den Einklang der Lieder und Psalmen wieder gelöst worden sind, obwohl die genannte Uneinigkeit und Ungleichartigkeit bis auf den heutigen Tag fortdauern.

Als um diese Zeit, wie man erzählt, auf ein Begehren des Sultans 30 Brüder aus dem Orden der Prediger, gerühmte Lesmeister, vom Papste gesandt, vor dem Sultan erschienen waren, wurden sie auf folgende Weise von ihm versucht. Er sagte nämlich: „Wenn ihr den rechtmäßigen Glauben den Leuten meines Reiches, für welches ihr von mir herbeigerufen und von dem Oberhaupte der Christenheit bestellt seid, ausstreuen wollet, so leget ab und beseitiget den Anzug eurer Kleider und die Geschorenheit eurer Häupter und nehmet für euch das mit der Tracht meines Volkes gleichförmige Gewand an. Wenn ihr dies thut, werdet ihr mich im Dienste des göttlichen Wortes zu einem günstigen und

---

[1]) Es waren die Mönche und namentlich die Dominikaner, welche sich auf diese Weise gehässig und leidenschaftlich geberdeten, in der Meinung, ihre Pflicht und ihr Gelübde erheische es, die Sache des Papstes mit allen gedenkbaren Waffen zu vertheidigen. Sie rissen den Reichsbeschluß, der das Interdikt entkräftete, an den Kirchen ab und fielen, wie es ihre Natur und Gewohnheit war, über die andern Geistlichen und deren Gottesdienst in den heftigsten Schmähungen und Verwünschungen her. Wir müssen es Vitoduran zur Ehre anrechnen, daß er als Franziskaner, als Glied desjenigen Ordens, dem die unterthänige Verehrung des hl. Stuhles sonst auch nicht fehlte, den wüsten Streit so gelassen und unparteiisch auf das Blatt seiner Chronik gezeichnet hat.

wirksamen Mitarbeiter und ebenso zu einem erwünschten und eifrigen Beschützer haben. Wenn ihr es aber nicht thut, so seid ihr alle Kinder des Todes." Sie beriethen sich gemeinsam und beschlossen, es sei besser und gerathener, den Umtausch ihrer Kleidung als ihrer aller Untergang und die Einbuße am Gewinn der Seelen zu ertragen, um dessentwillen sie gekommen waren. Als sie daher die Umwechslung der Kleider vorgenommen und sich den Blicken des Sultans wieder dargestellt hatten, erhielten sie von ihm eine Furcht einflößende und sehr schreckhafte Ansprache auf folgende Weise: „Da ihr Lehrer der Christenheit und Führer und Licht Anderer seid, und doch so bald und so leicht eines Schreckens halber, den ich euch eingejagt, von der Kleidung eures Gelübdes und Regeldienstes weggebracht worden, wie wankelmüthig müssen infolge hievon die andern sein! Ich habe unter mir Heiden so stark und standhaft in den Vorschriften des Heidenthums, daß sie sich lieber zerreißen und in tausend Stücke zertheilen ließen als daß sie von der Beobachtung ihrer heiligen Gebräuche abwichen. Daher gehet so schnell ihr könnt, wenn ihr des Todes bittersten Strafen zu entweichen wünscht, von meinem Angesicht hinweg!" [2])

Sie nahmen sogleich zum König von Cypern Zuflucht und wurden durch ihn weiter in die Gebiete der Christenheit sicher hingeleitet und kehrten dann an die Orte, woher sie gekommen, mit Bestürzung zurück. Wenn sie nicht Briefe vom König Frankreichs, wie man sagt, gehabt hätten, so wären sie vom Sultan elendiglich ermordet worden.

Dieser Sultan,[1]) wie gemeiniglich versichert wird, liebte sonst die Christen und behandelte sie gütig und mit Achtung, wenn sie in die Gebiete seiner Herrschaft gekommen waren. Denn wenn er vernahm, daß Barone, Bischöfe oder ausgezeichnete, geachtete und tüchtige christliche Ritter in sein Land gekommen seien, nahm er sie mit einem Herzen voll Gefälligkeit auf und wandte ihnen viele Wohlthaten und verschiedene Beweise der Freundschaft und Liebe zu. Da dies aber einige aus seinen

---

[1]) Wenn wir sowohl die Zeit als die übrigen Merkmale in Erwägung ziehen, so können wir diesen Sultan in keinem andern Herrscher finden als in Urchan. Er war Osmans Sohn, dessen wir auch schon Erwähnung gethan, und regierte von 1326—1359. In den Fußtapfen des erobernden Vaters schritt er rastlos nach, brachte ein Landstück Kleinasiens nach dem andern unter das neue Scepter der Osmanen und schickte endlich seine kriegerischen Schaaren nach Europa hinüber, wo sie ihm, mit dem thracischen Chersones beginnend, die nächstliegenden Gebiete hinter einander unter sein Scepter stellten, wenn er auch in eigener Person nicht an ihrer Spitze stand und überhaupt Europa nie betrat. Daher die Bemerkung Vitodurans, daß dieser Sultan in der Macht und Größe seiner Herrschaft außerordentlich weit fortgeschritten sei. Die Zuneigung, welche ihm gegen die Christen zugeschrieben wird, wollen wir ihm nicht gerade wegsprechen, wiewohl bei Licht betrachtet aus Vitodurans eigenen Andeutungen zu entnehmen ist, daß er gegen Christen auch andere Maßregeln in Anwendung bringen konnte und immerhin ein guter „Heide" d. h. Moslem blieb. Es mochte desnahen, was an ihm gerühmt ist, nicht eine eigentliche Vorliebe oder Begünstigung der Christen, sondern eher eine allgemeine Duldsamkeit sein, die ihm als einem Eroberer verschiedener Länder mit ihren verschiedenen Lehren und Gebräuchen klug zustand. Daneben konnte es nichts destoweniger vorkommen, daß er gegen Christen, auf deren Gebiete er ein so lüsternes Auge gerichtet, seine Milde oder Freundschaft in hervortretender Weise zeigte, um sie sich in der Verfolgung seiner Absichten nicht zu Gegnern zu machen.

[2]) Abermals Dominikaner sind die Fehlgehenden und Gefährdeten!!

Leuten übelgenommen hatten, verschwuren sie sich einmal wider ihn und zogen feindlicher Weise gegen seine Wohnung mit einem Volkshaufen hin, welcher Fahnen trug, die mit dem Bilde des Gekreuzigten bemalt waren, deshalb, weil er sich als Verehrer desselben zeige. Er sah ihrem Lärm und Ungestüm aus einem Fenster zu und dämpfte sie mit den Worten: er sei ein ebenso guter Heide als sie. Und zum Beweise dessen wolle er am nächstfolgenden Tage eine Kirche der Christen, die von der Zeit her, da der christliche Glaube oben auf war, noch dort bestand, zugleich mit ihnen von Grund aus zerstören. Bei der Zerstörung derselben und sonst bemerkte und beobachtete und ergriff er als ein geweckter und umsichtiger Mann die Urheber und Rädelsführer des genannten Frevels und befahl sie zu tödten.

Es wird über ihn auch berichtet, daß er in dieser Zeit seinen Sohn deshalb, weil er einen reichen Christen, um sich dessen Geld zuzueignen, getödtet hatte, ohne Richterspruch habe umbringen lassen.[1])

Von ihm wird ebenfalls erzählt, daß er, weil er ein strenger Herr und Richter war, um die Uebertretungen der Barone, Vögte, Vorsteher, Statthalter, Richter, Herzoge, Grafen und aller seiner übrigen Beamten auszukundschaften, ihre Länder oder Herrschaftsgebiete in Pilgergestalt betreten habe, und wenn er sie nach der Angabe der Einheimischen, gemäß dem früher über sie vernommenen Urtheil der Volksrede schuldig gefunden hatte, kehrte er in sein Haus zurück, rief sie zu sich, warf ihnen ihre Vergehungen in ihr Angesicht vor, zwang sie über den in einen Stuhl eingeschlagenen eisernen Pfahl zu sitzen, der in das Innere ihres Leibes drang und sie zusammt mit einem Gifttrank, welcher ihnen von oben in den Mund gegossen wurde, im Augenblick, da sie saßen, auf äußerst schmerzliche Weise tödtete.

Ferner erhob sich, wie man sagt, in dieser Zeit der genannte Sultan und schritt in der Größe, Stärke und Vermehrung seines Reiches und seiner Herrschaft so sehr vor, daß er 60 und mehr gekrönten Königen mächtig vorstand. Darüber habe sich sein Herz durchaus nicht erhoben oder aufschwellen lassen, sondern es vielmehr demüthig Gott zugeschrieben, von dem er es durch die Vermitt-

---

[1]) Daß Urchan einen seiner Söhne auf eigenen Befehl hinrichten lassen, ist nicht weiter nachzuweisen. Sein ältester Sohn Soliman war, weil es der Vater nicht thun wollte, über den Hellespont gegangen, um das Schwert der Osmanen über das eroberte Gebiet Europas, dort längs den Armen der Mariza, als Fürst in einer anwesenden Hand zu zeigen. Er wählte sich Kallipolis oder Gallipoli zum Wohnsitz, jene großartige Griechenstadt und Handelsstätte die auf der Landzunge zwischen dem Busen von Saros und der Dardanellenstraße oder „der Meerenge von Gallipoli" gleichsam als eines der wenigen letzten Gestirne gläuzte, wie sie noch am immer düstrer sinkenden Horizont des byzantinischen Reiches standen. Doch der Fürstenstuhl, der hier aufgestellt war, wurde bald wieder leer, denn Soliman starb noch vor seinem Vater. Dessen zweiter Sohn Murad oder Amurath I. faßte als der eigentliche Nachfolger Urchans im Jahre 1359 das Scepter mit weit reichenden Plänen. Er erschien mit seinen Schaaren vor Adrianopel, entriß es den Händen der Griechen im siegreichen Sturm und machte es zu seiner Residenz. Von hier aus sandte er die streifenden Horden seiner Osmanen bis hin unter die Servier und Bulgaren, nach Westen und Norden, und brachte über Land und Gut und Glauben der Christen einen solchen Schrecken, daß im Abendland ein Kreuzzug gegen die Türken gepredigt wurde und wirklich auch zur Ausführung kam. Es ist nun, alle diese Verhältnisse in Beachtung genommen, doch zu bezweifeln, daß Urchan, der für das ungeheure Feld seiner Eroberungen nicht Söhne genug hatte, einen derselben um eines so vereinzelten Fehlers willen, wie hier angegeben ist, zum Opfer fallen ließ.

lung Muhammeds, des höchsten Propheten, zu haben ohne allen Zweifel glaubte. Er erkannte auch klar damals die Parteiungen, Kriege, Entzweiungen, Uneinigkeiten, Schlachten, Streitigkeiten der Christenheit, nämlich zwischen dem Papst und dem Kaiser, zwischen dem König von Apulien und Sizilien, zwischen dem König der Franzosen und der Engländer, zwischen dem König von Dänemark und Schweden, zwischen den Städten und Herren der Lombardei, und andern mehr,¹) freute sich und frohlockte und fürchtete sich vor der Christen Einfall ins hl. Land, um das Grab Christi aus seinen Händen zu entreißen, gar nicht so sehr, und wagte sie sicherer und muthiger anzugreifen und zu beunruhigen, wenn die Beleidigung von ihrer Seite es erheischte.

Weiter wird erzählt, daß in dieser Zeit ein Kaiser oder großer König der Tataren eine so ausgezeichnete Macht besaß, daß er fünfhundert Fürstenthümer abzutreten hatte, von denen das kleinste dem Königreich Böhmen in Wahrheit verglichen werden konnte. Er pflegte zu den Handelsleuten, die damals aus christlichen Gegenden in die Gegenden seines Reiches des Handels wegen kamen, zu sagen: „Der Kaiser der Römer und der König der Franzosen sollten von Rechtswegen von mir in ihren Reichen belehnt werden, und weil sie dies zu thun verschmähen, besitzen sie dieselben unter unrechtmäßigem Titel zu meiner großen Beeinträchtigung."

Im Jahre 1338 zur Maienzeit zwischen Ostern und Pfingsten wurde die Stadt Mailand in der Lombardei von einem Heere des Herrn Großcan von Bern²), der die Partei des Kaisers Ludwig be-

[1]) Die Kriege oder Kämpfe, die zwischen den hier angeführten Gegenparteien statthatten, sind bei der Behandlung unserer Chronik theilweise schon vorgekommen. So im Verhältniß vom Papst und Kaiser, vom König Frankreichs, Philipp VI., und König Englands Eduard III., von den Städten und Adelsfamilien der Lombardei. Weniger bekannt sind die Streitigkeiten zwischen Dänemark und Schweden, zwischen Apulien und Sizilien, weswegen darüber ein kurzes Wort beigefügt sein mag. Der Streit der Könige von Dänemark und Schweden bestand darin, daß sie einander Landstücke nahmen. Das geschah hauptsächlich als die Waldemar die Krone Dänemarks auf ihr Haupt brachten, und unter keinem wieder sieht man es in größerm Maße als unter Waldemar III. Er pflegte, um seinen rastlosen Fleiß in diesem Stücke zu beurkunden, über der erfüllten und noch zu erfüllenden Aufgabe zu sagen: „Morgen ist wieder ein Tag", was ihm den Beinamen Attertag zuzog. Er benützte die ausgesuchtesten Gelegenheiten, seinem Zwecke recht dienen zu können, wie er es gegen Magnus Smek, König von Schweden, trefflich zu richten verstand und dem dänischen Reiche wieder Zuwachs gewann. — In Apulien regierte jener hitzige Guelfe und Schildträger des Papstes, Robert von Neapel. Er hatte noch in seinen alten Tagen den Plan unter der Hand, Sizilien gerade damals, in der wie ihm schien sehr gelegenen Zeit, zu erobern. An der Spitze Siziliens stand nämlich von 1337—1342 Peter II, ein Sohn Friedrich II. von Aragonien, dem von seinem Bruder Jakob die Insel überlassen worden war, da der letztere an der Stelle des verstorbenen Bruders Alphons die Krone Aragoniens nahm. Der Regent Siziliens, Peter, war ein schwacher Mann und in dieser seiner Schwäche, die einen Herrscherstab kaum zu halten vermochte, lag für den eigensüchtigen und gewaltthätigen Robert Reiz genug, auf jenen kitzelnden Einfall zu gerathen Allein diesmal kam eine andere Störung dazwischen und Robert erlebte keinen Sieg des ernstlich studirten Kampfes, er starb in seinem achtzigsten Jahre darüber.

[2]) Nach damaliger Schreibart für Verona, wie es etwas weiter unten geschrieben ist. Das Haus della Scala sah sein Verhängniß nahen, es zog nicht nur aus diesem Angriffe Mailands seinen Schaden, sondern kam überhaupt von Schritt zu Schritt in traurigen Verfall. Es war durch Oelhandel, wie es hieß, zu einem außerordentlichen Reichthum gelangt und besaß schon am Ausgange des 13. Jahrhunderts in Vicenza, Verona

günstigte, mit Belagerung eingeschlossen. Aber diejenigen, welche in der Stadt waren, brachen, von einer gewaltigen Wuth gegen die Auswärtigen gespornt, heraus, fielen sie an, schlugen sich auf das tapferste mit ihnen, und endlich, nachdem der Kampf lange unentschieden gewesen war, gewannen die Auswärtigen, welche auf Seiten des Herrn Can von Verona waren, die Oberhand und machten die andern in großer Zahl nieder. Als dies geschehen war, überraschte ein Herr von der Partei der Stadt mit 300 oder 500 frischen Kriegern die Auswärtigen, stürzte über sie, die bereits den Triumph feierten und vom Kampfe sehr ermüdet waren, her und warf viele danieder, viele nahm er auch gefangen und zog voller Freude wegen des am Schluß errungenen Sieges in die Stadt ein. In selbigem Streite sollen von jedem der beiden Heere ungefähr 5000 Mann gefallen sein.

Als derselbe Krieg vorüber war, in dem zunächst darauf folgenden Herbste, erregte der Herr Graf von Kyburg mit mehreren andern Grafen einen Krieg [1]) gegen die oben mehrmals genannten Berner.

---

und Mantua eine hochgestiegene Macht. In seiner herrlichsten Blüthe aber strahlte es über ganz Oberitalien hin, als es unter Can Grande della Scala an der Spitze der Ghibellinen stand, unter jenem freisinnigen und hochedeln Beschützer der Künste und Wissenschaften, dem Dante voll inniger Verehrung schon im ersten Gesange der göttlichen Comödie den Lorbeer windet, das sei der Fürst, der, wie eine bewunderte Ausnahme der sinnlich und sündlich verworrenen Zeit, nicht nach Land und Metall, sondern nach Weisheit, Liebe und Tugend dürste (**questi non ciberà terra nè peltro, ma sapienza e amore e virtute. Jnf. I. 103** und **104**). Schade, daß er so früh, 1329, in der Kraft der Jahre, im besten Schwunge seiner Thätigkeit dahinsank! Ueber seinem Grabe nagte der Tod auch an dem berühmten Hause. Die beiden Neffen des Verstorbenen, Mastin und Albert della Scala, übernahmen wohl gierig Land und Macht, aber nimmermehr die erhabene Denkart und großmüthige Tugend, mit Einem Wort den schützenden Genius ihres Oheims, als das bessere Erbe. Eine bösartige Eifersucht, Habsucht und Herrschsucht waren der höllische Dämon, der sie von einem unheilvollen Schritt zum andern fortriß. Bald wollten sie eine übertriebene Anmaßung an fremdem Gut, bald eine wilde Leidenschaft am verhaßten Gegner sättigen, wie hier bei dem Anfalle Mailands, wo sie sich mit den ebenfalls heftigen und feindlichen Visconti in eine unberechneten Kampf verloren. Und die nämlichen Uebel verzehrten nach und nach die Familie della Scala selbst. Ein Brudermord folgte auf den andern und die Schlange des Egoismus, das unersättliche Unthier, wand sich durch List und über Leichen zu Gewalt und Genuß hin, bis das Maß des Fluches vollendet und das einst im höchsten Ruhm gepriesene Haus unter dem Hohn der Guelfen und mit dem Spott so zu sagen des eigenen Geschickes elend gestürzt war.

[1]) Das ist der Streit zu Laupen. Die Beschreibung, die uns Vitoduran von demselben bietet, ist schon deshalb sehr beachtenswerth, weil kein anderer Bericht älter ist und unser Chronist den Streit gleichsam aus der Tagesgeschichte in sein Tagesbuch aufgenommen hat. Dabei ist jedoch wohl zu beachten, daß Vitoduran nicht zunächst an der Quelle saß und mehr aus abgeleiteten Kanälen geschöpft hat, weshalb die Darstellung theils nicht gründlich genug die Veranlassung und den Verlauf des Streites gibt, theils hauptsächliche Momente übergeht und untergeordnete Punkte hervorhebt. Es gibt nun als gleichzeitig neben Vitoduran nur noch Einen Bericht, eine werthvolle und merkwürdige Schrift, die wohl mit Recht als die vorzüglichste und verbürgteste Grundlage alles dessen angenommen werden muß, was wir von dem Freiheitskampf der Berner genaueres wissen. Das ist die **Narratio proelii Laupensis**, von einem ungenannten Verfasser, der aber den Verhältnissen näher stand und den anschaulichen Zusammenhang der Thatsachen in schlichter Treue und so erzählt, daß der Leser den Eindruck einer verbürgten Gewißheit bekommt. Auf die **Narratio** folgt die Geschichte des Laupenstreites in der Bernerchronik Justingers. Der berner Stadtschreiber, Conrad Justinger, schrieb seine Chronik auf Befehl der Obrigkeit und begann sie im Jahre 1420; sie reicht auch nur bis zum folgenden Jahre 1421, vielleicht durch Hindernisse oder Krankheit des Chronisten abgebrochen, da Justinger erst um 1435 starb. Er erklärt in der Ein-

Da dieselben eine den Bürgern in Bern zugehörige Stadt belagerten,[1]) kamen die Berner vereint mit den oben ebenfalls oft erwähnten schweizerischen Bergleuten, die mit ihnen damals vereidet und zu

---

leitung zu seiner Chronik, daß, was er berichte, auf Urkunden beruhe, und solche waren gerade ihm, der die Hand über dem berner Stadtarchiv hatte, natürlich ohne Behinderung zugänglich. Zu diesen Urkunden, aus denen er seine Chronik geschaffen, haben wir ganz gewiß auch die Narratio zu rechnen; denn der erste Blick in dieselbe und in Justingers Bericht läßt wahrnehmen, in welcher Verwandtschaft beide stehen und wie sichtbar das eine Geschichtszeugniß aus dem andern geflossen ist. Daß nun Justinger aus der Narratio geschöpft und nicht der umgekehrte Fall zu denken ist, liegt im ganzen Charakter der Darstellung und ist auch stets von jedem Forscher oder Kenner angenommen worden. So verlegt J. R. Sinner, der in seinem gehaltreichen Katalog der Handschriften auf der berner Bibliothek die Narratio, den alten Schlachtbericht, zuerst erwähnt, die Abfassung derselben in die Mitte des 14 Jahrhunderts — **opusculum Anonymi, quod ad medium seculi XIV. pertinere credimus** — und G. E. von Haller, der gelehrte Verfasser von der Bibliothek der Schweizergeschichte, sagt: „Es scheint diese gewiß sehr merkwürdige Schrift von Jemand verfasset zu sein, der zu selbiger Zeit gelebt hat" Der Bericht Justingers ist mit unverkennbarem Fleiß zusammengetragen, genau und ausführlich, von einem richtigen Gesichtspunkt aus, und mit einem regen Interesse des Verfassers an der Sache selbst, so daß sie das eigentliche Hauptstück seiner ganzen Chronik heißen kann. Aus Justinger aber hat Tschudi gesammelt, was zu sammeln war, um, mit einigen mehr ausschmückenden Zugaben vermehrt, in seiner umfassendern Chronik ein möglichst vollständiges Denkmal von demjenigen Streite zu liefern, der damals so viel entschied und dessen Bedeutsamkeit Joh von Müller mit Nachdruck bezeichnet, indem er schreibt: „Wenn Bern damals untergegangen wäre, so würde das ganze Land von Bern, von Freiburg, von Solothurn und andern Städten, über eine halbe Million Volk, in ganz andern Zustand gekommen sein; kaum war eine Zeit größerer Gefahr, oder von so wichtigen Folgen für alle Städte und Länder des gegenwärtigen Bundes der Schweizerischen Eidgenossen." Man findet beide, die **Narratio** und Justingers „Laupenstryt", erstere begleitet mit den betreffenden Urkunden, im schweizerischen Geschichtsforscher unter der Ueberschrift: Beiträge zur Geschichte des Laupenstreites, Bd. **II. p. 32—116**. Wir werden uns, um dem oft verlegenen oder verschriebenen Abschnitt unserer Chronik zu Hülfe zu kommen, von den beiden authentischen Quellen hie und da Raths erholen.

[1]) Zur Belagerung Laupens war der Graf von Kyburg gar nicht herbeigekommen. Wohl erschien er mit seinem Volk bis Aarberg, um an dem Streit Theil zu nehmen; aber als er vernommen, wie es zu Laupen ergangen war, da, sagt Justinger, zoch er gar bald von dannen, und meint sins Dings wär nüt me. Ueberhaupt gebührt dem Grafen Eberhard von Kyburg in der Sache nicht die Stellung, die ihm Vitoduran anweist, wenn er ihn zu dem vorzüglichen Stifter des Streites und zum vordersten Führer am Zuge der Feinde macht. Die **Narratio** gibt die verschuldenden Theile und Gründe ganz anders an. Schon vorher sei zwischen den Bernern und Freiburgern aus mancherlei Ursachen Uneinigkeit entstanden. Die Freiburger hätten, obwohl sie gegen Bern nichts Namhaftes vorbringen konnten, doch immer die verschiedenen Grafen gehetzt, an die Berner ihre Forderungen zu stellen Es habe, redet Justinger ausführlicher, die Freiburger verdrossen, daß die von Bern Laupen inne hatten; sie seien zudem bei den vornehmen Herren in hoher Gunst gewesen und hätten es von Alters her im Brauch gehabt, sich von einem Herrn an den andern zu hängen. Die Forderungen der vielen Herren waren nun folgende. Der Graf von Greyers — hinter ihm die Freiburger — verlangte, die Berner sollten die Brüder Rudolf und Hans, „die Fryen" (**Narratio: domicelli**) von Weißenburg, „wysen", ihm theils als Schuld, theils für zugefügte Schädigungen 8000 Pfund berner Münze zu zahlen. Der Graf Gerhard von Valendis (Valangin) verlangte, daß ihm die Berner 300 Mark Silbers zahlen, die ihm Ludwig der Baier an ihnen zu erheben aufgetragen, darum daß die Berner den Baier nicht als römischen König anerkennen wollten und auf der Seite des Papstes standen. Der Graf Rudolf von Nidau verlangte, daß ihm die Berner drei Männer wieder unter seine Herrschaft zurückstellen, die aus seiner Stadt Erlach zu den Bernern übergegangen und um die er in seinen Rechten verkürzt sei. Der Graf Eberhard von Kyburg verlangte, daß die Berner auf alles Recht an Burg und Stadt Thun verzichten, das sie doch von ihm gekauft

ihrer Hülfe herbeigeholt waren [1]) in starker Macht, um die Stadt zu vertheidigen und die Feinde zurückzutreiben. Sobald die Herren Grafen diese gesehen, wagten sie in einem allzu hohen Vertrauen auf sich sebst, obwohl sie ganz sicher wußten, daß ein großes Heer von Seiten der Herzoge Oestreichs [2]) ihnen zu Hülfe abgeordnet und schon auf dem Eilmarsche, zu ihnen zu kommen, begriffen sei, und wiewohl sie die an Zahl geringern waren,[3]) die Berner sammt den in zahlreicher Menge aufgerufenen

---

hatten, da es ihm, sagte er, vom Kaiser Ludwig wieder zurückgegeben sei; auch sollten die Berner niemanden mehr zu einem Bürger annehmen, der aus dem Land und Gebiet des Grafen von Kyburg sei. Der Graf von Neuenburg schützte etwas vor, doch „nit erlich und unvervenklich", sondern nur um einen Anlaß zu haben, mit den Freiburgern gegen die Berner zu stehen. Der Kaiser Ludwig verlangte, daß ihm die Berner hulden und schwören und den Gehorsam gegen den Papst lassen. — Die Berner erklärten sich, wie von oben geleitet, divina gratia edocti sagt die Narratio, in ehrerbietiger Haltung und demüthiger Sprache erbötig, allen Forderungen bestmöglich nachzukommen, für die Entrichtung der 8000 Pfund besorgt zu sein, die drei Erlacher heimzuschicken, selbst die Grafen von Valendis und Kyburg zu befriedigen, obwohl „ir Vorderung und Ansprach sy gar frömbd und unbillich düchte." Aber alle Anerbietungen der Berner stillten der Herren Unwillen nicht und stifteten der Stadt Frieden nicht. Man wollte nun einmal kein Bern und keine Berner mehr, darauf war es abgesehen. Als sich die Berner und Freiburger zu Blamatt bei Neueneck noch einmal zu verständigen suchten, sagten es die Freiburger den Bernern rundweg ins Gesicht, wie es gemeint sei: „Die Herren wolltent durch iren Adel und ire Macht Eins vorhaben, weren ouch alle Ansprachen erfüllt." Damit war das Signal zum Kampfe gegeben.

[1]) Die Waldstätten Uri, Schwyz und Unterwalden. Also sant man zu inen, sagt Justinger, den Herrn von Kramburg, der inen die Sachen erzalt und sy ernstlichen bat, das sy denen von Bern in semlichen Nöten beholfen weren, wann in Kurzum Anders nüt daran wäre, dann an Einem Tag sterben oder genesen. Die Waldstätten erwiederten nach kurzem Bedenken auf so tröstliche und biedere Weise, wie ächte Freunde in Gefahr und Bedrängniß nur immer reden können. Sie antwurtent also, fährt Justinger fort, „wir wellent die von Bern in denen Nöten nit lassen, oder aber alle darumb sterben." Ze Stund wurden geordnet von jedem Land drühundert gewapneter Mannen, das warent nünhundert Mann. Darzu die erbern frommen Lüt, die erst by fünf Jaren vorhin denen von Bern geschworen hatten, das warend die von Haßle, mit dryhundert Mann wol gewapnet. Darzu der Herr von Wissenburg (de Albo-Castro nennt ihn die Narratio) der kam mit allen den Sinen von Sibenthal; den man zu Bern gern sah, wann er gar ein mannlicher Herr was. Von Bern selbst heißt es: Wo ein Vater und ein Sun was, da ward einer gen Laupen geben, wo auch zwen Brüder waren, da ward auch einer dahin geordnet — da wart nit viel ze Bern gelachet.

[2]) Der Zuzug von Seiten Oestreichs mochte so gar bedeutend nicht sein. Weder die Narratio noch Justinger geben an, daß eine östreichische Macht bei dem Streit zugegen gewesen. Erstere sagt nur, daß die Landvögte der Herzoge Oestreichs mit ihren Leuten aus dem Aargau auf dem Punkte waren zu kommen (jam venire coeperunt) und Justinger schreibt, die Solothurner hätten gen Bern berichtet, der Landvogt der Herrschaft Oestreichs ziehe „mit viertusent Mannen" heran. Es war nach allen Seiten nur ein Hörensagen, aber keine Thatsache, ein Erwarten und kein Eintreffen. Auch im Verzeichniß der Erschlagenen wird von der Narratio und von Justinger niemand aus Oestreich angeführt, erst Tschudi nennt einige Namen.

[3]) Offenbar unrichtig, wenn schon die Narratio vor Laupen 16,000 Mann Fußvolk und 1000 Ritter oder Behelmte (galeati mit dem Zusatz ferreis muris armati) angibt, Justinger aber sagt: und wurden geschezt ob dryßig thusent Mannen zu Roß und Fuß, gewapnet und wol bereit. Deren waren zwölfhundert Helm, unter denen waren 700 gekrönter Helm von dem Adel. — Uf dero von Bern Theil was nit me dann fünf thusent und zweihundert. — Wir müssen nämlich nicht übersehen, daß die 600 Mann Besatzung in Laupen nicht an der Seite der Ihrigen im Kampfe standen, da man im Schloß und Städtchen gar nicht wußte, was draußen vorging, bis der Sieg errungen war und es ihnen drinnen zum größten Erstaunen berichtet wurde.

Schweizern anzugreifen. Es wurde also die Schlacht geliefert, in welcher die Schweizer, als sie, von Furcht erschüttert, auf eine Weile bei Seite gewichen waren,[1]) dann aber die Gegner kleinmüthig geworden und nachlässig handeln gesehen hatten,[2]) mit der neugeschöpften Kühnheit, welche sie vorher verloren, umkehrten und sich so tapfer hielten und so heftig kämpften,[3]) daß zuerst und vor allen die Freiburger, die Feinde der Berner von Alters her, nachdem viele aus ihnen getödtet worden, die Flucht ergriffen. Deshalb hieben die Schweizer mit den Bernern, beherzter und muthiger geworden, in einem grausamen Gemetzel die Feinde, niemandes schonend, bis zur völligen Vernichtung zusammen. Sie wütheten auch mit solchem Grimme gegen sie, daß ach der Herr Graf von Nidau,[4]) der in vielen

---

[1]) Damit verhielt es sich nach Justinger, der die kurze Notiz der **Narratio** besser erklärt, folgendermaßen. Als es an den Feind ging, hatte jeder — es sind die Schleuderer gemeint — „zwen oder dry Stein zu im genommen, da hieß der Houptmann das Volk hinter sich tretten an den Rein, um das sy Bergs halben stunden." Die Hintern meinten nun, die Vordern wollten fliehen, „und flochen gar ein groß Volk vom Huffen" — die **Narratio** setzt die Zahl sogar auf 2000, indessen noch 3000 zurückblieben. Der Hauptmann und die vordern Reihen konnten es natürlich nicht bemerken. „Die es aber sachent, die sprachent zem Houptmann: o Herr! dahinten fliechen gar vil Lüt von uns. Da antwurtet der Houptmann: es ist gut, daß die Bösen by den Biderben nit sind, die Sprüwer sind gestoben von den Kernen." Sowie aber die Geflohenen wahrnahmen, daß die Andern Stand hielten, kehrten sie auf der Stelle um „und thaten als biderb Lüt, vachten als Helden, ußgenommen etlich, die in den Vorst fluchent und nit wider kartent, dieselben aüch iemermer Vorster hiessen und mußtent mengklichen verschmäht und unwert sin."

[2]) Im Lager der Feinde war „groß Rychheit und Gezierde, an Kleidern, Kleinotern, Spyse, Win und sunders groß Hochfart." Die gewaltigen Herren hatten „by hochen Trüwen gelobt", Stadt und Burg zu Laupen ohne alle Gnade zu zerstören, wer darin gefunden werde, zu erstechen oder zu hängen, und ebenso Bern entweder dem Erdboden gleich zu machen oder Haus für Haus unter einander zu vertheilen und dabei Weib und Kind, Jung und Alt zu morden. Die festen Stricke zu dem vielerlei Hängen, sagt die **Narratio**, hatten sie schon bereit gemacht. Man sieht, an jener alles verschlingenden Prahlerei fehlte es dem Adel vor Laupen wie anderswo auch nicht. Hatten sich ja die hohen Herren schon vor dem Streit die guten Berner, die in allen Dingen nachzugeben versprachen, zum Spott genommen, sie hätten sich solcher Art demüthigen und beugen müssen, so daß man, wenn ein Berner durchs Land ging, überall zu ihm sagte: „Bist du von Bern, so duck dich und laß übergan!" **Narratio: Si es de Berno, inclina te et dimitte transire.**

[3]) Wie ein Simson, **more Samsonis**, sagt die **Narratio**, hätten sie sich auf die Feinde geworfen.

[4]) Er war der Hauptmann unter der Herrschaft, berichtet Justinger, und fragte die andern, ob sie nicht gedächten, „mit denen von Bern noch in Täding zu kommen", um großen Kummer und Schaden zu verhüten. Dieselben hätten nun, meinte der Graf, der Herren große Macht gesehen und wären willig zu thun, was diese ihnen zumutheten. Aber alle andern erwiederten: „das klein Volk, das wir vor uns sechen, das muß noch hüt unser eigen syn, und allen unseren Willen thun. Da antwurt inen der Herr von Nidouw: mich bedunkt wol, sie wellten unser erwarten und nicht fliechen." Es war ja derselbe Graf, der zu Rudolf von Erlach als seinem Dienstmann, auf dessen Frage, ob er ihm sein zu Bern liegendes Gut, das er im Streit verlieren werde, ersetzen wolle, sprach: „Lieber Herr Rudolf! solltent ir by mir beliben und darum das Uewer zu Bern verlieren, das wär üch zu schädlich; sollte ich üch dann das bezalen, das were mir ouch zu schwer. Um einen Mann weder minder oder mer. Ir mögent heim faren, und da üwer Bestes thun! Do antwurt im der von Erlach und sprach: Herr! sider ir mich schezent für ein Mann, so sönd ir wissen, das ich ouch eines Mannes wert will sin, oder aber darum sterben." Freudigen Muthes ritt er sogleich nach Bern, wurde hier jubelnd empfangen und mit unbedingtem Vertrauen und Gehorsam Aller zum Hauptmann gewählt „als ein bewerter from=

und grausen Feldschlachten sowohl unter Christen als Heiden unverletzt verblieben, mit seiner ganzen Schaar daselbst erlag! Auch der Graf von Aarberg [1]), der Graf von Frohburg [2]), der Sohn des äußern Grafen von Savoyen [3]), ein junger Mann, wie es heißt, von der schönsten Gestalt, der Graf

mer Ritter, ganz unerschrocken, das er ouch vormalen in sechs Veldstrytten gar wol erzöugt hatt." — Nidau, die Stammburg der alten Grafen, lag an dem Ausfluß der Zihl aus dem Bielersee.

[1]) Ein sauberer Peter, der, sobald er der Sache schlimme Wendung merkte, hurtig über die Mantelsäcke seiner eigenen Partei herfiel, zu guter Letzt das Beste zusammenpackte und damit auf den Heimweg eilte. Justinger: Da aber Graf Peter von Aarberg ersach, daß es der Herren halb wollt übel gan, da macht er sich zu den Hütten, da die Watseke mit dem Silbergeschirr und Gelt warent, und nam das, und furt es mit ihm schantlichen gen Aarberg. — Aarberg zwischen zwei Armen der Aare, an der Kreuzstraße von Bern, Solothurn, Biel. Ein Graf verkaufte das Städtchen um jene Zeit, nämlich 1351 an Bern. Jetzt steht das Schloß in erneuerter Gestalt da.

[2]) Der Graf von Frohburg ist weder in der Narratio noch bei Justinger mit Namen angeführt. Wir müssen ihn also zählen zu den plures alii milites et nobiles der Narratio, oder unter „die andern Edlen, Ritter und Knechte Justingers, so da erschlagen blyben, aber nit geschriben worden." Hinwiederum haben wir unter Vitodurans „andern tapfern und adeligen Männern" solche zu suchen, die von jenen beiden Berichterstattern ausdrücklich erwähnt werden, namentlich der Graf Gerhard von Valendis, der bitterste Feind der Berner, der nie müde wurde, Böses jeglicher Art über sie zu bringen, wenn sonst niemand an irgend eine Feindseligkeit dachte, wie Justinger ihn schildert, „der ihr Lüte und Gut schädiget mit Roub und mit Brant, diewil dennocht die Anderen still sassent," und wie die Narratio ihn zeichnet: spirans praecipue minas et caedes et injurias in Bernensibus et eos prae caeteris diffidavit (befehdete). — Frohburg auf dem Jura, Pfarre Trimbach, solothurnisches Amt Gösgen. Jetzt noch stehen auf einer Gebirgskuppe in wildem Gestrüpp Trümmer vom Wohnsitz der mächtigen Grafen von Frohburg, die über einen Theil der Kantone Basel, Solothurn und Aargau geherrscht. Ein Erdbeben zerstörte nicht lange nach dem Laupenstreit, 1356, die Burg, und bald auch zerfiel das gräfliche Haus mit den beiden Brüdern Hermann und Hans.

[3]) Er hieß Johannes, gewöhnlich genannt Graf Hans, der einzige Sohn Ludwigs, des „äußern" Grafen. Mit dieser Bezeichnung ist eben der Unterschied festzuhalten, auf den wir schon bei dem Gümmenenkriege Eingangs dieses Heftes hingedeutet haben. Der äußere Graf von Savoyen war der über die Wadt gesetzte Graf, dominus Vaudi, im Gegensatz zu dem andern Grafen, welcher das Stammland, das eigentliche oder innere Savoyen besaß. Noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts theilten Haus und Herrschaft von ganz Savoyen die beiden Brüder unter sich: Amadeus V. Graf in Savoyen und Ludovicus von Savoyen, dominus Vaudi. Der erstere starb 1323, ihm folgte der Sohn Eduard Graf in Savoyen bis 1329 und diesem der Bruder Aymo Graf in Savoyen von 1329—1343. Auf Ludwig von Savoyen, der 1302 starb, kam der Sohn Ludovicus II. auch als dominus Vaudi et exterior Comes de Sabaudia, der Vater also des Grafen Hans, der bei Laupen fiel. Uebrigens ging es mit diesem Sohne nach Justingers Erzählung rührend zu. Er war hergekommen und hatte von dem Streit der Herren zu Laupen gehört. Ohne Verweilen verfügte er sich zu ihnen und erbat sich, in der Sache „in Trüwen" arbeiten zu dürfen, voll des edeln Vorsatzes, einen friedlichen Vergleich der Parteien zu erzwecken. Sie legen ihm die Ansprachen und Forderungen vor, mit denselben begiebt er sich zu den Bernern und hört von ihnen, wie sie bereit seien, „zu loben, was inen mit dem Rechten erkannt wirt." Er bringt diese Nachricht den Herren und hat die freudige Zuversicht, sein schönes Ziel erreichen zu können. Allein „das hatten sy für einen Spott. Da wollt der Graf Herr von Safoy von inen sin geritten. Da fielen sy im in den Zoum, und redten: wie er von so viel guter Herren und Adels möcht ryten? und behubent in by inen. Das ward im sure" (nämlich als er hernach fallen mußte). Nach abgethanem Streite setzt Justinger bei: Nu kament die Mere von des Strytes wegen bald us in alle Lande, und sonderlich für Graf Ludwigen von Savoy, das syn einiger Sun an dem Stryt erschlagen were. Da sprach er: die von Bern hand

von Greyers [1]) fielen dort, und ebenso kamen mehrere andere tapfere und adelige Männer aus verschiedenen Gegenden daselbst um. Aus Schwaben fand Ein Herr, ein starker und an Kräften tüchtiger Mann, der sich zu fliehen schämte und sich aus freien Stücken der Gefahr hingab, genannt von Blumenberg [2]), mit vielen, die vor dem Gefecht zu Rittern geschlagen worden, den Tod.[3])

In Vergleichung zu diesen nun sind wenige von den Bernern und Schweizern gefallen.[4]) Von den beidseitigen Theilen sind etwa 1000 Mann, damit ich die äußersten Grenzzahlen fallen lasse und die Mitte halte, in jenem Kriege unterlegen. Denn die Einen geben weit mehr, die Andern weit weniger an. Nach dem Kriege aber sind viele Berner, die auf den Feldern oder in ihren Geschäften getroffen wurden, von der Feindespartei getödtet worden. In einer Nacht wurden sogar etwa vierzig Männer, wie man sagt, welche für Besorgung ihrer Geschäfte heimlich aus der Stadt gegangen waren, von den ihnen auflauernden Feinden niedergehauen. Als mit denselben der Guardian der Minderbrüder selbdritt ausgezogen war, wurde er von einem Schwaben der Gegenpartei schwer und tödtlich in den Kinnbacken verwundet, ja er hätte ihm, wie ich aus des Guardians eigenem Munde gehört, wenn der Ast eines Baumes den Streich des Verwundenden nicht zuerst aufgefangen hätte, den Kopf abgehauen.[5]) Sobald dies jener Schwabe inne geworden war, fiel er mit den bittersten Thränen vor

---

mir minen Sun nit erschlagen, inen were lieb gesin, das er heimgeritten were; doch die von Fryburg und Ander hand mir minen Sun behalten und ertödt, denen will ich darum Vyend sin und nit denen von Bern.

[1]) Oder Gruyère und Greyerz auf prächtiger Höhe mitten in einer herrlichen Alpenwelt des Kantons Freiburg. Das Schloß soll zu den ältesten gehören und schon sehr frühe erbaut worden sein. Ueber den Grafen selbst haben wir zu dem, was oben von ihm bemerkt wurde, nichts Besonderes weiter beizufügen.

[2]) Dieser Blumenberg ist in den beiden Quellenschriften auch nicht genannt. Die Narratio meldet nur, daß der Graf von Nidau vor Laupen erschienen sei mit seinen Leuten und 140 behelmten Reisigen aus dem Adelsstande, die er als waffengeübt und waffenbewährt — in armis visitatos et probatos — aus Elsaß und Schwaben gesucht und gewählt hatte. Und auch Justinger bringt hierüber nur die allgemeine Bemerkung, nach dem Stryt sei von den Edlen in Schwaben, in Elsas, Brysgöuw, Suntkow, und in welschen Landen große Klage gewesen, Jedermann umb den Sinen.

[3]) Man habe geredt, sagt Justinger, das der Vyenden me dann vierthalbtusend tod bliben werent.

[4]) Der Verlust an Todten auf ihrer Seite ist in der Narratio und bei Justinger nicht angegeben. Nur Tschudi zählt 22 Gefallene von Bern und 13 aus den Waldstätten, nämlich 9 von Schwyz und Unterwalden und 4 von Uri, die er dann mit Namen anführt, einen Wälti Künders Sun an dem Hofacher, Walthart Waffler u. s. w.

[5]) Es charakterisirt wirklich unsern Chronisten, wie er uns den Streit zu Laupen erzählt. Von den heroischen Gestalten eines Rudolf von Erlach, Johannes von Bubenberg, älter, Schultheiß zu Bern, Johannes von Bubenberg, jünger, Hauptmann der Besatzung zu Laupen, Antonius von Blankenburg, Vogt zu Laupen, und andern bekommen wir nichts zu Gesicht und Gehör. Dagegen wird ausführlich beschrieben, daß ein Guardian der Minderbrüder unter der Hand des Feindes die größte Gefahr bestanden und fast den Kopf verloren habe. Und man kann doch kaum die Entschuldigung beibringen, Vitoduran habe jener Männer Namen und That, die in Aller Munde waren, nicht gekannt, während er denn doch wieder so vereinzelte Züge des Streites anzugeben weiß und eine ziemlich genaue Personenliste der gefallenen Feinde führt. Wir wollen ihm dabei gar nicht etwa zum Vorwurfe machen, er sei der Sache der Freiheit abhold gewesen und habe ihren Helden wissentlich die Anerkennung vorenthalten, da er, wie weiter unten zu lesen ist, dem Streben und dem Siege der Berner

ihn hin und bat ihn über das Vergehen um Verzeihung, weil er es unwissentlich gethan und er ihn wegen der Finsterniß der Nacht nicht habe von den andern unterscheiden können. Der Guardian verzieh ihm, trug aber, obschon er geheilt wurde, eine sehr bemerkbare Narbe für immer im Gesicht.

Ueberdies wurden Berner nach jenem Gefecht von Feinden ermordet und so sehr in die Enge getrieben und von Nachstellungen umdrängt, daß ihnen kein Weg ein- oder auszugehen offen oder frei war.[2]) Und darum wurden sie sehr arm, so daß ihnen die Stütze des Brodes zerbrochen wurde und

---

alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber man schaut bei solchen Anläßen der Seele auf den Grund, was ihr den besten Eifer vorwegnimmt und was von ihr gleichgültig auf die Seite hinaus gestellt wird. Wenn so ein Ordensmann bei solchen Vorgängen irgend etwas erlebt hat, so spannt dies den zugehörigen Ordensleuten im höchsten Grade Ohr und Auge, und jede andere noch so bedeutende Erscheinung fällt ihnen darob in Vergessenheit. Die kleine Figur erhält die ausschließliche Aufmerksamkeit und die unvergleichlich größern Verdienste sind in den Hintergrund gedrängt. Etwas Aehnliches begegnet sogar der Narratio. Es befremdet im eigentlichen Sinne, daß Einem, wenn man dieselbe durchliest, auch nicht auf irgend einer Stelle des Kampfplatzes ein Rudolf von Erlach vor die Augen kommt! Erst nach dem Streit, in jenem Streifzug der Berner bis an die Stadtthore Freiburgs, wird er allerdings rühmlich erwähnt: damals, bei selbigem Siege, war auch Feldherr der Berner, ihr getreuester Helfer und gleichsam tapferster Löwe — **quasi leo fortissimus** — Rudolf von Erlach, der Ritter. Um so angelegentlicher wird die Achtsamkeit auf den Bruder Theobaldus gelenkt, den Leutpriester der Berner — **plebanus Bernensium** — wie er als getreuer Hirt der Seelen alle unabläßig ermahnt, sich als gehorsame Kinder der hl. Kirche zu erweisen, eher den Verlust aller zeitlichen Güter und selbst des Lebens auszuhalten als von dem apostolischen Stuhle abzufallen und auf die Seite des Kaisers zu treten, wie er mit den Bernern in den Streit zieht, sein Leben für seine Schafe hinzugeben, und wie er unsern Herrn Jesum Christum als den wahren Führer — **verum ducem** — mit sich trägt, daß sich derselbe für die Berner abermals opfern möge. Es wandelt Einen, geht man etwas tiefer ein, fast unwillkürlich der Verdacht an, als habe der Verfasser der **Narratio** die Tendenz, den eigentlichen Helden der Berner aus der Geschichte des Streites selbst wegzunehmen und den Leutpriester „aus dem Orden der Deutschbrüder" — **ordinis fratrum Theutonicorum** heißt es ausdrücklich — an dessen Stelle zu setzen. Nicht so gar abseits liegt darum die Vermuthung, die im schweiz. Geschichtsforscher a. a. O. steht, daß der Verfasser der **Narratio** ein Bruder des deutschen Ordens in Bern gewesen, wenn auch nicht gerade der leibliche Bruder Theobalds, wiewohl ein solcher zu jener Zeit gelebt und ebenfalls zum Orden der deutschen Herren gehört hat. Erst Justinger stellt den Sieger zu Laupen, Rudolf von Erlach, auf seinen rechten Platz und setzt ihm für die Nachwelt das wohlverdiente Denkmal, ohne dabei „dem Lütpriester zu Bern, dem getrüwen Vater und geistlichen Hirt", den ehrwürdigen Dienst und Namen irgendwie zu schmälern.

[1]) Auch nach dem Kampf bei Laupen hörten die gegenseitigen Befehdungen nicht auf. Die ersten Necker waren wieder die Freiburger, welche zum ganzen Streit jedenfalls die hauptsächlichste Triebfeder in ihren Händen gehalten hatten. Sie ärgerten sich über den Sieg der Berner, fielen zur Rächung in deren Land, raubten und brannten nieder, griffen, wie die **Narratio** ganz einig mit Vitoduran berichtet, überall jeden Berner auf und brachten ihn schonungslos um (**sine misericordia occidebant**). Den Freiburgern halfen die östreichischen Vögte und andere Freunde. Dann wandte sich auch Solothurn, Biel, Murten, Peterlingen und sogar Thun von den Bernern ab; von allen Seiten verweigerte man ihnen Lebensmittel, namentlich Wein, Milch, Butter, Käse, was sie dann aus dem Schloß und Städtchen Spiez auf einer südlichen Landspitze im Thunersee unter Bedeckung holen mußten. Auf das Aeußerste gereizt suchten die Berner diese Plackereien und Bedrückungen auch ihrerseits zu vergelten. Einmal machten sie unter ihrem Schultheißen (**scultetus**) Johannes von Bubenberg einen Ausfall auf das Städtchen Huttwyl im damaligen Gebiet des Grafen von Kyburg, zwischen Burgdorf und Willisau, plünderten es aus und brannten es nieder. Ein anderes Mal zogen sie, wie schon oben erwähnt, gegen Freiburg und jagten die ihnen entgegenkommenden Freiburger bis an die Stadtthore, wobei 700 der letztern in der Saane ertranken. Am gleichen Tage plünderten und verbrannten sie ein in der Nähe

eine so große Theurung besonders des Weines daselbst ausbrach, daß das Maß um 10 oder 12 Pfund Pfenninge in jener Münze verkauft wurde.[1]) Daher erlitten sie in jener Zeit viele Beschwerungen an Eigenthum und Personen und wurden zu einem großen Theil verkleinert und verringert und die Ueberlebenden in endloses Elend verstrickt.

Daß sich die Berner in diesem Kampfe des Sieges bemächtigt, hatte nach meinem Urtheil einen doppelten Grund: weil sie das Recht oder eine gerechte Sache hatten, wie die ganze Umgebung frei und ausdrücklich bekannte; zweitens, weil sie alle an dem Tage, da sie zum Kampfe gegen die Feinde ausziehen wollten, in Andacht einmüthig den Leib des Herrn genossen.[2]) Mit demselben wie mit

---

liegendes Schloß Castel. Bald darauf fielen sie in Freiburg selbst ein, zerstörten den Stadttheil Galtern und zündeten plündernd alle Häuser bis zur Stadtbrücke an. Viele Freiburger machten sich mit ihrer Habe davon und suchten flüchtig den Ausgang auf der andern Stadtseite. Nachher bestellten die Freiburger den östreichischen Vogt Burkhard von Ellerbach zum Schirmer ihrer Stadt, daß die Berner dieselbe doch auch nicht ganz von Grund aus zerstörten! (ne civitatem funditus delerent). Der Schirmer Ellerbach meinte nun die Berner verdienter Weise zu züchtigen, kam aber mit seinen Freiburgern bei jedem Anlaß zu kurz. Dann wieder galt es dem Schloß Burgistein (die Narratio schreibt Burgenstein), welches, da es den Freiburgern beigestanden, dem Erdboden gleichgemacht und dessen Herr Jordan von dem Pfeil eines Berners — der habe „der Ryffli“ geheißen, sagt Tschudi und bringt noch mehreres andere bei — schon zu Anfang der Bestürmung todt hingestreckt wurde. Noch einmal streiften die Berner ins Land des Kyburgers und verwüsteten alles durch Raub und Brand. Noch ehe sie zurückgekehrt waren, griff Ellerbach mit 200 Rittern Freiburgs und andern Bern an, wurde aber von Berns schwächster Mannschaft, von alten, kraft- und wehrlosen Leuten (die senes, debiles et multi inermes der Narratio) die in der Stadt zurückgeblieben waren, auf die schmählichste Weise heimgejagt. Da sagten über die unbezwingliche Stärke der Berner, die rings von Verfolgern umgeben doch überall die Oberhand behielten, zuletzt Freunde und Feinde, sichtbar stehe ihnen Gott bei, ja — naiv genug — es sei am Tage, daß Gott selbst in Bern Bürger geworden sei! Narratio: quia appareret, quod Deus civis sive burgensis in Berno esset! Worüber Schodeler in seinem Manuscript folgenden Vers bringt:

Unsre Herren und Helffer ligend in den Hürsten,
Nach dem Keyser und dem Adel soll uns wenig dürsten,
Gott ist Burger worden z'Bern,
Wer wolt wider Gott kriegen gern?

Am Ende schlossen Berner und Gegner, beide Theile des Streites und Schadens überdrüssig, mit einander Frieden.

[1]) Das Maß — mensura — sagt Vitoduran, sei um 10 oder 12 solidi denariorum verkauft worden. Es frägt sich, was wir uns sowohl unter dem Maß als dem Geld der Berner zu denken haben. Gewöhnlich rechnet man einen solidus zu einem Schilling, zwanzig solcher zu einem Pfund, jedoch so, daß der solidus oder Schilling nicht als ein eigenes Münzstück, sondern als 12 denarii oder Pfenninge geprägt wurde und daß also nur solche, nur Pfenninge, als reelle Münze in den Händen des Volkes waren. Ein solidus denariorum war dann ein Pfund Pfenninge. Da wir nun aber einen solidus zu mindestens 4 Frk. unseres Geldes ansetzen müssen, so machen jene 10 oder 12 solidi 40 oder 48 Frk. aus, ein Betrag, der nach damaligem Geldwerth und damaligem Lebensmittelpreis viel zu hoch ist, insofern wir nämlich unter der mensura ein Maß im Umfange von unserm Saum verstehen. Entweder muß daher diese mensura ein größeres Quantum gefaßt haben, oder Vitoduran hat sich verrechnet.

[2]) Der schon genannte Bruder Theobaldus — Diebold Baselwind — war es, der die Berner mit den kräftigen Tröstungen und Stärkungen des Wortes wie des Sakramentes versah. Der furt mit im, sagt Justinger, wie wir es oben aus der Narratio angeführt haben, den gewaren Kempfer, den barmherzigen ewigen Gott,

einem Schild umschirmt, durch denselben als durch eine Reisekost[1]) erfrischt und gestärkt bestanden sie heil und unverletzt.

Ferner wuchsen in demselben Jahre der Fleischwerdung des Herrn zur Feierzeit aller Heiligen[2]) 31. wegen übergroßer und unverhoffter Regengüsse an vielen Orten die Bäche und Flüsse Deutschlands so sehr an, daß sie viele Mühlen, Häuser, Klöster und zum Theil Städte zerstörten und sammt vielen Menschen eine unschätzbare Habe verschlangen und wegführten. Ueber die Maßen aber traten sie aus aus ihren Betten und liefen aus. Vorzüglich jedoch wüthete in Basel ein Bach, Birsich geheißen, durch schrankenlose Ueberschwemmung, so daß er der Stadt, am meisten aber den Minderbrüdern einen großen und schweren Schaden zufügte.

Außerdem zog in demselben Jahre um das Fest aller Heiligen der König von England, der einen großen Zug von Kriegern gesammelt, von seinem Reiche und von Deutschland aus in das Land des Königs von Frankreich, mit ihm zu kämpfen und das Reich aus seinen Händen zu entreißen und dem wahren Erben desselben Reiches, dem Sohne seiner Schwester zurückzugeben.[3]) Denn wiewohl

---

unseren lieben Herren Jesum Christum, den zu bitten und anzerüffen syner Gnaden. Er hatte ihn, meldet die Narratio noch genauer, in der archa Domini (ohne Zweifel Monstranz) bei sich, die dann aber, weil sich „der Lütpriester mit dem helgen Sacrament" zu weit vorgewagt hatte, von den Feinden genommen, von ihnen, wird beigesetzt, wie einst von den Juden in Beschimpfung erniedrigt und wie von Herodes im Gespött verächtlich gemacht wurde. Nach dem errungenen Siege nahmen die Berner die archa Domini wieder aus Feindeshand und brachten sie unter Danksagung und Frohlocken nach Hause zurück.

[1]) Es heißt viaticum. So wurde das Abendmahl auch genannt, wenn es den Kranken und Sterbenden gereicht ward als ein Reisebrod, das auf dem Wege der Wanderung aus der Zeit in die Ewigkeit stärkt und leitet. Die gleiche Bedeutung hatte es bei ausziehenden Kriegern als bei solchen, denen der Weg in den Kampf leicht zum Wege oder zur Wanderung in den Tod werden konnte. Hier gerade ist es von Vitoduran freilich auf die andere Seite gedeutet, daß die Berner auf ihrer Streitbahn unter dem schützenden Sacrament dem Tode widerstanden.

[2]) Das ist das Fest zum Andenken aller derer, welche um des Glaubens willen, zur Verherrlichung der Kirche ihren mühevollen Kampf bestanden oder selbst das Leben zum Opfer gebracht haben. Es wurde von der griechischen Kirche frühe, im 4. Jahrhundert und zwar am Sonntage nach Pfingsten gefeiert, und damals schon war die Zahl der Glaubensdulder so groß, daß sie Chrysostomus in einer Homilie das „Streitheer" der Märtyrer nennt, nicht geringer als die Schaar, welche der Patriarch Jakob gesehen. Die römische Kirche nahm einige Jahrhunderte später das Fest auch in ihren Schooß auf und Bonifacius IV. beging zum ersten Mal im Jahre 610 ein Fest aller Heiligen und Märtyrer in jenem Pantheon Roms, welches, zu einer christlichen Kirche umgewandelt, der hl. Jungfrau und allen Märtyrern geweiht war. Der Papst Gregor III. (gestorben 741) verlegte das Fest auf den 1. November.

[3]) Das ist der Krieg zwischen Eduard III. von England und Philipp VI. von Frankreich. Einmal über die Streitfrage der Thronfolge erhoben, hat er die beiden gewaltigen Reiche ein Jahrhundert lang unter den Waffen erhalten und die englischen Schaaren so oft auf französischen Boden herübergebracht. Was Vitoduran über die verwandtschaftlichen Verhältnisse sagt, ist nicht ganz genau und bedarf etwelcher Berichtigung. Die drei Söhne Philipp des Schönen waren sämmtlich verstorben, ohne dem Reich einen männlichen Erben zu hinterlassen, und insofern war die gerade Linie der Capetinger unterbrochen. Da trat Eduard III. von England auf und erhob seine bestimmten Ansprüche auf Frankreichs Krone. Er als der Sohn einer Tochter Philipp des Schönen, Isabella, als der Enkel einer Schwester desselben, Margaretha, habe von ihnen die unverkennbaren

der König von Frankreich nur Vormund desselben Sohnes war, als dieser noch in den Kindheitsjahren stand, und das Reich für ihn führen und erhalten sollte, bis daß er die gesetzlichen Jahre erreicht hätte, daß er von sich selbst des Reiches Steuerruder lenken könnte, hält er es ihm doch, da er nun das gebührende Alter hat und verlangt, daß ihm das Reich gegeben und zugewiesen werde, verwegen und gewaltthätig zurück und weigert sich, es abzugeben. Dieses Umstandes halber, wie man sagt, fiel der König von England in das Reich des Königs von Frankreich gewaltsam ein und verwüstete es sieben Wochen hindurch mit vielfältigem Brand. Viele Städte belagerte und nahm er ein.[1]) Endlich marschirte der König von Frankreich zur bemeldeten Zeit, nachdem er ein großes Heer gesammelt, um sich gegen ihn zu vertheidigen, wider ihn in unglaublicher Rüstung und stellte sich auf einem Felde, das nicht weit vom Lager des Königs von England ablag, wie Heuschrecken auf, die das Land überdecken. Hier stand der König von Frankreich und soll seinen Heeren streng in Auftrag gegeben haben, daß keines Feindes verschont werde, der überwunden zu werden das Loos habe. Als dies der König von England hörte, befahl er den Seinigen das Gleiche. Hier hatte der König von England, wie ich durch den Bericht derjenigen vernommen habe, welche dabei gewesen waren, 100,000 Mann Fußvolk und 8 ja nach Einigen 12,000 Reisige oder Geharnischte und zwar, was noch weit mehr ist, kriegerische Männer und tapfere und unermüdete Kämpfer. Der König von Frankreich soll aber dreimal mehr gehabt haben, so daß er Drei gegen Einen zu stellen vermochte.

Nachdem diese beiden Könige mehrere Tage einander, indem ein ziemlicher Raum von Land oder

---

Rechte ererbt, das Scepter über das Land seines Großvaters und Großoheims zur Hand zu nehmen. Aber durch ganz Frankreich ging eine andere Meinung. Man wollte auf dem Thron des alten Frankenlandes keinen ausländischen Gebieter und am allerwenigsten von England her. Darum widersetzte man sich von allen Seiten Eduards Ansprüchen und stützte sich auf das salische Gesetz, nach welchem keine weibliche Linie zur Krone je berechtigt hieß, somit auch diejenigen Folgerungen dahinfallen mußten, welche Eduard auf seine weibliche Abstammung gegründet hatte. Die allgemeine Stimme Frankreichs entschied sich für Philipp von Valois, einen Neffen Philipp des Schönen, und Freude faßte die Herzen zu Stadt und Land, daß die Krone Frankreichs doch wieder auf dem Haupte eines Franzosen strahle. Bei diesem Stand der Dinge spielte Eduard den Klugen, erkannte, daß aus seinen Mühen vor der Hand keine Frucht reife, und gab zu der von der Nation getroffenen Wahl in feierlichster Weise seine Beistimmung. Aber in seinem Herzen blieb der benachtheiligte Ehrgeiz nur um so wachsamer auf der Lauer. Gierig wartete er auf die günstigere Stunde, die ihm den Weg zu dem sehnsüchtig erspähten Ziele freier öffne. Unterdessen wurden beide Herrscher auf andern Gebieten, mit andern Leuten beschäftigt, Eduard mit den Schotten, Philipp mit den Flandrern.

[1]) Schon im Jahre 1338 sagte Eduard dem französischen Thron den Krieg an. Vorher hatte er offen den Titel eines Königs von Frankreich angenommen, hatte den fernern Titel eines deutschen Reichsstatthalters bekommen oder eigentlich erkauft, und hatte von seinem Schwager, dem Kaiser Ludwig, bei dessen bekannter Feindschaft gegen Philipp, die Zusage einer Unterstützung im Kriege mit Frankreich erhalten. Auf solche Namen und Aussichten vertrauend erschien er dann im Jahre 1339 vor Cambray, Departement Nord. Aber vier vergebliche Wochen brachte er um das Städtchen zu, verließ es und zog weiter vorwärts, ohne von seinem Einfall in Frankreichs schöne Gefilde bis dahin einen bessern Erfolg als Spuren der Verwüstung vor und hinter sich zu haben. Die beiden feindlichen Heere kamen, was Vitoduran unten richtig bemerkt, in ziemliche Nähe zu einander, und ebenso wahr ist seine Angabe, daß die französische Truppenmacht viel größer war als die englische.

Wasser dazwischenlag, gegenüber gestanden und der König von England mit der ganzen Herzenslust des Kampfes Wettstreit gewünscht und vom feindlichen Könige alles Ernstes verlangt hatte, aber nicht erlangen konnte, zog er mit seinem vom Hunger ungemein gepeinigten Heere bittern Gemüthes ab. Der König von Frankreich nämlich gab, wie die Rede ausgeht, in Worten wohl vor, er werde den Streit mit dem König von England eingehen, widersprach aber im Herzen, weil er von seinem Sterndeuter die Antwort erhalten hatte, er werde dem Tode nicht entgehen, wenn er in den Krieg in eigener Person sich einzulassen versuche. Darob stutzte er und wagte mit dem Feinde nicht in den Kampf zu treten, sondern gab sich davon nur den Schein durch die Aufstellung seiner Geschwader und zog den Gegner mit diesem Ausweichen blendender Weise auf,[1]) bis die Feinde, durch des Hungers Drangsale,[2]) da die Nahrungsmittel fehlten, entkräftet, den Krieg fallen ließen und heimkehrten. Wenn eben dem König von England des Unterhaltes Bedürfnisse nicht gefehlt hätten, so wäre er vom angefangenen Werke, das

---

[1]) Obschon Philipp mit seinem ganzen Reichsheer ins Feld gezogen war, vermied er vorsichtig und sorgfältig eine Schlacht, zwar kaum aus dem von unserm Chronisten genannten Grunde, weil ihn die Warnung seines Sterndeuters davon abgeschreckt hatte. Es war vielmehr ein berechnetes Verfahren, den Gegner in diesen täuschenden Wendungen und Winkelzügen aufzuhalten und zu ermüden, indem er wohl wußte, daß derselbe seinen finanziellen Verhältnissen gemäß dieses kostspielige Kriegstheater nicht lange zu unterhalten vermöge. Philipp hatte sich damit nicht geirrt und Eduard mußte, jedenfalls schwächer und ärmer geworden als er gekommen, aus dem stolz betretenen Frankreich so zu sagen unverrichteter Sache wieder heimkehren.

[2]) Es war nicht sowohl speziell der Hunger als der Geldmangel überhaupt, der den Fortschritt in Eduards Plan und Gang lähmte und löste. Der König litt an einem unächten Ehrgeiz, der ihm theuer zu stehen kam und ihm Schulden auf Schulden häufte. Bald kaufte er um ungeheure Summen nichtssagende Titel, bald machte er mit nutzlos ausgeworfenen Hülfsgeldern bei gewissen Herren den großmüthigen Wohlthäter. So spendete er den niederländischen und rheinischen Fürsten, dem Dauphin von Vienne, dem Grafen von Genf, und selbst unter die Admiräle und Großen des Königs von Sizilien flossen Sendungen englischen Geldes. Die Genueser bestach er mit reichlichem Gold dazu, daß sie ihm versprechen mußten, dem französischen König die Kriegsflotte nicht zu liefern, die Philipp von ihnen zu miethen suchte und die er von ihnen zuletzt doch noch bekam. Und für jenen leeren Namen, Reichsstatthalter der Niederlande, Reichsvicar des Kaisers zu heißen, was schon an sich einen tollen Klang hatte, entrichtete er dem eigenen Schwager, dem deutschen Kaiser Ludwig, der sich auf Geld und Geldhändel bekanntlich auch nicht übel verstand, 80,000 Goldgulden mit der Verpflichtung, in Bälde noch 220,000 folgen zu lassen. Die deutschen Vasallen und Bischöfe merkten es sich sehr wohl, daß sie nun einen so guten Reichsstatthalter hätten. Auf die schmutzigste Weise saugten sie aus diesem Titel ihre Vortheile und meinten, für jeden Federzug, mit dem sie den „Reichsstatthalter" in einen Brief oder eine Verhandlung setzten, ein Extra-Taggeld fordern zu dürfen. Die theure Würde war Eduarden feierlichst zu Koblenz übertragen worden, wo Ludwig die Zusammenkunft mit ihm zu einem unerhörten Fest geworden sah. Hier hatte Englands Fürst ein solches Blendwerk zauberhafter Ueppigkeit, einen solchen Prachtschmuck funkelnder Kostbarkeiten entfaltet, daß Aller Augen an ihm hingen, Aller Zungen von ihm sprachen, und Ludwig von Koblenz wegging voll Aergers, daß ihn Eduard mit seinem englischen Glanz verdunkelt und ihn überhaupt „nicht genug" geachtet habe! Kein Wunder, wenn das englische Büdget trotz der drückenden Steuern immer auf Null stand! Ein Ehrgeiz, der sich mit solchen Dingen speist, die auf dem Markt gekauft werden, ist immer ein Verschwender und leert die Kassen. Wie ganz anders, wenn einer edeln Seele Flamme an höhern Verdiensten, an Tugend, Wissenschaft, Bildung, Kunst, Tapferkeit, Aufopferung genährt wird! Welch ein umgekehrtes Verhältniß, ja welch ein unvergleichlicher Unterschied: dort viel Schein und große Rechnung, aber wenig Gehalt und keinen Segen; hier einfaches Wesen und ungeschminkte That, aber bleibenden Werth und blühende Frucht!

er unvollendet verlassen mußte, keineswegs abgestanden. Indeß gab er, um die Wahrheit zu gestehen, den begonnen Krieg nicht preis, sondern schob ihn nur bis zum künftigen Sommer auf, so daß er dann wieder Kräfte schöpft, um das eingeleitete Werk zu vollenden, und in gewaltiger Macht zurückkehrt.[1])

Von diesem König von England wird eine ausgezeichnete und des steten Andenkens der Menschen würdige That erzählt. Als er nämlich eines Tages an einer Kirche vorüberging und nicht nach seiner sonst gewohnten Sitte von seinem Pferde stieg und Gott andächtig dort anbetete und er von einem in seinen Kriegsdiensten stehenden, vor allen aus Vertrauten gefragt wurde, warum er hier seine gute Gewohnheit aufgegeben habe, antwortete er: weil der Gast d. h. der Leib des Herrn in jenem Tempel nicht vorhanden sei, deshalb habe er die gewohnte Ehrenbezeugung unterlassen. Ueber des Königs Antwort verwundert eilt jener, um die Wahrheit der Sache zu erspüren, still ins Haus des Pfarrers und verlangt, daß von demselben jemanden aus dem Gesinde des Königs von England, der gefährlich krank sei, das Abendmahl gegeben werde. Als dieser mit eines Eides Bekräftigung, die vom Ritter abgenöthigt war, antwortete, das Sacrament werde gegenwärtig in der Kirche nicht gehalten und das wäre seit vielen vergangenen Tagen nicht vorgekommen, wenn aber ein so großes Bedürfniß auf dem Kranken liege, so wolle er es, wenn es beliebe, aus der nächsten Pfarrkirche holen, da stellte sich der Ritter, als ob er für das hl. Sacrament des Leibes des Herrn in eigener Person zu dieser Kirche gehen wolle, um dadurch den Grund seiner Nachforschung zu verdecken. Er erfuhr nun unmittelbar, daß es so sei, wie der König früher im Wort angegeben hatte, und er glaubte fürderhin seiner Weißagung und offenbarte die wundersame Heiligkeit desselben Andern.

---

[1]) Das Präsens ist zu beachten. Der Chronist schreibt noch während es geschieht. Der König war heimgegangen und hatte die Nation um neue Kräfte angesprochen. Willig öffnete sie wieder die Hand und reichte jedes Opfer, das ihres Königs und ihr eigener Ruhm verlangte. Ein frisches Heer und eine gewaltige Flotte kamen ganz nach dem Worte unserer Chronik „bis zum künftigen Sommer" in Bewegung. Da besann sich auch Philipp keinen Augenblick länger, holte jene gemiethete Genueserflotte herbei, schloß ihr normannische Schiffe an und stellte sie rings an der flandrischen Küste auf, um die englischen Segel, wenn sie herangezogen kämen, von vornherein wegzufangen. Allein diesmal war die Verrechnung auf Seiten Philipps. Die beiden Flotten stießen im Juni 1340 bei Sluis in den Niederlanden, Provinz Zeeland, zusammen und lieferten einander eine blutige Schlacht, aus welcher sich die Franzosen völlig geschlagen mit großem Verlust an Mannschaft und Schiffen heimwandten, obschon sie auch hier der englischen Streitmacht um das vierfache überlegen gewesen seien. Da, bei Sluis, zuerst, heißt es, habe England allerwärts das ahnende Grauen geweckt, es werde einst auf der schreckhaften Schlachtenbahn der ungewissen Wellen den gewissen Sieg und Ruhm andern Nationen abgewinnen und ihnen den Muth mindern, sich mit ihm in das Spiel der entfesselten Stürme, in die Meeresschaukel der gähnenden Todesfluth hinauszuwagen! — Um so weniger gelang darauf Eduards Feldzug zu Lande. Derselbe war auf die französische Stadt Tournay, jetzt in Hennegau — Belgien, gerichtet, von deren Einnahme sich Eduard viel versprochen hatte. Aber es war wieder eine langweilige und nutzlose Belagerung, es fehlte dem König wieder an Geld und sonstiger Unterstützung, kurz es ging wie bei Cambray. So war es ihm eine erwünschte Handreichung, als ihm die verwittwete Gräfin Johanna von Hennegau, Gemahlin des im Jahre 1337 verstorbenen Grafen Wilhelm, den Vorschlag machte, zwischen den streitenden Gegnern einen Waffenstillstand zu vermitteln. Sie war Eduards Schwiegermutter und Philipps Schwester, somit nach beiden Seiten innig verpflichtet und deshalb die am besten befähigte Person zu einem Werke des Friedens, das sie dann auch wenigstens auf drei Jahre zu Stande brachte.

Kurz vor dieser Zeit entbot der Bischof von Constanz, gebürtig von der Stadt Frauenfeld [1]), als er die Feier seiner ersten Messe an dem hiezu festgesetzten Tage abzuhalten sich vornahm, allen ihm Untergebenen von Mönchs- sowohl als Nonnenklöstern, sie sollten selber nach Constanz kommen, oder doch durch Zwischenpersonen sich vertreten lassen, und ihn mit Vieh, das sie mit sich brächten, und andern Geschenken und Gaben oder Kleinoden, wie es für ihn gezieme und ihnen selber fromme, beehren. Sie giengen seinem Befehle nach und suchten ihn zur Ausführung zu bringen, und führten je nach der Fülle oder Wenigkeit ihres Vermögens an Gegenständen oder Besitzungen Schafe und Ochsen her. Auf dem Wege begriffen mit ihrem Vieh wurden sie von den einheimischen Herren, nämlich von dem Herrn Truchseß von Dießenhofen [2]), dem Herrn Truchseß von Walpurg [3]), dem Herrn Grafen von Wirtemberg [4]) und vielen andern aufgehalten und genöthigt, das Vieh wieder heimzuführen. Und so wurde der maßlosen Habsucht des Bischofs, worüber sich Alle freuten, entgegengetreten und die natürlich mit gieriger Seele gehoffte Festlichkeit theilweise vereitelt und verringert.

Als dieser Bischof eines Tages von Kaiserstuhl, einer zu seinem Bisthum gehörenden Stadt, nach Winterthur gehen wollte, wurde er in einem am Wege dahin liegenden Dorfe, Namens Glattfelden,

---

[1]) Es ist Bischof Nicolaus, Sohn des Ritters Jakob, des Vogtes von Frauenfeld, was hier als Geschlechtsname zu fassen ist, und Hofmeisters der östreichischen Herzoge. Bischof Nicolaus war Kirchherr, in unserm Sinne Pfarrer, zu Windisch und zu Kenzingen im Breisgau, und Domherr zu Constanz. Daher heißt er zuweilen auch Herr Nicolaus von Kenzingen oder kurzweg Herr Nicolaus der Hofmeister, nämlich vom Amtsnamen des Vaters her, der dann zum bleibenden Geschlechtsnamen wurde. Im Jahr 1334 ward er zur Würde eines Bischofes von Constanz befördert und starb nach zehn Jahren den 25. Juli 1344. Wir haben ihn übrigens im Feldbienste Oestreichs schon einmal unter den Augen gehabt, als er dem Herzog Otto in Verbindung mit andern von dessen Dienstmannen und Kriegsleuten gegen Ungarns König zu Hülfe zog. Neujahrsblatt 1861, p. 163.

[2]) Einer aus dem ursprünglich kyburgischen, dann habsburgisch-östreichischen Dienstmannengeschlechte der „Truchsesse von Dießenhofen." Dieser Name bezeichnete anfänglich ebenfalls nur das Amt und setzte sich erst später als Geschlechtsname auf die Familie fest. Hier ist vermuthlich Ritter Johannes gemeint, im Jahr 1333 östreichischer Vogt auf Kyburg. Er erscheint unter dem 20. Juli desselben Jahres dann auch an der Spitze des großen Landfriedensbündnisses zwischen den östreichischen Städten und Landen im Thurgau, Aargau, Sundgau, Elsaß und Breisgau einerseits, andererseits den Städten Basel, Constanz, Zürich, St. Gallen, Bern, Solothurn und den Grafen von Nidau, Fürstenberg und Kyburg-Burgdorf.

[3]) Die „Truchsesse von Waldburg" waren Reichsdienstmannen zur Zeit der Hohenstaufen. Im Jahre 1628 wurden sie Reichsgrafen, 1803 Reichsfürsten von Trutburg-Waldburg, was sie bis jetzt geblieben sind. In Betreff der oben angeführten Burgen ist zu bemerken, daß Waldburg, südöstlich von Ravensburg, die Stammburg war, jetzt zur völligen Ruine geworden. Trutburg ist eigentlich Trauchburg bei Isny im würtembergischen Oberamt Wangen, jetzt Grafschaft der Fürsten von Waldburg-Zeil.

[4]) Der Graf Ulrich III. von Würtemberg, der seinem Vater, dem Grafen Eberhard, dem Erlauchten, am 5. Juni 1325 nachgefolgt war und am 11. Juli 1344 starb. Es wird sich später noch etwa einmal Gelegenheit bieten, auf ihn einen Blick zu richten.

von den ihm dort auflauernden Herren von Tengen einer Beleidigung halber, die er ihnen zugefügt hatte, gefangen und wurden von seinem Gesinde oder seinem Gefolge, die ihn zu vertheidigen suchten, viele verwundet, weil sie unbewaffnet waren. Er wurde dann in das Schloß Hewen [1]) abgeführt, wo er von ihnen von der Osterzeit bis zu der Herbstzeit des Jahres 1337 in Gefangenschaft gehalten und dann durch gewisse Verträge und durch die Dazwischenkunft seiner Freunde wieder in Freiheit gesetzt wurde.

In der angegebenen Zeit, da der Bischof in dem erwähnten Schlosse gefangen gehalten wurde, ließ er sich einen ungeheuerlichen Knaben vorstellen, der neulich nahe beim Schlosse, im Dorfe Weleschingen [2]) geboren worden war. Dieser Knabe hatte, obwohl er unterhalb am Körper sehr klein war, doch einen Kopf wie ein Viertel breit und groß, der täglich in ungewöhnlichem Ansatz wuchs und endlich durch sein wunderbares Wachsthum die Augen des Knaben überzog und ihn blind machte. Seine Eltern setzten ihn, weil sie arm waren, in vielen Städten vor die Thüren der Tempel und erlangten von den Leuten, welche sich ob seiner Ungeheuerlichkeit verwunderten, viel Almosen, weil er überall Allen, die ihn sahen, großes Erstaunen und Verwunderung einflößte. Auch der Bischof wurde, nachdem er ihn im erwähnten Schlosse gesehen, von großer Verwunderung durchdrungen.

Im Jahre 1338 zur Sommerzeit wurde die vorzügliche kaiserliche Stadt Rothweil in Schwaben, am Neckar gelegen, durch eine Feuersbrunst, die, wie man glaubt, durch göttliche Leitung darein gefahren war, um die Sünden des Volkes, das sie bewohnte, zu rächen, von Grund aus zerstört. Denn als ein Handwerker über dem Feuer Speck unvorsichtig aussott, brach die Flamme von der Pfanne aus auf und steckte die nächsten Räume in Brand. Dann fuhr sie recht eigentlich wie ein wüthendes Thier dahin und dorthin, wobei ein starker und heftiger Wind sie jagte, verbreitete sich wie in einem Augenblick unaufhaltsam am hellen Tage nach allen Theilen der Stadt und goß sich weit und breit aus und verzehrte beinahe Alles, was ihr in den Weg trat, verbrannte auch, wie es heißt, 60 Menschen
152 zu Asche. Als diese Züchtigung von einem guten Manne, der den Geist der Weißagung hattte, den Leuten jener Stadt vorausgesagt worden war, achteten sie nicht darauf und sühnten sich auch nicht mit Gott und blieben im Bösen verhärtet. Deshalb kam der plötzliche Untergang über sie. Mehrere Städte aber, die dies sahen, geriethen in Schrecken und beschlossen, es sollen Festtage, Fasten, Gebete, Umgänge, Almosen, Gott zu versühnen, angestellt werden, damit ihnen nicht ähnliches Unheil widerführe, sondern sie durch Gottes Gnade heil verblieben.

Im Jahre 1338 der Fleischwerdung des Herrn waren einige mächtige Adelige und Herren des freien Standes in Schwaben, die Herren Truchsesse von Walpurg, zur Winterszeit, als kurz zuvor ihr edler und starker Vater weggerafft worden war, während ihre Mutter, noch am Leben, die beweglichen Erbsachen, wie sie argwöhnten, bestehend in Gold und Silber, in Edelsteinen und Kostbarkeiten,

---

1) Neujahrsblatt 1861 p. 166.

2) Das badische Dorf Welschingen, am Fuße des obbenannten Schlosses Hewen, Hohen-Höwen im Hegau.

zu entfremden suchte, darauf bedacht, dies bei ihr zu verhüten, und nahmen sie, mit dem Wunsche, ihr zuvorkommen zu können, in einem ihrer Schlösser, Namens Trutburg, gefangen, übergaben sie jedoch einer menschlich milden Bewachung. Sie endete dort nach wenigen Tagen das Leben. Ueberdies nahmen sie zwei Brüder aus dem Orden der Prediger gefangen; den einen stießen sie in ihren Schloßthurm Waldburg viele Wochen hindurch, den andern aber faßten sie in der Frühe des Charfreitags und hielten ihn in dem Bruderzimmer ihrer Herberge zu Isny acht Tage lang in sorgfältiger Haft. Diese wurden aber deshalb in Gefangenschaft geführt, weil sie einer großen Unterschlagung vom Geld der kurz nach dem Vater verstorbenen Mutter der genannten Herren verdächtig gehalten wurden. Denn als dieselbe noch lebte, gieng das Gerücht, sie habe Geld bei ihnen hinterlegt [1]).

Im Jahr 1339 tödtete ein Graf aus Schwaben, genannt von Kilchberg, am Charfreitage aus einer ihm von teuflischer Verführung eingegebenen Raserei — entsetzlich zu sagen! — seinen Vater, was Aergerniß und Schrecken über das ganze Land brachte. Er soll, von der bittersten Reue getrieben, vom Papste die Gnade der Lossprechung vom Verbrechen des Vatermordes aus Barmherzigkeit erlangt haben.

Ferner soll in demselben Jahre der König der Tataren [2]) durch eine von den Minderbrüdern, welche dort Christum zu verkündigen sich aufhielten, zum christlichen Glauben bekehrte Frau bekehrt worden sein. Er ersuchte durch Gesandte und Briefe den Papst Benedikt flehentlich, daß er ihm Lehrer, Prediger und Unterweiser im rechtmäßigen Glauben abzuordnen geruhe, die sein Volk zum Glauben bekehren, die Bekehrten taufen, die Getauften im neuen Glauben befestigen möchten. Der Papst entsprach ihm mit fröhlichem Gemüthe und soll ihm 50 Minderbrüder, deshalb weil Minderbrüder die Veranlassung zu seiner Bekehrung gewesen, tüchtige Männer sowohl in Rücksicht auf Wissenschaft als auf Leben zugeschickt haben. Wie viel dieselben ausgerichtet oder wie viel Volk sie

---

[1]) Man beachte auch hier, wie diese Beschuldigung wieder auf Dominicaner fallen muß und von Vitoduran, dem Franziskaner, in ausführlicher Art hervorgehoben wird.

[2]) Wenn wir der Jahrzahl 1339 trauen dürfen, so erschiene uns in dem Tatarenkönig auch an dieser Stelle jener Groß-Chan Usbek, dessen wir im letztjährigen Neujahrsblatt p. 187 Erwähnung gethan. Es wäre auch nicht undenkbar, daß der Tatarenfürst infolge vieljähriger Thätigkeit der Minderbrüder im Predigtamt und Bekehrungseifer eine Neigung zum christlichen Glauben bekommen hätte; ob jedoch eine völlige Bekehrung angenommen werden könne, möchten wir kaum bejahen und wissen ja wohl, daß man mit solchen Berichten Vitodurans über Personen und Zustände in so weiter Ferne etwas vorsichtig umgehen muß. Der Chronist schreibt gerne vollständige Bekehrungen an, wenn vielleicht nur eine gewisse Vergünstigung gegen die christlichen Missionäre zu Grunde lag, und er thut es um so lieber, je mehr er Leute aus seinem eigenen Orden in der Sache betheiligt sieht und dadurch dem letztern selbst einen neuen Ruhm zuzählen kann. So mag, da uns anderwärts über den eigentlichen Uebertritt eines tatarischen damals regierenden Herrschers zum Christenthum Beweismittel mangeln, auch hier in ähnlichem Sinne anzunehmen sein, daß es den bereits im Lande niedergelassenen oder einheimisch gewordenen Minderbrüdern gestattet wurde, ungehemmt ihres Glaubens Wort und Werk weiter zu betreiben, zu welchem Behufe der Papst Benedikt XII. aus dem Orden die 50 neuen Arbeiter absandte, ohne daß, wie Vitoduran meint, der tatarische Thron selbst schon ganz auf den Grund des Evangeliums gestellt war und nun sofort das ganze Land durch die Minoriten in christliche Pflanzung umgearbeitet werden sollte.

daselbst dem Herrn Jesu Christo gewonnen haben, war im Jahre 1343 zur Fastenzeit in Schwabens Gebiet noch verborgen und unbekannt.

ril. Im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1339 zerstörten die Berner die Vorstadt Freiburgs durch Feuer, das sie hineingeworfen hatten. Viele, welche dem wüthenden, plötzlichen und unerträglichen Ueberfall derselben zu entfliehen suchten, ertranken in dem vorüberströmenden Flusse; sie hofften eben durch denselben dem drohenden Tode sicher zu entgehen, wenn er von ihnen glücklich durchschritten wäre. Auf solche Weise kam auch ein Minderbruder, der dort als Conventuale lebte, im Flusse um. Das in der Vorstadt gefundene Vieh der Freiburger wurde von den Bernern weggeführt, wobei einige Freiburger umgebracht wurden. Man erzählt auch, daß 400 oder 500 Freiburger durch den ganzen' von ihnen gegen die Berner geführten Krieg erlegen seien. Einige sagen, beinahe die Hälfte ihrer Bevölkerung sei von den Bernern niedergemacht worden. Man giebt jedoch an, das sei um die Osterzeit geschehen [1]).

nni. Ferner wurde in demselben Jahre der größere Theil der Stadt Luzern durch Zufall vom Feuer zerstört.

Weiter kam im nämlichen Jahre im Monat Juni eine plötzliche und besondere Ueberschwemmung aus der Entleerung einer wasserreichen Wolke bei Ueberlingen unerwartet ganz ungestüm daher, so daß sie das auf den Feldern getroffene und überraschte Heerdenvieh mit sich führte und forttrug und dabei die Leute schwer beschädigte, und nicht nur hierin, sondern auch in Wiesen, Aeckern und Weinbergen, Saaten und Gebäuden den Einwohnern jenes Bezirkes einen großen Verlust und Beschwerde zufügte.

irz. In demselben Jahre Anfangs der Fastenzeit um Sonnenuntergang brach, als in der Stadt Lindau in der Webergasse ein Mann Speck oder Fett in einem Kessel oder einer Pfanne zerließ, von dem geschmolzenen Fette, das vom Feuer erfaßt worden, eine Flamme aus und steckte, durch den Wind plötzlich aufwärts getrieben, das aus Schindeln verfertigte Dach in Brand, das wegen allzu hohen Alters
154. dürr war. Von da im Nu weiter getragen und durch des Windes Stoß oder Zug auf die benachbarten Häuser geworfen, verwandelte sie dieselben in einen Scheiterhaufen rasendsten Feuers. Da sie ungewöhnlichen und unerwarteten Zuwachs erhalten und wider der Menschen Zuversicht über die Maßen stark zugenommen hatte, verbrannte sie den besten Theil, ja das Mark der Stadt.

Ebenfalls in demselben Jahre wurde etwa der vierte Theil der Stadt Mainz, wie es heißt, durch eine Feuersbrunst auf klägliche Weise in Staub und Asche verwandelt.

uft. Weiter im nämlichen Jahre, als die Berner durch die Vögte der Herzoge von Oesterreich und durch Hungersnoth an Leib und Gut — was einer langen Erzählung bedürfte — sehr namhaft

[1]) Daß die Reibungen und Feindseligkeiten zwischen Bern und Freiburg mit dem Ausgang des Streites von Laupen nicht abgethan waren, hat das Neujahrsblatt 1861 pag. 207 in Note 1 bemerkt. Wir verweisen auf jene Bemerkungen, unter denen auch die Zerstörung des Stadttheils oder der Vorstadt Galtern angeführt ist, die Vitoduran an der gegenwärtigen Stelle etwas genauer anzugeben veranlaßt ist.

geschädigt und infolge davon erschreckt und gedemüthigt worden waren, suchten sie um Friedensbündnisse nach. Diese wurden durch hochachtbare Herren und andere geschickte, hiezu erwählte Männer reiflich und klüglich verhandelt und auf rechtmäßige Weise zu Stande gebracht. Dies wurde zu Königsfelden vorgenommen, als die Frau Königin von Ungarn dort wohnte und sich wirksam in's Mittel legte und eine innige, von Herzen kommende Anstrengung, es durchzusetzen, daran wandte; denn es lag ihr nicht wenig am Herzen, daß dies geschehe, indem sie das bereits vorgefallene Blutbad der Menschen und das für die Zukunft zu befürchtende noch verderblichere erwog, sowie die Verwüstung des umliegenden Landes. Durch welche Bedingungen aber jene Aussöhnung und Beilegung erlangt worden, weiß ich eigentlich nicht genau darzuthun; auch würde der Verlauf der Ausgleichung viel Zeit und mehr Worte erfordern, wenn es bis auf die Spitze hinaus erklärt werden müßte. Es geschah dies aber im obbenannten Jahre im Monat August [1]).

Wieder in dem gleichen Jahre zur Sommerszeit belagerten die Augsburger mit anderen ihnen verbündeten Städten Schwabens drei Raubschlösser oder drei Schlösser von Raubherren mehrere Wochen und nahmen sie zuletzt ein und brachen sie nieder und machten sie dem Erdboden gleich. In selbiger Belagerung waren, die Bürger der andern Städte ausgenommen, allein von den Bürgern der Stadt Augsburg 7 bis 8000, wie man angiebt, bewaffnete und zum Krieg gerüstete Männer. Denn ihnen besonders war damals von jenen Plünderern Unrecht zugefügt worden. Diese hatten nämlich die Waaren derselben auf der Straße in hinterlistigem Ueberfall aufgegriffen und abgeführt oder in ihre Schlösser hingebracht. Einen vornehmen und vorzüglichen jungen Menschen, den die Belagerer in einem

---

[1]) Das Aktenstück dieses Vergleichs, das zugleich als Beweismittel von der um die Herstellung des Friedens angelegentlichen Bemühung der Königin Agnes gelten soll, ist uns im Schweizerischen Geschichtsforscher I. 55 geboten. Es handelt sich darin übrigens vorzüglich um Bestimmungen über den Freiherrn von Weißenburg. Wir lassen die Urkunde, datirt Königsfelden von St. Laurenzen Abend 1340, soweit wir sie abgedruckt finden, zu etwelcher Vervollständigung des Berichtes Vitodurans hier folgen. „Die Berner sollen Herrn Johann von Weißenburg, den alten, ledig und leer wieder antworten, den Herzogen von Oesterreich, deren Diener er ist. Die Herzoge geben den Bernern und den jungen Herren von Weißenburg eine Urphede für den alten von Weißenburg und seine Freunde. Die Vesten von Unterseen, wie der alte von Weißenburg sie vor dem Krieg inne hatte, sollen einem Mann überantwortet werden, den die Herzoge und der alte Herr Johann ernennen sollen, bis die von Bern um ihr Urfech usgerichtet sein werden, und der alte von Weißenburg usgerichtet sein wird, der Gelübde, die ihm die Herzoge gethan haben. Die Rechte, welche die jungen von Weißenburg an den Vesten gehabt haben, werden ihnen nach dem Ermessen Herrn Niklausen, des Bischofs von Constanz, bezahlt werden. Wollten aber die jungen Herren von Weißenburg den Bernern darin nicht gehorsam sein, so sollen dieselben, gemeinschaftlich mit den Herzogen, sie dazu anhalten." Hienach wären den jungen Herren von Weißenburg die interlakischen Besitzungen entzogen gewesen, und doch verblieben sie noch ziemlich lang in denselben! In einer Urkunde von Weihnachten 1339 schon hatte es nämlich geheißen, die Stadt Bern habe es über sich genommen, den jungen Freiherren von Weißenburg alle ihre Schulden zu Bern und Freiburg unter der Bedingung zu bezahlen, daß sie der Stadt diesen Vorschuß innert sechszehn Jahren ersetzen, ihr mit ihrem Land Interlaken, namentlich der Stadt Unterseen, der Veste Unspunnen und den Balmen gehorsam seien und daselbst keine andere Amtsleute einsetzen als solche, die vom Rath zu Bern vorgeschlagen worden. Auch durften sie diese Pfandschaften durch Niemand wieder einlösen lassen, als durch die Herzoge von Oesterreich selbst, denen es, da sie die eigentlichen Pfandsetzer waren, nicht versagt werden konnte.

Schlosse getroffen, straften sie sammt seinen zwei Dienern mit Enthauptung, was sie auch andern gethan
155. hätten, wenn sie solche in den eingenommenen Schlössern gefunden hätten; dieselben hatten eben die Flucht ergriffen, als sie gehört, jene kämen. Auch hätten sich die Augsburger mit der Verwüstung jener drei Schlösser nicht begnügt, während andere noch unverletzt verblieben, noch auch wären sie ohne die Zerstörung aller Raubschlösser in ihre Stadt zurückgekehrt, wenn sie vom Kaiser Ludwig nicht ernstlich heimgerufen worden wären, welcher ihnen, um sich die Gunst der Landesherren zu erhalten, befahl dies zu thun.

Weiter hatte im nämlichen Jahre ein unerträglicher und gar erschrecklicher Hunger in Italien überhand genommen, so daß viele Menschen aus den Städten ausgewiesen und den Ankommenden und Vorüberreisenden der Zugang und Eintritt abgeschnitten wurde und Unzählige vor übergroßem Hunger starben.

Ueberdies ist in demselben Jahre in der Stadt Florenz eine solche Seuche oder Sterblichkeit, wie man erzählt, ausgebrochen, daß von den vornehmern Bürgern 20,000 gestorben, von den andern gemeinen aber 60,000, ja vom niedern Volkshaufen so zu sagen Unzählige umgekommen sind. Es wird auch erzählt, daß bei dieser Sterblichkeit die reichen Bürger vor der verdorbenen, in der Stadt entstandenen Luft auf ihre höchst reizenden, außer der Stadt gelegenen Wohnungen flohen. Wiewohl sie dies sehr eifrig und um die Wette thaten, richteten sie dadurch doch Nichts aus; denn dort wie sonst raffte sie der Tod weg und streckte sie dahin. Denn hier wie anderwärts goß die angesteckte Luft ihre Verderblichkeit aus. Aehnliche Dinge beinahe habe ich von der Stadt Padua und Genua gehört.

1340. Zudem besetzte in demselben Jahre der König von England vermöge neuerworbener und wiedergewonnener Kräfte, wie ich vorausgesagt habe, das Reich der Franken mit vielen Heerschaaren. Sowie der König von Frankreich dies sah, sandte er seine Heere, daß sie über das Meer setzten und das Reich England verwüsteten. Ihnen trat der König von England mit seinen Heerschaaren am Vorabend des
Juni. Feststages des hl. Johannes des Täufers zur See kühn entgegen und kriegte sie sogleich nieder und versenkte 360 Schiffe in des Meeres Tiefe. Als nun der König von England das Volk des Königs von Frankreich in der Seeschlacht, wie ich gesagt, besiegt hatte, überwand er darauf in dem nämlichen Sommer vor dem Feste der Himmelfahrt der hl. Jungfrau Maria den König mit seinem Heere in einem Landkriege, indem er ihn bei einer Festung oder Burg in die Flucht schlug und vom Heeresvolke 60,000 niederstreckte [1]).

Ebenfalls zu dieser Zeit in der Fasten brach im Kleggau unter den Menschen eine große und
156 übergewaltige Seuche aus, so daß sie um Thaingen und Kaiserstuhl und Klingnau herum rasch hintereinander starben und viele gefährlich krank wurden.

---

[1]) Hierüber behalten wir uns eine Bemerkung bei einer andern Stelle der Chronik vor, verweisen aber zugleich auf das Neujahrsblatt 1861 p. 209—212 mit den einschlägigen Noten.

Um diese Zeit ferner brandschatzte der Kaiser Ludwig die Regensburger wegen ihrer Widerspenstigkeit mit 40 oder wenigstens 30,000 Mark Silber, wobei er ihnen Frieden oder Waffenstillstand auf drei Jahre auferlegte [2])

Im Jahre 1339 im Herbste ließ der Kaiser Ludwig einigen vornehmern Bürgern von Werd, die bei ihm angeklagt waren und ihm in Ingolstadt vorgestellt wurden, die Augen ausstechen, einen sogar in in einem Sacke ertränken [1]).

Das nahm wegen Parteiung und Entzweiung jener Bürger seine Veranlassung; denn Parteien richten am meisten und schwersten Städte und andere Orte zu Grunde.

Davon kann das Beispiel zuerst und vorzüglich an der Stadt Rom, die das Haupt der Kirche ist, genommen werden. Denn wenn dort, wie in den Chroniken gelesen wird, die Bürger wider einander getheilt waren, schadete es ihnen und dem Ort mehr als die verderblichsten und gräulichsten

---

[1]) Die angeführte Brandschatzung Regenburgs durch den Kaiser gehört mit vielen andern zu den Beweisstücken davon, wie unsicher der Rechtsboden der mittelalterlichen Grundsätze und Verhältnisse war, so sauber und sorgfältig er von einem ganzen Heer theoretischer Rechtslehrer und Rechtsschreiber vermittelst der spitzfindigsten Sätze und Schlüsse zusammengepreßt wurde. Für Leute gewöhnlichen Schlages aus dem Volke wollte der breitgedehnte, weitgeschlängelte Gang der Formen und Formeln kein Ende nehmen, und namentlich war dieses hundertfach verschränkte Verfahren mit Rechts- und Gerichtssachen im 14. Jahrhundert, also zur Zeit unsers Chronisten, zur Herrschaft gekommen, da eben jetzt das deutsche, römische, canonische Recht unter den Augen und Federn der Gelehrten die geschraubteste Auslegung, die gewaltthätigste Behandlung erfuhren. Aber aller Sorgfalt in dieser Arbeit spottete ein kaiserlicher Launensprung und das ganze auf einander geschichtete Rechtsgebäude glich der vollgemalten Bretterwand, die ein Stoß der willkürlich dreinfahrenden Kaiserfaust über den Haufen warf. Es giebt kaum eine Zeit wie die bezeichnete, in welcher wir so viel Formelwerk und Buchstabenhärte einerseits, so viel Willkür und Despotie andererseits neben einander haben. Auf eine sehr anschauliche Weise tritt uns dieß an dem Beispiel vor die Augen, das uns im Verhältniß des Kaisers zu Regensburg erzählt wird und bei dem wir Vitodurans Bericht in andern Geschichtsquellen zur Genüge bestätigt finden. Die Regensburger waren mit ihrem Bischof, einem außerordentlich ergebenen Anhänger Ludwigs, in Streitigkeiten gerathen, und statt nun diese an der Form Rechtens sich abwickeln zu lassen, schlug der Kaiser alle erhobenen Rechtsfragen mit dem Einen Akt entzwei, daß er den Regensburgern eine Geldbuße von 40,000 Mark (Vitodurans erste Zahl gilt) aufzwang und jeden weitern Gebrauch von Gewalt und Waffen untersagte. Man weiß zu gut, daß dahinter nicht etwa die Beschützung seines Freundes, des Bischofs, oder gar unter dessen Namen die Wahrung der Kirche und kirchlichen Rechte steckte, sondern der weit und breit bekannte Eigennutz Ludwigs, der alle Gelegenheiten gierig aufgriff, seine eigene Casse zu füllen und seine eigene Familie zu bereichern. Die Regensburger aber brachten dem kaiserlichen Zorn, so voll er seine Drohungen ausschüttete, nicht die klingende Münze, sondern die klirrenden Schwerter entgegen. Sie schlugen die kaiserlichen Truppen von Regenburgs Thoren zurück, und hiengen, als sie sich vor Ludwigs Ungestüm sicher gestellt hatten, an den Mauern diejenigen ihrer Bürger auf, welche thöricht und verrätherisch genug gewesen waren, dem Feinde zur bestmöglich gelingenden Ueberwältigung der Stadt zu verhelfen. Die Einheit und Entschlossenheit der Bürgerschaft hatte diesmal die kaiserliche Gewaltthätigkeit in ihre Schranken zurückgetrieben.

[1]) Ganz gleich wie gegen Regensburg verfuhr Ludwig gegen Donauwörth — dies ist des Chronisten Werd — und gab, ohne irgend auf ein Gesetz oder nur Gefühl zu achten, seiner Herrscherlaune wie auch seiner Habsucht freie Zügel in empörender Weise. Die Bürger von Wörth waren nach regellosem Gutdünken, heut oder morgen oder wann es gut schien, mit drückenden Steuern beladen worden, die freilich auch auf Unterthanen in andern Ortschaften des Reiches fielen, bei ihnen aber jede Anstrengung der Kräfte überstiegen und zu einer Nothhülfe drängten. Man entschloß sich daher zu dem Schritte, bei dem Kaiser durch Abgeordnete die Beschwerden freimüthig vortragen und um etwelche Ermäßigung der unverhältnißmäßigen Lasten bitten zu lassen. Der Kaiser antwortete mit der Grausamkeit, die Vitoduran erwähnt: er ließ die einen der Redner blenden, einen aus ihnen sogar in einen Sack nähen und in die Donau werfen.

Kriege, welche sie von auswärtigen Feinden zu ertragen hatten. Ein Beispiel ferner kann man an Zürich bekommen, wie ich oben gesagt habe [1]). Denn wegen der daselbst ausgebrochenen Zertrennung ist es noch am heutigen Tage unglücklicher und schlimmer daran und wird es, wie es wahrscheinlich ist, bis in das künftige Geschlecht sein. Dasselbe liegt von Schaffhausen am Tage, wo von Alters her eine recht feindselige Parteiung das Haupt erhob, derenthalben viele Mordthaten und häufige Unglücksfälle sich ereigneten. Das Nämliche lag vor kurzer Zeit in Ulm am Tage, wo die mächtigern und reichern Bürger wegen der dort vom Pflanzer des Unkrautes, dem Teufel, ausgesäeten Zwietracht und Parteiung einander gegenseitig aus der Stadt verjagten und dadurch dem Ort und den Leuten eine sehr umfangreiche und mannigfaltige Veranlassung zur Zerrüttung boten. Denn Gefechte, Aufstände, Brandstiftungen sind daraus zu ihrem nicht geringen Unheil erfolgt.

Juli. Ferner hat sich in selbigen Zeiten zwischen den Städten und Herren des Landes Schwaben ein gewaltiger Streit erhoben. Denn die Bürger der Städte verschwuren sich gegen die Herren und rächten das ihnen von den Herren zugefügte Unrecht. Das geschah das eine Mal gegen den Willen Kaiser Ludwigs, das andere Mal hinwieder mit seiner Zustimmung; denn Gericht und Gerechtigkeit und Frieden konnten sie von dem Kaiser nicht erhalten, da er hierin und in andern Dingen zu lässig und zu saumselig handelte [2]). Daher dachten sie jene Verbündung gegen die ihnen feindlichen Herren
157. aus und beschlossen sie nach einer reiflichen und umsichtigen Berathung. Als dies die Herren lange zu ihrem großen Mißvergnügen ertragen hatten, giengen sie zum Kaiser und klagten ihm dies auf ernstlichere Weise. Er achtete auf ihre lästigen Klagen und bemühte sich, um ihre Gunst und Freundschaft sich zu erwerben und zu erhalten, die Städte in solchen Wagnissen zu bändigen, indem er einen Beschluß und Vertrag (den ich übergehe) machte, welcher den Städten durchaus nicht gefiel, daß dadurch des Friedens und der Freundschaft Band zwischen den Städten und den Herren fortbestünde.

Sept. Im Jahre 1339 im September kam des Königs von England Kraft und Stärke klar zum Vorschein. Denn er belagerte eine große Stadt, die mit Festungswerken, Thürmen und Gräben ungemein gesichert und dem König von Frankreich untergeben war, genannt Torn [3]), mit einem so gewaltigen Heere, daß in demselben 40,000 Zelten und Hütten und Buden gewesen sein sollen.

In demselben Jahre wuchs der Wein, der zwei Jahre vorher sowohl an den Reben als in den Kellern sehr gemangelt hatte, auf der ganzen Erde in Fülle. Wenn das nicht geschehen wäre, so

---

[1]) Neujahrsblatt 1861 p. 167—175.

[2]) Ein sehr gemäßigtes und darum desto sichereres Urtheil über die Regierungsweise Ludwigs, über welche unmittelbar vorher Regensburg und Wörth das Zeugniß in weit schärferen Strichen ausstellen. Natürlich trat der Kaiser auch in diesen Fehden zwischen Herren und Städten, Herrenthum und Bürgerschaft auf die Seite der erstern nur wieder aus dem alten Grunde, weil er von denselben für sich selbst mehr zu hoffen hatte als von der Gegenpartei der Städter, in deren Schoß er weder den ihm willkommenen Grundsatz noch die ihm erwünschte Casse wahrnehmen konnte.

[3]) Das französische Tournay, als deutsches Wort Dornik, von welchen beiden Formen Vitodurans abgekürztes Torn sich herleiten läßt.

hätte jeder Mensch aus Noth Wasser trinken müssen; denn der Wein war so erschöpft, daß in den Kellern fast Nichts zurückgeblieben war.

In den Jahren 1338, 39 und 40 brachte der Boden in Deutschland eine so üppige Frucht an Getreide hervor, daß ein großes Brod im Maße wie ein großer Kuhkopf für einen Constanzerpfennig verkauft wurde, so daß es für Zwei oder Drei hinreichte, welches Brod von Waizen, weiß und rein gebacken war.

Als im Jahre 1340, wie das öffentliche Gerücht bezeugte, der König von England die so feste Stadt Torn durch seine zahllosen Heere mit Hunger und andern Beschwerlichkeiten so sehr bedrängt hatte, daß die Einwohner sie in seine Hände abzugeben schon entschlossen waren, und er das Land ringsum besetzt, beschädigt und mit häufigen und lang dauernden Plagen wüste gemacht, auch viele im Kriege sowohl zu Land als zu Wasser getödtet hatte, stellte ihm endlich der König von Frankreich gedemüthigt, weil eben in besonderm Schrecken, um ihn zu begütigen, das Land Gascogne, über dem am meisten, wie Einige sagen, der Streit unter ihnen geweckt worden war, aus freien Stücken zurück, da er es lange vorher grundlos und wider Recht sich zugeeignet hatte. Er bat zudem, er möchte sich mit ihm aussöhnen, und versprach des Bestimmtesten, für das ihm angethane Unrecht Entschädigung p.
zu leisten. Der Aussöhnung und Entschädigung Verlauf und Ausmessung aber wurde auf berühmte und geschickte, von beiden Theilen dazu erwählte Schiedsrichter übertragen, deren Verträge und Vorschriften, Bestimmungen und Beschlüsse beide Könige auf den Wink zu halten und zu beachten zuver- 13
sichtlich versprachen. Denn demjenigen, der sie brechen würde, wurde eine mit Recht furchtbare Strafe angedroht [1]).

---

[1]) Wir fassen gerade hier gleichsam zum Schlusse einige Bemerkungen über die einzelnen Berichte zusammen, welche Vitoduran vom Kampfe zwischen Frankreich und England auf diejenigen Blätter gesetzt hat, die eben in die Abtheilung des diesjährigen Neujahrsblattes fallen. Die Verhältnisse und Zahlen sind, wie der Leser sogleich erkennt, im größten Maßstab aufgetragen und weisen uns von selbst darauf, hie und da Abzug zu machen. Eine bombastische Feder zu führen, hat Vitoduran, den wir schon hin und wieder daran erblickt, mit so manchem Chronisten des Mittelalters gemein, und gerade in diesem gewaltigen Kriege zwischen zwei mächtigen Nationen haben auch Frankreichs und Englands Chronikschreiber, jeder in seiner Art, die Sprache so breit genommen, daß sie, im nüchternen Sinn betrachtet, in einem auffallenden Widerspruch mit damaligen Zuständen und Verhältnissen oben auf betroffen werden. Vitodurans 360 in's Meer versenkte Schiffe, 60,000 auf der Wahlstatt erlegene Mannen, 40,000 schimmernde Zelten u. s. w. sind lauter solche überfärbte Zeichnungen. Nicht weniger ist von dem Ruhme wegzurechnen, den der Chronist dem englischen Herrscher namentlich auch über den außerordentlichen Erfolg bei Torn zutheilt, da wohl der Seesieg bei Sluis Eduards und in ihm Englands Macht in glänzender Größe strahlen ließ, hingegen die Landschlachten bei Cambray und Tournay bekanntlich für Eduard einen sehr zweifelhaften Ausgang hatten, und er sich ebenso herzlich als sein Gegner Philipp nach einer Vermittlung sehnte. Daher ist denn auch die Demüthigung Philipps, dessen freies Anerbieten von der Gascogne und was damit verbunden schien, nicht so buchstäblich streng zu fassen, wie Vitoduran meint und schreibt, worüber wir uns aus den diesen Ereignissen näher liegenden Quellen der französischen und englischen Geschichte vergewissern können. Endlich möchte auch noch etwelchermaßen die Angabe zu berichtigen sein, daß die Vermittlung auf jene Schiedsrichter übertragen worden sei, da sie ja wesentlich doch durch die verwittwete Gräfin Johanna von Hennegau zu Stande kam, wobei indeß natürlich nicht in Abrede gestellt ist, daß verschiedene Männer hohen Ranges mitgewirkt haben.

Und so führte der König von England, indem der Schutz von oben herab ihm beistand, seinen Krieg bis zu einem rühmlichen Ausgang hin; denn er feierte glorreich seinen Triumph und erlangte durch die Länder der Welt einen Namen unermeßlichen Ruhmes. Daher kann er dem Bock im Buche des Propheten Daniel verglichen werden, der den starken Widder überwand und dessen beide Hörner zerbrach und zertrat [1]). Wer hat seit vielen vergangenen Jahren solche Dinge gehört? Daß nämlich der kleinere König, weit ärmer und ohnmächtiger, das Reich des mächtigern und vorzüglichern Königs so gewaltig betrat und auf so ausgezeichnete Weise sowohl den König als das Reich bezwang! Denn weil Gott mit ihm war, konnte Niemand wider ihn etwas vermögen. Gott war für ihn, wer also wider ihn? Keiner! Gott kann eben, wie die heil. Schrift angiebt, durch Wenige wie durch Viele retten. Wiewohl der König von England mithin ein ungeheures Volk gehabt haben mag, hatte er in Rücksicht auf den König von Frankreich doch nur ein kleines. Daher kann ich auf ihn das Wort Christi anwenden, der im Evangelium Lucä sagt: „Oder welcher König, der auszieht, eine Schlacht gegen einen andern König zu liefern, setzt sich nicht zuvor hin und berechnet, ob er mit Zehntausenden demjenigen begegnen könne, der mit Zwanzigtausenden gegen ihn zieht? Wo nicht, so sendet er eine Botschaft und bittet um das, was zum Frieden dient [2])." So kann ich gewissermassen auf ihn das Wort des Jesaja beziehen, das sagt: „Ich habe zu meinem Gesalbeten, zu Kyros, den ich bei der Rechten ergriffen, gesagt, daß ich vor seinem Angesicht die Völker niederwerfen und der Könige Rücken wenden will" [3]) und s. w.

Der König von England versprach vor seinem Auszug aus England in's Land Frankreich, dem
Aug. Kaiser Ludwig viel Geld zu geben, auf daß ihm derselbe mit den Deutschen, besonders aber den Schwaben, zu Hülfe zu kommen geruhen möchte. Dieser gelobte mit Eidesversicherung, es zu thun, und sprang dann, als er, wie Einige sagen, einen Theil des Geldes empfangen hatte, von dem Vorsatze ab und brach sein Versprechen zum nicht geringen Mißfallen und Aergerniß der Menschen [4]). Und als

---

[1]) Man lese das 8. Capitel Daniels. Der Vers, den Vitoduran vorzüglich im Sinn hat, ist der siebente: „Und ich sah ihn (den Bock), daß er zunächst neben den Widder kam und auf ihn erbittert war. Und er gab dem Widder einen Stoß und zerbrach ihm seine zwei Hörner. Aber der Widder hatte nicht so viel Kraft, daß er vor ihm hätte bestehen mögen. Er aber warf ihn zu Boden und zertrat ihn. Niemand war, der den Widder aus seiner Gewalt hätte erlösen mögen." Die deutende Auslegung gibt den beiden Bildern das Capitel selbst und zwar vom 20. Vers an, so daß unter dem Widder mit den zwei Hörnern die Könige von Medien und Persien, unter dem Bock der König von Griechenland, d. h. Alexander der Große zu verstehen sind.

[2]) Luc. 14, 31 und 32.

[3]) Jes. 45, 1.

[4]) Kein auffallender Zug an Ludwig's Character und Handlungsweise. Daß er seinen Schwager Eduard unter allerlei Vorwand und für jeden Scheintitel auszubeuten wußte, meldet uns die Geschichte bei mancher Gelegenheit, und haben wir auch selbst im vorjährigen Neujahrsblatt angeführt. Die Stellung, welche hier seine Gemahlin einnimmt, und die Sprache oder Fürsprache, zu der sie sich gedrungen fühlt, stehen ihr als Schwägerin Eduards wohl an und stimmen gut zu andern Aeußerungen oder Handlungen, in denen sie die gleiche Gesinnung verrathen und einen höhern Standpunkt als ihr Gemahl beurkundet hat. Wer hätte sich an der maßlosen Geldsucht eines Ludwig, der alles käuflich und nichts im Recht gesichert

die Kaiserin ihn mit Thränen zu bereden sich angelegen sein ließ, daß er die Worte seines Versprechens zu bestätigen und zu bewahrheiten besorgt sein möchte, als einer, der sie streng in Erfüllung bringt, wie er sich hiezu verpflichtet hatte, antwortete er: „Du begehrst einen andern Mann und darum mahnst Du mich, daß ich mich in die Entscheidung und Gefahren der Schlachten mischen und hingeben soll." Und so hat ohne dessen Unterstützung der König von England die Siegespalme erlangt, das ausgenommen, daß Ludwig im ersten Jahr des Auszugs des Königs von England ihm seinen Sohn, den Herrn der Mark Brandenburg [1]) mit wenigen Reisigen, etwa hundert, zu Hülfe schickte. Als diese mit andern Heeren und Kriegerschaaren des Königs von England die Feinde anzugreifen entschlossen waren, wurde der Herr Otto von Walpurg, ein Schwabe, ein junger Mann, stark an Kraft, von schlankem Wuchs, zum Fahnenträger oder Vordermann in einem Heere des Königs von England verordnet. Denselben berief der Sohn Ludwigs aus dem Lande Schwaben in sein Gefolge. Das rechneten die Schwaben bei ihrer Rückkehr als den Gipfel der größten Ehre und als eine besondere Bevorzugung an.

Das allgemeine Gerücht behauptet, daß der Herzog von Brabant den König von England mit einer sehr großen Menge unterstützt habe. Aehnlicher Weise der Graf von Holland und mehrere andere Herren von Niederdeutschland [2]). Aber die Flandrer leisteten ihm, wie angegeben wird, mit 1,200,000 Bewaffneten Hülfe [3]). Durch derselben und seiner eigenen Leute Unterstützung, die er aus

---

hieß, nicht stoßen müssen, und war es auch die eigene Gattin, sofern in ihr nur noch ein kleines Gefühl für verhöhnte Rechtlichkeit und der Muth zurückgeblieben war, die Mißbilligung der schmählich gebrochenen Treue einem Kaiser in's Gesicht auszusprechen!

[1]) Er begegnet uns später wieder und soll dann etwas genauer bezeichnet werden.

[2]) Mit niederländischen Großen und Fürsten hatte Eduard schon früher befreundete Verhältnisse gesucht. Er trug sich mit der Zuversicht, sie an dem einmal angeknüpften Faden näher und näher an sich heranzuziehen, um sie dann endlich in die Feindschaft gegen Philipp, den sie als französische Vasallen begreiflich über sich hatten, verwickeln zu können. Das that Eduard in einer um so größern Erbitterung gegen den französischen Thron, als dieser sich auch gegen ihn verschuldet hatte, und ging geflissentlich darauf aus, im vollen Maß es zu vergelten, daß Philipp die Schotten und ihren jungen flüchtigen König David gegen den in Schottland eingesetzten englischen Vasallen Eduard Balliol unterstützte. Freilich mußte Eduard, der König, auch hier wie anderswo, mit reichen Händen Geld auswerfen und die brabanter Säbel in hohem Solde halten!

[3]) Sonst waren die Flandrer von vergangenen Tagen her nicht sonderlich Eduards Freunde. Der König sah mit hoher Freude, wie sich in seinem England ein freies Aufwachen und Fortstreben des Volkes nach allen Richtungen kund gab. Er selbst ebnete hiezu namentlich auch dem Gewerbs- und Handwerksstande die Wege und scheute keine Kosten, um Wollweber, Fabrikanten und Fabrikarbeiter, unter Vorspiegelung der lockendsten Vortheile nach England herüberzuziehen. Und diese Wollfabrikation war bis dahin so zu sagen ausschließlich in der Flandrer Kunst und Hand gewesen! Wie begreiflich deren Aerger über den englischen Concurrenten! Ja um den ergiebigen Handel noch mehr auf Englands Boden herüberzuspielen, ließ Eduard aus seinem Reiche keine Wolle mehr ausführen und schloß damit der großartigen Fabrikation Flanderns, die dieses Materials nicht entbehren konnte, einen fruchtbaren Lebenskanal ab. Allein dieses spannende Mißverhältniß zwischen Flandern und Eduard ging bald in ein günstiges, gutes über. In Gent und andern Städten fingen die Stände des Volkes an, freiern Geistes zu werden und republikanisches Wesen zu gründen. Das wollte Philipp nicht verstehen und behandelte die Niederländer mit despotischer Sprödigkeit. Rasch erhob sich eine vielverzweigte Empörung und an der Spitze stand der mächtige „Brauer" Gents, Jakob von Artevelle. Ohne zu säumen, bot er Eduarden über das Meer hinüber die Hand und chl ang in das entferntere England das Band inniger Freundschaft, das er von dem so nahe liegenden Frankreich, aller

dem Reiche Englands mit sich geführt, demüthigte der König von England den König von Frankreich. Deshalb kann von ihm gewissermaßen nach meinem Urtheil gesagt werden, was vom König Alexander dem Großen im ersten Buch der Makkabäer gelesen wird, nämlich daß er auszog aus dem Lande Chittim und gegen Darius, den König der Perser und Meder, viele Schlachten lieferte und Aller Festungswerke einnahm und Beute von einer Menge Völker erhielt und die Erde vor seinem Angesicht verstummte [1]). Daher kann er mit ihm in Bezug hierauf nicht unpassend verglichen werden.

Es wird auch erzählt, daß die von ihm belagerten Städte die Ankunft des Kaisers Ludwig (weil sie kaiserlich waren) so sehnsüchtig wünschten, daß sie, wenn sie nur die Reichsfahne gesehen, von der größten Freude durchdrungen, sogleich ohne Widerstand die Thore geöffnet hätten. Denn sie wollten
160. lieber unter dem Reiche, zu dem sie gehören, stehen, als unter dem fremden Joche des Königs von Frankreich, der sie dem Reiche, wie man sagt, unbefugt und ungebührlich entzogen hat.

Und wenn daher der Kaiser sein dem König von England gegebenes Versprechen gehalten hätte, so hätte er mit den ihm im Reiche Deutschlands untergebenen Schwaben, Franken, Baiern, Elsäßern, Rheinländern gegen den König von Frankreich gestritten, wäre fortgeschritten, in dessen Reich eingerückt und hätte ohne Zweifel, wie es wahrscheinlich ist, das Frankenreich sammt dessen König vollständig bekriegt und die kaiserlichen Städte dem Reiche wieder gewonnen und folglich den damals der Kirche vorstehenden Papst Benedict den Zwölften gütig und geneigt dazu gefunden, jedes Begehren seines Willens zu vollbringen. Denn der König von Frankreich, wie ich oben gesagt zu haben mich erinnere, schränkt ein und hält im Zügel den ihm untergebenen Papst, so lange dieser in Avignon weilt, daß er dem Kaiser nicht irgendwie nachgebe, damit es ihm nicht begegne, die an sich gerissenen und sich zugeeigneten Reichsgüter wieder verlieren zu müssen. Da sich aber Ludwig, wie ich oben gesagt, nachlässig und saumselig und furchtsam benimmt, so nahm er, vom Kriegsschrecken erfaßt, am Zuge des Königs von England gegen seinen Feind keinen Theil, und vernachlässigte so, natürlich, sein und des Reiches Wohl. Er wollte eben lieber in dem ihm untergebenen Deutschland Glaubensbekenner sein als in Frankreich, wie er fürchtete, Glaubensdulder werden. Denn er war sehr im Glücke und
Dez. erlangte viele Güter ohne des Kampfes Entscheidung. Er erbte nämlich ein Herzogthum in Baiern; auch viele Reichthümer und Ländereien kamen ihm zu und wurden, auf ihn übergetragen, zu seinem Herrschaftsgebiete gefügt [2]) Auch starben alle seine Feinde, die er in Deutschland und anderswo hatte.

Gefahren oder Drohungen ungeachtet, weggezogen hatte. Von daher die gemeinschaftliche Sache mit Eduarden im Kampfe, ein Fingerzeig, wie sogar ökonomische Interessen vor der Macht des Freiheitsgefühles in den Hintergrund gedrängt werden! Aber die 1,200,000 Mann flandrische Hülfstruppen gehören zu Vitodurans kühnsten Phantasiepuppen!

[1]) 1 Makkab. 1, 1—3 in etwas veränderter Fassung.

[2]) Dafür verstand Ludwig, wie schon mehrmals bemerkt, unter jedem erdenklichen Vorwand zu sorgen. Schon vorher hatte er die Länder seines Bruders Rudolf an sich gerissen; Niederbaiern, das seinen Mündeln und Vettern zugehörte, bezeichnete und behandelte er schlechtweg als sein Eigenthum; Brandenburg, auf welches die Ansprüche verschiedener Fürsten gingen, erklärte er als ein erledigtes Reichslehen und übergab es dann 1324 seinem ältesten Sohne Ludwig, dem er, um

Ferner wurde im Jahre 1339 der Bischof von Augsburg schwer beschuldigt wegen des Raubes oder der Ueberwältigung einer Jungfrau, der Tochter seines Wirthes, in einer Ortschaft seines Bisthums. Denn das Mädchen bezeugte dies mit Wehklagen und gewaltigem Geschrei öffentlich vor den Leuten, weshalb er, wie man sagt, von den Bürgern Augsburgs aus der Stadt weggetrieben und verjagt wurde. Er begab sich hierauf zu Kaiser Ludwig, von dem er dort als Bischof eingesetzt worden war [1]), und klagte es ihm und legte es ihm vor und rechtfertigte sich, soviel er konnte, und wurde durch ihn in seine Stelle wieder eingesetzt. Einige sagen, es sei ihm fälschlich zur Last gelegt worden, weil er nicht gewaltthätiger Weise, sondern unter der Einwilligung der Jungfrau den Liebesgenuß mit ihr vollzogen habe. Weil aber den Rechtsgrundsätzen gemäß von einem jeglichen immer eher das Gute als das Böse anzunehmen ist, sofern nicht das Gegentheil erwiesen wird, und man in zweifelhaften und unsichern Dingen die Auslegung auf die bessere Seite machen soll, so mußte man das Bessere festhalten und das Schlimmere fahren lassen.

Ueberdies brandschatzte in demselben Jahre der nämliche Bischof vermittelst Anweisung und Anstiftung des Kaisers die ganze Geistlichkeit seines Kirchensprengels höchst beschwerlich. Er führte nämlich an und schützte vor die Menge seiner Schulden und seine große Dürftigkeit und machte sich zum lästigen

---

für die Machtvergrößerung seines Hauses den Weg nach dem Norden zu öffnen, die Tochter des dänischen Königs Christoph II. zuzuführen wußte. Als diese gestorben und der Sohn Wittwer geworden war, trennte der Vater jene Ehe Johann Heinrichs aus Böhmen mit Margaretha Maultasch als Erbin Tyrols, um diesmal die Aussicht nach Süden zu erweitern. Ludwig verfuhr dabei auf die eigenmächtigste Weise, wider Fug und Form des weltlichen und kirchlichen Rechtes, zum Trotz und Hohn aller Einsprachen des Papstes, und veranstaltete dann im Schlosse Tyrol bei Meran im Februar 1342 die Vermählungsfeier der getrennten Maultasch mit seinem Sohne Ludwig nach dem Styl allerhöchster Festlichkeiten. Und als dieser wieder vermählte Sohn mit seinem sinnlichen und sittenlosen Weibe zum schrankenlosen Luxus mehr Einnahmen verlangte und sich bei seinem Vater, dem Kaiser beklagte, daß die hauptsächlichsten Einkünfte Tyrols den dortigen Großen zuflössen, gab ihm das Haupt des Reiches ungescheut den Rath, er solle von dem allzu′ langen Rock der weltlichen Herren ein gut Stück abschneiden und den weiten Mantel der geistlichen Herren durch einen Ausschnitt in den Seiten enger machen. Und sollen wir, was theilweise schon frühere Bemerkungen hervorhoben, noch weiter zur Sprache bringen, wie viel sich Ludwig bei der offenkundigsten Verletzung aller Gebühr und Gerechtigkeit in den sächsischen Herzogthümern, in den italienischen Städten und überall erlaubte, wo er mit einem Fuß oder einer Hand hinreichen konnte? Immer dieselbe Ehr-, Hab- und Ländersucht, die den gierigen Blick und den unersättlichen Hunger aus allerlei Quellen zu stillen jagte und zwar ganz nach der unbewußten, aber zutreffenden Angabe unsers Chronisten, „ohne des Kampfes Entscheidung", nur vermittelst listigen Ränkespiels und schlau durchgeführter Machinationen. Kein Wunder, wenn der Kaiser als reicher und gewaltiger Herr galt, wie er also auch in unserer Chronik steht; aber auch kein Wunder, wenn er ebenso sehr in den Haß der weltlichen Großen verfiel als in unentwirrbare Feindseligkeiten mit dem römischen Stuhl gerieth, namentlich unter Benedict's Nachfolger, Clemens VI., der ihn, den Baier, nie Bavarus, sondern nur Barbarus nannte.

[1]) Die Einsetzung dieses Bischofs gehört auch wieder zu den Aktenstücken der kaiserlichen Willkühr und Gewaltthätigkeit. Der Mann hatte das ritterliche Raubwesen auf die frechste Weise getrieben und ein in jeder Beziehung ausgelassenes Leben geführt. Er war dadurch aller Ehre und Achtung im Volke weit umher baar geworden und stand im Moraste wüster Unsittlichkeit so tief da, daß man mit Abscheu auf ihn schaute und deutete. Und diesen gefürchteten Räuber, diesen berüchtigten Wollüstling in das Hirtenamt des Bischofs zu kleiden, schämte sich der Kaiser nicht, immer von vorn beginnend, bis er ihn den Augsburgern aufgezwungen hatte, als wäre er mit Blindheit und Taubheit gegen alles geschlagen gewesen, was von denselben in höchst gerechtem Unwillen vorgebracht wurde.

Erpresser. Aber nicht nur die Weltgeistlichen, sondern auch die von seiner Aufsicht nicht befreiten und ihm unmittelbar untergebenen Klöster, welches Ordens sie immer gewesen waren, zog er ohne Maß und Ziel aus. Es wurde von Einigen gesagt, daß er von den einzelnen Geistlichen und Klöstern den dritten Theil der Güter eingefordert habe, so daß viele arme und nothdürftige Priester, die nur mittelmäßige Gebühren und Einkünfte hatten, mit unerträglichen, ohne die Waage der Gerechtigkeit und Billigkeit auferlegten Steuern belastet wurden und mit verwundeten Herzen im kläglichsten Wehegeschrei zum Himmel riefen. Denn groß wie das Meer war ihre Zerknirschung, und darum sangen sie, indem sie die Orgeltöne der Freude aufhoben, mit weinerlicher Stimme und dumpfem Laut die Trauerlieder und Leichengesänge ab.

Weiter in demselben Jahre sammelte der Kaiser Ludwig gegen den Bischof von Salzburg, der sich wider ihn zu empören gedachte [1]), soviel Volk, daß er um die Stadt München in Baiern, wie es heißt, das Feld bis auf vier Meilen weit besetzte. Als dies der Bischof hörte, bat er ganz erschrocken um Frieden und erhielt ihn alsobald, da er dem Kaiser versprach, in allen Stücken zu willfahren und von ihm nie ferner abweichen zu wollen.

Im Jahre 1340 zur Frühlingszeit wurde dem hocherlauchten Könige von England von seinen Baronen ein schändlicher Betrug gespielt. Denn als er damals, wie man sagt, in Flanderns Gebiet lebte, führte der König von Frankreich im Schilde, die, wie ich oben gesagt habe, mit dem König von England eingegangenen Friedensbündnisse zu brechen, und bewog und bestach die Vornehmern des Reiches England, die zu Hause geblieben waren, mit reichlichen Geschenken und verlockenden Versprechungen dazu, daß sie ihm in Abwesenheit das Reich England übertragen möchten [2]). Als sie dies zur erwünschten Ausführung zu bringen versucht hatten und es alsobald dem Könige durch seine innigen Freunde kund geworden war, ließ er die Verräther durch andere wackere Ritter und das gemeine Volk aufgreifen und brachte sie in großer Wuth durch grause Todesstrafen um.

In dieser Zeit wurde im Gebiet Galliens oder Italiens, was ich in meinem Sinn für würdig erachtet zu beschreiben, wie ich es aus glaubwürdigem Bericht vernommen, eine höchst grausame That begangen. Denn daselbst wurde, indem die grimmigste Parteiung und der heftigste Aufruhr in einer Stadt

---

[1]) Diese Stellung, die der Bischof gegen den Kaiser zu nehmen wagte, läßt sich begreifen, wenn man in Betracht zieht, was für widerrechtliche Handlungen Ludwig gegen Reich und Kirche beging, was für ein Thun und Treiben er in Tyrol schon vor der Trennung jener Ehe, aber eben für dieselbe versuchte, wozu dann noch eigene Mißhelligkeiten des Bischofs mit ihm kamen. Dies alles brach an der schuldigen Ehrerbietung gegen das Reichsoberhaupt ab und gab Geistlichen wie Weltlichen den Muth zum Widerstand in's Herz. Ging ja eben hierin der Papst so tapfer voran und stimmten ja die meisten Bischöfe und Erzbischöfe in dessen Anathema über den Kaiser ein, besonders in der heillosen Scheidungsgeschichte, so daß bei der nachherigen Trauung nur der Bischof von Freisingen nebst einigen andern zugegen gewesen sein soll.

[2]) Mag Philipp mit seinen Absichten auch nicht gerade soweit, bis zu einer völligen Abtretung Englands an die französische Krone gegangen sein, so ist dies doch gewiß, daß er den Zunder der Empörung gegen Eduard in dessen eigenem Reiche zu unterhalten suchte. Mit großem Erfolge hatte er dies namentlich im Schottenkriege gethan und dadurch ja eben den englischen König veranlaßt, ähnliche Zündstoffe bei Philipps eigenen Unterthanen in Frankreich zu legen.

es verursachte, ein mächtiger Bürger mit seinen Anhängern aus der Stadt vertrieben. Dieser wurde dadurch der wildeste Feind der Stadt und fieng an, ihr beschwerlich zu werden. Mittlerweile aber traf es sich, daß sein Bruder, ein Mann von schöner Gestalt, stark am Körper, dem Stand nach Abt eines in derselben Ortschaft auf einem steilen Berg gelegenen Klosters — vom Orden wie ich vernommen der Prämonstratenser [1]) — des Verbrechens eines Verrathes an derselben Stadt verdächtig

---

[1]) Der Orden der Prämonstratenser hatte den Zweck, das bald erschlaffende, bald ausartende Leben der Canonici umzugestalten, und ist unter allen Reformationen dieser Art die wichtigste und gewaltigste geworden. Er ist ausgegangen von einem apostolischen Bußprediger, Namens Norbert, der 1082 zu Xanten, einer Stadt des nachmaligen Herzogthums Cleve, und zwar in einer adeligen Familie geboren war. Anfänglich zwar führte Norbert ein ganz anderes Leben, verzehrte als Canonicus zu Cöln wie auf andern Pfründen die Einkünfte in allerlei Genüssen und hatte selbst als Caplan des Kaisers Heinrich V. die Ueppigkeit des Reichthums gekostet. Aber gerade dieser Weg durch den übertriebenen Sinnengenuß war es, der ihn, wie es auch bei andern schon so oft geschehen, in die ganz entgegengesetzte Anschauung und Richtuug hinüberbrachte. Außerordentliche Vorfälle und Erscheinungen halfen dazu. Als er einst dahinritt, überfiel ihn ein Gewitter und er vernahm, wie ein Saulus auf dem Verfolgungsgange nach Damaskus, eine Stimme vom Himmel: „Warum verfolgest du mich? Halt inne, Norbert! Erkenne, daß du meine Macht angreifst, indem du dich gegen die Schlüsse meiner Weisheit auflehnst!" Darauf warf ihn ein Blitz vom Pferde und schlug ihn tief in den Schlamm. Eine Stunde lang lag er darinnen wie todt, und als er wieder zu sich kam, war er in Sinn und Seele ganz verändert, der Welt entfremdet und „Gott anheimgegeben." Er begann mit Fasten, zog ein härenes Hemd an, einen Rock von Schafspelz und gürtete darüber einen Strick. Mitten in seiner ersten Messe zu Xanten hielt er plötzlich eine Predigt über die Eitelkeit menschlicher Größe, über die Gefahren in den Vergnügungen der Welt. Als er sich jedoch mit solchem Tone an die Canonici wandte und sie zu einer gänzlichen Umänderung ihres Sinnes wie ihres Wandels aufforderte, hatte er harte Angriffe und gewaltthätige Beleidigungen zu bestehen. Er dankte für solche Bitterkeiten, die ihn an Christi bittern Leidenskelch erinnerten, innig Gott und wurde im Bekehrungseifer nur wieder wärmer. Ueberall begegneten ihm besondere Dinge, er sah in ihnen Gottes Hand auf außerordentliche Art über ihn kommen, alles mehrte und erhöhte seinen Geist. Als er einmal Messe las, fiel eine Spinne in den geweihten Abendmahlswein. Sie kann dir unmöglich schaden, sagte ihm sein freudiger Glaube, sie ist ja im heiligen Blute des Herrn! Er schluckte sie ohne Bedenken mit dem Wein hinunter und fühlte sich göttlich gestärkt. — Halb nackt und bettelhaft zog er wie ein Landstreicher durch französische Gemeinden. Da er aber übel französisch sprach, flehte er zu Gott um das Zungenreden, und darauf habe er so mächtig gepredigt, daß die bewunderungswürdigsten Bekehrungen erfolgten. Von ihm wurde der Caplan des Bischofs von Cambray, Hugo des Fossées, so unwiderstehlich gefesselt, daß er seiner Stelle entsagte und freudig mit ihm fortwanderte. Nachdem sie lange einen Sitz, sich niederzulassen, gesucht, kamen sie in ein Thal im Walde von Coucy, Departement Aisne, unweit Laon, wo das Wasser rings von den Bergen stürzte und unten zu einem Morast zusammenfloß. Das Thal hieß Premontre, Prémontré = Præmonstratum = Pratum monstratum, und hatte eine verfallene Kapelle, in welcher nun Norbert betend eine ganze Nacht in Entzückung zubrachte. Des folgenden Morgens rief er der Freuden voll, das sei der Ort seiner Ruhe, das der Hafen seines Heils, hier müsse er, so sei ihm die Weisung zugekommen, mit seinen Dienern dem Herrn das Lob singen. Nun nahmen sie, Norbert und Hugo, von Premontre Besitz, daher der Name des hiemit von ihnen gestifteten Ordens. Das Büßerkleid wird abgelegt und ein weißes Gewand angezogen, welches die Jungfrau Maria Norberten gezeigt hatte. Der Ruf ihrer Heiligkeit dringt auf alle Seiten hinaus und zieht Schüler von verschiedenen Ständen herbei. Armuth und Büßungen sind die erste Aufgabe. Aber es mangelt eine unabänderliche Regel und Norbert ist entschlossen, die Regel Augustins zu wählen, da ihm der Heilige selber erschienen sei und sie ihm mit goldenen Buchstaben geschrieben vorgehalten habe. Mit ihr werden sofort als des Ordens unerläßliche Pflichten aufgestellt: Predigen, Bekehrung der Ungläubigen und Ketzer, Verwaltung des Pfarramtes und theologisches Studium. Doch kann sich Norbert nicht enthalten, noch das besondere Wesen des Mönchslebens hinzuzunehmen, und so schließt denn der Prämonstratenserorden auch anhaltendes Gebet in sich, Einsamkeit, Enthaltung vom Fleische und bestimmte gottesdienstliche Gesänge. — Das Ansehen und die Macht des Ordens erweiterte sich ungewöhnlich schnell. Sehr oft waren auffallende Wunderthaten im Geleit des herumwandernden Norbert und zogen dem einfachen, ernsten Prediger als sichtbare Zeugnisse seiner göttlichen Sendung die höchste Bewunderung zu. So blies er in Würzburg nach einer Messe eine Blinde nur an und

gehalten wurde, da er doch davon völlig frei und fremd war. Deshalb wurde er gefangen und auf einen Karren gelegt, durch die Straßen und Gassen der Stadt gefahren und geführt, auf welchen Karren feurige und heillos brennende Kohlen in einem irdenen Gefäße gestellt wurden, an denen die Bürger der Stadt und der Gegenpartei, die hinter dem Karren hergiengen, ihre Zangen feurig heiß machten und damit den Körper des Abtes packten und die Glieder versengten und verbrannten, die versengten und verbrannten wegzogen und abstreiften, so daß er von Glied zu Glied zerstückelt wurde. Denn der Eine stutzte und zerriß vollständig vor dem Volke des Abtes Nase, der Andere die Augen, der Dritte die Kinnlade, und so die Andern, bis sein ansehnlicher und schöner Leib in die Gestalt eines häßlichen Stumpfes verwandelt war. Nachdem er dies leidend mit lauter Klage und Anführung seiner Unschuld erduldet, banden sie ihn zuletzt gleichsam als den schlimmsten Uebelthäter an ein unbändiges Pferd, und schleppten ihn auf schmähliche Weise, wobei alles Mitleiden abgethan und vergessen war, durch die Straßen der Stadt. Hierauf, als dieses Schauspiel und Strafgericht vorüber war, warfen sie ihn in ein Faß, in welches ringsum die spitzigsten Nägel geschlagen waren, stürzten es rollend von der Höhe des Berges, wo das Kloster stand, durch die einzelnen Gassen bis in die unterste hinab und durchbohrten ihn so mit unzähligen Stichen. Endlich nahmen sie ihn heraus und machten an ihm des Märtyrerthums Grausamkeit und Gräßlichkeit durch die Enthauptung voll. Seinen Diener aber behandelten sie noch viel scheußlicher und unmenschlicher, was ich übergehe, und preßten ihn mit unerdenklichen Qualen auf elendigliche Weise zu Tode. Das ist erschrecklich zu sagen! [1]).

---

sie bekam von Stund an das Gesicht wieder. Zu Speier predigte er vor dem Kaiser Lothar mit solcher Gewalt, daß das ganze Volk von Begeisterung erfaßt und er unverweilt auf das gerade ledige Erzbisthum Magdeburg gewählt wurde. Er sträubte sich aus allen Kräften dagegen; aber es half nichts, er war nun Erzbischof und mußte es bleiben. Die Stadt Magdeburg zog ihm feierlich und festlich entgegen. Der Mann achtete nicht darauf und stach seltsam dagegen ab, elend gekleidet und unbedeckt an den Füßen, kam er auf einem Esel dahergeritten, der letzte im ganzen großen prachtvollen Zuge. Als er eben in seinen erzbischöflichen Palast hineinreiten wollte, wies ihn der Thorwächter mit den Worten zurück, er sei ein Bettler, er gehöre nicht hieher! Die Umstehenden rissen den Wächter aus seinem Irrthum, und zitternd im Schrecken wollte der Mann vom Posten laufen. Aber Norbert sagte lächelnd zu ihm: „Fürchte dich nicht, mein lieber Bruder, du kennst mich besser, wie unwürdig ich zu solchem Amte bin, als alle diejenigen, die mich zwingen, in diesen Palast zu reiten!" — Er reformirte mit beispielloser Strenge und überband seinen Klerikern zu allen andern Casteiungen immer auf's Neue die unbedingteste Keuschheit. Dadurch reizte er unter Geistlichen und Weltlichen einen tödtlichen Haß gegen sich, und zu wiederholten Malen verschwor man sich von Seiten beider Klassen gegen sein Leben; aber die Schwerter, mit denen auf ihn gehauen wurde, verwundeten ihn nicht, weil er „unverwundbar" gewesen. Er mußte aus Magdeburg fliehen, wurde jedoch wieder dahin zurückgerufen und starb dann daselbst an längerer Krankheit 1134.

[1]) Wir haben in unserer Chronik hie und da Zeugnisse zu lesen, wie Menschen Vernunft und Sitte schänden, und sind veranlaßt, gerade dem gegenwärtigen Bericht zu Handen aller andern ein Wort beizugeben. Wenn wir diesen vorgeführten Personalien auch nicht näher auf die Spur kommen können und solche Erzählungen überhaupt nicht als irgend welche Momente der größern eigentlichen Geschichte erscheinen, so haben sie doch ihre gewisse Bedeutung und verdienen unsere Aufmerksamkeit. Sie zeichnen Zeit und Zeitgenossen, welcher Barbarei sie fähig waren, und mahnen uns, durch getreue Wahrung errungener Bildung und Humanität auf der Huth zu sein, daß wir nicht selbst in eine Entwürdigung ähnlicher Art versinken. Denn auch demjenigen Geschlechte, das ein besser verstandenes Christenthum in sich aufgenommen, könnte es begegnen, von der Höhe seiner Gesinnungen abzukommen und sich in Verirrungen thierischer Rohheit zu verlieren. Wer kennt nicht Beispiele

Im Jahre 1340 um das Fest des St. Andreas begann ein Herr von Geroldseck einen Krieg mit einem andern Herrn im Elsaß wegen einer zwieträchtigen Aebtissinwahl zweier Nonnen im Lande Elsaß, die in einem Kloster vorgenommen wurde, war aber dabei durchaus nicht glücklich, ja man sagt, er unterlag vielmehr mit einem schweren Schaden an Leib und Gut seiner Leute, indem der Gegner die Oberhand behielt.

Ferner in demselben Jahre um das Fest des hl. Martin hatte eine unzählige Menge Heiden das Gebiet des Christenthums auf der Westseite im plötzlichen und unerwarteten Einfall angegriffen, um es zu zerstören. Das sahen drei christliche Könige, nämlich der König von Castilien, der König von Aragonien, der König von Majorca, nahmen ihre Heere mit sich, griffen kühn und tapfer die schauerliche und unsäglich große Schlachtreihe der Ungläubigen an und giengen auf des Kampfes Gefahr ein und tödteten unter der mit ihnen mitwirkenden göttlichen Hülfe, wie die weit verbreitete Sage bezeugt, 130,000 Reiter, vom Fußvolk aber 50,000, brachten 5 Könige um, führten 10 Königinnen gefangen, und gewannen eine so zu sagen unendliche Beute, mit welcher sie sich ungemein bereicherten [1]). Von den Gläubigen hingegen stürzten 4000 dahin. Aber von den Heiden wurden außer den schon gezählten, durch das Schwert Getödteten sehr Viele zertreten und ertränkt [2]).

---

aus spätern Jahrhunderten als demjenigen der Chronik, ja in manchem Verbrecherfall selbst aus unserer Zeit, die sich einer weit größern Erkenntniß und einer weit bessern Erziehung rühmt!

[1]) Das sind natürlich Angaben, die eine Untersuchung zu scheuen haben und ohne weiteres in die Uebertreibungen einer von ferne malenden Chronik zu setzen sind. Wie man sich das Verhältniß des christlichen Streitheeres gegen dasjenige der Heiden auch immer denken und es unter den günstigsten Bedingungen fassen mag, so läßt sich die Zahl der 4000 gefallenen Christen gegenüber den 180,000 erschlagenen Heiden in keiner Weise festhalten. Vitodurans frommer Glaube hat auch hier wunderbar schauen und wundervoll erzählen müssen.

[2]) Zum gesammten Berichte ziehen wir die entsprechenden Erzählungen aus der Chronik des Johannes Victoriensis, abgedruckt in den Fontes rerum germanicarum v. J. F. Böhmer, I. 439 und 441, und geben sie in nachstehender Uebersetzung:

„In diesem Jahre (1340) rüsteten sich die Könige von Castilien und Aragonien gegen die Sarazenen, das heißt gegen das Reich der Granader mit einer unendlichen Menge. Nachdem sie am Tage aller Heiligen aus der Hand des Papstes das hl. Abendmahl empfangen hatten und mit dem Segen desselben gestärkt worden waren, zogen sie hin und richteten die Sache aus. Und als sie unzählige Männer und Weiber, die mit den Männern zur Schlacht gekommen waren, daniedergeworfen hatten, kehrten sie mit Freuden heim. Der König von Castilien widmete die Fahne seines Sieges, unter welcher er den Sieg errungen, dem Papste. Dieser sang mit feierlicher Stimme: „Des Königs Paniere gehn hervor" (vgl. Psalm 20). Er hielt auch eine Predigt aus dem Buche der Richter, wo vom Siege Baraks und der Deborah und vom Tode Sissera's gehandelt wird in den Worten: „Also, Herr, müssen alle deine Feinde umkommen; die dich aber lieb haben, strahlen so, wie die Sonne in ihrem Aufgang glänzt" (Richt. 5, 31). Die Ritter von Calatravia, vom Gelübde des cistercienser Ordens, kämpften daselbst wundersam und ruhmvoll und streckten eine unberechenbare Menge des Heidenvolkes danieder. Es wird erzählt, daß zwischen den Christen und Heiden ein weiter Sumpf oder gewissermaßen ein Arm des Meeres gewesen sei, den der Herr auf die Bitten der Christen austrocknete, so daß sie zur Schlacht zusammenkommen konnten. Der Sohn des Großfürsten der Sarazenen wurde mit mehrern gefangen und, als er den Glauben Christi lästerte, getödtet. Von ihm rühmten sie, daß er in den Garten Muhammeds" — (hortus Machmeti als wörtliche Uebersetzung vom arabischen Dschannat oder Al-Dschannat, der Garten, Seligkeitsgarten, Paradies) — „eingeführt sei und Honig, Milch, Balsam und unermeßliche Wonnen genieße, und so trösteten sich der Vater und die Mutter, und rüsteten sich neue Kämpfer in der Hoffnung auf diese Wonnen um so freudiger zur Schlacht."

März. Im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1341 in der Fasten fiel eine solche Menge Tataren und anderer Heiden, von des Hungers Noth getrieben, in das Land des Königs von Krakau und Ungarn ein, daß sie der Länge nach in 20 und der Breite nach in 5 oder 9 Meilen, wie angegeben wird, des Landes Raum einnahm. Ueber diese Heiden gieng solche Meinung im Lande um, daß ihnen die nöthige Nahrung und Unterhalt in ihren Gegenden gemangelt und der grausamste Hunger dort überhand genommen hatte, wegen der Gefräßigkeit der Heuschrecken, deren ich oben Erwähnung gethan. Denn alles Grüne und Sprossende der Erde verzehrten sie. Einige gaben aus, sie hätten daselbst ihre Entstehung genommen. Von diesen Heiden wurde auch erzählt, daß sie mit ihren Weibern und Kindern und Viehheerden aus ihren Gebieten in die Grenzländer der Christen auszogen und einander,

---

Das obige Calatravia oder richtiger Calatrava mit seinen „Rittern vom cistercienser Orden" mag hier noch eine genauere Erwähnung haben. Es lag in der spanischen Provinz Mancha, auf einem Berge, unweit der Guadiana. Im Jahre 1147 wurde der Ort den Mauren entrissen und den Tempelherren zur Vertheidigung übergeben. Allein diese zogen, ohnmächtig es zu halten, nach acht Jahren von Calatrava wieder ab, und nun sprach der König Sanctus von Castilien die Stadt demjenigen als Eigenthum zu, der sie gegen die Ungläubigen zu vertheidigen vermöge. Da drang der cistercienser Mönch Don Diego Velasquez, der von manchem Kampfplatz her ein gewandtes Schwert führte, in seinen Abt Raimund, er solle sich doch vom König die Stadt ausbitten. Das geschah, der König gab sie und sie stifteten sofort einen Ritterorden, nahmen Calatrava in Besitz und richteten es so trefflich ein, daß ihm die Mauren nichts weiter anhaben konnten. Nach des Abtes Tode wollten die „Ritter Calatrava's" einen eigenen Großmeister zum Oberhaupte haben und trennten sich vom cistercienser Orden. Sie behaupteten sich gegen die Ungläubigen tapfer und siegreich; doch verloren sie 1193 in einem unglücklichen Treffen Calatrava auf kurze Zeit, gewannen es dann aber wieder und behielten es unter ihrem Schwert, bis im Jahre 1523 das Großmeisterthum des Ordens vom Papst Hadrian VI. auf immer mit der Krone Spaniens vereinigt wurde.

Die andere Stelle des Johannes Victoriensis bei Böhmer lautet:

„Ebenfalls in diesem Jahre (1341) führen die Könige von Castilien und Aragonien, vom Eifer ihres Glaubens und ihrer Frömmigkeit entzündet, nachdem sie aus verschiedenen Weltgegenden" — (zur Erklärung dieses Ausdruckes diene, daß an einem andern Orte beigefügt ist: cum Rudolfo Palatino Reni, mit dem Pfalzgrafen Rudolf vom Rhein) — „viele Schaaren Adeliger und Ritter zusammengethan, gegen die Sarazenen ein großes Heer. Weil selbige Reiche in gewisser Art an einander stoßen und die Heiden ihnen wie ein Dorn in den Augen sind, haben sie nöthig, gegen die Einfälle und eigene Gefahren von Seite der Feinde Christi täglich zu wachen und nicht bloß mit der Treue des Glaubens, sondern auch mit der Rüstigkeit der Waffen häufig und lebhaft zu streiten. Nachdem sie auch hier die Sache wohl ausgerichtet haben, kehren sie heim und machen sich wieder auf drohende Schlachten gefaßt, nach dem Worte, das Prosper sagt:

Nie fehlen den Guten die Kriege, nie fehlen Gefahren,
Und immer hat frommer Sinn Einen, den er bekämpft."

Ueber den citirten Prosper seien hier ebenfalls noch einige Notizen angefügt. Es sind über seine Person mancherlei Vermuthungen, wer und wo er gewesen, aufgestellt, zuletzt jedoch mit Bestimmtheit nachgewiesen worden, daß er Geheimschreiber des römischen Bischofs Leo I. oder des Großen in der Mitte des 5. Jahrhunderts war. Aus Aquitanien in Gallien gebürtig, heißt er der Aquitanische. Sein Hauptgedicht ist eine Vertheidigung und Verherrlichung der augustinischen Lehre von der Prädestination im strengsten Sinne, wornach also gemäß einem göttlichen Rathschluß unabänderlich und unwiderruflich die einen Menschen von Geburt an, ja schon vor derselben, zur Seligkeit, die andern zur Verdammniß bestimmt sind. Prosper war darüber mit Augustin selbst in einläßlichen Briefwechsel getreten und infolge desselben aus seinem schwankenden Zweifel, den er anfänglich zu hegen schien, zur völligsten Gewißheit und Consequenz gebracht worden. Die Tendenz seines Hauptgedichtes war daher, negativ genommen, darauf gerichtet, Pelagianer und Semigelagianer oder diejenigen als Gegner Augustins zu widerlegen, welche bald in weiterer, bald in engerer Fassung eine Mitwirkung des menschlichen Willens, des menschlichen Verdienstes, des menschlichen Werkes dazu annahmen, daß wir selig gesprochen oder verdammt werden. Prosper hat außerdem noch anderes und darunter 106 kleinere Gedichte oder Epigramme geschrieben, worin er 106 besondere Stellen Augustins poetisch behandelt. Er starb um 463.

wenn die Lebensmittel fehlten, auffraßen. Durch sie wurde also das Land der Gläubigen an vielen Orten verheert und bedenklich verwüstet. Da nun der König von Krakau und der König von Ungarn ihren Andrang und ihre Wildheit zurückhalten und einschränken zu können gar nicht hofften, und ihre unendliche und unbändige Menge gleichsam verzweiflungsvoll gefürchtet hatten, schickten sie in der Meinung, vor ihrem Angesicht nicht bestehen zu können, in dem flehentlichsten Briefe an den Kaiser Ludwig und mehrere andere Fürsten eine Botschaft, des Inhalts: sie möchten in Ansehung der ewigen Vergeltung und brüderlichen Liebe und des rechtmäßigen Glaubens, den sie mit ihnen bekennen würden, ihnen zur Zeit ihrer Drangsal Hülfe zu schicken geruhen; sonst würde es geschehen, daß die Ungläubigen über die Gläubigen die Oberhand bekämen, wie sie wahrscheinlicher Weise zu befürchten hätten, und infolge davon würde der Name Christi durch die Ungläubigen zum Aergerniß des vielbewährten christlichen Glaubens gelästert werden. Denn ohne allen Zweifel würden sie sagen: „Wo ist ihr Gott, auf den sie das Vertrauen haben? Er erhebe sich und helfe ihnen und schütze sie in dieser Noth!" [4]) Als aber der Kaiser diesen Brief durchblickt hatte, sagte er lächelnd: „Da sie mächtige und tapfere Könige sind, sollen sie sich vor dem Einfall der Ungläubigen selber wehren!" und so leistete er ihnen keine Hülfe, sondern versagte sie gänzlich. Vorzüglich weigerte er sich, dem Könige von Ungarn Hülfe zu gewähren, und sagte, lieber wolle er seine eigene Zunge verschlingen, als ihm irgend eine wenn auch p.
noch so kleine Unterstützung leisten; denn bis zu jenem Tage habe er ihn in allen seinen Bestrebungen und Geschäften als seinen Gegner empfunden. Von diesen Heiden weiß ich fast nichts oder wenig Sicheres zu erzählen, deshalb weil ein buntes und ungleiches Gerede über sie zu meiner Kenntniß gelangt ist, wie sie unter den Gläubigen den Triumph gehalten oder auf welche Weise oder in welcher Zahl sie gefallen oder unterlegen seien. Obwohl ich also über diese Sache nicht zuverlässig zu schreiben im Stande bin, will ich doch die mannigfachen Gerüchte, so gut ich kann, darstellen.

Erstens nämlich habe ich gehört, daß die Christen mit den Heiden bis zum 6. Tage gestritten hätten, die einzelnen dazwischen liegenden Nächte ausgenommen, weil sie dann nach ihrem gegenseitigen Gefallen und Einverständniß der Ruhe und des Friedens Bequemlichkeit genossen, und daß am 6. Tage in der Stunde der Nona [2]) die Gläubigen den Sieg gefeiert hätten, indem die Heiden von ihnen geworfen und 130,000 getödtet worden seien. Zweitens habe ich vernommen, daß von Kreuzfahrern und ihren Mithelfern viele Kriegsschaaren der Heiden zusammengehauen worden seien; denn sie wütheten auf unbezähmte und wilde Weise wider sie und schlugen sie mit der ihnen beistehenden göttlichen Hülfe in großer Niederlage bis zur Vernichtung. Von den Kreuzfahrern selber fielen, wie ich in Erfahrung gebracht, in jenem Kampfe 500. Das Gebiet des Königs von Ungarn auf beiden

---

[4]) Man vergleiche 5. Mos. 32, 37 und 38.

[1]) Die Nona hat in der Reihe der Horen oder canonischen Stunden die fünfte Stelle und ist nach unserer Zeitrechnung Nachmittags 3 Uhr. S. Neujahrsblatt 1859 p. 19, Note 1.

Seiten der Donau nahmen sie weit und breit ein. Denn wie Heuschrecken ergossen sie sich über die Fläche jenes Landes und verwüsteten es in völligem Verderben. Ihrer großen Menge vermochte der König von Ungarn nicht zu widerstehen und befahl seinem ganzen, noch unangetasteten und unbeschädigten Volke, sie sollten ihr Vieh flüchten und ihre Häuser verbrennen, damit, wenn den Feinden, die wie der Sturmwind sehr hungrig darüber herkämen, keine Nahrung zurückbliebe, sie, von dem so dringenden Bedürfniß der Speise getrieben, das Land sogleich verlassen und in ihre ursprünglichen Länder oder Gegenden zurückkehren müßten. Als sie daher das Land Ungarn sonder Erbarmen zertraten, kamen viele der Gläubigen, vom Glaubenseifer beseelt und entzündet und mit dem Kreuz sich bezeichnend, aus verschiedenen benachbarten Gegenden zusammen, stürzten mit ungeheurer Wuth auf die Heiden ein und tödteten einen großen Theil von ihnen mit der Schärfe des Schwertes, die übrigen jedoch jagten sie in die Flucht und verfolgten sie heftig. Die Heiden vermochten ihre Verfolgung und ihren Angriff nicht zu ertragen und kehrten in die Heimat zurück, führten aber, ach, viele Christgläubige beiderlei Geschlechtes, die von ihnen gefangen worden, mit sich fort. Zwei Schwaben, gebürtig aus dem Amt Hegau, die sich wegen Betreibung ihrer Geschäfte während jener Verwirrung in Oesterreich bei den Herzogen aufgehalten und von der Gewaltthätigkeit der Heiden und von der Noth und Bedrängniß der Christen gehört hatten, setzten alle ihre Geschäfte hintan, eilten mit andern gläubigen Männern zum Kampfe gegen die Ungläubigen, fielen eine beinahe aus 15,000 Mann bestehende Schaar derselben an und lieferten die Schlacht und machten jene vollständig nieder [1]. Sie erachteten diese Menge für mittelmäßig, wenn sie die große noch übrig gebliebene Masse der Heiden in Betracht zogen.

Ich habe ebenfalls viertens [2]) gehört, daß ein anderer Stamm der Heiden in das Land vom Sohne des Kaisers, der in der Mark Brandenburg regierte, auf sehr feindselige Weise eingefallen sei. Als der Kaiser dies hörte, ordnete er an, bei der herrlichen Stadt Augsburg, der Hauptstadt
165. Schwabens, ein Heer zu sammeln, um mit demselben dem Sohne zu Hülfe zu kommen. Da es jedoch hiemit langsam gieng und die Gefahr wegen der Belästigung von Seiten der Ungläubigen und wegen der Säumniß des Vaters dem schon genannten Sohn, dem Herrn von Brandenburg, schwer auflag, so begann dieser ohne des Vaters Hülfe den Kampfstreit mit den Feinden der Kirche und erlangte ruhmvoll den Sieg. Den Grund von der Ankunft dieser Heiden bezeichnen Einige anders, indem sie sagen, daß der Kaiser der Tataren kurz vor dieser Zeit zwei Heiden als recht geeignete Könige den

---

[1]) Man vergesse bei dieser Stelle, nach welcher „2 Schwaben mit andern gläubigen Männern" 15,000 Feinde vollständig umbringen, jene Bemerkung nicht, die wir über Vitodurans frommgläubigen Wunderstyl oben gemacht und an so mancher andern Stelle machen müssen. Der Chronist hat, was man seinem Worte wohl abmerkt, in seinem Sinn ein ganz kleines Häuflein Christen, um deren Wunderkraft in der gänzlichen Vernichtung einer hundert- und tausendfach überlegenen Feindesmenge wieder desto größer erscheinen zu lassen.

[2]) Wir haben kein „drittens" gehabt. Der Chronist hat die Nummern der Abtheilungen übersehen oder hat im Sinne gehabt, in den folgenden Erzählungen, wahrscheinlich bei jenen „Zwei Schwaben", einen neuen Einschnitt zu setzen, es dann aber über der fortlaufenden Darstellung vergessen und so die Nummer selbst unterlassen.

Ruthenen [1]) gesetzt und, als diese hintereinander von ihnen vergiftet worden, ihnen einen lateinischen Christen verschafft habe, um zu sehen, ob sie diesen verschonen würden. Als dieser der Regierung Steuer durch mehrere Jahre Lauf wacker geführt, jedoch die Anzahl und die Gebräuche der Lateiner dort vervielfältigt und dies den Ruthenen mißfallen hatte, vergifteten sie ihn so stark, daß er in viele Theile auseinander borst. Das hörte der König von Krakau, dessen Gemahlin eine Schwester von der Frau des eben vergifteten Königs der Ruthenen gewesen war, eilte mit einem Heere dorthin, raffte das unermeßliche, von demselben zurückgelassene Geld auf und kehrte wieder um. Deshalb schickte der König der Tataren, als er dies erfuhr, von höchster Wuth getrieben, die erwähnten Heiden aus, das Gebiet des Königs von Krakau und andere benachbarte Gebiete gläubiger Fürsten zu verwüsten. Diese belagerten unter ihren andern Thaten eine königliche, dem König von Krakau zugehörige Stadt. Der oft genannte König sah dies, sammelte ein Heer und stürzte auf sie ein und brachte sie um, als sie eben in der Belagerung begriffen waren. Mehrere heidnische Könige und andere Großen, die sich mit Gold loskaufen konnten, ließ er unversehrt abziehen. In jenem Kampfe haben sich die Herzoge Polens tapfer gehalten. Von den vorbenannten Heiden dringt eine sehr große Menge im plötzlich unerwarteten Einfall in Preußen ein, und sie verwüsten es. Aber die Christen sammeln sich, so schnell sie können, überziehen sie mit Krieg und gewinnen darin die Oberhand und schlagen sie in die Flucht, freilich nicht ohne daß es auch sie viel Blut und Todte kostete.

Diese Heiden raubten die Knaben der Christen aus den Händen ihrer Mütter und verzehrten sie, und behaupteten, das Fleisch der kleinen Kinder und Säuglinge sei vor allem andern süß; die Mütter aber derselben, über ihren Tod ungemein betrübt, folgten den ihnen Entrissenen nach wie unbezähmbare Thiere, wenn ihnen die Jungen genommen sind, und fanden sie in den Händen der Heiden und forderten sie eifernd mit ungestümen und bittern Worten zurück. Als sie dieselben nicht wieder bekommen konnten, stürzten sie auf die Heidinnen los und begannen einen heftigen Kampf. Jene heidnischen Weiber hatten — wunderbar zu sagen — wie man berichtet, eiserne Haken, die an ein Werkzeug oder eisernes Band oder Kettchen angeschlossen waren, welche sie in die Brüste der christlichen Frauen einschlugen und diese so nach sich zogen.

Da also aus dem Gesagten hervorgeht, daß wenige Christen viele Heiden überwältigt und in die Flucht geschlagen haben, so ist das Wort Mosis bewahrheitet, der im Buche des Leviticus sagt: „Ihr werdet eure Feinde jagen, und sie werden vor euch hinstürzen; fünf aus euch werden hundert Fremde jagen und hundert aus euch zehntausend; es werden vor euch eure Feinde durch das Schwert fallen.“ [2])

---

[1]) Sie waren ein Zweig der Kleinrussen in Galizien, Siebenbürgen und Oberungarn. An unserm Orte sind wohl eher in der allgemeinen Bedeutung Russen überhaupt zu nehmen, da sie nachher als diejenigen angeführt werden, die in das Gebiet Preußen einbrechen.

[2]) 3. Mos. 26, 7 und 8. — Auch diese längere Erzählung Vitodurans erhält eine gewisse Beleuchtung aus der wenn

166 Ferner im Jahre 1341 zur Sommerszeit erneuerte kühnen Muthes und nahm wieder auf der König von England den zwischen ihm und dem König von Frankreich unterbrochenen Kampf. Denn er konnte es ruhigen Gemüthes nicht ertragen, daß der König von Frankreich die zwischen ihnen, wie ich oben gemeldet, glücklich getroffenen und abgeschlossenen Verträge und Bündnisse mit frechem Wagniß vereitelte, und richtete sich mit Heeresmacht gegen ihn und brachte von dessen Volk eine recht große Menge um [1]).

Wieder in demselben Jahre nahm der König von England den König von Schottland, der sich wider ihn empörte und dem König von Frankreich Unterstützung leistete, sammt der Königin, seiner Gemahlin, gefangen, und übergab sie sorgsam in Bewachung und demüthigte sie an Gütern und Personen sehr stark. Denn der Schotte wollte nicht auf gewohnte Weise unter ihm sein, sondern hartnäckig Widerstand zeigen [2]).

---

auch nur kurzen Meldung von Joh. Victoriensis, die wir in Böhmers angeführtem Werke I, 438 lesen und in folgendem Texte geben:

„In diesem Jahre (1340) stirbt der König der Ruthenen, und der König von Krakau beeilt sich, um seiner Gemahlin willen, welche eine Tochter des Königs von Liefland gewesen war, das Land in Besitz zu nehmen. Und nachdem er von hier vielerlei Beute weggeführt und mehrere Städte geplündert hatte, kehrte er in seine Heimath zurück. Sowie der König der Tataren dies hört, behauptet er, das Reich sei sein, als ihm und seinen Nachkommen steuerpflichtig, und kam mit einer unendlichen Menge Tataren an die Grenzen Krakau's. Und indem er dieses Gebiet verheerte und verwüstete, zwang er den in Furcht gerathenen König von Krakau, die Hülfe der Ungarn und Deutschen durch Gesandtschaften und Briefe anzuflehen, damit die Feinde weggetrieben und sich nicht weiter ausbreiten würden. Zuletzt jedoch kehrten diese infolge vom Widerstand der dazwischen liegenden, in den Weg tretenden Flüsse und der entgegenstürmenden Krieger wieder heim."

[1]) Nach jenem Waffenstillstand, den die Gräfin Johanna im September 1340 zwischen beiden Streitern zu stiften vermocht, begannen nämlich die Feindseligkeiten von neuem und zwar durch folgende Veranlassung. Der Herzog der Bretagne, einer von Montfort, war 1341 gestorben und hatte der Tochter sein Land vermacht, übrigens mit Zustimmung sowohl von Seiten Philipps als Eduards, des erstern um so mehr, da diese Erbtochter mit seinem Neffen, Karl von Blois, vermählt war. Der Bruder des Verstorbenen jedoch, Johann von Montfort, erhob Einsprache dagegen, wollte die weibliche Erbfolge nicht gelten lassen und schlug die Hand über das erledigte Herzogthum. Hierauf eilte er nach England zu König Eduard hinüber und erhielt, nachdem er ihm die Sache zur Entscheidung vorgelegt, von ihm das bestätigende Wort, er thue ganz recht, er habe wirklich Ansprüche auf das Land Bretagne und solle sein gutes Recht unter keinen Umständen fallen lassen. Unterdessen hatte die Streitfrage auch Philipp dem Gerichtshof der Pairs zu Paris zur Prüfung oder mit andern Worten zur Aburtheilung übergeben, und die französische Bestimmung fiel natürlich zu Gunsten Karls aus, worauf Philipps Sohn, Johann der Gute, die Bretagne sofort mit Soldaten besetzte. Nun wurde von ihm Johann von Montfort zu Nantes belagert und sah sich vermöge vieler ungünstiger Zufälle zu einer Capitulation gezwungen, worin er gegen unrechtmäßige Angriffe auf Leib und Leben gesichert hieß. Allein die Franzosen achteten auf diese und andere Bedingungen des Vertrages nicht weiter und führten ihn treuloser Weise nach Paris in die Gefangenschaft. Da stellte sich seine Gemahlin, Johanna von Flandern, in den Kampf und verwehrte mit Waffen des kühnsten Muthes, der unerschrockensten Standhaftigkeit den Franzosen jeden Schritt hinein in Bretagne's Gefilde. Bald darauf konnte sich Johann aus der Gefangenschaft lösen und stellte sich nun unter Eduards Krone, mit der ebenso wohl für ihn gefährlichen als für Philipp beißenden Erklärung, der Fürst drüben auf Englands Boden sei der rechtmäßige Herrscher Frankreichs. Sogleich zog Eduard, dem das Gelüsten nach Frankreichs Gut und Ruhm wieder in's Herz fiel, zu des neuen Schützlings Beschirmung mit einem Heere heran. Aber bevor der Krieg in den vollen Gang gekommen war, gelang es den angelegentlichen Bemühungen des Papstes Clemens VI., durch seine Gesandten abermals einen Waffenstillstand auf vier Jahre, bis zum Herbste 1346 zu erzielen.

[2]) Diese Angabe steht hier nicht bloß am unrechten Platz, sondern ist auch sonst in mehreren Punkten irrig. Es ist

Zudem verbündeten sich im nämlichen Jahre der Kaiser Ludwig und der König von Frankreich plötzlich [2]) zur Fastenzeit. Ueberdies schickte der bezeichnete König seine Gesandten mitsammt den feierlichen Gesandten des Kaisers, nämlich dem Herzog von Sachsen, dem Grafen von Holland, einem Grafen aus Schwaben, von Hohenberg, einem ausgezeichneten Rechtsgelehrten, zum Oberhaupt der Kirche, indem er ihnen empfahl und auftrug, von seiner Seite demselben anzurathen, daß er den vorbenannten Kaiser als einen gar rechtgläubigen, frommen und gerechten und mit ihm vollständig ausgesöhnten Mann in den Mutterschooß der Kirche gütiglich wieder aufnehmen und ihm denselben nicht fürder verschließen, sondern eher weit und frei aufthun möchte. Dieselben kamen, ach, aller Gnade baar zurück! Es geschah dies aber im Herbste.

Weiter zertrennte sich in dem gleichen Jahre um das Fest des St. Michael die Lombardei schlimm 134
und verderblich in sich selbst. Denn ein Herr, genannt Can von Verona, mit den ihm anhangenden Städten einerseits, und ein Herr von Mailand mit den ihm beistehenden Städten andererseits brachten in dem Gedanken, gegen einander zu streiten, aus Deutschland und andern Gegenden und Nationen eine große Menge Soldaten und Krieger zusammen. Ja sie sammelten, wie man erzählt, und zogen an sich zum Kampf bereitete und gerüstete Männer in solcher Menge, daß auf Seiten des p.
Herrn Can dreizehntausend Reiter und Bewaffnete zusammen gekommen sein sollen, das Fußvolk, das sich in großer und unschätzbarer Anzahl sammelte, ausgenommen, und auf Seiten des Herrn von Mailand zwölftausend mit dem in unglaublicher Zahl so zu sagen wie Sand am Meer zusammengerufenen Fußvolk. Als nun am festgesetzten und gelegenen Tage die genannten Parteien mit Liedern, ja um richtiger zu reden, mit Leichengesängen zum Kampfstreit zusammengetroffen waren, schlugen sie sich fast vom Aufgang der Sonne bis zur Abendstunde so heftig, daß aus beiden Heeren zweitausend dahinstürzten. Obwohl aber vom Heere des Herrn der Stadt Mailand mehr gefallen sind, behauptete er doch am Ende, wo das Lob gesungen wird, das Feld und feierte mit seinen Leuten

---

der Kampf gemeint zwischen dem vertriebenen König Schottlands, David II., und dem von Eduards Gemahlin, der Schwägerin des Kaisers Ludwig, jener Philippa von Hennegau, gesammelten und geführten Heer, im Jahre 1346, als der König Englands anderswo beschäftigt war, mit unglücklichem Ausgang für die Schotten, mit dem Loos der Gefangenschaft für ihren König und für viele Große. Später bringt Vitoduran die Sache noch einmal und dann ganz richtig vor.

[2]) Mit Recht setzt der Chronist hier dieses „plötzlich" ein. Die Aussöhnung und Verbündung der beiden Staatshäupter weckte begreiflich überall nur Erstaunen. Man wußte ja seit Jahren, wie der König Philipp von Frankreich und der deutsche Kaiser Ludwig über einander dachten und mit einander verfuhren, der letztere schon als Schwager Eduards, des unabläßigen Gegners vom fränkischen Herrscherhaus, in welchem Verhältnisse zwar Ludwig oft eine zweideutige Haltung annahm. Freilich geschah es von seiner Seite, worauf alles deutet, mehr aus kluger Erfahrung, weil er immer wieder den Bannfluch zu lösen bemüht war, der von Avignon aus über ihn geworfen worden, und er sehr gut wußte, welchen Antheil der Hof zu Paris an den Begnadigungs- oder Verdammungsbriefen hatte, die von dem unter französischem Oberbefehl gebundenen Stuhl Petri in die Christenheit ausgingen. Der listige Philipp ließ sich, da der Kaiser so zu sagen alle Bedingungen einzugehen anerbot, zu dem Dienst erbeten, in's Mittel zu treten und Ludwigs beständiges Erlösungsgesuch bei dem Papste zu befürworten; aber es war alles doch nur ein trugvolles Hofspiel, und der französische Vermittler zerstörte, woran wie nicht zweifeln dürfen, mit der einen Hand wieder selbst, was er mit der andern zugerichtet hatte oder wenigstens zugerichtet zu haben vorgab.

den Triumph. Daselbst fielen viele ausgezeichnete, muthvolle, mächtige, edle und starke Männer auf klägliche Weise; denn es war ein bitterer Streit. [1])

Als in demselben Jahre zur Sommerszeit die Minderbrüder in Regensburg nach gewohnter Weise einander im Chor gegenüberstehend den Gottesdienst hielten und ein furchtbar stürmendes Ungewitter einbrach, schlug ein Blitz vom Himmel herab einen alten und ehrwürdigen Bruder mit entsetzlicher Gewalt zu Boden und tödtete ihn, erschreckte und lähmte auch viele andere Brüder grausam.

Um diese Zeit wurde Neuenburg [2]), am Ufer des Rheins gelegen, das den Herzogen von Oesterreich, wie ich oben erwähnt, vom Kaiser Ludwig verpfändet war, deshalb, weil es ihnen zu gehorsamen sich weigerte, von ihnen 6 Wochen in Belagerung umschlossen, und dann wurde den Neuenburgern vermöge ihrer flehentlichen Bitten die Freiheit geboten.

vv. Im Jahre 1342 wurde der jüngere Sohn des Königs von Böhmen, auf Veranstaltung der Herren des Landes, wegen der Unfähigkeit oder wenigstens der Unfähigkeit Ruf und Meinung, eine Ehegemeinschaft zu halten, von seiner ungemein schönen Gemahlin, der Tochter des Herzogs von Kärnthen, verstoßen. Dieselbe führte der ältere Sohn des Kaisers Ludwig, welcher früher die Tochter des Königs von Däuemark [3]), die aber jüngst gestorben war, zur Frau gehabt hatte, auf des Vaters Beredung im feierlichen Zuge heim und gewann mit ihr die prachtvolle Herrschaft, da der erste Gemahl vertrieben und mit der Frau auch der Güter verlustig worden, wiewohl die Ehescheidung zwischen ihm und ihr keineswegs auf gehörige Weise vorgenommen worden war [4]).

---

[1]) Der allerdings bittere Streit, den die beiden mächtigen Häuser della Scala zu Verona und dei Visconti zu Mailand über den ersten Rang und Ruhm von ganz Oberitalien lange geführt, ist schon mehrmals berührt worden und ist auch im Jahrgang 1861 p. 200, Note 2, angegeben.

[2]) Im Breisgau. Ueber die Verpfändung s. Neujahrsblatt 1860 p. 111.

[3]) Das ist Dacia. Denn Dacia und Daci stehen im mittelalterlichen Latein, wenn auch nicht durchweg, doch bisweilen für Dania und Dani, und daß wir nicht etwa an ein Dacien zu denken haben, lehren uns Personen und Geschichte. Ueber die Sache selbst diene die Note, die zur betreffenden Stelle oben gegeben ist.

[4]) Man hatte anfänglich beßtmöglich gesucht, dem Gedanken durchzuhelfen, daß die Scheidung der Ehe, wenn auch nicht vom Papste selbst, doch mit seiner Einwilligung ausgesprochen würde. „Allein Benedict XII. äußerte sich entrüstet, eine solche Scheidung sei wie die dadurch erschlichene Ehe ein Schandfleck der heiligen Kirche; nie werde er weder zu dem einen noch zu dem andern Frevel ein Wort leihen und verbiete jedem Diener am Sacrament, solchen Fluch auf irgend eine Weise zu begünstigen oder gar selber zu vollziehen. Ja von Avignon her erhielt der Patriarch von Aquileja die Weisung, Ludwig von Brandenburg und Margaretha von Tyrol mit dem Banne zu belegen, falls sie gegen alle Warnungen des apostolischen Stuhles die unerlaubte Verbindung eingehen sollten, die nichts anderes sei als eine ehebrecherische, eheschänderische Verkuppelung. Aber der Kaiser lächelte über das tobende Wetter und wußte sich heitern Himmel zu machen Unter seinen Augen und für seine Tageslöhnungen ließ er die weltlichen und geistlichen Rechtslehrer reden, und diese, besonders Marsilius und Occam, verstanden es trefflich, aus alten und neuen Lehren die Behauptung herauszubringen, dem Kaiser und kaiserlichen Gerichte gehöre das Recht an, zu untersuchen, ob eine Ehe gültig sei oder nicht; nur müsse dann der förmliche Spruch der Scheidung von einem Bischof gethan werden. Unter dem entfalteten Schirm dieser Theorie setzte sich der Kaiser auf den hohen Sessel und das Gericht um ihn herum. Der Gemahl der ersten Ehe, Johann Heinrich, wurde vorgeladen, und als er nicht erschien, vielmehr gegen Gericht und Urtheil protestirte, erklärte das kaiserliche Collegium frischweg, diese Ehe sei ungültig und somit aufgehoben. Es handelte sich jetzt nur noch darum, einen Bischof zu finden, der den Spruch that.

Denn in den 16 Jahren, da er mit ihr in der Grafschaft Tyrol wohnte, habe er mit ihr nach des Gerüchtes Zeugniß so schmählichen Mißbrauch getrieben, daß er ihr die Brustwarzen abbiß. Es heißt, daß viele Landesherren von Deutschland und der Lombardei diesen Sohn des Kaisers, als er p. 1
mit der gedachten Dame im Februar die Hochzeit feierte, durch reichliche Geschenke und kostbare Gaben beehrt hätten. Auf dieser Hochzeit fiel der Bischof von Freisingen [2]), der aus Verehrung für des Kaisers Sohn und den Vater gegenwärtig war, in einen plötzlichen und unverhofften und unvorhergesehenen Tod, indem er von oben tief hinunterstürzte. Mehrere Bischöfe, dem Lande jener Dame benachbart, schlugen es aus, die Scheidung zwischen ihr und ihrem ersten Manne vorzunehmen, wiewohl sie vom Kaiser, dies zu thun, angelegentliche Bitten empfangen hatten. Sie entschuldigten sich eben demüthiglich und wichen seinem Angesichte vorsichtig aus, da sie dafür hielten, dieß zu thun sei abscheulich und sündhaft; denn das ganze Land schalt über diese Ehe mannigfach und auf viele Weisen in verwünschenden Aeußerungen.

In jener Zeit verlor der böhmische König, der Vater des erwähnten Sohnes, das Gesicht. Er 1339
erwarb sich vor einigen Jahren in der Kirche einen löblichen Ruf, denn er hatte sich sowohl unter den Christen als unter den Heiden wacker und tapfer gehalten. Aber zuletzt schändete er ihn wieder dadurch, daß er gegen den Kaiser Ludwig und andere geistliche Fürsten sowohl in der Lombardei als in Deutschland betrügerisch handelte. Er verwüstete auch, obschon er blind geworden war, doch heillos durch seine Dienstmannen und Verwandten und übrige Freunde, auch durch seinen ältern Sohn, den Herrn des Landes Mähren, zur Rächung des oben angeführten, vom Kaiser seinem jüngern Sohne, dem Herrn der Grafschaft Tyrol, zugefügten Unrechtes die Mark Brandenburg mit Brand, Raub, Belagerung und Einnahme der Städte. Gegen sie lenkte der ältere Sohn des Kaisers, der Entführer der Gemahlin vom Sohn des Königs von Böhmen, mit des Vaters Hülfe zur Vertheidigung seines Landes seine Heere und bekriegte sie, und so wurden zwischen ihnen gefahrvolle Schlachten geliefert und ausgeführt.

Desgleichen um diese Zeit nahmen die Heiden theilweise die christliche Stadt Trapezunt [2]). Der

---

[1]) Daß der Bischof von Freisingen — oder Frysing in Oberbaiern an der Isar — bei der Vermählung zugegen gewesen, liegt, wie nun auch Vitoduran anführt, außer Zweifel. Ob er aber den Spruch der Scheidung, um den ihn der Kaiser dringend gebeten habe, wirklich gethan, wird an keinem Orte geschichtlich bezeugt. Im Munde des Volkes wurde dies angenommen und es als Strafe für das Gott und Menschen mißfällige Sündenwerk gedeutet, daß der Bischof noch auf der frevelhaften Hochzeit selbst den jähen Tod sterben mußte.

[2]) Der Chronist schreibt Trapazon, der altclassische Name war Trapezus, untis, woher unser Trapezunt, durch Handelsverkehr Italiens seit den Kreuzzügen italienisirt Tarabosan und Trebisonde, Seestadt im alten Pontus, im jetzigen türkischen Armenien, Hauptstadt des Paschalik am schwarzen Meere. — Der Bericht unserer Chronik bedarf in mehrfacher Beziehung der Beihülfe. Für Pontus und Paphlagonien war von Alexius I., Enkel des Andronikus I., ein neues Kaiserthum gestiftet und Trapezunt zu dessen Hauptstadt gemacht worden. Der griechische Kaiser, den oder dessen Haus Vitoduran meint, ist Andronikus der jüngere, der mit seinen Leuten freilich den Ruhm, „ein guter Christ“ zu sein, nicht gar sehr verdiente und überhaupt das Scepter nicht selbst führte, sondern, in sorglosen Leichtsinn und wollüstiges Leben versunken,

Kaiser der Griechen, ein guter Christ, kam eilenden Marsches herbei und schlug sie mannhaft in die Flucht und verschaffte den Bewohnern der Stadt wieder Frieden. Sie stellten dieselbe mit allen Kräften in ihren vorigen Stand zurück. Aber einige sagen das Gegentheil, daß sie von den Christen nicht wieder erlangt worden, sondern jetzt noch von den Heiden innegehalten sei.

169. Im Jahr 1342 der Fleischwerdung des Herrn wurden bei der Stadt Horenberg [1]) dreizehn Juden auf dem Tempelraub und andern schweren Diebereien ertappt und verbrannt. Auch einige ihrer Mitschuldigen, von ihnen verrathen oder sonst bezeichnet, wurden zu Schaffhausen und im untern Freiburg [2]) und in Villingen mit dem verdienten Tode bestraft.

ebr. Im Jahre 1342 der Fleischwerdung des Herrn um das Fest der Reinigung der hl. Maria [3]) wuchs die Donau durch den geschmolzenen Schnee so sehr an, daß sie in der Länge von zwei Meilen

Reich und Recht jenem Johannes Kantakuzenus überließ, den er denn auch sterbend 1341 im Testament als des Thrones Stellvertreter für seinen minderjährigen Sohn Johann Paläologus bezeichnete. Johannes Kantakuzenus war von überall her bedroht und mußte sein Schwert unablässig nach allen Seiten hinaus bereit halten, gegen Serbien, die Bulgarei, die Tataren oder Mongolen in der Krim, und zu all dem auch noch gegen die Kaiserin-Wittwe, Anna von Savoyen, welche zu Constantinopel, von ihren Generälen umgeben, ebenfalls im Namen des Sohnes zu regieren behauptete. Kantakuzenus nahm mit seiner Gemahlin den Sitz in dem festen Didymotika, was, ein wenig abgeschliffen, vom altgriechischen Didymoteichos = Zwillingsmauer, Doppelcastell stammt, in Thrakien gelegen und im 12. und 13. Jahrhundert außerordentlich befestigt. Obwohl er ja nur zum Stellvertreter der kaiserlichen Gewalt bestellt war, nannte er sich doch Kaiser und führte den kaiserlichen Schmuck im vollständigen Umfang. Wohl fühlte er selbst, daß er damit die ihm zustehende Befugniß überschreite, und mußte es auch von seiner Zeit hören, wie viel er sich im Amt eines bloßen Statthalters ganz ungebührlich zueigne. Er erklärte daher seine Kaiserhoheit vor der Welt auf folgende Weise: Den Kaisermantel habe er sich selbst gegeben. Was die beiden Purpurstiefeln, denjenigen Schmuck betreffe, der von jeher den „Kaiser" vorzüglich vorstellen mußte, so seien sie ihm gereicht worden, der eine von seinen Verwandten an den rechten Fuß, der andere von den Offizieren der lateinischen, im griechischen Sold stehenden Truppen an den linken. Die Krone habe ihm die hl. Jungfrau Maria selbst angeboten, von deren Füßen weg er sie sich denn auch demüthig auf das Haupt gesetzt habe. Um nun seine Stellung vor den vielen Feinden zu halten und den allseitigen Angriffen begegnen zu können, hatte er die ärgsten Widersacher des christlichen Glaubens, die Türken, im Dienst und Sold, und fühlte sich unsterblich verherrlicht, als sich Urchan, der Sultan der osmanischen Türken, 58 Jahre alt, in seine blutjunge Tochter Theodora verliebte, ja mit einer üppigen Feder malt Kantakuzenus selbst der Welt vor die Augen, was für eine prachtvolle Hochzeit seine Theodora mit dem Türkenfürsten gefeiert habe. Von einem Christenthum im besondern Sinne ist da nicht zu reden. Aber auch die Kaiserin Anna zu Constantinopel war nicht in höherm Grade Christ. Hatte sie doch darein gewilligt, daß gefangene Griechen von den Türken auf den Markt gebracht, wie jede beliebige Waare verhandelt und selbst ausgeführt werden durften. Sehen wir also auf den mit Tod abgegangenen Kaiser oder auf den von ihm eingesetzten Statthalter im festen Didymotika oder auf das von ihm zurückgelassene Kaiserhaus in Constantinopel, wir können nicht finden, daß das Prädicat einer eigentlichen „Christlichkeit", wie es Vitoduran aufstellen will, dem einen oder andern Regiment zukam, und wenn uns ferner der Chronist treuherzig aus dem Munde seiner Zeit die Doppelsage bringt, daß die Einen Trapezunt als wiedergewonnen von den Christen, die Andern als noch überwältigt unter den Heiden ausgaben, so meldet er uns wenigstens dies gewiß richtig und hatten auch beide Theile Recht. Nicht nur Trapezunt, sondern das ganze griechische Kaiserthum, von innen und außen zerrissen und durchwühlt, war in den Händen der Christen und doch zugleich in denjenigen der Heiden! Darüber sowie auch noch in Bezug auf Kantakuzenus hat das Neujahrsblatt 1861 p. 150 die ausführliche Note.

[1]) Hornberg, an der Gutach, Oberrheinkreis, Großherzogthum Baden. Es liegt in einem Thal des Schwarzwaldes und hat noch die Ruinen von der gleichnamigen Burg.

[2]) Im Breisgau, also nicht das obere im Uechtlande.

[3]) Das Fest der „Mariä Reinigung", festum purificationis, gefeiert am 2. Februar, war schon an sich und sodann

und in der Breite einer Meile durch ein unmäßiges Austreten über ihr Bett in einigen Gegenden alle Dinge und sämmtliche Früchte zerstörte, wie man sagt, und 6000 Menschen verschlang. Zu der nämlichen Zeit hatte um Venedig herum auch eine solche Ueberfluthung des Meeres statt, daß dieses die ganze Stadt gewissermaßen zu verschlingen schien; denn es nahm dieselbe weit und breit ein, stieg in einzelnen Häusern hoch auf und fügte den Bürgern an wohlriechenden Wurzeln und Spezereien und andern Dingen einen unberechenbaren Schaden zu.

Im gleichen Jahre stürzten sich in einem Kloster Schwabens, Namens Kilchberg [1]), mehr als 30 Nonnen in einen plötzlichen Tod durch den Genuß eines Muses, in welchem unwissentlicher Weise ein giftiger Wurm gekocht worden war. Er war nämlich am vorangegangenen Tage zufällig in den nachlässig hingestellten Topf gekrochen, blieb am folgenden Tage darin verborgen, ohne daß

---

deshalb von großer Wichtigkeit, weil mit ihm die Weihe der Lichter oder die Lichtmesse verbunden wurde. Im mosaischen Gesetze sind den Wöchnerinnen die bestimmten Vorschriften über das Verhalten, sowie über ihre zu leistenden Reinigungsopfer vorgelegt, z. B. das ganze 12. Capitel im 3. Buche Mosis. Diesen Vorschriften gemäß war Maria am 40. Tage nach der Geburt Christi im Tempel erschienen, um sich reinigen zu lassen und das auferlegte Opfer darzubringen. Hatte man die Geburt Christi auf den 25. Dezember gesetzt, so war von da an gezählt der 2. Februar der 40. Tag, und eben in den Monat Februar sahen die römischen Christen das Fest der Mariä Reinigung äußerst gerne fallen. Das hatte nämlich folgenden Grund. Schon seit Numa Pompilius war der Monat Februar der allgemeine Reinigungsmonat und trug von daher auch seinen Namen, nämlich von februare = reinigen. Er war im alten Rom und dessen Kalender der letzte Monat des Jahres gewesen, da die Römer das Jahr ihrem Nationalgott Mars zu Ehren mit dem März begannen, woraus sich ja noch die Namen von der letzten Abtheilung unserer gegenwärtigen Monate erklären. Denn vom März als dem ersten Monat an gerechnet war Quintilis (später Julius zu Ehren von Julius Cäsar) der 5., Sextilis (später August zu Ehren des Kaisers Augustus) der 6., September der 7., October der 8., November der 9. und December der 10. Monat. Der Februar war also der letzte und als der letzte schloß er am Ende des scheidenden Jahres, wo man gar leicht an das Ende des irdischen Daseins und an den Uebergang in die Unterwelt gemahnt war, theils eine düstere Feier in sich und galt dem Cultus der unterirdischen Götter, theils war er als Vorbereitungszeit für das kommende Jahr zu Lustrationen oder Reinigungen jeglicher Art bestimmt. Das wußten die Christen auf die Feier der Mariä Reinigung sehr gut umzudeuten. So sagt der Dominicaner Jakobus de Voragine, der gewandte Ausleger des Heiligendienstes im 13. Jahrhundert, die Februa, die ihren Festtag im Februar hatte, habe den Gott des Krieges geboren, die Maria aber, deren Reinigung auch im Februar gefeiert werde, den Gott des Friedens. — Ferner knüpfte man also an Mariä Reinigung die Weihe der Lichter, daher der Name Lichtmesse, und zwar darum, weil sich mit der Mutter Jesu auch der greise Simeon im Tempel eingestellt und die prophetischen Worte ausgesprochen hatte, daß das Kind ein Licht sein werde. Eben daher kommt es, daß noch heute beim Volk und in den Kalendern die Bezeichnung „Mariä Lichtmeß" gebraucht wird als eine ungenaue Contraction der beiden Bedeutungen von Mariä Reinigung und Lichtmesse. Diese Lichtmeß oder Weihe der Lichter gilt der Kirche als sehr hohe Feier, denn dem Weihen wurde stets eine unvergleichliche übernatürliche Wunderkraft zugeschrieben. Das Weihwasser hatte einen zehnfachen Nutzen, den uns ja noch Luther in jenen alten Reimen des Volkes zu lesen giebt. Die geweihten Lichter, die Weihkerzen sicherten vor Blitzschlag, Wetterschaden, Frost, Hagel, bösen Geistern, Hexen, Gespenstern und Teufelsgewalten, kurz vor allem, was den Leib und die Seele gefährdet. Schließlich ist noch zu bemerken, daß die Reinigung, welche Maria nach alttestamentlicher Vorschrift vollzog, auch in der christlichen Kirche auf gewisse Weise nachgeahmt wurde und jetzt noch als „Kirchgang der Sechswöchnerinnen" in der katholischen Kirche mit vorzüglicher Feierlichkeit begangen wird. Der Priester schreitet vom Hause der Wöchnerin aus voran, hinter ihm die Mutter des Kindes, begleitet von mehrern Frauen, sie ziehen andachtsvoll in die Kirche und hier wird die Wöchnerin eingesegnet und dem besondern Schutze der heiligen Jungfrau empfohlen.

[1]) Im Schwarzwaldkreis, Oberamt Tübingen, Würtemberg.

es der Koch im mindesten beobachtete, und steckte das darin gekochte Mus ganz an und dies brachte denen, die es aßen, einen unvorhergesehenen Tod.

In demselben Jahre soll in einem Dorfe bei Zürich ein Pferd soviel Schwindelhafer gefressen haben und dadurch in einen so langen und festen Schlaf gefallen sein, daß es von seinem Herrn für todt gehalten und außer das Dorf geführt und geschunden wurde. Nach des Schlafes Vollendung wachte es endlich auf, kehrte nach Hause zurück und jagte dem Herrn und andern Leuten, die es sahen, Erstaunen ein.

Im nämlichen Jahre zu Anfang des Monats Mai wurden in Schwaben zwei Männer, die bei der Stadt Leutkirch [1]) dem Landbau oblagen, mit dem Zugvieh vom Blitze getödtet.

Im gleichen Jahre hatte der König von Dänemark in seinem Hülfsdienst einen Herrn von Locha, einen Schwaben sammt 300 Reisigen und schlug in einer Schlacht mit dem König Schwedens von
170 den Angesehenen selbigen Reiches 350 nieder, außer sehr vielen Gemeinen. Dieser Schlachtung halber wagte Herr von Locha mit seinen Kriegskameraden nicht länger mehr zu bleiben und kehrte mit dem vielen Gelde, das er durch den König von Dänemark erlangt, bereichert wieder heim.

ung Im Jahre 1342 zur Sommerszeit brach zwischen den Zürchern und Schaffhausern ein recht heftiger Kampf aus, so daß sie einander viele Wochen hindurch an Leib und Gut schädigten. Endlich wurde er vermittelst Verträgen der sich dazwischen legenden Reichsstädte gestillt und zur Ruhe gebracht [2]).

In demselben Jahre brach in der Stadt Winterthur [3]) ein gewaltiger Streit der Bürger dermaßen

---

[1]) Im Allgäu, Donaukreis.

[2]) Es ist als wenn Tschudi diese Notiz von Vitoduran nur abgeschrieben hätte. Er giebt ebenfalls nichts Genaueres an, so daß über Anlaß und Verlauf des Streites auch bei ihm jeder Aufschluß mangelt. Hingegen ist uns mit der verdankenswerthesten Bereitwilligkeit aus dem Staatsarchiv zu Zürich die Urkunde darüber, dat. 6. August 1342, mitgetheilt worden. Die Urkunde beschlägt Ledigung und Lösung aller obwaltenden Mißhelligkeiten. Sie trägt an ihrem Eingange die Namen der zur Sühnung bestellten Abgeordneten: „herr Peter von Stoffeln, kommentur ze Hizkilch, her Lütolt von Kreinkingen, ritter, fryer herr, Heinz von Utzach, burger ze Schafhusen, Rudolf Brun burgermeister ze Zürich, Jacob Brun sin bruoder." Der Brief ist gemacht „umb die stöße und die missehellung, so untz uf disen hütigen tag uf gelouffen sint, entzwueschent dem burgermeister, dem rate und den burgern gemeiniglich der stat Zürich einhalb, entzwüschent dem schultheißen, dem rate und den burgern gemeinlich der stat ze Schafhusen anderhalb — das wir die selben stöße und mißhellung einhelleklich ze beiden siten mit enander usgerichtet haben — das si ze beiden siten einander guot fruende sölent sin — was ouch deweder teil schaden von dem andern teil genomen hat, es si an brande, an roube, wie der schad geheißen ist, gros oder klein, das sol ze beiden siten gar und gentzlich ab sin — die gevangen sint, die und ir buergen sun ouch ze beiden siten gar und genzlich ledig und los sin, ân alle widerred — die gevangen waren, sun richten die zerung und den kosten, so si in ir gevangnüsse gehebt hant, und sunt ouch die buergen lösen, die si umb die selben zerung versetzet hant — und was dekein burger von deweder stat dekeinem burger in die andern stat schuldig ist und gelten sol, es si von köffen oder von welen sachen es dar komen si, das rechti geltschulde geheißen ist, das solent si ouch ze beiden siten enandern lieplich und guetlich gar und gentzlich ab richten und gelten, ân alle widerred."

[3]) Auch hier will uns Tschudi nicht viel mehr als Vitodurans Uebersetzer erscheinen. Wir lassen, da es uns gerade um dieses Stück etwas mehr zu thun ist, seine Worte zur Vergleichung folgen:

Dero Zit überhuben sich etliche fürnemme Burger der Räten zu Winterthur, und bald darnach ouch zu Costenz Irs

aus, daß die Bürgerschaft im wüthenden Anlauf mehrere aus den Vornehmsten vertrieb, so daß sich diese, einige Monate lang aus der Stadt verstoßen, an verschiedene Orte begaben und mit Unmuth auf die Rückkehr warteten. Es soll aber ihre Bosheit, die von ihnen auf vielerlei Weise verübt worden sei, dies verursacht haben [1]).

Gewalts gegen die Burgerschafft, deßhalb ein Ufflouff in jetwedrer Statt was, und vertrib die Gmeind etlich der gwaltigen Räten uß beiden Stetten von Irs Ubermuts wegen, die begertend demnach Gnad, also wurdend Si gestrafft, und bald wider zu den Iren ingelassen. — Ausführlicher bringt uns nun die Sache jene Urkunde vom 9. August 1342, welche Schneller, Stadtarchivar zu Luzern, aus dem Stadtarchiv Winterthurs gezogen hat. Sie ist abgedruckt im „Anzeiger für schweizerische Geschichts- und Alterthumskunde", Jahrgang 1857, Monat Dezember. Wir heben die bedeutendern Stellen heraus. „Wir Agnes von gottez genaden wilent Kunigin ze Ungern, verjechen und tuen kunt allen den di disen brief sechend oder hörent lesen, nu oder harnach, umb die stöße und mißebelunge, so zwischent unsern und unsers lieben bruoders Herzog Albrechts burgern ze Wintertur den Inren und den ussseren gewesen sint, und ouch umb die heimsuochi, so Wellenberg beschechen ist, and ouch umb den brant — das vs zu richtenne mit Ratte der Ratgeber unsers lieben bruoders herzog Albrechts, und Heinriches von Ysenburg sines Landvogtes — Dez ersten so heissen wir bede teile bi dem eide, so si gesworn hant, daz si bedenthalb ein ander guote fründe sin, ane den todslag, der an Clausen Walchen beschechen ist — daz unser getrüwer Heinrich von Ysenburg der landvogt vch einen Schultheissen geben sol, untz sich unser bruoder anders darumbe bedenket, welchen er vch gebe — wir sprechen ouch umb den brant und die heimsuochi daz es in der gesworneu suon si — daz Johan Stechelli Johans Stechellis sun in den fridkreis der Stat ze Wintertur nüt komen sol, ez heisse denne die herrschaft oder der, dem sü ez empfilchet — daz Uolrich Saler, Hartman von Hunnewile und Heini Kuentzi, die den todtslag getan hant, ouch nit in den fridkreis komen süllent, sie verrichten sich e mit den fründen nach der Stat recht und gewanheit — waz der andron ist, die vs der Stat gewesen sint, die süllen in die Stadt varen, swenne si wellent, und ir er und guot und der Stat recht besitzen unde niessen, als ander burger, die da seßhaft sint. Wir sprechen ouch umb die gerichte, so vber die ussern von gulte wegen gelouffen sint sit dem male vnd si vs furen, daz dü aelle abe sien, und dehein kraft haben — daz die vssern sid dem male und si usser der Stadt fuoren, deheinen schaden tragen süllent mit dien Inren, der gewachsen ist von des vfloufes wegen, wan der gewanlichen Stüre. Noch die Inren sullent dekeinen kosten tragen mit dien vssern, so si empfangen hant von dez ufloufes wegen — wir sprechen ouch, wan wir vernomen haben, daz etliche verbüntnusse vnder vch heimlich beschechen si, daz dü abe si bi dem eide, so ir vns und der Herschaft gesworen habent, wan sie der Herschaft und der Stat schedeliche sint — wir han ouch vernomen, daz etlich, die zu der Stat gehoerent, noch nicht gesworn haben und sich dauon ziechen, dauon fürbaz nüe uflöff geschechen möchten — und dauon sprechen wir, welche noch nüt gesworn hant, daz die sweren, alz die andern gesworen hant, — und welcher daz nüt entuot, der sol vnsers bruoder hulde nit enhaben und sol von der Stat varen vnd niemer mere darin komen." Hängen die Siegel: der Königin Agnes, das bekannte ungarische Doppelkreuz, und des Landvogtes, eine Burg mit zwei Thürmen, über welcher ein Roßeisen ist.

[1]) Die Scene ist uns denn zur diesjährigen Neujahrszeichnung geworden, wenn auch die Geschichte, die in derselben spielt, immerhin nicht heldengroß oder welterschütternd ist, weil ja die Neujahrsbilder der Chronik ihrer Heimath treu bleiben müssen und den Boden Winterthurs wo möglich nicht verlassen dürfen. Der Text Vitodurans, wie zu sehen, ist von kleinem Umfang und redet ganz allgemeine Worte, gab darum dem Künstler keinerlei einzelne Data in den Pinsel und überließ es ihm völlig, das Schreckensgericht über die frevelnden Großen Winterthurs nur stückweise oder im vollständigen Vergeltungsrahmen zu fassen. Er hat es stückweise gethan und hat das Gericht über verschiedene andere Gerichte, die just auf dem Tische stehen, einbrechen lassen. Da wir die Gedanken des Porträts aus der tiefen Verborgenheit an den Tag bringen möchten und die Ehre gehabt haben, vom Künstler nicht nur das Bild, sondern dazu auch einige Randglossen zu bekommen, so sind wir über das Vergnügen erstaunt, dieselben dem größern Kreise der Leser ebenfalls darreichen zu dürfen. Man möge sich also merken, daß es diese Randglossen des Künstlers sind, die im leisen niedlichen Schritt von Gänsefüßchen an uns vorüber ziehen. Die Austreibung der Aristokraten Winterthurs war zuversichtlich ein Gassenspektakel, Gassen auf und Gassen ab hat der Sturm die Herren gejagt. Im Neujahrsblatt ein kleiner Unterschied. Hier schauen wir sie in einem engern Lokal, „in einem behaglichen Wohnraum, in welchem aufgeräumte Vornehme hinausgeräumt werden, noch bevor die Mittagstafel abgeräumt ist." Die einzelnen Figuren haben ihren Sinn, haben ihren Platz, sie sind in einem solchen Gemälde wie die Buchstaben, aus denen wir ein Wort machen, um durch das Wort einen Geist zu erschaffen. Laßt uns also die einzelnen Figuren

Ebenso gährte im nämlichen Jahr ein gefährlicher Aufstand unter den Bürgern von Constanz auf. Denn die gesammte Einwohnerschaft merkte der Stadträthe und Vorsteher schwere und unerträgliche Uebertretungen, erhob sich entrüstet wider sie, setzte sie von ihren Stellen und jeglicher Würde und Auszeichnung ab und ordnete das Stadtwesen besser und gerathener.

ril. Im Jahre 1342 um das Fest des hl. Markus [1]) starb der Papst Benedikt XII. Als er zu

betrachten, damit wir den Künstler in seiner Sprache nicht mißverstehen. Mißverständnisse sind etwas Entsetzliches! Im Hintergrunde rechts sei die Magd, sie heiße „Katheri, und hat soeben, erschreckt durch die eindringlich werdende lobliche Burgersami, einen schönen Blaufelchen fallen gelassen, der der zahnlosen Großmutter vor ihr zu Gute gekommen wäre. Andere sagen, es sei eine Tößforelle." In der unmittelbaren Nähe steht das Familienhaupt und wird mittelbar recht bald in die Ferne spedirt werden. Denn er, „der sich mehr durch verborgene Schönheit auszeichnet, wird von einer bedeutungsvollen Gruppe hinausgezängelt, wobei der hoffnungsreiche jüngere Sohn die ersten Bedrückungen seines Daseins empfindet." Einige Schritte weiter kommen wir zur Thür, die sonst überall, wo republikanischer Wandel gilt, den Zweck hat, zur freien Bewegung der Wesen zu dienen. Nur hier nicht, bei dieser so stark in die sinnliche Wahrnehmung fallenden Gruppe, „die jede gefühlvolle Seele, wofern sie schon einem Stirz beigewohnt, sich selber wird denken können." So hätten wir des Theaters Rund wenigstens in den hintern Räumen umwandelt. Halten wir nun die Umwandlung durch den Vordergrund; „Hier übt sich ein adelig Fräuwelein im Korbgeben an einen galanten ältern Burger, der sie ungefährdet nach Reutlingen oder Stadel begleiten will. Es ist, wie die Chronisten sagen, die Schwester der Knienden, stolzen Gemüthes, mit Strenge an dem Princip schnöder Abweisung festhaltend." Die Kniende, als die ältere Schwester, nimmt eine ganz andere Stellung oder eigentlich Lage ein. „Sie ist glücklich (?) versorgt und führt mit dem Stadtknecht, der mehr Kopf als Herz besitzt, eine Familientragödie auf, an welcher auch der Jüngstgeborne thätig eingreifenden Antheil sucht. Der Knabe schlägt mehr der zarten Mutter nach als die beiden andern." Und um die Reihe der Knaben, die der Väter Missethat mittragen müssen, ganz durchzumachen, sehen wir noch denjenigen an, „der zum Bild hinausstürzt. Er verspricht, einen ächten Franz Moor zu stellen, und möge von den Gassenbuben erreicht und gehörig geklopft werden." Im Lehnstuhl daneben, von festem Grundbesitz aus, zeigen zwei hochgebraunte Augen ein unermeßliches Erstaunen. „Das ist die dicke weinverschüttende Großvaterfigur." Wir sollen nicht minder durch diese besondere Hülle mit ihrer strömenden Fülle hineindringen in die Idee, die manchem in der Weite liegt, aber schnell in die erschreckliche Nähe heranfliegt, und sollen an ihr lernen, „daß auf Erden nichts sicher ist als der Tod, und daß alles ein End hat hienieden, selbst ein lang ungestörter Weinschwelger!" Hier wird die Sache ernst. Wer wollte überhaupt nur scherzen über dem Bilde? Wer nicht auch lesen in und aus den ernsten Zügen? Hochmuth kommt vor dem Fall, das lehrt es auf's Neue bedenken, Uebermuth ist wie toller Schwindel, der droben die Köpfe tanzen läßt, indeß darunter die Brücke bricht und plötzlich der Tanz durch lauter Abgründe zur Hölle fährt! Hinter der Schuld, verkleide sie sich in die lustigste Maske, steht immer die Nemesis und wartet auf die rechte Stunde, mit den Schuldnern auf verdiente Weise abzurechnen! Möge der denkende Beschauer seine Neujahrsbetrachtungen in solchem Sinne an das Wort und Bild unserer Chronik knüpfen!

[1]) Die Evangelisten wurden frühe schon in der Kirche hochgehalten, als die Verfasser der Evangelien und folglich als die von Gott durch den Geist beglaubigten Berichterstatter über das wunderbare Leben des Erlösers. Zwei der Evangelisten, Matthäus und Johannes, waren ja aus der Zahl der eigentlichen Jünger, die beiden andern wenigstens in sehr vertrauter Gemeinschaft mit Hauptaposteln, nämlich Markus mit Petrus und Lukas mit Paulus. Die Evangelisten erschienen daher bald mit den Aposteln auf der gleich hohen Stufe der Würdigkeit, und die alte Kirche beeilte sich, auch sie durch eigene Gedächtnißtage zu feiern. Für Markus wurde der 25. April festgesetzt, wovon ein zwiefacher Grund angegeben wird. Entweder deshalb, weil Markus am 25. April als am Feste des Serapis, d. h. des im Todtenreich furchtbar richtend gedachten Osiris, zu Alexandria in Aegypten durch die Straßen geschleift, dann vom Pöbel erschlagen wurde und so als Verkündiger seines Heilandes den Märtyrertod litt, oder deshalb, weil am 25. April des Jahres 800 der Leichnam des St. Markus von Alexandria nach Venedig herübergebracht wurde. Die Venetianer verehren ja auch in Markus den Schutzpatron ihrer Stadt, sie nennen den 25. April bis auf den heutigen Tag Apparizione di S. Marco und begehen ihn als vorzüglichen Feiertag mit aller Festlichkeit. Sie weisen von Markus noch eine Menge Reliquien vor und darunter sogar das von ihm eigenhändig geschriebene Exemplar seines Evangeliums.

kränkeln anfieng, kam, wie man sagt, ein Laienbruder aus seinem Orden zu ihm und sprach: „Heiliger Vater, wenn Du Dein Leben nicht besserst, wirst Du in kurzer Zeit sterben [1]." Er antwortete ihm und sagte: „Woher weißt Du das? Bist Du ein Prophet?" Er ließ ihn daher in Haft halten, bis die Wahrheit der Sache am Tage wäre. Als diese nach der Weißagung des Mannes Gottes erschienen war, wurde er aus der Gefangenschaft gezogen. Denn in kurzer Zeit wandelte der Papst, von seiner Krankheit dahingerafft, den Weg alles Fleisches.

In demselben Jahre wurde, als der Papst Benedikt XII. gestorben war, sogleich Clemens VI. 1342
gewählt, vorher Erzbischof von Rouen, aus dem Orden des hl. Benedikt. Er vertheilte unverzüglich 7. M
nach seiner Erwählung theilweise den Kirchenschatz unter die Cardinäle und die Armen verschiedenen Geschlechtes; denn der allgemeine Ruf nennt ihn einen freigebigen und in vielen Fächern sehr bewanderten Mann. Zu ihm waren unmittelbar nach seiner Erwählung, um von ihm gute Pfründen zu
erlangen, aus verschiedenen Völkern der Christenheit 20,000 Studenten geströmt, von denen 2000 p. 1
eines gewöhnlichen Todes starben, aber 200 in der Rhone ertranken, wie die weitverbreitete Meinung behauptet. [2])

---

[1]) Es fällt auf, daß ein solches Wort einem Mönch nur in den Mund kommen konnte über einen Papst wie Benedikt XII., der unter seinen Zeitgenossen allgemein des Rufes genoß, ein rechtschaffener und frommer Mann zu sein. Darin wenigstens stimmen über ihn die Zeugnisse zusammen, daß er friedliebenden Gemüthes gewesen und sich andererseits frei von jener Bereicherungssucht seiner Anverwandten gehalten habe, die an so manchem Vorgänger und Nachfolger seines hohen Amtes zum Aergerniß geworden ist. Er pflegte darüber zu sagen, als Jakob Fournier (so hieß er früher) kenne er Anverwandte, aber als Papst habe er keine. Bei all dem haben über den lebenden und den gestorbenen Papst böse Zungen nicht geschwiegen, und es hat nicht an recht schlimmen Nachreden gefehlt, die auf Benedikts Ehrennamen widrige Flecken warfen. Er habe, hieß es, Geiz und Härte gehabt, die Schwester des Dichters Petrarca sei seine Concubine gewesen, alle Hofleute hätten ihn einen ausgemachten Weinsäufer genannt, und eben von diesem Papst Benedikt komme das später so weit herumlaufende Sprichwort: Bibamus papaliter! = Laßt uns päpstlich trinken! Man muß aber nicht vergessen, daß viele dieser Anschuldigungen von seinen Feinden und besonders von den Bettelorden aufgetischt worden sind, über die er nicht gar freundlich dachte und sprach, weil sie gerade zu seiner Zeit in ein ungebundenes Wesen, ja wüstes Treiben ausarteten, wie ja Benedikt auf eine Reformation in seinem eigenen, im Benediktiner-Orden, mit allem Nachdruck drang. S. Neujahrsblatt 1861 p. 157, Note 2. Von daher möchte denn auch mit Recht ein Wink auf Vitodurans Erwähnung genommen werden, daß es gerade ein Mönch ist, der dem kranken Papst das fehlerhafte Leben vorhält und darüber den nahen Tod in Aussicht stellt.

[2]) Um diese Bemerkungen über Clemens recht zu verstehen, muß man nothwendig einen Blick auf das Verfahren des vorangegangenen Papstes Benedikt zurückwenden. Benedikt haßte jeden, auch den geringsten Unfug oder Mißbrauch, der aus der Simonie in die Kirche oder an seinen Hof kam. Er duldete nicht einmal, daß seine Hofbedienten von irgend jemanden ein Geschenk annahmen. Er widerrief, ohne sich von weltlicher oder geistlicher Seite ein Wort einreden zu lassen, alle Comthureien (commendas), was eine unverkennbare Gerechtigkeit und Wohlthat war. Es gab derselben eine wimmelnde Menge und wurde dadurch ein ganzes Heer feiler Schlemmer oder arger Blutsauger an den Körper der Kirche gehängt. Was war, genauer gesagt, eine solche Comthurei? Sie bestand darin, daß Einer ein geistliches Amt antrat und benützte, recht eigentlich „ausnutzte", ohne für das Amt befähigt zu sein, ohne es zu verwalten, ohne ihm nur irgend einen Dienst zu leisten. Frühere Päpste hatten, bald um sich Gewinn, bald um sich Freunde zu machen, solche Comthureien zu Dutzenden ausgetheilt. Dazu kam noch, daß Benedikt eine Anzahl geistlicher Stellen an Cathedralkirchen und anderswo unbesetzt gelassen, vorgeblich, weil er dafür nicht die tüchtigen Leute finde, alles auch ein Grund, warum er mehr Feinde und weniger Freunde als andere Päpste bekam. Dieses Verfahren nun war mit dem neuen Papste, mit Clemens VI., auf einmal abgethan. Er hieß eigentlich Peter Roger, geboren 1292 auf dem Schlosse Maumont, unweit Pompadour, Diözese Limoges,

Weiter fand im Sommer desselben Jahres in vielen Gegenden Deutschlands eine so große Ueberfluthung der Regengüsse und Anschwellung der Gewässer statt, daß viele sehr starke Brücken, von denen eine zu Frankfurt war, zerrissen und verschwemmt wurden. Auch viele Städte und ihre Klöster, wie zu Eßlingen zu sehen war, wurden durch der Gewässer Andrang und unerträgliche Ueberströmung zum höchsten Mißmuth, Jammer und Schrecken der Menschen großentheils zerstört. Eine besondere Sündfluth schien gerade den Leuten, die in jener Gegend wohnten, einbrechen zu wollen; denn die Lombardei traf diese Ueberschwemmung, wie versichert wird, gar nicht.

Jan. Im Jahre 1343 vor dem Reinigungsfeste der hl. Jungfrau kehrten die bekannten, bewährten und berühmten Gesandten des Kaisers aller Gnade leer wieder zurück, da sie bei dem Papste Clemens VI. nichts ausrichteten und in Betreff der Uebereinkunft, die man von Seiten der Kirche mit sehnsüchtigem Herzen erwartet hatte, nichts Gutes zurückbrachten. Denn der König von Böhmen soll den Papst und den König von Frankreich, die nicht übel geneigt waren, die Einigkeit der Kirche wieder herzustellen, wegen der vom Kaiser seinem jüngern Sohne, wie oben gemeldet, angethanen Beschimpfung wieder abwendig gemacht und abgebracht haben. [1])

Ferner nahmen im gleichen Jahre die Ravensburger innerhalb drei Tagen ein Schloß, genannt Walse, und zogen ihre Mitbürger, die dort gefangen und vom Herrn von Elribach zurückgehalten

---

also wieder Franzose, schon als Knabe von zehn Jahren im Kloster Chaisedieu in Auvergne in den Benediktinerorden getreten, wo er 1352 auch begraben wurde, von Stufe zu Stufe gestiegen bis zum Erzbischof von Rouen, in welcher Würde ihn der Chronist anführt, und im Jahre 1338 sogar noch zum Cardinal. Sobald er den apostolischen Stuhl eingenommen hatte, machte er bekannt, daß bei ihm arme Cleriker allerlei Gnadenbezeugungen erhalten würden. Da seien etwa 100,000 nach Avignon geeilt, aber der Mehrzahl nach, wie begreiflich, mit unbefriedigten oder ganz leeren Hoffnungen von Avignon wieder weggezogen. Die geistlichen Stellen und Pfründen, die von Benedikt her vacant waren, bot er nach allen Seiten an, und von allen Seiten auch drängte man sich herzu, von der päpstlichen Huld Gebrauch zu machen, so daß Vitodurans 20,000 Studenten, die um Amt und Einkommen zu Clemens pilgern, nicht übertriebener Ansatz sind. Jene Begünstigungs- und Bereicherungssucht seiner Anverwandten trieb dieser Papst bis auf die Spitze und brachte letztere auf Pfründen und Prälaturen in allen Ländern unter, so daß einer seiner Biographen naiv bemerkt, „das hätten dem Papste Clemens Fleisch und Blut etwas über Gebühr geoffenbart."

[1]) Allerdings mochte sich der König von Böhmen besonders bemüht haben, das Herz des Papstes in der unerbittlichen Erbitterung gegen den Kaiser zu halten; daß dies jedoch nicht der erste und nicht der einzige Stachel war, der in jenem Herzen gegen Ludwig stak, ist über allen Zweifel. Schon als Erzbischof von Rouen rief Clemens von der Kanzel herab, eine Stimme aus den Himmeln gebiete, diesen Feind der Kirche und Lästerer Gottes, den deutschen Kaiser, zu verfolgen; als eine heilige Pflicht liege es auf dem König von Frankreich und dem König von Böhmen, demselben die angemaßte und überall mißbrauchte Macht zu nehmen! Natürlich waren die Ehescheidung, der Handel mit Tyrol, die vielen willkürlichen Wagstücke und eigenmächtigen Handlungen, die sich der Kaiser erlaubte, nicht geeignet, solche weit weggewendeten Herzen ihm wieder näher zu bringen, vielmehr waren sie, wenn es Ludwig begreiflich ganz und gar nicht beabsichtigte, doch im eigentlichsten Sinne dazu angelegt, die schroffe Kluft zwischen Papst und Kaiser noch mehr auseinander zu spannen. Daher denn die unnatürlichen und fast übernatürlichen Anstrengungen und Demüthigungen, die Ludwig versuchte, um die päpstliche Ungnade von sich abzuwälzen und wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen zu werden! Freilich war er, so schwer es ihm fallen mochte, dazu jeden Tag mehr gedrängt, als er die Kurfürsten von der Zusammenkunft über eine neue Königswahl zu Rense reden hörte und durch den veröffentlichten Bannfluch in Deutschland so viele Unterthanen aus allerlei Ständen des Volkes von ihm abfallen sah.

und bei ihrem demüthigen Gesuche, wieder in den frühern Zustand gesetzt zu werden, abgewiesen worden, muthvoll aus der Gefangenschaft, wobei fünf daselbst getroffene Schloßwächter gefangen genommen und mit fortgeführt wurden. Sie hätten ihnen den Kopf abgehauen, wenn der Herzog von Schwaben, des Kaisers mittlerer Sohn [1]), der damals dort seinen Wohnsitz hatte, für sie nicht so ernstlich Fürsprache eingelegt hätte.

Wiederum im Jahre 1342, als der Papst Clemens VI. gewählt war, wählte er bald hernach Einen aus dem Orden der Prediger und Einen aus dem Orden der Minderbrüder zum Cardinal. Zudem übertrug er ihrem General ein sehr hohes Patriarchat. [2]) In dieser Zeit starb Michael [3]) in München, der vorher genannte General der Minderbrüder, dessen ich oben weitläufig erwähnt habe.

Auch in dieser Zeit rühmte sich der Kaiser Ludwig, wie mich das allgemeine Gerücht berichtete, p. 17: dessen, daß er auf drei Fürstenstufen nach Graden und Reihenfolge drei Arten Fürstenkinder gezeugt habe, und daß dies bei seinen Vorgängern selten vorgekommen sei. Nämlich zum ersten und am niedrigsten auf der Fürstenstufe als Herzog von Baiern, zum zweiten auf der Fürstenstufe als König von Deutschland, zum dritten und höchsten auf der Fürstenstufe als Kaiser der Römer. Vorzüglich aber rühmte er sich, einen Sohn erzeugt zu haben, während er sich in der Zwischenzeit dort, in der Stadt Rom, aufgehalten habe. Ueber diesen Kaiser lief zu der nämlichen Zeit durch sein ganzes Land eine schwere und unerträgliche Klage, daß er in allen seinen Wegen unbeständig sei, am meisten in seinen Versprechungen und Briefen. [4]) Eine große Kenntniß besaß er darin, ein Schiff und Fahrzeuge zu lenken, von denen er einen wundersamen Gebrauch auf den Jagden machte, welchen er sich häufig hingab.

Ebenfalls in derselben Zeit wurde ein Landcomthur [5]) der Hospitalbrüder in Ueberlingen, ein höchst anmaßender und unverschämter Mann, von einem Bauer getödtet. Derselbe erschien nach seinem Tode vielen Leuten an verschiedenen Orten in gräulicher Gestalt und brachte entweder Erblindung oder Wahnsinn oder plötzlichen Tod, oder zum mindesten Schrecken und vom Schrecken etwelche Merkmale über sie.

Desgleichen regten in dieser Zeit Herr Ulrich und Herr Rudolf, Grafen von Montfort [6]), einer-

---

[1]) S. über ihn die betreffende Note des gegenwärtigen Heftes.

[2]) Ein höheres Verwaltungsamt in einem größern Gebiet der Kirche, z. B. bischöfliche oder erzbischöfliche Regierung.

[3]) Michael von Cesena. S. Neujahrsblatt 1860 p. 118, Note 1 und p. 128, Note 1.

[4]) Das haben in gelinderer und schärferer Weise von ihm alle zur Genüge erfahren, von seinem Schwager Eduard, Englands König, an bis hinab zu den Hofbedienten des deutschen Reiches.

[5]) Oder comendator prælatus Hospitalariorum, ein Comthur, commandeur, Commenthur, der über mehrere andere Comthure gesetzt ist, daher die Comthureien eines größern Gebietes oder Landes unter sich hat, somit ungefähr Landcomthur.

[6]) Die Grafen von Montfort, die bei Vitoduran so oft erscheinen und von denen zu reden gerade an unserer Stelle ein besonderer Anlaß gegeben ist, sind ein altrhätisches Geschlecht. Ihrem Wappen nach, das eine Fahne war, lassen sie sich als die Pannerherren, Signiferi, der alten rhätischen Heerführer erkennen. Ferner regierten sie als Gaugrafen die

seits, und die Söhne des Herrn von Ems andererseits gegen einander einen sehr feindseligen Krieg auf, der mit dem größern und schwerern Verlust der Herren von Ems abgethan wurde. Obschon nämlich beide Theile der entgegengesetzten Partei Schaden zufügten, trugen doch die von Ems an Leib und Gut den schwerern davon.

Grafschaften des untern Rhätiens oder des Wallgaus, und ebenso erscheinen sie an der Spitze des rhätischen Adels als Richter oder Beisitzer in dem kaiserlich freien Landgericht zu Musinen bei Rankweil, welches über die Zeit der Karolinger hinaufreicht, weshalb sie auch als judices provinciales, d. h. als erblich kaiserliche Landrichter schon damals aufgeführt werden. Jedenfalls haben wir dem großen, mächtig gewordenen, weitverzweigten Grafengeschlechte von Montfort ein hohes Alter anzuweisen. Zu Anfang des 10. Jahrhunderts lassen sie sich in der Gegend von Feldkirch nieder und tragen bisweilen den Namen der Grafen von Werdenberg. Sie scheiden sich nachher bestimmt und bleibend in die beiden Hauptzweige Montfort und Werdenberg. Wir citiren darüber das treffliche Buch: Vanotti, Geschichte der Grafen von Montfort und von Werdenberg. Es würde hierorts zu weit führen, die beiden Geschlechter, deren Genealogie sehr weitläufig und äußerst verwickelt ist, je in ihrem einzelnen Lebensgange zu verfolgen. Wir geben nur an, daß wir die Linien von Montfort-Feldkirch, Montfort-Bregenz, Montfort-Tettnang mit mancherlei Nebenzweigen bekommen, und müssen uns darauf beschränken, etwas Licht bloß über diejenigen Namen zu verbreiten, die in unserer Chronik genannt werden. Die beiden Grafen von Montfort, Ulrich und Rudolf, die bei Vitoduran im Streit mit Ems erscheinen, sind Oheim und Neffe. Der erstere ein Sohn des Grafen Rudolf, des Herrn zu Feldkirch, der 1302 gestorben war und vier Söhne hinterlassen hatte: Hugo IV., Berthold I., Rudolf III. und diesen Ulrich, näher bezeichnet als Ulrich II. Dessen Neffe und Verbündeter in der Fehde, Rudolf, war ein Sohn jenes Hugo IV., von welchem drei Söhne stammten: Friedrich II., Hugo VII. und der genannte Rudolf als Rudolf IV. Jenes Rudolf III., der Domprobst und Pfleger zu Chur war und 1319 noch den Bischofsstab von Constanz zu erlangen wußte, haben wir im Neujahrsblatt 1861 p. 140, Note 2 gedacht. Er war, obschon er dem geistlichen Stande angehörte, ein Mann unruhigen Sinnes, aller Fehden gelüstig, des Krieges jederzeit rasch und barsch gewärtig. Als er aber in jenem Kampfe mit dem Freiherrn Donat von Vatz bei Filisur oder Flißur die vollständige Niederlage erlitten hatte, zog er sich bittern Ingrimms voll zurück und verließ Chur. Mit um so angelegentlicherer Sorge verwaltete er das Bisthum Constanz und starb dann 1333 kinderlos, worauf als sein Nachfolger 1334 eben jener Niklaus von Frauenfeld, auch genannt von Kenzingen, auftritt, von welchem im Eingange dieses Neujahrsheftes geredet ist. Wir bringen Bischofsamt und darum kinderloses Lebensende Rudolfs III. hier deshalb in Erwähnung, weil dies eine bedeutende Beziehung auf seinen Bruder, den obigen Ulrich II., und durch diesen wieder auf den Neffen Rudolf IV. bekommt. Infolge vom Absterben des Bischofs nämlich trat der Bruder Ulrich in desselben Erbschaft und stand nun im alleinigen Besitz vom größern Theil Güter der feldkircher Linie, welche Güter durch fernere Erbschaften einen noch weitern Umfang annahmen. Auf das umfangreiche Erbe ihres Oheims Ulrich richteten nun die Neffen, die Söhne Hugo's, welche die Grafen von Feldkirch-Tosters hießen, aufmerksam Blick und Hoffnung, und geriethen in nicht geringe Entrüstung, als sie gewahr werden mußten, daß der Oheim unverholen es veranstalte, ihnen jeden Antheil am Erbe verwehren, dagegen sämmtliche Güter der werdenberger Linie zuwenden zu können. Hierüber im höchsten Grad erbittert, nehmen Rudolf und sein Bruder Hugo den Oheim gefangen und lassen ihn einige Jahre nicht wieder los. Vitoduran erzählt uns dies an einer folgenden Stelle der Chronik, und wir werden, treffen wir dort ein, einläßlicher darauf eingehen. Was uns jetzt in den Weg tritt, ist die Frage: Wie ist es sich zu denken, daß der Oheim Ulrich und der Neffe Rudolf, die in gespanntem Verhältniß wider einander standen, sich verbinden und gegen die von Ems gemeinsame Waffe führen? Denn in solchem Sinne scheint der Chronist erzählen zu wollen, daß nämlich beide zusammengehalten und zusammen die eine der streitenden Parteien ausgemacht hätten. Es ließe sich freilich auch vorstellen, daß jeder der beiden Grafen von Montfort einen eigenen Streithandel mit dem Gegner abzuthun hatte, ein Fall, der bei der berüchtigten Raub- und Raufsucht des Grafen Rudolf IV. jeden Augenblick nach allen Seiten hin eintreten konnte. Denn der Graf kam mit solch bosartiger Natur seinem Oheim Rudolf III., dem Bischof, ganz gleich, ja ging noch über ihn hinaus und verzehrte nicht nur sein Gut, sondern auch sein Leben in einem fast ununterbrochenen Zuge von Fehden und Feindseligkeiten. Besonders verfolgte er mit Ueberfällen mehrerer Jahre seine Stammverwandten, die Grafen von Werdenberg, in einem heftigen und um so heftigern Groll, als er sie von seinem Oheim bevorzugt sehen mußte, was ihn von diesem und diesen von ihm nur wieder weiter entfernte. Dennoch halten wir dafür, daß eine und dieselbe Sache beide, Oheim und Neffen, gegen die Ems verbunden habe. Es ist nur zu bedauern, daß uns bei den so knapp gehaltenen Worten

Wiederum im Jahre 1341 sei eine wilde Wuth der Verfolgung im Perserreiche gegen die Gläubigen aufgeregt worden und habe viele Minderbrüder und andere Christen verzehrt. Denn von seinen Großen angetrieben verordnete der König, daß alle Menschengeschlechter, die in seinem Reiche wohnten und andern Glaubenslehren anhiengen als die Perser, unter der Androhung einer grausen Todesstrafe zu seinem Glauben sich bekehren lassen müßten. Als diese Verordnung über ein anderes Glaubensbekenntniß veröffentlicht worden war, ergriffen die Heiden und die Juden und die Christen, die dort das Leben zubrachten, so schnell sie konnten die Flucht, um wenigstens ihre Seelen zu retten, und begaben sich in andere Gegenden. Aber einige im christlichen Glauben starke Bekenner blieben zurück. Diese wurden in mancherlei Hinrichtungen umgebracht. Einem Bischof nämlich wurde der Kopf abgehauen, viele wurden gesteinigt, einige zerschnitten, auch 16 Minderbrüder in ihrem Kloster p. 1
angefallen und enthauptet. Der König, der sie auf das zärtlichste liebte, hatte sie freilich vorher freundlich und herzlich dazu ermahnt, daß sie wenigstens für jetzt ihren Glauben verleugnen zu wollen sich den Anschein geben und hernach thun sollten, was sie wollten. Da sie nicht geneigt waren, ihm beizustimmen, wurden sie zu Blutzeugen Christi gemacht. Sie sollen in vielen Wundererscheinungen zurückleuchten. [1])

Vitodurans nicht möglich wird, irgend eine Deutung zu bekommen, woher der Streit veranlaßt worden und worin er bestanden habe. Auch Vanotti in seinem citirten Geschichtswerke der Grafen hilft zu keinem Resultat, ja er erwähnt nicht einmal dieser Fehde, so ausführlich und sorgfältig das Buch sonst bearbeitet ist. Entweder hat Vanotti diese Zeilen unserer Chronik übersehen oder er wollte auf dieselben als auf eine bloße nackte Notiz nicht weiter eingehen, zumal wenn ihm zu besserer Beleuchtung der Sache anderweitige Quellen ganz und gar gemangelt haben.

[1]) Ueber das Verhältniß Persiens und seiner damaligen Herrscher zum Christenthum verweisen wir auf die größere Note im Neujahrsblatt 1860 p. 60—63. Wer dieser christenfreundliche Perserkönig im Jahre 1341 mit Namen gewesen, wagen wir auch hier nicht zu entscheiden. Die zahlreichen Kronprätendenten, die nach dem Tode Abu Saids 1335 auftraten und einander lange bekämpften, möchten darauf deuten, daß auch noch das Jahr 1341 Persiens Königsthron unbesetzt gelassen und wir also gar keinen bestimmten Fürsten im Auge haben dürfen. Denn erst nach vielen Parteikämpfen blutigster Verfolgung und Verheerung behielt Hassan über die andern Nebenbuhler die Oberhand, er gewann Bagdad und erzwang von hieraus seinem Namen und Scepter ein immer größeres Ansehen und unbedingten Gehorsam. Aber mit dem Absterben Abu Saids ist die Herrschaft der Hulagiden, von Hulagu oder Hulaku, um die Mitte des 13. Jahrhunderts gegründet, also die Herrschaft der Ilchane oder mongolischen Landesfürsten, auf dem Wege rückwärtszuschreiten und zu zerfallen; die Einheit des Mongolenreichs war verloren und hatte sich in eine Menge kleiner Herrenthümer, enger Despotien zersplittert. Auf der andern Seite war im eigentlichen Persien ein neuer Geist erwacht, ein wiederkehrender Odem aus besserer Vergangenheit, nationale Freiheit und Selbstständigkeit schlug an des Volkes Herzen, die ausländischer Gewalt und Sitte müde waren, mächtig an, freudig schaarte man sich um das Haupt der Bewegung, Muhammed Ben Mosaffer, die Ilchane zu stürzen und über ihrem Grab ein persisches Reich mit altem Recht und altem Glauben aufzurichten, und die ersten Bestrebungen fallen ungefähr in die bezeichnete Zeit unserer Chronik. Muhammed dachte und regierte in jener Weise, welche die ächten Perser aus der Zendheimath von jedem andern unterschied, und sein Sohn Schah Seedscha, der dem Vater 1364 folgte, wird von dem gleichzeitigen Dichter Hafis mit dem höchsten Preise gefeiert. Sei nun an Muhammed zu denken oder neben ihm ein anderer unter Persiens Krone zu stellen, wir machen uns, wie gesagt, nicht anheischig, den Namen dieses Königs aus der für uns etwas verdunkelten Periode herauszulesen. Aber dies eine steht uns gewiß, daß wir uns, wenn der Angabe Vitodurans irgend eine Thatsache zu Grunde gelegen, auch diesen christenfreundlichen Herrscher weit eher aus der eigentlichen Zendheimath nehmen als unter den schiitischen Mongolen, namentlich in dem Stadium ihrer gänzlichen Ausartung, suchen müssen. Wir haben uns in diesem Sinne schon in der oben angegebenen Note ausgesprochen. Dazu passen auch die andern

In dieser Zeit verschwuren sich, wie ich durch glaubwürdigen Bericht vernommen habe, der Kaiser der Tataren, der große Chan geheißen, und der Sultan gegen den ganzen Erdkreis.

In dieser Zeit ebenfalls starb der Sultan, dessen ich oben Erwähnung gethan, der die Christen liebte, nach langer Regierung, und es bestieg sein Sohn, jedoch erst mit vielen Kämpfen und Kriegen, weil die Großen und Statthalter des Reiches seinen Vater gehaßt, den Thron des Vaters [1]).

Desgleichen in dieser Zeit wurden heftige Kriege zwischen dem Könige Aethiopiens [2]) und dem Könige Aegyptens [3]) angestiftet, so daß sie einander an Leib und Gut schädigten. Es wird unter

---

Züge unserer Erzählung. Die Heiden, d. i. die Muhammedaner, die Juden und die Christen sollen ihr bisheriges Glaubensbekenntniß aufgeben und das andere annehmen. Was kann dieses „andere" sein als das Bekenntniß der Zendreligion, die in ihrer bilderlosen Lichtverehrung mit dem nur im Geist gefaßten Gottesdienst des Christenthums auf dem Punkt so mancher erhabenen Wahrheit zusammentrifft. Eben daher die außerordentliche Zuneigung des Königs zu den Christen, die er ja so gerne vor dem strengen Befehl unter seinen Schutz nehmen und mit einem gewissen Vorrechte beschenken möchte, wenn er es Angesichts seiner Perser und gegenüber den andern Bekennern fremden Glaubens verantworten dürfte!

[1]) S. Neujahrsblatt 1861 p. 198, Note 1.

[2]) Wir sind ebenfalls nicht im Stande, den König Aethiopiens, der hier gemeint ist, namhaft zu machen, da uns die so mangelhafte Geschichte dieses Landes und Volkes allzu oft im Stiche läßt. Doch wollen wir dem Berichte des Chronisten wenigstens in so weit an die Seite zu stehen versuchen, als wir den allgemeinen Charakter der regierenden Aethiopierfürsten kennen lernen, aus welchem sich dann dergleichen Kämpfe und namentlich mit Aegypten als eine begreifliche Folge ergeben. Die Könige der Aethiopier oder Habessinier leiten ihr Geschlecht von der Königin aus Saba (1. Kön. 10) ab, nennen sie Makeda und geben sie als eine afrikanische Königin aus. Darüber standen sie in beständigem Streit mit den Arabern, welche die Sabäerin als die ihrige erklären und sie Balkis heißen. Sie habe, sagen die Aethioper weiter, mit Salomo einen Sohn gezeugt, der dann der erste König Aethiopiens geworden sei und den Namen Menilehek geführt habe. Wer erkennt in diesem Wortgebilde nicht wieder jenes altägyptische Menes, das indische Manus, Manusch, woher ja unser ebenfalls so altes vielbesprochenes deutsches „Mensch", wörtlich „der Denker"! Es war der erste Namen, der in Indien und Aegypten zur Bezeichnung des Menschen als desjenigen Geschöpfes aufgestellt wurde, mit welchem eine neue Welt, die Welt des Denkens, anfange. Er erscheint also bei den Aethiopiern als entlehnt, wird auch bei ihnen auf den ersten König ihres Landes übertragen und ist eben darum in die fabelhafte Zeit und Erzählung zu verweisen. Mit Menilehek, berichten sie denn wirklich, beginne das erste Königreich Aethiopiens und weil derselbe also Salomons Sohn war, so wird es als das salomonische Königreich dargestellt. In demselben werden von Zeit zu Zeit einzelne Könige genannt, an deren Namen etwas Großes oder Denkwürdiges geknüpft ist. Um das Jahr 960 nach Christi Geburt wurde diese salomonische Dynastie gestürzt und an ihre Stelle die neue zagäische Dynastie gesetzt, in welcher besonders der König Lalibala den großen Ruhm auf seinen Namen gebracht, daß er eine Menge Kirchen kunstvoll und bewunderungswürdig in Felsen ausgehauen habe. Aber im Stillen lebte der Stamm der salomonischen Königsfamilie fort, und um das Jahr 1300 gelang es ihm, sich des Thrones wieder zu bemächtigen; von da an hat die salomonische Dynastie das Scepter Aethiopiens bis auf den heutigen Tag in den Händen behalten. Was nun dieses Königshaus durch alle Regierungen und Regenten hindurch als feststehender Typus kenntlich macht, das sind die unablässigen Kämpfe, bald im Innern des Landes, wo sich Rebellen erheben und Parteien verfolgen, bald in kriegerischen Ausfällen über die Grenzen hin, besonders in das benachbarte Aegypten, so daß es zu den beliebtesten Streifzügen der tapfern Bergbewohner Aethiopiens gehörte, in die Niederungen des befruchteten, beglückten Aegyptens einzufallen und die reiche Beute an Menschen, Vieh und Habe in ihre Berghütten zurückzubringen. So geht es Jahrhunderte und selbst Jahrtausende lang, von der ältern Zeit bis auf die neue, und damit haben wir die allgemeinen Grundzüge, unter die wir die einzelne Kriegsmeldung Vitodurans einfügen können, wenn wir sie auch nicht genauer in Namen und Zahlen einzurahmen vermögen.

[3]) Auf ähnliche Weise geht es uns mit Aegypten. Wir bringen den König, der Aegyptens Mannschaft in diesem Kriege führt, auch nicht mit Namen heraus. Wir suchen wieder allgemeine Thatsachen und sehen von ihnen aus das vereinzelte Factum an. Gewiß ist, daß Aegypten, das immer im vollen Wohlstand und Segen prangende Land, einerseits den Bergvölkern Aethiopiens, wie oben bemerkt, anderseits den Raubhorden Arabiens bloßgestellt war. Dabei trug Aegypten

anderm erzählt, daß der König Aegyptens dem König Aethiopiens 400 junge Mädchen geraubt und sie gefangen in die Stadt Alexandrien geführt habe. Obschon sie ganz schwarz gewesen seien, wurden sie doch, weil sie in allen Zügen des Körpers sehr schön gebaut und sonst auf das Beste beschaffen waren, von den Herren des Landes in absonderlicher Art geliebt. Denn diese strömten, in der Liebe zu denselben gewaltig verstrickt, aus allen benachbarten Orten um die Wette haufenweise zu ihnen hin.

Ueber den erwähnten König Aethiopiens wird erzählt, daß er unter dem andern Heer des Himmels [1]) die Sonne und den Mond angebetet habe, mit der Behauptung, das seien die wahren Götter des ganzen Erdkreises. Es heißt auch, er würde sich gerne dazu angestrengt haben, die ganze Welt auf seine Meinung zu bringen und sie zu zwingen, seine Abergläubigkeit in dieser Sache festzuhalten.

Weiter im Jahre 1343 fuhr an dem Sonntag, an welchem das Lætare [2]) gesungen wird, der 23. Blitz zerspaltend und versengend mit Donnerschlägen und Flammenzuckungen plötzlich im Amt Hegau, jedoch an verschiedenen Orten, vom Himmel, erstickte zwei Menschen, beraubte drei durch den Schrecken, den er ihnen einjagte, der Sprache, zerschlug die Mauern und fügte den Einwohnern verschiedenen anderweitigen Schaden zu. Denn Schrecknisse und Beängstigungen, Verletzungen und Verwundungen, unverhoffte und ungewöhnliche, brachte er damals über sie. Ja er benahm den vorbesagten Personen nicht nur die Sprache, sondern auch den Gebrauch der Vernunft, jedoch nicht auf lange, sondern nur auf eine kürzere Zeit, nämlich für wenige Stunden, von der spätern Tageszeit bis zur Abenddämmerung. Außer dem Berichteten wird auch erzählt, daß am gleichen Tage zwei Männer im Cimberholz vom

---

im eigenen Schooße keineswegs eine Macht, die den Angriffen von der einen oder andern Seite Stand zu halten stark genug war, weil sich die beiden Kasten, die Priester- und Kriegerkaste, in heftiger Eifersucht immer gegen einander stellten und eine innere Bewegung oder Gährung unterhielten, welche bisweilen große Ereignisse, sogar erschütternde Katastrophen bedingte. Beispiele davon sind, daß einmal 240,000 Krieger nach der Nil-Insel Meroe auswanderten, und das andere Mal die 600,000 streitbaren Juden, die nach Kanaan auszogen und zwar gerade unter einem Zögling der Priesterkaste selbst, unter Moses. Eben deshalb, weil die eigene Kraft aus dem innern Leben Aegyptens mangelte, kehrten die feindlichen Ueberfälle von außen immer wieder, und so gehen die nämlichen Kämpfe und Kriege als einförmiger Zug durch die ägyptische Geschichte. Das ändert sich auch im siebenten Jahrhundert nicht, keine Volkskraft erhebt sich, keine selbstständige Tapferkeit und Waffe verwehrt dem Feinde das Land, als nämlich Aegypten das Schwert der Chalifen blinken und die Schaaren der Moslem über seine Gefilde hereinstürzen sah. Wie ein alter schwacher Mann, ohne die Schärfe des Geistes und ohne die Stärke des Armes beugte sich Aegypten unter den Triumphbogen des Islam, der sich von Küste zu Küste fortwand, und verblieb unter dieser Herrschaft der Araber bis in's 16. Jahrhundert, also gerade durch diejenige Zeit hindurch, in welche Vitoduran den heftigen Krieg mit Aethiopien verlegt, bis mit andern Worten die Türken Aegypten aus der arabischen unter ihre eigene Botmäßigkeit brachten. Darauf, daß der König Aegyptens dem König Aethiopiens 400 junge Mädchen raubt, ist kein großer Werth zu legen und ist daraus auf eine innere Stärke des Volkes natürlich kein Schluß zu machen, da ein derartiger Mädchenraub noch keineswegs einem Siege gleichkommt oder nur einer Eroberung gleich sieht, sondern mehr als Raubhandel und Ueberlistung anzuschlagen und diesmal jedenfalls eher eine Ausnahme der sonst umgekehrten Regel ist, indem den Zeugnissen der Geschichte zufolge gewöhnlich Aethiopien die gewinnende, Aegypten die verlierende Partie im Spiele hatte.

[1]) Bekannter Ausdruck von der Bibel her.

[2]) Laetare heißt: „Freue dich!" nach Jesaia 54, 1: „Freue dich, du Unfruchtbare" u. s. w., was je am vierten Fastensonntag der Bibelspruch war, mit welchem der Introitus oder das kurze Meßgebet vom Priester angehoben wurde. Voran ging das Zeichen des Kreuzes und darauf folgte das Kyrie eleison.

Blitz erschlagen worden seien. Das Eimberholz aber ist ein kleines Dörfchen, nahe bei der Stadt Engen [1]) gelegen. Auf solche Weise wurde das vorbezeichnete Amt beschädigt und geschlagen.

Aber im Jahre vorher d. h. im Jahre 1342 wuchs um das Fest des hl. Martin [2]) bei der Stadt Padua und in andern Gegenden der Lombardei wegen übermäßigen Regens die Ueberfluthung der Gewässer so sehr an, daß die Straßen für die Wanderer viele Tage hindurch überdeckt und verrammelt und deshalb viele fremde Kaufleute wider ihren Willen zu ihren schweren Kosten dort aufgehalten wurden, da sie nicht im Stande waren, mit ihren Waaren in die Heimath zurückzukehren. Auch furchtbare Donnerschläge und Blitzeszuckungen, wie sie zu selbiger Zeit selten oder nie gesehen

---

[1]) Im badischen Seekreis.

[2]) Der Martinstag, von dem hier ein Wort gesagt sein mag, geht weit zurück, nämlich auf Martin von Tours im 4. Jahrhundert. Martin hatte heidnische Eltern gehabt, war aber von seinem Herzen zum Glauben der Christen gezogen worden und drängte sich nach diesem Herzenszuge unter die Schaar der Katechumenen. Ich will, sprach er, die Taufe Christi haben, und wenn ich darob sterben müßte! Als er solchen Eifer in der Seele nährte und im fünfzehnten Jahre stand, kam plötzlich sein Vater über ihn und zwang ihn, Soldat zu werden. Er gehorchte dem Wort des Vaters, wurde deshalb aber dem andern Wort von seinem Herzen her nicht ungehorsam. Getauft bin ich noch nicht, sagte er wieder, und unter die Katechumenen kann ich nicht mehr. Desto fleißiger will ich mich üben in den Pflichten des christlichen Berufes, vor allem aus in den Werken der Barmherzigkeit. Von nun an ließ er keine Gelegenheit vorüber, sich stark in der Liebe Christi zu zeigen. Einst traf er im harten Winter am Thor von Amiens einen entblößten Armen. Sogleich schnitt er seinen Mantel entzwei und überreichte dem leidenden Mitbruder die eine Hälfte. In der Nacht darauf erschien ihm Christus, der die verschenkte Mantelhälfte Martins selber trug, und sprach zu ihm: Sieh, das hat mir mein Katechumen Martin geschenkt! Wie ein Held mit errungenem Sieg erhob sich Martin von seinem Lager, dessen freudig gewiß, daß er jetzt Christo angehöre. Ein neuer Glaubensdrang faßte sein Gemüth, die Werke der Liebe weiter zu vollbringen, und noch andere Zeichen und Wunder mußten darthun, daß er in der besondern Gnade Gottes und Christi stehe. Als das erledigte Bisthum zu Tours (Turonum) besetzt werden sollte, habe eine Gans, von Gott belehrt, mit ihrer Stimme Martin als denjenigen bezeichnet, der zu diesem Bischofsamte der würdigste sei. Daher erscheint Martin auf seinem Heiligenbild gewöhnlich mit einer Gans, und das ist nun die Gans, die sich in die christliche Kirche als die beliebte Martinsgans eingebürgert hat. Sie war nun schon an und für sich ein willkommener Gast, kam aber in immer größere Ehre und Pflege noch um eines andern Grundes willen. Nach einer altkirchlichen Praxis wurde jede Vorbereitungszeit auf ein Fest zu einer Fastenzeit gemacht, also auch Advent als Vorbereitung auf Weihnachten, jedoch in der abendländischen Kirche nicht, wie in der griechischen bis heute als Parallele zum Osterfasten mit 6, sondern nur mit 4 Fastensonntagen, so daß, weil Weihnachten bleibend auf den 25. Dezember angesetzt war, das Adventsfasten vom 11. November an, dem Gedächtnißtag des Bischofs, den Anfang nahm. So lag es in Luft und Natur der Menschen, daß man sich an diesem letzten Freiheits- und Freudentag noch recht gütlich that und eine bestmöglich gemästete Gans in die Gesellschaft zog. Aber Martin schenkte seiner Zeit nicht nur die Martinsgans, sondern auch das Martinsglas. Bei einem Gastmahl nämlich habe der Kaiser Maximius den Bischof zu seiner Rechten sitzen und ihm den ersten Becher reichen lassen, um diesen dann aus Bischofshand für sich selber zu empfangen. Darum ist Martin auch der Schutzpatron fröhlicher Zecher. Und endlich nicht nur der Gesellschaftsmann der Zecher, sondern auch der Schreckensmann der Zinser. Er habe nämlich die wunderbarsten Thaten verrichtet, Kranke durch die bloße Berührung seines Kleides geheilt, Todte auf Bahren und aus Gräbern auferweckt, mit den Engeln stets Umgang gepflogen und gegen die Teufel unüberwindlich Stand gehalten. Aus allen diesen Gründen habe er durch das ganze Frankreich den Ruf eines Heiligen, und als solcher eine überschwengliche Verehrung in allerlei Gaben genossen, so daß Spenden und Steuern auf seinen Tag, den 11. November, eine allgemeine Sitte geworden und später dann auch auf andere Verhältnisse übergegangen sei. Allein richtiger besehen möchte der „Martinszins“ eher daraus zu erklären sein, daß man ihn, der als Jahreszins erst mit Jahresschluß verfallen war, noch unmittelbar vor dem Adventsfasten und dem Adventsfeste selbst abthun wollte, um diese geheiligten Zeiten nicht mit weltlichen Geschäften des öffentlich störenden Verkehrs zu entweihen. Und dies noch um so lieber, als der Martinitag zu den andern Zehent- und Zinsterminen in gehörig entsprechender Distanz blieb.

worden, erschreckten die Menschen gar sehr. Diese Ueberschwemmung der Lombardei folgte gerade auf jene vorberichtete Ueberfluthung Deutschlands zur Sommerszeit.

Ungefähr in dieser Zeit starben hinter einander die nachfolgenden Fürsten, nämlich der Sultan von Babylon, der fromme König der Griechen, der wackere König von Ungarn und der, wie es heißt, sehr kenntnißreiche Robert von Appulien. Ihrer aller habe ich in meinen frühern Erzählungen getreue Erwähnung gethan [1].

Im Jahre 1348 zur Frühlingszeit wurde die Lombardei, von vielen verflossenen Jahren her in sich getheilt, im Lauf von 4 Jahren wieder zur Eintracht zurückgeführt, infolge einer Ausgleichung der Städte, welche sich daselbst lange gegen einander erhoben hatten. Diese Vereinigung wurde so fest und nachdrücklich geordnet und zuwege gebracht, daß alle Soldaten aus Deutschlands Gebieten und andern Nationen, die dort im Kriegsdienste gestanden, in ihr Vaterland zurückkehrten [2]. Von denselben wurden etwa 40 bei der Stadt Rheinegg vom Grafen Rudolf von Montfort [3], der dort mit seinen Gesellen über sie herfiel, ausgeplündert. Vor der erwähnten Vereinigung haben sich, wie man erzählt, mehrere tausend starke Fechter, die größtentheils aus Nieder-Deutschland gebürtig gewesen sein sollen, in großer, verwegener Frechheit gegen jeden Menschen zusammengethan. Durch ihre ungezügelte Wildheit wurde das Land Lombardei der Plünderung preisgegeben. Denn Leute und Städte beraubten sie und durchstreiften nach allen Richtungen das Land und hätten, was noch mehr ist, wenn nicht p. 1
das Hülfsmittel der heilsamen Einigkeit zu Hülfe gekommen wäre, das vorbenannte Land so zu sagen in eine Einöde verwandelt.

---

[1]) Der König von Ungarn ist Karl Albert: über Robert s. Neujahrsblatt 1861 p. 200, Note 1; der Sultan von Babylon und der „fromme“ König der Griechen sind theils im letzten, theils im diesjährigen Neujahrsblatt angeführt.

[2]) S. Neujahrsblatt 1860 p. 130, Note 3.

[3]) Das ist auch hier der kurz vorher besprochene Rudolf VI., ein, wie oben bemerkt, streitsüchtiger Mann, der sich unablässig in Fehden herumtrieb. Darob verlor er seinen eigenen Haushalt aus dem Auge und ließ ihn in vollständige Zerrüttung gerathen. Er wurde genöthigt, eine Besitzung nach der andern zu verpfänden und zu verkaufen. So fiel die Stadt Bregenz in die Hand des Grafen Wilhelm von Montfort-Tettnang, so wurde die alte montfortische Stammburg Jagberg an die Ritter von Landenberg und Thumb verpfändet, und verkaufte Rudolf 1362 zwei Güter in Fröwis um 52 Pfund Heller an das Kloster St. Johann u. s. w. Was nun der Graf auf der einen Seite durch liederliche Verwaltung verlor, suchte er auf der andern durch Raubzüge und Beutemachen wieder zu gewinnen, und eben der Zug, den Vitoduran hier erzählt, gehört zu diesem Wesen und ist geschichtlich ganz erwiesen. Es verhielt sich damit auf folgende Weise, die wir auch deshalb genauer angeben, weil dadurch mehr Klarheit in die Bemerkungen kommt, welche der Chronist über das Treiben der „Fechter“ in der Lombardei beifügt. Ein Walther hatte mit einer Truppe deutscher Soldaten, die er befehligte, im Solde der Stadt Pisa gedient. Die Mannschaft wurde dann entlassen und zählte damals noch 2000 Reiter. Sie fanden nirgends mehr Dienst und warfen sich darum auf den Raub, zogen in Oberitalien plündernd und brandschatzend umher, bis sie glaubten, sich hinlänglich bereichert zu haben, und sammelten sich nun zur Rückkehr in die Heimath. Allein man ließ sie, um ihre weitern Plünderungen zu verwehren, nicht im Gesammthaufen ziehen, sondern nur in kleinern Abtheilungen, und eine solche Abtheilung von 40 Reitern kam, mit ihrer Beute reich beladen, auch nach Rheineck. Das lockte den beutegierigen Grafen Rudolf und er überfiel sie, nahm ihnen alles, was sie hatten, ab und ließ sie vollständig ausgeplündert des Weges weiter wandern, mit Ausnahme Walthers, der just bei dieser Truppe sich befand. Derselbe wurde festgenommen und hatte für seine Entlassung noch extra 672 Gulden zu bezahlen. S. Vanotti a. a. O. p 77 und 78.

Oct. In demselben Jahre versöhnten sich durch den Papst Clemens VI. der König von Frankreich und der König von England und ließen sich auf drei Jahre zu ruhigem Genuß des Friedens bringen.

1340. In Betreff des oben erwähnten Sieges, den die Christen um das Fest des hl. Martin in Gebieten Spaniens über die Heiden gehalten, da ich, was ich zu wenig sagte, jetzt etwas zu vervollständigen mich anschicke, bemerke ich, daß der König von Castilien an dem Tage, an dem er mitsammt dem König von Aragonien, dem König von Majorca und dem König, wie es heißt, von Portugal den Krieg gegen die Ungläubigen zu liefern beschloß, die äußerst zahlreich wie Heuschrecken und wie Sand am Meere und wie die Sterne des Himmels im Lande der Christen waren, in einer seiner Städte, aus der er zum Kampfe zu ziehen im Begriffe war, befahl, es solle eine Messe über das Leiden des Herrn andächtig abgesungen werden und das ganze Volk derselben beiwohnen. Als er nach der Feier derselben aus der Stadt zog und mit den vorbenannten Königen zu des Kampfes Entscheidung fortmarschirte, sah er, weil er ein guter und heiliger Mann war, drei ausgezeichnete Ritter in der Luft ihm voranziehen, einen mit einem goldenen Kreuze strahlend, aber einen besonders mit einem goldenen Rade, einen andern mit glänzenden Gefäßen und Muscheln geschmückt, welche alle zu seiner Hülfe herbeikamen. Durch die Erscheinung derselben erkannte er wie durch eine himmlische Weißagung, daß Christi und seine Feinde in seine und der andern Könige Hand gegeben würden, und machte, von unsäglicher Freude bis in's innerste Herz durchströmet, mit heiterer Miene die ihm von oben gezeigte Erscheinung den andern kund und vergewisserte sie infolge davon des Sieges. Sie brachen deshalb zuversichtlich und unerschrocken in der Feinde unzählige Reihen ein und streckten sie, wie oben gesagt ist, darnieder. Doch fügen Einige zu obiger Erzählung bei, daß aus denselben zwei christliche Könige, im Kriege gefallen seien, da hingegen von den Christen 24 ungläubige Könige gefangen und getödtet worden. Es wird auch gesagt, daß die Heiden in so großer Anzahl gekommen seien, daß sie zehn Mann aus ihnen Einem Christen entgegenstellen konnten. Als der Papst Benedikt XII. diesen Sieg erfuhr, sagte er der ganzen Geistlichkeit und allem Volke, die sich in Avignon befanden, an, eine Prozession andächtig in Gesängen und Liedern abzuhalten, in welcher Gott des Lobes schuldiger Preis und des Dankes reichliche Bezeugungen dargebracht würden.

Im Jahre 1343 wird die Geistlichkeit von Constanz, die nicht Gottesdienst halten will, zum zweiten Mal ausgetrieben, um die Ungleichförmigkeit aufzuheben und die Gleichförmigkeit zu bewahren. In dieser Zeit standen auch viele Klöster der Prediger in Gegenden Deutschlands wegen der Wuth
76. der Verfolgung leer, die gegen die Geistlichkeit raste. Denn sie und andere, die das Interdict halten wollten, wurden entweder aus ihren Klöstern ausgestoßen oder zogen freiwillig aus und irrten da und dort herum. Sie dachten eben nicht, daß sie so lange außer ihren Conventen seien oder daß selbige Bedrängniß so lange daure. Denn 4 Jahre vor dem eben genannten Jahr der Fleischwerdung des Herrn trat der Befehl des Kaisers ein, den Gottesdienst wieder aufzunehmen. Als daher ihr auswärtiger Aufenthalt wider ihr Erwarten allzulange hinausgeschoben worden war, wären sie, von Reue

getrieben, nach Constanz und zu ihren Conventen in andern Städten gerne zurückgekehrt, wenn es ihnen gestattet worden wäre. Der Convent der Prediger zu Eßlingen war leer, sie selbst ausgetrieben und vom Kaiser ein Bischof für sie dahingesetzt. Leer stand auch der Convent zu Rothweil, die Conventualen waren in Villingen und anderswo da und dort zerstreut. Ebenfalls wurde ihr Convent zu Zürich von ihnen aus freien Stücken bis auf den letzten Mann verlassen, daß ihn niemand mehr denn ein Winzer mit seiner Frau als Wächter bewohnte. Sie aber begaben sich, von der Zeit des letzten Kaisers Friedrich an zum zweiten Mal, auf den heiligen Berg außerhalb der Mauern der Stadt Winterthur, die in jenen Tagen noch das Interdict beobachtete. Als dann hier die Geistlichkeit gezwungen den Gottesdienst endlich wieder aufgenommen hatte, nahmen auch sie ihn zum großen Aergerniß der Leute wieder auf. Denn kurz vorher, als man die Geistlichkeit daselbst zur Abhaltung des Gottesdienstes zu treiben und zu drängen anfieng, sagten sie, sie wollten eher geschunden und in Stücke zerrissen werden als Gottesdienst halten. Da sie deshalb von jenen Bürgern aus ihrem Orte ausgejagt wurden, begaben sich Viele von ihnen in die Stadt Kaiserstuhl. Als sie hier der Herberge Bequemlichkeiten und des Unterhaltes Bedürfnisse nicht gehörig haben konnten, kehrten sie nach Winterthur zurück und nahmen den Gottesdienst in Verbindung mit der dortigen Geistlichkeit unerschrocken wieder auf. Wie sie dann nachher in Kaiserstuhl und an andern Orten, wo erlaubter Maßen Gottesdienst gehalten wurde, denselben verrichten und predigen wollten, wurden sie an beidem verhindert. Die Minderbrüder hingegen, mögen sie nun besonnener oder thörichter gehandelt haben, ließen ihre Convente nicht so, bis auf den letzten Bewohner geleert, zurück. Denn Einige verblieben in denselben und nahmen den Gottesdienst wieder vor; andere giengen zu andern Conventen hin, wo sie mit gutem Gewissen Gottesdienst halten oder schweigen konnten. Doch hatten sich Einige zu andern Conventen begeben, wo sie zuletzt gleichfalls wohl oder übel zu singen anfiengen. Wegen der angeführten Zerstreuung der Brüder jedoch in den vielen Conventen wurde die Menge der Brüder verringert und ihre reichliche Anzahl kleiner. Infolge der herumschweifenden Wanderung der Prediger aber geschah sehr Vieles, p. 177
das ihnen und den Leuten übel bekam, und fielen Aergernisse vor, die ich übergehe. Die Minderbrüder hingegen ertrugen wegen ihres Gesanges in den Amtsbezirken nicht wenige Beschimpfungen [1]).

In diesen Zeiten hatte der mittlere Sohn des Königs und Kaisers Ludwig, der zum Herzog von Schwaben eingesetzt war, jedoch mit wenig Einkünften, seinen Sitz oder seine Wohnung in Ravensburg und hatte zur Frau eine Tochter des Königs von Sizilien [2]).

---

[1]) Wie merken wir es wieder so gut, daß uns der Franziskaner berichtet! Er wird aber diesmal mit seinem Wort dem eigenen Orden fast gefährlich, wenn dieser den Ruhm zu haben meinte, äußerst gehorsam unter dem apostolischen Stuhl zu stehen, und jetzt nach der beliebigsten Willkür mit dem Interdict umgeht!

[2]) Der Sohn hieß Stephan. Der Kaiser hatte ihm den Titel eines Reichsvogtes in Schwaben zuerkannt. Der bloße Name jedoch genügte der Ländersucht Ludwigs natürlich nicht, er sollte nur die Ein- und Anleitung dazu sein, den Hauptgedanken bei Schwabens Volk verständlich und annehmlich zu machen. Mit allen Mitteln, wie sie ihm nur immer in die

Als auch in selbigen Tagen die Ravensburger den Gottesdienst eines Pfarrers, der ihnen neulich vom Abt de Vineis bestellt worden war, auf Betrieb des dort wohnenden Herzogs von Schwaben verschmähten, starben sie von dem Sonntag an, da gesungen wird: „Richte mich, o Gott!" [2]) ohne Empfang der Sacramente und sacramentlichen Verrichtungen mehrere Wochen lang wie das Vieh.

Weiter wurde in denselben Tagen ein berüchtigter Falschmünzer, geheißen „von Honburg", aufgegriffen und zu Schaffhausen gekocht und gebraten. Derselbe gab bei seinem Tode viele Mitschuldige seines Verbrechens, sowohl Welt= als Klostergeistliche an.

3 — pril. Im Jahr 1343 zur Fastenzeit wurde das höchst schauderhafte Verbrechen eines Vatermordes im Eichstädtischen [2]) begangen. Als nämlich ein begüterter Familienvater, der mehrere Söhne hatte, von seinen Herren so sehr ausgeschunden und gebrandschatzt worden, daß ihm von der Habe seiner Güter beinahe nichts mehr zurückgeblieben und er in die größte, äußerste Armuth gerathen war, gieng er zu seinem ältern Sohne und bat ihn flehentlich, er möchte ihm des Lebens nöthigsten Unterhalt reichen, weil er es sehr bedürfe, oder ihm wenigstens eine Kuh übergeben, durch welche er seinen Mangel einigermaßen erleichtern könnte. Wie er bei dem Sohne eine Abweisung und eine Verweigerung beider Bitten gefunden hatte, sagte er zu ihm: „Da ich nun, von Hungersnoth getrieben, genöthigt bin, den Leuten ihre Sachen zu stehlen, muß ich doch eher Dir stehlen, der durch mich, nächst Gott, Leib und Gut besitzt." Nach diesen Worten gieng der Vater fort und führte, obwohl er vom Sohne die Androhung des Todes erhalten hatte, wenn er ihm von seinen Sachen etwas entzöge und raubte,
178. doch, freilich zitternd, an einem ihm bekannten Orte dem Sohne eine Kuh weg. Der Sohn hörte es und folgte den Fußtritten des Vaters mit solcher Schnelligkeit, daß er ihm sogar vorauslief, schleppte ihn, da er ihn auf dem Diebstahl eben ertappt hatte, zur nächsten Gerichtsstelle und stellte ihn dem Richter vor. Das hörte der jüngere Sohn und sagte zu dem Bruder: „Ferne sei es von Dir, unsern Vater dem Tode auszuliefern; denn wenn du das thätest, so würdest du Gott entehren und unser ganzes Geschlecht schänden!" Als er sah, daß sich sein Bruder durch diese Worte durchaus nicht begütigen

---

Hände kamen, gerechter und ungerechter Art, wollte es der Kaiser durchzwingen, daß in Schwaben ein Herzogthum geschaffen und sein Sohn Stephan in dasselbe eingesetzt würde. Aber der vorangegangene Handel mit Tyrol hatte den Schwaben die Augen aufgethan; sie hatten von dort die Lehre bekommen, was ein Herzogthum von und unter dem Kaiser Ludwig heiße, und hielten sich sorgfältig auf der Wache, daß Schwaben nicht das Loos Tyrols theile. Dazu kam, daß Karl, Johanns von Böhmen Sohn, der nachherige Kaiser Karl IV., die Schwaben gegen Kaiser und Sohn aufstachelte und zu einem gegenseitigen Schutzbündniß zusammenbrachte. Sie stellten sich wirklich in Reihe und Glied und marschirten tapfer zum Kampf, zu dessen Führung Karl mit einem Herzen voll Zuversicht an den Rhein eilte. Aber Stephan zog mit den Truppen der Städte heran, Karl machte sich auf dem flüchtigsten Fuße davon, die Schwaben unterwarfen sich und hatten nun ein Herzogthum und einen Herzog.

[1]) Oder Judica me, Deus nach Psalm 43, 1, gilt am 5. Fastensonntag in derselben Weise als stehender Meßspruch wie das obige Laetare.

[2]) In der baierischen Ober=Pfalz. Wir lesen nämlich in territorio Eistatensi, nicht Eistavensi, was etwa auf Estavayer herauskäme, indem wir glauben, daß zu dem um den Bodensee herum weilenden Chronisten eine solche Kunde leichter von Eichstädt her als von dem unbekannter abliegenden wälschen Stäffis am neuchateller See gelangen konnte.

ließ, sondern in seinem bösen Vorsatz nur noch mehr verhärtet blieb, wandte er ihm den Rücken und eilte weg, Freunde zu sammeln, die des Bruders Sinn von der beabsichtigten Schandthat abbrächten. Mittlerweile setzte der erwähnte Sohn in den Richter, daß er ihm in Betreff des Diebstahls zu seinem Rechte vollständig verhelfe. Obwohl ihm der Richter sammt allen Beisitzern und Beigezogenen getreulich anrieth, gegen den Vater nicht in verbrecherischer Anschuldigung vor Gericht zu handeln, weil dies in der Kirche Gottes eine große Sünde sei, richtete er doch nichts aus. Der Richter saß also zu Gericht, wiewohl widerstrebenden Herzens, und sprach vermittelst Gerichtsurtheil dem Vater die Todesstrafe durch Erhängen zu. Als dieser zur Hinrichtung geschleppt werden sollte, wird durch den Gerichtsdiener oder Henker, der sich für die Errettung des Vaters Mühe giebt, eine Stille geboten. Sobald dieselbe eingetreten war, sagte er mit lauter Stimme: „Was dünket euch? Mich dünket recht und billig, daß aus der Zahl derer, die hier stehen, der ärgste Bösewicht diesen Angeklagten und Verurtheilten hänge!" Als ihm alle Beifall gerufen hatten, weil die Ordnung des Rechtes und der Billigkeit diesen Spruch verlangte, antwortete er: „Der ist's, der als Sohn des Teufels die Erhängung des Vaters betrieben hat!" Dieser erhängte wirklich, dadurch nicht im Mindesten abgeschreckt oder abgewendet, den Vater mit eigenen Händen. Wie nun der jüngere Sohn, der mit den von ihm gerufenen Freunden zurückkehrte, sah, daß dieß inzwischen vollauf so vor sich gegangen, stürzte er auf seinen Bruder als den Urheber der Unthat sogleich vor Aller Augen ein und hieb ihn mit seinem Schwerte durch und nahm ihm das Leben und ließ seinen Leichnam unbestattet dort liegen, damit er den Hunden und andern Thieren zur Speise diene. Aber selbst diese verabscheuten ihn wegen seiner Schlechtigkeit wie ein Gift und rührten sein Fleisch nicht an.

Im Jahre 1343 überfiel eine schreckliche Hungersnoth die Landschaft Allemannien so sehr, daß ach viele ehrbare Leute wegen Entbehrung des Brodes und wegen ungewöhnlichen Mangels an jeglichem Nahrungsmittel in einen recht großen Hunger geriethen, so daß sie ob dem kläglichen Hunger mit Zittern und Starren züerst einen gewaltigen Schweiß von sich ließen und sich dann, um des Hungers Qual zu vertreiben, einem ohnmächtigen Schlummer hingaben, ja daß Einige im Gesicht gewissermaßen voller Haare erschienen. Viele Landleute schleppten auch, was ich mit eigenen Augen gesehen habe, mit bloßen Kräutern, die sie aus den Saaten ausgerupft, gekocht und nur mit etwas Butter gewürzt hatten, ohne Brod und andere eßbare Dinge ihr und der Kinder Leben bei nacktem Leibe auf die elendeste Weise hin, und Vielen kam, was noch schlimmer ist, aus Mangel an Butter oder Oel nach ihrem dringendsten Bedürfnisse nicht einmal selbige Speise zu. Diese grausame und ungeheure Hungersnoth war wegen der unermeßlichen Regengüsse des vorigen Jahres, die ich oben berührt habe, veranlaßt worden.

Es kam ferner in demselben Jahre zur Maizeit der Schwager¹) des Kaisers, der Graf von

¹) Der Text sororius = Schwager von der Schwester resp. Frau her, also deren Bruder, drückt eigentlich das verwandt-

Holland [1]) mit seinem Heere nach Baiern in die Stadt München zum Kaiser, um sich bei ihm über die Untreue zu entschuldigen und zu rechtfertigen, die er dem Gerüchte gemäß gegen ihn geübt haben sollte. Denn eine ziemlich allgemeine Rede gieng durch ganz Deutschland aus, daß er sich von den Kurfürsten gegen ihn zum König von Deutschland habe aufstellen lassen. Um dies also von sich abzuwälzen und sich davon unschuldig und unbelastet zu erweisen, sofern ihm nicht die Einwilligung des Kaisers Ludwig, dies thun zu dürfen [2]), gutwillig beiträte, deshalb kam er in Eile zu ihm selbst heran.

Weiter in demselben Jahre, als jemand in einer Ortschaft Deutschlands durch übergroße Hungerspein abgemagert und fast aufgerieben worden war, gieng er zu seinem Nachbar und bat ihn dringendst, er möchte ihm zwei Schillinge zu leihen gefällig sein. Dieser wies ihn sogleich ab und erklärte, er werde ihm die verlangten Pfenninge nicht gewähren. Jener aber nahm, von übermäßigem Hunger getrieben, heimlich des Nachbars Mantel weg und setzte ihn auf dem Markte öffentlich zum Verkaufe aus. Als der andere dies sah, faßte er jenen und beschuldigte ihn des Diebstahls, ja warf ihm den Diebstahl in den wildesten Ausdrücken in's Gesicht vor und forderte unter Schmähungen den ihm weggenommenen Mantel zurück. Da antwortete ihm der erste so: „Du hast mir, als ich in der äußersten Noth des Hungers stand, zwei Schillinge zu leihen verschmäht; deshalb habe ich, nicht von Böswilligkeit oder Leichtfertigkeit bewogen, sondern aus der drückendsten Hungersnoth Dir den Mantel entrissen, daß ich ihn verkaufen, daraus Brod kaufen und mit diesem meinen und meiner Familie drohenden Tod abwehren und uns das Leben erhalten könnte, auf daß wir nicht vor Hunger so
80. elendiglich umkämen.“ Sowie jener dies gehört hatte, wurde er betroffen und verblüfft und übergab ihm sogleich fünf Schillinge, damit er für seine Nothdurft sorgen könnte. Als er dieselben in Händen hatte, verschaffte er sich dafür den nöthigsten Lebensunterhalt. Nun nahm er mitsammt seiner Familie

---

schaftliche Verhältniß genauer aus als unser deutsches Schwager, bei dem man nie recht weiß, ob man Eines Schwager von Seiten der Frau oder des Mannes ist.

[1]) Mit Namen Wilhelm IV. Er hatte Holland, Seeland, Utrecht und Friesland in seiner Herrschaft. Seine älteste Schwester, Margaretha von Holland, war mit Kaiser Ludwig in zweiter Ehe vermählt. Wilhelm war heftiger Gemüthsart, hart gegen seine Unterthanen, deren Liebe ihm darum des gänzlichen abgieng, immer unruhvoll in allerlei Plänen herumgetrieben. Noch am Ende seines Lebens kam er auf den Einfall, die Türken zu bekriegen, und unternahm einen abenteuerlichen Zug gegen diese Erzfeinde des christlichen Glaubens. Desgleichen hielt er sich berufen, die Heiden in Preußen und Littauen zu schlagen, damit es auch dort heiße, Wilhelm von Holland habe dem Götzenwesen ein Ende gemacht. Endlich dachte er einen Kriegszug gegen die Friesen aus, gegen dieses tapfere für seine Freiheit entschlossene Volk, und unternahm ihn, das letzte seiner unberechneten Wagstücke, in ganz ungünstiger Jahreszeit und überhaupt auf die unvorsichtigste Weise. Er verlor die Schlacht und lag auch selbst unter den Todten, im Jahre 1345. Behalten wir diesen Mann im Blick mit seinem unzuverläßigen Wesen, seinem ausfahrenden Ungestüm, seinen haltlos schwärmenden Projekten, so mochte jenes Gerücht nicht alles Grundes entbehren, er strebe nach Deutschlands Krone, stehe desnahen in Verabredung mit den Kurfürsten, die bekanntlich eine neue Kaiserwahl im Kopfe hatten, und trage sich mit Hintergedanken gegen seinen Schwager, den Kaiser. Die Sache kehrt weiter unten noch einmal zurück.

[2]) Nämlich sich zum König von Deutschland erheben zu lassen.

nach der Art und Weise eines Hungrigen, indem sie die Eßgier nicht zu löschen vermochten, die Speise so hastig und so übermäßig, daß die Natur sie durchaus nicht verzehren und verdauen konnte; daher fielen sie, viel zu wenig vorsichtig und umsichtig, auf der Stelle in den Tod, dem sie durch die Speise zu entgehen und zu entfliehen so sehnlich sich angestrengt hatten. Denn die Natur, durch den langen Hunger allzusehr ermattet und geschwächt, verlangte von Speise oder Nahrung mehr als sie zu verdauen im Stande war. Das wußten sie nicht genug zu verhüten oder abzubrechen, und bezahlten die Gebühr oder Schuld eines unvermutheten und unverhofften Todes.

In demselben Jahre zudem, wird erzählt, um die Himmelfahrt des Herrn, habe ein furchtbar 1343
verderblicher Hagel auf die Strecke von vielen Meilen hin um Augsburg, eine vorzügliche Stadt, die Hauptstadt von Schwaben oder von der Landschaft Rhätien, die gewachsenen Früchte des überaus fruchtbaren Landes zerschlagen, so daß die Bewohner jener Gegend zur Zeit der verderblichen und tödtlichen Hungersnoth den allerempfindlichsten Verlust zu ertragen hatten. Denn sie verloren nicht nur die Früchte oder den üppigen Ertrag jenes Jahres, sondern mußten die Felder auch wieder neu umbrechen und für das vom Hagel verwüstete Korn und Waizen Gerste säen.

In diesen Zeiten nahmen, wie mich ein glaubwürdiger Bericht unterrichtet hat, die Kreuzfahrer, welche weit und breit in der preußischen Provinz die Herrschaft hatten, einen großen Theil vom Reich des Königs von Littauen durch Kriege, die sie über letztern gebracht hatten, gewaltsam hinweg und fügten denselben unter ihre Herrschaft. Um diesen Theil wieder zu bekommen, versprach der König ihnen zuversichtlich, den christlichen Glauben annehmen zu wollen. Da sie dies zu thun sich weigerten [1]), sagte der König von Littauen: „Hierin begreife ich klar, daß sie nicht meinen Glauben, wie sie sich stellen, sondern mein Geld haben wollen, und deshalb will ich im Heidenthum verharren." Ueber diese Kreuzfahrer wird das klägliche, und, wenn es so ist, dem rechtmäßigen Glauben höchst feindselige Wort — möge es nicht wahr sein! — verbreitet, daß sie alle Heiden, welche sie sich durch Kriege zinspflichtig machen, lieber unter ihrem Zins im Heidenthum verbleiben, als von ihrem Zins befreit, wie dieselben sonst innig verlangten und heutiges Tages noch verlangen, Bekenner des christlichen Glaubens werden lassen. Diese Anklage erhob viele Jahre lang der Erzbischof von Riga, aus dem Orden der Minderbrüder, der mit ihnen um ein Stück Land Streit führte, wider sie bei den Päpsten. Es geht auch das Gerücht, daß sie nicht nur in die Länder der Ungläubigen, sondern auch der gläubigen
Fürsten fallen, wie des Königs von Krakau, dem sie zwei Stücke Land gewaltsam weggenommen p. 18
haben sollen. Obgleich derselbe ein tapferer und mächtiger König ist, kann er sich doch bis auf den heutigen Tag vor ihnen nicht vertheidigen noch auch die genommenen Stücke Land ihren Händen entreißen; gleicher Weise auch der heidnische König von Littauen nicht, der neun Söhne

[2]) Man verstehe: ihm den Landtheil seines Reiches wieder zurückzugeben, welchen Sinn man herauslesen und dadurch der etwas unklaren unbeholfenen Construction zu Hülfe kommen muß.

habe, wie mich die Aussage eines solchen, der beim König von Krakau im Kriegsdienste stand, belehrt hat [1]).

pril. Wiederum in demselben Jahre zur Osterzeit fanden wegen unendlich anhaltender Regengüsse, welche die Knospen der damals lustig aufblühenden Bäume schwer zurückhielten, in verschiedenen Städten, Dörfern und Flecken Prozessionen, Bitten, Gebete und Almosen statt, Gott zu Lob und Preis und Ehre, daß er des Regens Ueberfluthung hemmen und heiteres Wetter schenken möchte, sofern er die Früchte der Erde, die er für das Menschengeschlecht erbarmend und reichlich gepflanzt hatte, erhalten wolle. Dasselbe wurde auf ähnliche Weise wegen der nämlichen Ursache im Monat Juni vorgenommen, wenn die Reben und Fruchtfelder anfiengen zu blühen. Es wurde in einem noch ernstern und eifrigern Gottesdienst ob der oftgenannten Ursache am ersten August wiederholt und erneuert. Denn damals war acht Tage lang das Uebermaß der Regengüsse so groß, daß, andere Beschädigungen und Gefährdungen, die von dieser Sache aufzuzählen wären, noch ausgenommen; der Bodensee so sehr anwuchs, daß er außerhalb der Stadt Lindau Weinberge und Aecker und Wiesen und Gräben, innerhalb derselben aber Häuser und Straßen und Gassen einnahm. Auch in den Kreuzgang der Minderbrüder, die dort wohnten, und in ihren Garten und in ihre Behälter drang er ein und füllte sie mit Schlamm. Was soll ich weiter sagen? Den Einwohnern Lindau's jagte er zugleich Furcht und Schrecken ein. Und ebenso sehr drang der See, was ich aus Vergessenheit fast übergangen hätte, in die Kirche der besagten Brüder ein und machte, aus dem Boden her aufbrechend, die Stätte und Wohnung des Gebetes für die Menschen scheußlich und schmutzig. Sie faßten daraus einen Widerwillen, hier zu beten, und begaben sich in die äußern Theile, nämlich in die Vorhalle, und in die obern Theile, nämlich über dem Schiff der Kirche, was in der Volkssprache die Emporkirche genannt zu werden pflegt, wo sie

[1]) Man muß diese Kämpfe, die im nordöstlichen Deutschland um christlichen Glauben und christliche Cultur geführt wurden, von einem allgemeinen Gesichtspunkt aus betrachten und von dem Streit über ein einzelnes Land absehen. Die Skandinavier hatten sich der Gewalt der germanischen Bildung ergeben und ließen sich von diesem Element einer bessern Zukunft mehr und mehr erfassen. Die Bewohner der entlegnern Ostseeländer aber, wie Lieven, Kuren, Esthen, Preußen, Littauer widersetzten sich in bewußtloser Wildheit jedem Versuch, sie aus ihrer Dunkelheit und Rohheit herauszuziehen. Dadurch riefen sie Kämpfe der furchtbärsten Art auf den Boden ihrer Heimath. Deutsche Ritter und Bürger und besonders der Deutschherren-Orden mit mächtigem Schwert, sie bezwangen, in der Zuversicht, es sei eine ihnen von Gott übertragene Pflicht, den hartnäckigen Feind in immer neuen Angriffen und dieser büßte darob die Freiheit oder selbst das Leben ein, jedenfalls begab er sich seiner Selbstständigkeit und fiel in Leibeigenschaft, so daß der Glauben und in seinem Namen der Krieg, von beiden Seiten bis zur Wuth getrieben, das Land wie das Volk als Opfer forderte. Das ist der eine gleiche Gang der Dinge in diesen nordöstlichen Strichen Deutschlands, welcher, wenn er einmal durchlaufen war, wieder von vorne begann und so sich unzählige Mal wiederholte. Da ist auf der einen Seite das deutsche Schwert in Ritterhand, mit der vorangeschickten Devise: Um der Religion und Cultur willen! und auf der andern Seite heidnischer Haß und Starrsinn, der als eine aus vielen Erfahrungen gewonnene Ueberzeugung entgegenrief, daß die christlichen Eroberer nichts anderes erobern als andere Eroberer! Das Nämliche thut unsere Chronik an der gegenwärtigen wie an mancher andern Stelle fast unbewußt dar. Ohne daß der fromme Minorit es will, stellt er mit seinem getreulich dahergebrachten Bericht dem Heidenkrieg das Zeugniß aus, daß dieser Streit für das Göttliche nur allzu stark menschlich getrübt war und unter den weltiichen Absichten das geistliche Ziel verlor.

durch die Feier der Messen, so lange sie sich erstreckten, ihren Gebeten, Gnadenbitten, Andachtsübungen und Lobpreisungen obliegend, verblieben. Denn da das Wasser in versteckten Winkeln der Kirche in Gährung kam und einen mit Recht zu fürchtenden Gestank erzeugte, so hielten sie sich, um ihn nicht einathmen und die Lungen anstecken zu müssen, wie bemerkt, davon ferne.

Um diese Zeit begegnete im Dorfe Dornbirn [1]) bei Bregenz einem dort wohnenden Bauer, der p. 1 Nachts vom Weine nach Hause kehrte, ein langer und schrecklicher Mann. Als ihm dieser Schaden anthun wollte, widersetzte er sich, zog schnell sein Schwert und schlug grausam gegen ihn um, indem er ihn mehrere Male hieb und verwundete. Am Morgen erzählte er diesen Hergang auf dem Kirchhof den Bauern und zog das Schwert heraus, da er es, das er für blutig hielt, ihnen zeigen wollte, und fand es so, daß keinerlei Stoff, weder Eisen noch Holz, daran zum Vorschein kam. Aber mit dem Weihwasser besprengt wurde es wieder in der alten Farbe sichtbar.

In dieser Zeit soll sich zwischen dem Herzog von Lothringen und dem Grafen von Bar ein so schwerer Krieg erhoben haben, daß von beiden Serten sehr zahlreiche Plünderungen und Brandstiftungen und Menschenmorde erfolgten und deshalb viele Leute elendiglich umkamen. In diesem Kriege wurde der äußerst reichlich gewachsene Jahresertrag auf feindliche Weise und sonder Erbarmen, jedoch vorzüglich im Lande des Grafen, verwüstet. Man sagt, daß in diesem Streite der Herzog dem Grafen 300, der Graf aber dem Herzog 200 Dörfer verbrannt habe, ein kläglicher Bericht, namentlich da sie verwandt sein sollen. Zuletzt wurden sie durch des Herrn Fürsorge wieder zur Eintracht und frühern Freundschaft gebracht [2]).

Wiederum in dieser Zeit, nämlich im Jahre 1343 am Osterfeste wird bei Worms in einer Höhle im Walde

---

[1]) Der Chronist schreibt Torrenbürren. Es ist Dornbirn zwischen Bregenz und Hohenembs, im Tyrol, auch etwa geschrieben Dombirn und selbst Dornbühren, also Vitoduran's Schreibart ein wenig näher.

[2]) Ein Verhältniß der Herzoge von Lothringen zu den Grafen von Bar kommt schon lange vor Vitoduran vor. Ueberhaupt gehört Lothringen zu denjenigen Ländern, die, ihrem nicht gar großen Umfange nach gemessen, in der Geschichte einen überaus weiten Raum einnehmen. Bekanntlich hatte bei der Theilung zu Verdun von den Söhnen Ludwigs des Frommen Lothar die Kaiserwürde, Italien und dasjenige Land zwischen Frankreich und Deutschland erhalten, das längs des Rheins und der Rhone liegt, wenn man sich die Rhone in fortgesetzter Linie an den Rhein geschlossen und diesen bis zur Nordsee verlängert denkt. Das war Lothars I. Land, Lotharingien, Lothringen, wie es besonders unter dem Nachfolger genannt wurde. Denn bei dem Tode Lothars I. bekam der Sohn Lothar II. nur das Land zwischen Maas, Nordsee und Rhein, welches den Namen Lothringen nun allein auf sich zog und auf sich trug. Später wurde das Gebiet noch enger abgesteckt, also auch der Namen wieder in beschränkterm Sinn genommen, und als die deutschen Karolinger mit Ludwig dem Kind 911 zu Ende giengen, verlor Lothringen auch noch den Titel eines Königreichs und mußte den Namen eines Herzogthums annehmen. Gegen das Jahr 940, also fast 30 Jahre später, wurde es in Ober- und Niederlothringen abgeschieden, Oberlothringen umfaßte die Gegenden um die Mosel, Niederlothringen diejenigen an der Maas und gegen das Meer hin; aber nur auf Oberlothringen verblieb der geschichtliche Namen Lothringen. Dann kam Oberlothringen, also das eigentliche Lothringen an den Grafen Friedrich von Bar, und Niederlothringen an einen Verwandten desselben, an Karl, den letzten französischen König aus dem Hause der Karolinger. Die Folgezeit brachte wieder allerlei Streitigkeiten und Veränderungen zwischen den beiden Gebieten, und unser Chronist beweist es mit seinem Bericht so gut wie andere Zeugen, daß sich diese unstäten Verhältnisse Jahrhunderte lang hinausgezogen haben.

ein Einsiedler von wundersamer Heiligkeit, wie der herrliche Ausgang seines Lebens auf das klarste gezeigt hat, von den Juden getödtet, ja wie das Gerücht bezeugt, zerrissen, zerfetzt, zerfleischt und von Glied zu Glied zertheilt. So ermordet fanden ihn die Leute jener Gegend und begruben ihn unter großer Theilnahme und Trauer. Als das Leiden desselben der Herzog von Heidelberg, der Brudersohn des Kaisers Ludwig, hörte, begann er, da er an seinem Körper viele Jahre vorher einen Wolf[1]) mit grausem Schmerz ausgehalten hatte, zu ihm, zu dem er als einem heiligen Manne Zutrauen hegte, inständig zu beten, daß er ihm seine langwierige Krankheit wegnehmen und die Gesundheit schenken möchte. Er wurde sogleich erhört und erhielt das vollständigste Wohlbefinden wieder. Daß dasselbe an ihm im vollsten Maße nur durch das Verdienst des heiligen Mannes zu Stande gebracht war, fühlte er und verbrannte nun, von einem so zu sagen unaussprechlichen göttlichen Zorn entflammt, alle Juden seines Gebietes. Dieser Einsiedler gewährte nach seinem Tode denen, die ihn anriefen, verschiedene und vorzügliche
. 183. Arten Heilungen und zog eine ungemeine Menge Menschen aus den benachbarten und umliegenden Gegenden herbei. Als aber der erwähnte Herzog gesehen, daß der genannte Einsiedler, Namens Ludwig, in so erstaunlichen Wundern zurückleuchte, so hätte er vom Kaiser, den er dafür angieng, gerne, wie verlautet, die Erlaubniß ausgewirkt, die Juden im ganzen Reiche Deutschlands martern zu dürfen[2]).

Im Jahre 1343 ferner war in Unterbaiern eine solche Theurung ausgebrochen, daß die Einwohner jenes Landes die Rinden von den Bäumen abschälten. Sie zerrieben und pulverisirten dieselben, mischten sie mit vielem ebenfalls zerriebenen Heu, machte einen Taig wie zu Brod daraus und aßen ihn, oder sie zerstampften jene Sachen in der Mühle, mengten sie unter abgekochten, mit Wasser und Salz bespritzten Wegerich, verzehrten dies und bezwangen die Qual eines grausenhaft herrschenden Hungers.

Juli. Weiterhin wurden im gleichen Jahre um das Fest des hl. Jakobus[3]) wegen der Ueberschwemmungen der Gewässer, welche durch das Uebermaß der oben ganz nahe erwähnten Regengüsse entstanden

---

[1]) Ein krebsartiges Geschwür besonders am Schienbein.

[2]) Ueber die gleiche Geschichte giebt die Chronik des Johannes Victoriensis bei Böhmer a. a. O. p. 448 folgende Erzählung:

„In diesem Jahre (1343) zur Feierzeit des hl. Osterfestes wurde im Speierischen ein Einsiedler, Namens Ludwig, von den Juden in einem Walde auf schreckliche Weise umgebracht. Denn sie hatten ihn über eine Leiter gebunden, den Kopf abwärts gerichtet, die Glieder zerschnitten, das Blut durch die Adern herausgezogen, den Kopf mit einem Bohrer durchlöchert, und giengen, indem sie ihn todt liegen ließen, davon. Nachdem er gefunden und zur Kirche gebracht worden war, fieng er in den größten Wundern an zu leuchten. Die ruchlosesten Juden wurden gefangen genommen und verbrannt, und gestanden die Schandthat sogleich ein."

[3]) Ueber die Gedächtnißfeier dieses Apostels, von welchem schon das Neujahrsblatt 1861 p. 152, Note 2, gehandelt, fügen wir noch eine weitere Erklärung bei. Die orientalische Kirche begeht dieses Gedächtniß am 16. April und feiert damit die Hinrichtung Jakobus' des ältern, die nach der Apostelgeschichte 12, 1 um die Zeit des Osterfestes, wie man wenigstens annahm, stattgefunden hatte. Die occidentalische Kirche hingegen wählte zur Gedächtnißfeier den 25. Juli als denjenigen Tag, an welchem der Leichnam des Jakobus nach Spanien gekommen sein sollte. Die erste Tradition der frühern Kirche nämlich berichtete, Jakobus sei nach dem Pfingstfeste, an dem der hl. Geist ausgegossen worden, in das Land Spanien

und verursacht waren, von Schaffhausen bis zur Stadt Straßburg alle Brücken des Rheins ob dessen ungewöhnlicher Größe und ungestümem Treiben abgebrochen und fortgerissen, zum nicht geringen Jammer der Menschen. In Zürich wuchs der Fluß Lidimach [1]) auch damals über die Maßen an und brachte über die Menschen große Gefährdungen und Beschädigungen und Beängstigungen. Viele und mancherlei Verderbnisse und Zerstörungen, welche wegen der eben berührten Ueberschwemmung an verschiedenen Orten sich ereigneten, wären zu erzählen. Da sie jedoch eine zu lange Ausführung erfordern würden, so will ich mich derselben enthalten.

Ferner wuchsen in demselben Jahre, am ersten September um das Fest des hl. Bartholomäus [2]) der anhaltenden und unmäßigen Regengüsse halber der Bodensee und die Flüsse ringsum, indem sie ihre gehörigen und gewöhnlichen Grenzen und Schranken übertraten, so sehr an, daß die Beschädigungen, Gefährdungen und Zerstörungen, die so eben und kurz vorher oben aufgeführt worden sind, 24.

---

gegangen und habe dort das Evangelium gepredigt, hierauf sei er wieder nach Jerusalem zurückgekehrt und sodann von Herodes enthauptet worden. Seit dem 10. Jahrhundert kam die zweite Sage als eine Ergänzung der ersten hinzu, daß der Leichnam gleich nach der Hinrichtung über das Meer nach Spanien geflogen sei und so der hl. Jakobus unzweifelhaft zu Compostela begraben liege. Kein Spanier galt mehr für christgläubig oder gutkatholisch, wenn er diese Sage des mindesten in Zweifel zog. Wer sieht in jenem Compostela nicht die verstümmelte Contraction von Giacomo Apostolo!

[1]) Unsere „Limmat". Man leitet sie das eine Mal vom Limmernbach hinter der Pantenbrücke, das andere Mal als selbstständigen Ursprung an der Sandalp her. Sie durchfließt den Kanton Glarus und erhielt, was vor der Eindämmung der Linth deutlicher zu sehen war als jetzt, einen Zufluß aus dem Wallensee, die Seez, die auch den Namen Mag, magus, führte. Ob dieser Namen eine gewisse Uebersetzung der Seez gewesen oder davon unabhängig für sich gebraucht worden, ist nicht zu ermitteln. Kurz, von dieser Vereinigung an erscheint die Linth in Schriften, Urkunden, Chroniken unter den Bezeichnungen Limagus, Limmagus, Lindemagus, Limachus, selbst Lymacia, endlich Limata, und vom letztern haben wir denn unsere Limat oder Limmat. Und zu der Zahl der angeführten Namen bringt also Vitoduran noch den seinigen, nämlich Lidimach, wie zu seiner Zeit die Limmat lautete.

[2]) Auch in der Gedächtnißfeier dieses Apostels stimmen die römische und griechische Kirche nicht zusammen. Die Sage ist mit Bartholomäus überhaupt etwas zu seltsam umgegangen. Schon frühe, ja von Anfang an hatte, und dies wohl mit Recht, die Meinung gegolten, Bartholomäus sei eigentlich nicht der rechte Namen dieses Jüngers gewesen, sondern Nathanael, und zwar sei darunter jener Nathanael zu verstehen, der nach dem Ev. Joh. 1, 45—51 auf eine so rührende Weise in die erste Bekanntschaft mit dem „Messias von Nazareth" eingeführt wurde. Der Name Bartholomäus sei ihm als Zuname gegeben worden. Es ist hebräisch mit latinisirter Endung und heißt wörtlich „Sohn des Tholmai", Tholmai aber, erklärte man, sei Ptolemäus, und nun war die frommgläubige Sage schnell bereit, diesen Apostel in hohen Adel zu setzen und ihn von dem königlichen Geschlecht der Ptolemäer abstammen zu lassen. Er habe, hieß es weiter, als Zeichen dieser seiner königlichen Abkunft schon als Jünger einen Purpurmantel getragen und ihn auch dann nicht ablegen wollen, wenn der Herr ihn dazu mahnte. Da habe ihm Christus geweißagt, einmal komme für ihn eine Zeit, wo er nicht nur den Purpurmantel über seinem Körper, sondern den rothen Mantel seines Körpers selbst, d. h. seine Haut ausziehen müsse. Das sei denn auch in Armenien in Erfüllung gegangen, wo er am 11. Juni geschunden worden. Diesen Tag begeht die griechische Kirche als Märtyrertod des Apostels. Daher trägt Bartholomäus im Bilde gewöhnlich eine über den Arm hängende Haut. Im Grabe habe sein Körper keine Ruhe gehabt. Mehrere Male begruben ihn die Armenier und jedes Mal tiefer, doch immer umsonst. Zuletzt warfen sie ihn in das Meer und das Meer trieb ihn an die Insel Lipari nördlich von Sizilien. Von hier wurde er 832 nach Benevent und 983 auf Befehl des Kaisers Otto II. nach Rom gebracht. Am 24. August langte er in der hl. Stadt an und die römische Kirche feiert darum, verschieden von der griechischen Kirche mit ihrem 11. Juni, den 24. August als Bartholomäus-Tag. Es ist, wie wenn der rothe Mantel etwas weiteres zu bedeuten gehabt hätte, will uns dies nicht die Bartholomäus-Nacht zu Paris sagen?

zum Jammer der Menschen im höchsten Grade erneuert wurden. Sie berührten die Gebiete der Lombardei und von Toskana nicht.

. Juni. Im nämlichen Jahre zudem vernahmen die Minderbrüder am Pfingstfeste, als sie in Marseille ein Generalkapitel abhielten, aus zuverlässigen Berichten und Schriften, daß zwölf Brüder ihres
p. 184. Ordens, nämlich vom hl. Franziskus, die am Grabe Christi wohnen, in einem über demselben erbauten Kloster aus Nachsicht des Sultans täglich ihre Messen feiern können. Ueberdies daß sie von ihm die Macht und Erlaubniß erhielten, den dort überall im Lande niedergelassenen Leuten frei und öffentlich zu predigen.

1342. In diesen Zeiten im Herbste verwandelten die Bürger von Waldshut in Verbindung mit den Schwarzwäldern und den Bürgern von Baden die Vorstädte des Städtchens Klingnau wegen eines ihnen vom Bischof, dem Besitzer des Städtchens, zugefügten Unrechtes, völlig in Staub und Asche. Hernach aber, im nachfolgenden Winter, nahm der Bischof dasselbe Städtchen seines aufrührerischen Treibens halber durch seine Dienstleute und Mannen aus den andern zum Bisthum gehörigen Städten in der Morgendämmerung heimlich ein. Denn sie drangen zum Thor, als es bei anbrechendem Tag aufgemacht wurde, überraschend herein, stürzten im Lauf in die Häuser und plünderten sie aus. Ueberdies brandschatzte der Bischof die Bürger empfindlich und legte den Einzelnen lästige und fast unerträgliche Löhnungen und Steuern auf. Doch erhielten sie diese nach einer von ihm bald darauf
5. Dez. gewährten Versöhnung am Geburtsfeste des Herrn wieder zurück. Denn alles, was er von ihnen eingetrieben hatte, erließ er damals nach der Weise einer freien Segnung und Schenkung wieder. Aber diejenigen, welche bei dem Eindrang der Feinde Beraubung erlitten hatten, konnten das geraubte Gut, wie erzählt wird, durchaus nicht mehr zurückerhalten. Das geschah aber im Jahre 1342 zu der erwähnten Zeit.

Juli. Im Jahre 1343 zur Sommerszeit um das Fest des hl. Jakobus verschwuren sich die Bürger der Stadt Florenz einmüthig gegen ihren Herzog, einen berühmten und geachteten, aus Frankreich hergerufenen, verlangten oder gewählten Herrn [1]), wegen seiner äußerst drückenden Abgaben und

[2]) Das ist Walther VI. von Brienne-le-Chatel oder Chateau, das einst als Grafschaft unter den 7 Pairien der Champagne mit nicht dem kleinsten Namen figurirte. Wir haben in diesem Brienne das Stammhaus von einem der edelsten und berühmtesten Geschlechter Frankreichs, ja des ganzen Abendlandes, und wüßten kaum ein anderes zu nennen, das der Welt so viele ächte und unächte Heldengestalten, Abenteurer und Condottieri des kühnsten Blickes, des verwegensten Muthes auf die Bühne gestellt hat. Es wären denn etwa jene Montforts — nämlich die französischen — welche, soweit der Name Frankreichs ging und klang, an Tapferkeit und Rittertugend ihres Gleichen suchten. Walther VI. war der Sohn Walthers V., der vermittelst Erbschaft die griechischen Staaten in die Hand bekommen hatte, wo jedoch er und nach seinem Tode die Wittwe, Johanna von Chatillon, die beßten Kräfte mit unnützen Kämpfen verzehrte und dem genannten Sohne nichts als schwer verschuldete Güter in Apulien und Champagne hinterließ. Walther war am Hofe zu Neapel erzogen worden und der dortige König, der in unserer Chronik bekannte Robert, der schützende Schildführer vom Papst und dessen schildtragender Partei der Guelfen, hatte ihm Florenz, dieser Guelfen Sammelplatz und Schatzkammer, übergeben. Der neue Stadtpatron wußte sich die Geneigtheit der florentinischen Bürgerschaft in außerordentlichem Maße zu gewinnen. Durch kräftige Leitung der Angelegenheiten und durch die zweckmäßigsten Maßregeln im ganzen öffentlichen Wesen verstand er es, die Macht und Geltung

unerträglichen Gewaltherrschaft, machten in sein Haus an einem Tage, wo er gar nicht daran dachte, einen wilden, ja höchst stürmischen Einfall und brachten seine Frau und Kinder und das ganze Gesinde

---

der Guelfenpartei zu sichern, und dadurch hat er nicht wenig dazu beigetragen, daß der Römerzug Ludwig des Baiers im Jahr 1327 einen so verfehlten Ausgang genommen hat. Allein Walthern plagte das nämliche Uebel, an welchem Vater und Mutter Glück und Leben eingebüßt, jene Sucht, die griechischen Staaten wieder unter das Wappenschild seines Stammes zu bringen. Er gieng hin und machte dazu die größten äußersten Anstrengungen; aber er mußte, ohne irgendwo auf seinen Zügen ein Gelingen zu sehen, Griechenland wieder verlassen und trat dann 1339 in den Dienst des französischen Königs von Valois. Als im Jahre 1341 Florenz und mit ihm die Guelfen von Pisa und den Ghibellinen geschlagen waren und sie durch ganz Toscana kein leitendes Oberhaupt hatten, rief der König Robert Walthern herbei, und darum sagt unser Chronist ganz richtig, dieser Herr sei aus Frankreich „hergerufen" worden. Aber wenn Vitoduran fortfährt „oder verlangt oder gewählt", so merken wir daran nur, daß ihm wieder einmal die sichere Spur ab Handen gekommen war, was für eine nähere Bewandtniß es mit dieser Berufung Walthers nach Florenz gehabt hatte. Was er über das weitere Schicksal Walthers schreibt, ist wahr, aber ein dürftiger Bericht und bedarf der Ergänzung. Wir schließen sie in zusammenhängender Uebersicht hier an. Walther, „der Herzog von Athen", wie er von seinen griechischen Feldzügen her hieß, folgte jenem ergangenen Rufe Roberts und gelangte, als Pilger verkleidet, nach Florenz, ohne den überall auflauernden Ghibellinen an irgend einer Wachtstelle in die Hände zu fallen. In Florenz wird er bald, nachdem er einige kleinere Gefechte glücklich bestanden, zum Feldhauptmann und hierauf im stürmischen Volksgeschrei zum beständigen Stadtregenten ausgerufen, das Panner der Republik wird im Koth herumgeschleift, das Wappen des „Herzogs von Athen" allwärts aufgepflanzt. Aber wie hatten sich die Guelfen an diesem Manne verrechnet! Sie warteten von Tag zu Tag darauf, daß sie Walther gegen die Erzfeindin Pisa unter die Fahnen stelle; aber der Herzog von Athen stand und ging in ganz anderen Gedanken umher. Er nahm das schöne Florenz mit den reichen Geschlechtern für ein Erntefeld, von dem er die ergiebigsten Garben holen, für eine Lotterie, aus der er die gewinnreichsten Loose ziehen könne, und hielt überall die Hände ausgestreckt, in kurzer Zeit soviel Geld als möglich in den eigenen Beutel zusammenzuscharren. Besonders kitzelten ihn die schönen Goldgulden, die damals in Florenz zuerst aufkamen und eben von Florenz her floreni, französisch florins genannt wurden. Statt Pisa zu züchtigen, versprach er ihm Ruhe und Frieden, wenn es ihm eine jährliche Abgabe von 8000 solcher Goldgulden leiste. Von Handel zu Handel trieb Walther das angefangene Wucherspiel nun weiter und zuletzt in's Große. Er schaffte, um freien Weg zu bekommen, die Zunftordnungen ab, ohne jemand zu befragen, riß Häuser ein und baute an deren Stellen Casernen auf, ohne irgend einen Eigenthümer zu entschädigen, vermehrte die Zölle und erhöhte die Grundsteuer von 30,000 auf 80,000 Goldgulden. So hatte er auf dieser goldenen Treibjagd in weniger als einem Jahre den für die damalige Zeit ungeheuren Betrag von 400,000 Goldgulden herausgepreßt. Aber auch garstige Flecken anderer Art strich er seinem Namen an. Welcher Frauen ihn gelüstete, die mußten ihm zum Opfer werden, und wenn der gekränkte Ehemann die Stimme zu einem Laut der Klage erhob, so hatte er sich keines Bessern zu versehen als mindestens und mildestens in ewiger Kerkernacht zu schmachten oder den Kopf dem Schwerte hinzuhalten. Anderer unmenschlichen Peinigungen und Martern nicht zu gedenken. Dies alles deutet uns Vitoduran mit den unmäßigen Steuern, der gehemmten Gerechtigkeitspflege, der unerträglichen Gewaltherrschaft wohl an, aber nicht klar und nachweislich genug. Begreiflich, daß für den Herzog von Athen das Maß zu Florenz schnell voll ward. Stillen, aber sichern Ganges bereitete sich eine furchtbare Verschwörung zu. In schöner Sommernacht wird die Stadt plötzlich zum Schauplatz eines tobenden Getümmels; man bricht aus allen Verstecken und Winkeln hervor, wirft das Wappen Walthers über Mauern und Zäune, steckt die Fahnen der Republik wieder auf, und alles Volk jubelt darunter: Es lebe die Freiheit! Nun erst beginnt der ernste blutige Kampf. Kein Fenster ist ohne Schützen, kein Dach ohne Schleuderer, Kugeln und Steine fliegen unter einander durch die Straßen, die wüthende Volkspartei wächst von Minute zu Minute wie ein im Lauf anschwillender Strom, da können sich Walthers Leute, so mannhaft sie zur Wehre stehen, nicht mehr halten, und er ist endlich gezwungen, einen Vertrag über seinen sofortigen Abzug zu unterschreiben. Richtig ist, was Vitoduran über Walthers Haus, weniger richtig, was er über Walthers Person sagt, die Florentiner hätten ihn so lange gepeinigt. Denn was eben noch den Ausgang von Walthers Leben betrifft, so endete dasselbe nicht zu Florenz und sonst nicht ruhmlos. Der Mann hatte sich wieder nach Frankreich begeben und diente hier mit solcher Auszeichnung, daß er von König Johann dem Guten zum Connetable ernannt wurde, bis er dann in jener denkwürdigen Schlacht bei Maupertuis, zwei Stunden von Poitiers fiel, in welcher England unter dem schwarzen Prinzen, dem ritterlichen Sohne jenes aus unserer Chronik uns bekannten Königs Eduard III. seine Panner wie seinen Ruhm auf französischem Boden weithin entfaltet hatte. Hier sah Frankreich die Blüthe

um, mit jeder lebendigen Seele, und allem, „was an die Wand pisset“ [1]); ihn selbst aber, um ihn mit langen und mannigfaltigen Martern zu peinigen, behielten sie auf. Es war ihm eben nicht genug gewesen, den Bürgern ungebührliche Brandschatzungen, Steuern [2]) und Dienstlasten aufzubürden,
. 185. sondern er versagte ihnen auch gänzlich die Gerechtigkeitspflege [3]), und darum übten sie, vom übervollen Becher des Ingrimms berauscht, eine solche Rache an ihm aus.

Sept. In demselben Jahre an dem nächstvorangehenden Tage vor der Feierzeit der Geburt der hl. Jungfrau [4]) kurz vor der Abenddämmerung geschahen so große Blitz- und Donnerschläge, die bis zur Mitternacht dauerten, mit übermäßigen und heftigen Regengüssen, auch mit Hagelsteinen, welche in ihrem Fall den Menschen schwere Verletzungen beibrachten, wie sich seit vielen verflossenen Zeiten so zu sagen keines Menschen Alter erinnern kann. Denn wegen der in solcher Zeit niederstürzenden, wenn auch nur kurz andauernden Regengüsse nahmen die Flüsse eine plötzliche und ungewöhnliche Anschwellung und erstaunliche Vergrößerung um den Bodensee, besonders um Lindau herum an. Ob dem schrecklich rollenden, unmäßig krachenden Donner aber verbargen sich sehr viele Menschen, die auf

---

seines Adels im Blute und sah über die Leichen seinen König, dessen jüngsten Sohn Philipp, später geheißen Philipp der Kühne, den Erzbischof von Sens, 18 Grafen und Vicomtes, 20 Pannerherren und 800 Ritter als Gefangene in den Händen des Feindes dahinschreiten.

[1]) Biblischer Ausdruck wie er z. B. steht 1. Sam. 25, 22 und 34; 1. Kön. 14. 10 und s. w. Der Ausdruck bezeichnet Leute von der gemeinsten Sorte, die es machen wie der Hund an der Wand, und weiter dient er dazu, alles sammt und sonders bis auf die niedrigsten Personen herab anzugeben, was zu einem Haus gehört.

[2]) Der Chronist schreibt stüras, sic!

[3]) Im Texte heißt es justitiæ complementum, eigentlich die Erfüllung, vollständige Haltung oder Ausübung der Gerechtigkeit, Recht und Gericht, die eine gute Obrigkeit zu führen verpflichtet ist.

[4]) Die Verehrung der Maria wurzelt in der Weltanschauung des Heidenthums. Die Maria ist wie früher andere Namen ein stellvertretender Name für jene Idee, die aus dem Alterthum herkam, es sei ein Urgott und eine Urgöttin, der Urgott das zeugende, die Urgöttin das empfangende Princip alles Lebens. So hatten sich zwei Reihen gebildet, männlich und weiblich, an den Urgott angeschlossen die Götter, an die Urgöttin die Göttinnen. Diese dualistische Ansicht zieht sich in den mannigfaltigsten Modifikationen durch die vorchristliche Menschheit hindurch, und classifizirte Namen, Figuren, Herrschaften von Göttern und Göttinnen haben die abstracte Vorstellung sinnlich dargestellt oder dem Volke verständlich gemacht. Was als ein so uralter Begriff und ein so mächtiges Gefühl mit Zeiten und Geschlechtern groß gewachsen war, vermochte auch das Christenthum nicht von Grund aus abzuthun, es konnte sie nur in andere Worte und Bilder verwandeln. Das geschah um so leichter, als die Kirchenlehre verwandte Anhaltspunkte bot. Sie hatte Christus als Gott erklärt und der Schluß war, die Maria habe also einen Gott geboren, sie sei mithin die „Gottesgebärerin“. Die Nestorianer stritten gegen diesen Ausdruck und wollten nur eine „Christusgebärerin“ gelten lassen. Der Streit wurde auf der Synode zu Ephesus 431 verhandelt und die „Gottesgebärerin“ trug den Sieg davon. Von da ereiferte man sich, der Maria in allen möglichen Weisen göttliche Verehrung zu widmen, und die Kirche des Mittelalters stellte ein Marienfest nach dem andern in die Reihe der Feiertage hinein, bis sie es auf die 11 Marienfeste gebracht hatte, die jetzt noch mit großer Feierlichkeit begangen werden. Unter diesen 11 Marienfesten ist „Mariä Geburt“ ein eigentliches Hauptfest der occidentalischen und orientalischen Kirche. Es wurde am 8. September gefeiert, ohne daß man weiß, warum gerade an diesem Tage, und vom 8. September an gerechnet mußte, als vor 9 Monaten, die „unbefleckte Empfängniß Mariä“ auf den 8. Dezember fallen. Acht Tage nach Mariä Geburt feierte man das „Namensfest der hl. Jungfrau“, das jedoch seit dem Jahre 1683 nicht mehr am 16., sondern am 9. September, also unmittelbar nach dem Geburtsfest begangen wurde, um mit dieser Feier zugleich das Dankfest für die Befreiung Wiens von den Türken zu verbinden.

Reisen oder Wallfahrten begriffen waren, in Gruben und Höhlen und andern unterirdischen Orten, aus Furcht vor dem Donner. Auch viele Fischer auf dem Bodensee, durch diesen Sturm in Gefahr gesetzt, hielten sich, der Gefahren bei dem Lauf der Schiffe vergessend, gegen die tödtlichen Schläge der Steine allerlei Abwehrmittel vor den Leib. Schaden fügte dieses wüthende Ungewitter den Leuten überdies an Feldfrüchten, Vieh und Häusern in verschiedenen Ortschaften zu [1]).

Ferner kam in dem gleichen Jahre nach dem Feste der Pfingsten der Vicar der Tatarei, aus dem 1.
Orden der Minderbrüder, nach Avignon zum Papst Clemens VI. und bat ihn um die Heiligsprechung von 6 Minderbrüdern, die damals neulich in der Tatarei den Märtyrertod erlitten hatten und in vielen herrlichen und augenscheinlichen Wundern zurückleuchteten. Als der Papst dies hörte, wurde er von einem Freudenstrom übergossen, erhob und verherrlichte den Orden und sprach: „Das ist der vorzügliche Orden, durch welchen die Kirche in des wahren Glaubens Licht in den verschiedenen Gegenden der Welt erleuchtet und in der Kraft befestigt und ein unschätzbarer Gewinn an unzähligen Seelen verschafft wird [2])!"

Weiter wurden in demselben Jahre zur Feierzeit des hl. Apostels Jakobus durch Verschworne 24.
aus dem Volk der Stadt Luzern sieben mächtigere Bürger, Gegner der Herzoge von Oestreich, ihrer sehr zahlreichen Verschuldungen wegen aus der Stadt ausgestoßen und ausgeschlossen, und den Einzelnen nach dem Erforderniß ihrer Uebertretungen das Ziel der Verbannung festgesetzt und das Maß bestimmt. Einer aus ihnen jedoch wurde nach Verfluß einiger Tage auf seine Bitten hin und unter einer sehr gefahrvollen und unbedachten Bedingung, die ich übergehe, in die Stadt zurückgerufen.

In der gleichen Zeit ungefähr kehrten etwa 15 mächtigere Bürger der Stadt Constanz, welche p.
wegen des oben erwähnten, dort ausgebrochenen Aufstandes und Streites von der Stadt ausgeschlossen worden waren, im Triumphe zurück, indem der Herr wunderbar und wie in einem Augenblick wider Hoffen und Sinnen der Menschen unter inwärtige und auswärtige Bürger den Geist des Friedens und der Eintracht sandte, weil, wie der hl. Ambrosius [3]) sagt, „die Gnade des hl. Geistes langsame Mühsalswege nicht kennt." Denn nur wenige Tage schweiften sie draußen in unsichern Wohnsitzen herum, und wurden nun auf einmal mit Achtung und Ehre und Freude durch die Fügung des Herrn, wie ich gesagt habe, wieder zurückgerufen und aufgenommen.

Außerdem wurde kurze Zeit vor diesen Dingen ein Herr von Nassau, als er um das hl. Land zu besuchen über Meer gezogen war, mit seinen Reise- und Wallfahrtsgefährten von einem mächtigen

---

[1]) Es ist sich nicht zu verwundern, daß unser Chronist die Regengüsse und Wolkenbrüche vom Jahre 1343 so oft zur Sprache bringt. Die Ueberschwemmungen und Zerstörungen trafen in der That große Ländergebiete auf so außerordentliche Weise, daß wir davon auch in andern Chroniken die traurigsten Schilderungen zu lesen bekommen.

[2]) Nicht zu vergessen, daß es der Orden ist, zu welchem der schreibende Chronist sich selber zählt.

[3]) Der fromme und vorzügliche Erzbischof von Mailand in den Jahren 374—97. Die angeführte Stelle steht in einem seiner 22 Briefe de Sancto Spiritu.

sarazenischen Herrn dort ehrenvoll aufgenommen und behandelt. Er hielt sie unter andern Gutthaten, die er ihnen erwies, von der Abgabe und Steuer, die dem Sultan für den Besuch des Grabes Christi bezahlt werden muß, frei, welche Abgabe nachtheilig und beträchtlich genug ausgefallen wäre, wenn sie von ihnen nach dem Betrage ihres Geldes eingezogen worden wäre. Als sie in der Begleitung des genannten Herrn fast alle Orte des hl. Landes durchwandert hatten und zuletzt nach Damaskus, der vormaligen Hauptstadt Syriens, hingekommen waren, wurden sie von einem vom wahren Glauben abgefallenen, dort sich aufhaltenden Christen bei jenen Bürgern verklagt, daß sie Kundschafter des römischen Kaisers seien; denn in Kurzem werde er mit christlichen Heeren kommen, um jenes Land einzunehmen und seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Die Bürger glaubten ihm sofort und nahmen jene Christen gefangen, um sie zu allerlei Todesstrafen fortzuschleppen; aber sie wurden von dem genannten Herrn, freilich mit Mühe, daran verhindert und abgebracht, indem er ihnen bezeugte, daß die Christen von der ihnen vorgeworfenen Schuld rein seien. Denn nur von göttlichem Eifer beseelt wären sie zum Besuche des Grabes Christi und seiner dort ruhenden Heiligen hergekommen, und dies sei offen und vollständig dem Sultan, dessen Blicken sie sich vorgestellt hätten, kund, von dem er auch sichere und wahre Briefe zu bringen versprach. Er setzte in angelegentlicher Vorsorge seinen Ermahnungen noch bei, sie möchten den Christen auch inzwischen keinerlei Beschwerde zufügen, sondern sie vielmehr mit freundlicher Zuneigung und würdiger Achtung ehren. Das geschah auch. Er brachte auf der Rückkehr Ausweisbriefe, mit dem königlichen Siegel, nämlich des Sultans, gestempelt, mit, welche das wahrhaftige Zeugniß der Unschuld der Christen darlegten. Deshalb wurden sie sogleich in Freiheit gesetzt und jener ihr betrügerischer Angeber und Ankläger, der in der Zwischenzeit ebenfalls in Haft gehalten worden war, durch die schärfste Todesstrafe aus der Welt geschafft. Die Christen aber kehrten voller Freude mit dem oftgenannten Herrn als ihrem Führer zum Sultan zurück und wurden von ihm mehrere Tage lang mit herrlichen Beweisen der Ehre und Achtung gepflegt. Als sie wegzogen, empfahl er sie einem Herrn, der in Acheron, der einst den Christen gehörenden, berühmten, altbekannten und reichen, aber ach zur Zeit des Papstes Nikolaus IV., wie ich oben erzählt [1]), durch der Sarazenen unendliche Menge unter Anstrengungen und Lebensgefahren nach langer Zeit zerstörten Stadt wohnte, getreulich, daß er sie nach Cypern als einer christlichen Gegend überführen möchte. Da dieser sich sträubte, wurde er von ihnen gezwungen, das ihm Aufgetragene zu vollbringen, so nämlich, daß durch sie und den vorbenannten Herrn, ihren huldvollen Führer, alle christlichen Kaufleute, die ihrer Waaren wegen da und dort herum zogen und zerstreut waren, plötzlich nach Acheron zusammengerufen wurden, deren 400 gewesen sein sollen. Durch die Hülfe derselben nahmen sie in mannhafter Belagerung innerhalb zwei Tagen jene Stadt und zwangen den Herrn, der dem Befehl des Sultans zuwiderhandelte, das auszuführen, was dieser befohlen hatte. Der Herr aber, der Führer der Christen, riß sich von ihnen,

[1]) Neujahrsblatt 1859 p. 40 ff.

als sie von ihm weggingen und ihm herzlich Lebewohl und wiederholt Dank sagten, mit der größten Betrübniß der Seele los [1]).

In dieser Zeit blieb auch an den Küstenstrichen Spaniens ein Reich aus der Secte Muhammeds zurück, nicht dem Gott Jesus, welcher mit dem Vater und dem hl. Geist der wahre Gott ist, sondern Götzen und Aberglauben ergeben. Gegen dasselbe erzeigte sich der König von Castilien, ein sehr fester Christ, feindselig, wegen dessen aufrührerischen Wesens und um dessen Unflath der Abgötterei [2]) von seinen Christen und seinen Grenzen weit wegzuschaffen. Denn alljährlich durch vieler Jahre Lauf

[1]) Ein herrliches Beispiel von Toleranz und jener Humanität, welche, wenn sie auch innerhalb einer gewissen Glaubensweise steht, doch den Menschen außerhalb derselben gelten läßt und überall, wo sie immer sich zu erkennen giebt, an der Menschheit das wahrhaft Gute und Gütige aufzeigt, wie es von Gott selbst als ein allgemeines Erbe in die Individuen der verschiedensten Stellung und Richtung gelegt sein kann. Es thut uns wirklich wohl, in Zeiten schroffer Glaubenshärte und Herzenssperre hie und da dieses urewig Göttliche zur Geltung gebracht zu sehen, das uns als eine innere Verwandtschaft wieder an einander zieht, wenn wir in äußern Symbolen von einander weit abstehen und aus dieser Weite einander mit grollenden Augen ansehen. Erst auf einem höher überschauenden Standpunkt werden wir befähigt zu erkennen, wie so viele der von Menschen aufgestellten Schranken nur dazu gedient haben, jenes Gottesgepräge in uns zu verwischen und uns dadurch einander zu entfremden. Es giebt eine Religion unter den Religionen, einen unvergänglichen Inhalt in den vergänglichen Formen, und das ist, tief beschaut, das innerste Senfkorn des von Raum und Zeit, von Volk und Person unabhängigen rein geistigen Christenthums.

[2]) Der Vorwurf der Abgötterei, mit dem der Chronist gegen die Moslem, wie wir wissen, ziemlich freigebig verfährt, trifft den Islam in der That nicht, und wir müssen dergleichen Anschuldigungen wie auch den Namen Heiden, wo er auf die Muhammedaner fällt, theils in die Unkenntniß, theils in den Eifer Vitodurans einrechnen. Was man vom Koran immer sagen mag, wir lassen auf ihm die Wundergeschichten und auf dem Moslem den Aberglauben stehen; aber der ihnen aufgebürdete Schatten der Abgötterei ist ein Unrecht. Es giebt außer der Bibel kaum ein Buch, in welchem wie im Koran von der ersten bis zur letzten Sure der reine Monotheismus mit einer so standhaften Consequenz durchgeführt ist. An mehr als einer Stelle verwahrt sich Muhammed auf das feierlichste dagegen, daß ihm göttliche Ehre erwiesen oder irgend Bitten und Gebete gewidmet werden. Der ewig Eine und Einige, dem die Anbetung gebühre, sei nur Allah; er aber selbst als Allahs Prophet und als letzter Rasul oder Gesandter Gottes sei nur ein Mensch, wie vielmehr auch alle diejenigen, die vor ihm gekommen und auf niedrigerer Stufe gewesen seien, wie Abraham, Moses, Christus. Dagegen brachte gerade die Anbetung Christi in den Augen der Moslem über die Christen den Verdacht, daß sie sich von götzendienerischen Vorstellungen nicht frei erhalten könnten, was bei jenen dem Islam als der richtigern Gottesverehrung das Vorrecht gab, über dem natürlich mißverstandenen und entstellten Evangelium zu stehen. Es ließe sich fragen, ob das monophysitische und monotheletische Gezänke und alle jene unfruchtbaren Grübeleien über Christus als die zweite Person der Trinität nicht eben so viele Seelen aus den christlichen Kirchen in die Moscheen hinübergetrieben haben als das Schwert der Chalifen! Uebrigens stechen die beiden Gestalten nicht wenig gegen einander ab, jener Sarazene so mild und menschenfreundlich als Begleiter und Beschützer der gefährdeten Christen, und der christliche König von Castilien als jährlicher Verwüster von Land und Leuten der Sarazenen. Es war Alphons XI. von Castilien, der als fünfzehnjähriger Knabe auf den Thron gehoben und mündig erklärt worden war. Er hatte Mitbewerber um die Regentschaft gehabt; aber den einen derselben, Johann Emanuel, begütigte er dadurch, daß er sich mit dessen Tochter Constanza verlobte, den andern, Johann den Garstigen, ließ er bei einem Gastmahl umbringen. Die Braut Constanza verstieß er bald wieder und vermählte sich mit der Tochter des Königs Alphons IV. von Portugal. Dann behandelte er auch diese schmählich und opferte einer Geliebten, Eleonore de Guzmann, jedes Gut und jedes Recht. Mit Pflichten und Eiden, mit Mannestreue und Gewissenssache nahm es nicht leicht ein Fürst so flüchtig wie Alphons. Aber dieser Alphons heißt in unserer Chronik „ein sehr fester Christ!“ Er war es ja auch, der „als ein guter und heiliger Mann“ auf dem Marsche gegen die Heiden in der Luft die drei Ritter, „die Engel des Mittelalters“, als Siegesboten Gottes voranziehen sah! — Ach, unser guter Franziskaner mit seiner ehrlichen Feder! Wenn nur irgendwo in einer Hand das Schwert gegen Ungläubige geschwungen und der Sieg über Götzendiener errungen wird!

nahm er sämmtliche Früchte der Hauptstadt des Reiches, die Granada hieß, weg, ja verwüstete auch, wie man sagt, mit den ihm dabei behülflichen Christen aus andern Nationen die ganze Gegend mehrmals. Von der vorbezeichneten Stadt, Namens Granada, wie ich gesagt habe, wird berichtet, daß sie von allen Städten an Größe, Schönheit, Reichthum, Ruhm und Bauart beinahe die ausgezeichneteste sei.
188. Als ihre Einwohner sahen, daß sie vor dem Angesicht ihrer Feinde, der Christen, nicht bestehen könnten, schickten sie im Jahre 1342 verzweiflungsvoll an die beiden Sultane, [1]) wie man sagt, ja an das ganze Volk der Sarazenen, welches sich in den überseeischen Gebieten befand, eine Gesandtschaft, daß sie mit einer zahlreich zusammengebrachten Menge heidnischer Heere auf Mai des zukünftigen unmittelbar folgenden Jahres, alles andere hintansetzend, zu ihrer Hülfe und Unterstützung gegen die Christen, ihre grimmigsten Feinde, zu kommen geruhen möchten, damit sie vermittelst ihrer Hülfe aus den Händen ihrer Feinde, wie sie hofften, gerettet werden könnten. Jene sagten den ihnen flehentlich dargebrachten Bitten zu und versprachen auf das bestimmteste, mit einer unschätzbaren Menge und einer starken und gewaltigen Macht um Mitte Mai des nächsten und unmittelbar bevorstehenden Jahres zu kommen. Auf diese Kunde rüstete sich daher im Jahre 1343 zur Frühlingszeit das christliche Heer mit dem ganz unbesiegbaren König von Castilien, dem Hauptführer des Kampfes, dazu, der Krieg gegen die Heiden aufzunehmen. Der oben genannte König von England begab sich zu Wasser mit 400, nach andern jedoch mit 800 Schiffen wie ein unerschrockener Löwe dorthin. Auch der Sohn des Königs von Frankreich eilte, wie es heißt, mit einem zahlreichen Heere gleicher Weise dorthin. Ebenso bestimmte der Papst Clemens VI. dorthin eine große Menge im Sold stehender Reisigen aus Gallien und Italien. Auch der König von Aragonien und der König von Majorka und der König von Portugal strömten, wie das Gerücht bezeugte, im glühenden Eifer mit Macht und Volksmenge gleicher Weise her, um das erwähnte Reich zu bändigen und den Heiden Widerstand zu leisten, die in fast unendlicher und unglaublicher Anzahl [2]) kamen, die Stadt Granada zu vertheidigen. Nicht minder eilte aus Catalonien

---

[1]) Es war der Sultan Abul Hassan Ali und sein Sohn, aus dem mächtigen Herrschergeschlechte der Mereniden. Sie setzten von Afrika gewaltige Heerzüge in den Kampf gegen die spanischen Fürsten über und führten so dem König von Granada, Abul Hagiag, die verlangten Streitkräfte nach Wunsch im vollen Maße zu. Das Kriegsglück neigte sich in unbeständiger Schwankung bald auf diese, bald auf jene Seite. Die beiden Könige von Castilien und Aragonien waren der großen Feindesmacht nicht gewachsen, zumal sie allein dastanden und der König von Portugal, der die schmähliche Behandlung seiner Tochter von Seiten Alphonsens noch nicht vergessen hatte, dem Streit seine Waffen entzog. Die castilianische Flotte war bis auf fünf Schiffe vernichtet worden, und nun schritt man zur Belagerung von Tarifa. Jetzt erst schloß sich Alphons IV. von Portugal den beiden andern Christenfürsten an und alle drei schlugen im October 1340 am Flüßchen Salado die beiden muhammedanischen Könige vollständig. In romantischer Fabelhaftigkeit erzählen die spanischen Chroniken, es seien in selbiger Schlacht 200,000 Ungläubige und nur 25 Christen gefallen! Der Krieg kehrte mit seinem wechselnden Gang und Ausgang von Zeit zu Zeit wieder und zog sich durch Jahre hindurch, wie ihn ja auch Vitoduran an verschiedenen Stellen seiner Chronik wieder aufnimmt und hervorhebt.

[2]) Die so nachdrückliche Versicherung unsers Chronisten, es sei eine ungeheure Heidenmenge gewesen, hat wirklich ihren guten Grund. Die Herrschaft der Almohaden oder eigentlich mit unserm Artikel der Mohaden in Nordafrika war gefallen und an ihrer Statt der Thron der gewaltigen Mereniden aufgerichtet worden. Diese hatten vom Gebiete der Mohaden zuerst besonders Fez und Marocco inne, während in Tunis die Abubassier ihre Macht begründeten und die Zianiden dasjenige

und aus Sardinien und von andern benachbarten Inseln und Meeresküsten und von Niederdeutschland [1]) ein großes Volk, vom Eifer des wahren Glaubens entzündet, dem König von Castilien zu Hülfe herbei, der vorzüglich und hauptsächlich den Krieg betrieb. Gegen sie seien, erscholl das gewaltige Gerücht, von den Heiden 17, ja 70 Könige im Anmarsch. Eine ungeheure Menge sowohl Christen als Heiden kam also zur Frühlingszeit im Monat Mai zusammen und stand über des Krieges Kämpfen, wie man glaubt und versichert, durch den ganzen Sommer im Schweiß. Zuletzt behauptete doch das christliche Volk die Oberhand und nahm die Stadt ein. [2]) Im Streit aber mit den Heiden brachte es eine unzählbare Menge derselben um, jedoch nicht ohne Vergießen eigenen Blutes und den Tod sehr p. vieler eigenen Leute. Obschon daher von den Christen, die den Sieg feierten, in der gelieferten Schlacht mit den Heiden recht viele gefallen sind, waren es doch unvergleichlich weniger als Heiden. Als zur Ausführung dieses Kriegszuges mit den andern Christen auch der Graf von Holland, der Bruder des

---

Land sich unterthan machten, das jetzt mit Tlemesan oder Tlemsen, in der Provinz Oran östlich von Marocco, bezeichnet wird. Nun hatte sich der genannte Merenide Abul Hassan Ali vorgesetzt, die beiden Dynastien der Abuhassier und Zianiden auch zu stürzen, ihr Gebiet mit dem seinigen zu verbinden und überhaupt alles arabische Land Nordafrikas bis gegen Aegypten hin unter sein Machtgebot zu bringen. Er war eben mitten in den Eroberungen begriffen, als der Hülferuf Abul Hagiags, des Königs von Granada, an ihn gelangte. Der Merenide, im Ehrgeiz geschmeichelt, in der Eroberungssucht gestachelt, sandte seinen Sohn an der Spitze eines großen Heeres voran und rüstete sich dann mit zahllosen Truppen zu seinem eigenen Zuge. Er, jetzt „der Sultan von Afrika" geheißen, vermochte diese Rüstungen in einem maßlosen Umfang eben deshalb auszuführen, weil er nun ganz Nordafrika unter sein Scepter gezwungen sah. Die Imâm oder Religionslehrer mußten es den Mauren in allen Moscheen an's Herz legen, welch eine heilige Pflicht der Krieg gegen Spanien für sie sei und was für einen himmlischen Lohn des Paradieses er demjenigen bringe, der ihm Leib und Leben opfere. Ganz Afrika erhob sich und griff zur Waffe, unübersehbare Züge, selbst mit Weibern und Kindern, kamen gegen Spanien hin in Bewegung und schienen dessen unerschütterlich gewiß zu sein, drüben das irdische und himmlische Paradies zu finden.

[1]) Unter diesen Zuzügen, die von allen Richtungen Europas gekommen seien, haben wir uns im Allgemeinen nicht eigentliche Heere, sondern mehr Freicorps und Freiwillige zu denken. Es gab allerdings solche, die von verschiedenen Gegenden her in Spaniens Kampf gegen die Mauren zogen; doch rechnet unser Chronist auch hier etwas zu weitläufig und bringt uns eine christliche Streitmacht zusammen, die, alles und jedes gezählt, bald größer ausfiele als das Sarazenenheer. Er ist indeß der Sache selbst nicht so gar und ganz gewiß, wie sein häufiges dicitur & fertur bei allen diesen Angaben merken läßt. Die entscheidende Hauptwaffe führten, den andern Berichten der Geschichte zufolge, doch immerhin die Truppen der pyrenäischen Halbinsel.

[2]) Wir dürfen es mit Zahlen und Namen Vitodurans in diesem Kriege nicht so genau nehmen. Es ist nicht Granada, sondern Algesiras, das erobert wurde und zwar im Jahre 1344. Daß es nicht Granada gewesen, ist auch aus dem Grunde gewiß, weil Alphons den Angriff auf dasselbe erst fünf Jahre später versuchte und mitten im Belagerungswerke 1350 von der Pest weggerafft wurde. Was die Einnahme von Algesiras, diesem wichtigen Schlüssel Spaniens, betrifft, verhielt es sich damit auf folgende Weise. Der Sieg am Salado hatte Muth und Kraft gegen die Mauren gehoben, und Alphons faßte die angefachte Gluth, um sie zu neuem Kampfe zu verwenden. Er brachte zwar das Geld für seine Truppen nur mit der größten Mühe zusammen, doch ließ er nicht ab und erhielt sein Volk im kriegerischen Geist und Zug. Die Castilianer eroberten auch nach einander mehrere Städte und errangen, durch genuesische Schiffe unterstützt, selbst in einem Seetreffen den Sieg. Eben dieser Sieg sollte die Schwingen zu neuen Unternehmungen leihen, dachte der König, und gute Saat für eine noch bessere Ernte werden. Was Alphons an Soldaten, Waffen und Geld hatte, richtete er auf das eine ihm schon längst im Sinn und Plan gelegene Ziel, auf Algesiras. Die Stadt hatte an ihren Sarazenen hartnäckige Vertheidiger und Abul Hagiag, der König von Granada, erhielt auch jetzt wieder vom Sultan Abul Hassan Ali hülfreiche Unterstützung, so daß der Kampf um Algesiras von beiden Seiten mit ebenso viel Tüchtigkeit als Heftigkeit geführt wurde und wobei auch

Kaisers [1]), den Marsch angetreten hatte, wurde er bei den ersten Schritten des Zuges durch einen Fürsten vom begonnenen Marsch abgebracht. Denn dieser versprach ihm, wie man erzählt, unter falscher Zusicherung das Reich Deutschlands. Er sagte eben, daß der Graf in Kurzem zum König über Deutschland erwählt und aufgestellt würde, wenn er den Antritt des Marsches aufgäbe und nach Hause zurückkehrte. Denn mit tausend Pferden war der Graf aus seinem Lande ausgezogen, um im Hinblick auf die göttliche Vergeltung gegen die Feinde Christi und der Kirche zu streiten. So kehrte er daher getröstet zurück, obwohl er das Reich, um seine Erwartung und das ihm gegebene Versprechen betrogen, nicht im mindesten erlangt hat. Nach andern aber gab er, als er vernahm, er sei beim Kaiser angeklagt, er habe gegen dessen Willen gierig nach der Erlangung der Königswürde geschmachtet und ihm selbst ein Bein gestellt, wie ich mich oben gesagt zu haben erinnere, den angehobenen Kriegszug für Christus auf und kehrte zurück und eilte nach München, der Stadt Baierns, wo zumeist die Wohnung und der Residenzsitz des Kaisers war, und rechtfertigte sich beim Kaiser, den er daselbst getroffen, gehörig darüber, wenn es nicht mit seiner Zustimmung und seinem guten Willen geschehen könne. Aber der Kaiser schenkte seiner Entschuldigung nicht vollständig Glauben und behandelte ihn nicht so freundlich, wie er hätte sollen. Sie trennten sich daher in Uneinigkeit und Hader von einander. Der Graf aber richtete hierauf, als er hörte, die Christen seien in der Belagerung der Stadt Granada [2]) und im Kampfe gegen die Heiden glücklich, von der allergrößten, ja wie man sagt bittersten Reue getrieben, zum Ersatz für sein Aufgeben des zu Gottes Ehre angetretenen Marsches, um Herbstanfang mit 400 Pferden in erstaunlicher und bewundernswerther Eile seinen Lauf nach Venedig, um von hier zur Erlangung seiner Sündenvergebung und aus Hinsicht auf den ewigen Lohn mit Gottes Hülfe zu Schiffe nach Jerusalem überzusetzen, oder um von hier, wie andere sagen, nach Griechenland zu kommen, daß er, vom göttlichen Eifer entflammt, mit dem Könige oder Kaiser von Griechenland gegen
190. die Türken, die wildesten Widersacher der Kirche, wacker und muthvoll unter Gottes Beistand den
Kampf beginne. Denn die genannten Türken, welche sich die zweiten Schwaben [3]) nennen, bekriegen,

---

Kanonen erscheinen, die gerade um die gleiche Zeit in Schlachten auf französischem Boden, z. B. dort bei Maupertuis erwähnt werden. Nach zweijähriger Belagerung aber mußte sich Algesiras dem castilischen König doch ergeben und hierauf erfolgte ein zehnjähriger Waffenstillstand. Sehr bemerkenswerth ist noch, daß Alphons, um den kostspieligen Streit über Algesiras auszuhalten, das Hülfsmittel der Mauren brauchte und in Castilien die Alcavala einführte. Das war eine lästige drückende Steuer, welche, wie schon bemerkt und wie auch der Name verräth, von den Mauren hergenommen war und darin bestand, daß bei Kauf und Verkauf beweglichen oder unbeweglichen Eigenthums der zwanzigste Theil an die Regierung abgegeben werden mußte. Diese Steuer hätte, sobald Algesiras genommen war, wieder wegfallen sollen; allein sie wurde als höchst einträgliche Erfindung von der Regierung beibehalten und ist bis in unsere Zeit herein verblieben, hemmend und lähmend für Handel und Verkehr, ein wahres Verderben des Landes, so daß früher schon mehrere Schriftsteller den Verfall Castiliens hauptsächlich von der Alcavala herleiteten.

[1]) Sollte eigentlich heißen: der Bruder der Kaiserin, der oben erwähnte Graf von Holland.

[2]) Muß also geschrieben sein Algesiras.

[3]) Die alteros Suevos, welche Vitoduran den Türken in den Mund legt, haben wir natürlich nicht als einen bei den Türken bekannten Namen zu fassen, sondern als eine bloße Vorstellung in der Seele des Chronisten, die er zu einer

wie behauptet wird, häufig in prahlendem Lärm den König der Griechen. Um daher ihren leichtfertigen Wagnissen zu widerstehen und entgegenzuziehen, greift er sie mit seiner griechischen Ritterschaft und derjenigen anderer christlichen Nationen, freilich, ach, nicht ohne manchen Schaden an Leib und Gut seiner Leute, weil ja der Ausgang des Krieges verschieden ist, in unglaublicher Wuth und Kühnheit an und schlägt und wirft darnieder ihre Trotzigkeit. Damit also der genannte Graf an dem Lohn und Preis der Griechen durch den Kampf gegen die erwähnten Heiden Loos und Antheil habe, zog er, um sich ihrer Kriegsgefahr mit den Seinigen freiwillig (nach den Berichten Einiger, wie ich vorher sagte) auszusetzen und entgegenzustellen, in ihr Land oder Gebiet, indem er sein Gut und Leib und Land Gott überließ, für dessen Ehre zu kriegen er in das ferne Gebiet hingegangen war.

Ferner widersetzte sich im Jahre 1343 die kaiserliche Stadt Regensburg, die Hauptstadt Baierns, dem Kaiser Ludwig, weil sie seine schweren Frohnen, seine ungebührlichen Dienstlasten und seine drückenden Steuern nicht länger gleichgültig ertragen konnte und deshalb darauf ausging, sie zu beseitigen und von sich abzuschütteln. Und darum fielen die Regensburger, um ihre Empörung gegen Ludwig nachdrücklicher und sicherer durchsetzen zu können, mit ihrem Hülfs- und Söldnervolk haufenweise aus der Stadt und nahmen, wie man sagt, was ihre Hände von Getreide, Gemüsearten, Baumfrüchten und andern eßbaren oder zum Unterhalt nöthigen Sachen finden konnten, im Umfang von zwei oder drei Meilen ringsherum Freunden und Feinden, niemand verschonend, weg und führten es in die Stadt ab.

Desgleichen im nämlichen Jahre, was ich an seinem Orte ausgelassen habe, nicht mit, sondern ohne Willen, weil es mir damals noch nicht bekannt war, wuchs zur Sommerszeit in einer wegen unmäßiger Regengüsse schrankenlos gestiegenen Anschwellung der Gewässer die Reuß, welche an der Stadt Luzern vorbeifließt, so sehr an, daß sie auf dem Klosterchor der Minderbrüder, die dort wohnten, bis zum Hochaltar hinandrang, was seit längst verflossenen Jahren wohl nie gesehen und gehört worden war. Ja das Wasser stieg in seinem Strom gegen den Altar bis zu einer solchen Höhe an, daß es ein Lastschiff zu tragen stark genug gewesen wäre.

Auch ein kleiner nicht schiffbarer Fluß, der bei der Stadt Winterthur fließt, Töß geheißen, trat p. 1
so sehr über, daß er ungestüm in ein an ihm gelegenes Frauenkloster [1]) eindrang und ihm einen sehr

---

besondern Bezeichnung auf die Türken überträgt. Die Schwaben hatten frühe den Ruf außerordentlicher Tapferkeit, und wenn sie ihn nicht hatten, so legten wenigstens sie selber ihn sich bei, wie sie auch seit uralten Zeiten das Recht genossen, im Reichsheere den Vorstreit zu führen. Daher will Vitoduran wohl sagen, die Türken rühmen sich, die zweiten Schwaben, d. h. vorzüglich tapfere Streiter zu sein, gleich als wenn die Türken von jenem Ruhm und Recht der Schwaben gewußt hätten, so daß im Hintergrunde die gelegentlich benutzte Absicht liegt, den Schwaben selbst nebenbei noch etwas Schönes zu sagen, es sei nämlich der Ruf ihrer Heldengröße in alle Welt hinaus und bis zu den Türken gedrungen! Hingegen möchte es weit hergeholt und gewaltsam herbeigezogen sein, Vitoduran wolle hiemit eine Stammesverwandtschaft zwischen Türken und Schwaben andeuten, oder er gebe den Namen suevi als die „Schweifenden", welche Bedeutung man ja auch schon in dem Worte gefunden hat, so daß sich die Türken als die Schweifenden, d. h. überall Erobernden bezeichnen wollten.

[1]) Das Frauenkloster zu Töß reicht in's 13. Jahrhundert zurück. Die erste Zubereitung, die zu der schönen Stiftung

großen Schaden zufügte, ja daß er durch seine wie bei einem Bergstrom furchtbar reißende Vergrößerung dem Kloster und dessen Bewohnern einen Untergang drohte, der seit Menschengedenken nicht zu vermuthen gewesen wäre.

April. Desgleichen gieng im nämlichen Jahre die ziemlich allgemeine Rede aus, es sei vom Papst Clemens VI. mehreren Bischöfen strenge überbunden worden, daß sie mit ihrer gesammten Geistlichkeit gegen den Kaiser Ludwig offen das Kreuz Christi predigen sollten, was er auch den Predigerbrüdern überbunden habe, wie sie selbst mit eigenem Munde vor den Leuten bezeugt haben. Aber im vorbe-
Okt. nannten Jahre der Fleischwerdung des Herrn am Feste des hl. Evangelisten Lucas [1]) habe ich noch gar nichts gehört, daß dies zur Vollziehung anbefohlen worden sei.

---

führte, war erst nur ein unansehnlicher Anfang. Die Euphema von Herten, die schon als Kind den Zug in's stille Gottesleben der Einsamkeit gehabt, erlas sich in dem Weidendickicht am Flusse, unweit der Brücke, ein Plätzchen und erbaute, da es ihr der Graf Hartmann von Kyburg gestattete, ein Schwesternhaus, darum genannt „das Schwesternhaus in den Wyden zu Töß oder an Tößbruggen“. Das Frauenstift zog in zunehmender Zahl Geweihte herbei, es wuchs von Jahr zu Jahr und bedurfte einer erweiterten Einrichtung. Diesem Bedürfniß kam Bischof Heinrich I. von Constanz freundlich entgegen und erlaubte 1233 den Schwestern, das Stift in ein Dominikanerkloster umzuwandeln und einer größern Anzahl Frauen den Eintritt zu gewähren. Zugleich verhieß er allen denen, welche zum Aufbau des Klosters eine Hand reichten, vollständigen Ablaß. Als sich das Kloster endlich erhoben hatte, jedoch noch auf etwas dürftigem Grunde stand, erhielt es einen Wohlthäter nach dem andern, und stieg, von deren Gunst und Gaben genährt und gestärkt, bald zu einem reichen Stift empor. Die Grafen von Kyburg, der ältere und jüngere Hartmann, überließen ihm das weite Gelände um die Brücke, dazu eine Mühle, und im Jahre 1257 noch andere Güter, Rechte und Freiheiten. Die Freiherren von Wart, Gebrüder Rudolf und Jakob, traten dem Kloster kurz vor der Ermordung des Kaisers Albrecht das Gerichtswesen in Dättlikon ab; an den Edeln von Hünikon, Winterberg, Schlatt, an den Rittern von Seen, Teuffen u. s. w. hatte es seine Gönner und Beschützer. Aber in außerordentlicher Weise gab Agnes, die Tochter Albrechts, die verwittwete Königin von Ungarn, dem Kloster ihre Liebe zu erkennen und mehrte dessen wachsenden Wohlstand mit so mancher reichen Spende. Sie war, über der Leiche des Vaters in Trauer versunken und der Welt entfremdet, in ein Kloster gegangen und kam nicht selten in die verwandte Schwesterngemeinschaft nach Töß. Sie brachte derselben auch ihre Stieftochter Elisabeth als dreizehnjähriges Mädchen zu und legte mit ihr ein gutes Theil von jenen Gütern in des Klosters Hand, welche die Freiherren von Wart für das vergossene Blut des Kaisers in der bekannten Verfolgung einbüßen mußten. Doch wie sich der weltliche Besitz auch mehrte, das Kloster behielt, unverführt und unbestochen, seinen geistlichen Ruhm, und gerade dasjenige Jahrhundert, in welchem unser Chronist schreibt, war seine glänzendste Zeit. Die Prinzessin Elisabeth starb als ein Vorbild würdiger Gottseligkeit hochverehrt zu Töß. Im Rufe gleicher Frömmigkeit standen Elisabeth von Baldeck, die später sogar heilig gesprochen, und Ida von Wetzikon, die zur Priorin des Klosters erhoben wurde. Im folgenden Jahrhundert jedoch ließ die Strenge im Frauenkloster Töß wie in andern Klöstern ebenfalls nach, ein weltlicher Sinn hieß Bußübungen vernachlässigen, die geistliche Tracht war mit Weltfarben durchstreift, die Schranken der enthaltsamen Lebensweise wurden nach und nach weggeschoben, und da die bequemern Genüsse viel mehr Aufwand erforderten, so gieng mit der entschwundenen Einfachheit und Sparsamkeit auch der ökonomische Stand des Klosters rückwärts. Es war Zeit, die ausartende Form zu zerbrechen, und gewaltig schritt der Geist heran, der es that. Die Predigt der Reformation war der Auferstehungsruf des menschenrettenden, weltdurchdringenden Evangeliums, aber darum eben zugleich die Leichenrede über die in Klostermauern eingeschlossene Menschenscheu und Weltverdammung. Das Echo davon schlug als ein heiliger Sturm wie an die Zelle des Klausners so an das Frauenkloster zu Töß. Es wurde 1525 aufgehoben, seine Güter und Gebäude von der Regierung eingezogen, daraus unter Hunderte das Armenbrod vertheilt und die Verwaltung des Klostervermögens einem eigens bestellten Amtmann in die Hand gegeben, bis die alles umgestaltende Zeit auch das Amt und den Amtmann wegnahm, und jetzt nur etwa noch Ueberreste von Namen in die eigenthümliche Vergangenheit zurückweisen, hingegen großartig schaffende Industrie und Mechanik „im Kloster“ daran erinnern, wie weit unsere Gegenwart rastloser Strebsamkeit von jenen Jahrhunderten beschaulicher Ruhe hinweggeeilt ist.

[1]) Ueber das Fest des Lucas am 18. October berichtet die Sage ebenso unsicher als über den Evangelisten selbst.

Weiter dauerte im Jahre 1343 eine klägliche Entzweiung der Bürger von Kempten seit mehreren Jahren her, aber ach schon früher von dem Pflanzer des Unkrauts angestiftet, noch fort. Denn damals gieng hervor und floß aus von der Quelle der Ungerechtigkeit die Saat der Zwietracht, der Trennung und des Aufruhrs, was einer langen Erzählung bedürfte. Das zog sich bis zum genannten Jahr des Herrn mit einer jammervollen Verwirrung der schon besagten Bürger hinaus. Deshalb wurden Einige, welche die Sache oder That hauptsächlich angieng, mit ihren Frauen aus der Stadt ausgestoßen und ausgeschlossen. Sie begaben sich zum Bischof von Chur und wurden seine Dienstleute, und zur Rache der ihnen ungerechter Weise angethanen Unbilde, weshalb sie wenigstens nach dem ziemlich allgemeinen Glauben nur den Rechtsweg ergreifen und nur ihr Recht suchen zu wollen schienen, nahmen sie doch, von der Wuth getrieben, in entgegengesetztem Wesen, ähnlich ihren Gegnern zu handeln [1]), einen reichen Mitbürger, der ihnen zufällig in die Hände lief, gefangen und setzten ihn an einem sichern und festen Ort unter strenge Haft. Sie versteckten sich ob der berührten Sache häufig in Wäldern und Schlupfwinkeln bei Kempten und legten ihren Mitbürgern Tag und Nacht Hinterhalt. Diese Entzweiung wüthete einige Jahre lang fürchterlich und stieß viele bessere Bürger aus Kempten weg. Denn aus Furcht, dort wahrscheinlicher Weise gefährdet zu sein, begaben sie sich an andere Orte. Was weiter? Das dort von dem Drachen Satan ausgegossene Gift unterfraß jene vorher sehr beliebte Ortschaft und machte sie zu einer grausen Wohnstätte.

Zur Fortsetzung will ich mehrere erstaunliche Dinge an das Vorangegangene über die Ueberschwemmungen der Gewässer anknüpfen, die, wie ich oben gemeldet habe, durch die unmäßigen Regengüsse veranlaßt waren, welche Dinge mir damals verborgen waren, aber bald darauf kund wurden. Es sind folgende: daß bei einer beschwerlichen und seit längst vergangenen Zeiten ungewöhnlichen und unerhörten, p.

Warum als Feier der 18. October angesetzt worden, ist nicht zu bestimmen. In der Kirche hat Lucas stets als Arzt gegolten, weil Paulus im Briefe an die Col. 4, 14 schreibt: Euch grüßt Lucas, der Arzt, der Geliebte. Die Tradition hat ihn aber auch zum Maler und noch eine Stufe höher zum Schutzpatron der Maler gemacht. Nach dem einen Bericht starb er als Bischof von Thebais, nach dem andern in Bithynien, nach dem dritten als Greis in Achaja, an einem Oelbaum aufgehängt. Sein Körper sei mit den Reliquien des Andreas nach Constantinopel, später durch einen Mönch nach Padua gebracht und hier in der Kirche der hl. Justina bestattet worden. Man zeigt aber Einem denselben Körper auch in dem Franziskanerkloster St. Hiob zu Venedig und den Kopf zu Rom.

[1]) Wir wüßten die Stelle nicht anders zu fassen. Der Text gibt zu lesen **furore agitati in oppositum similari.** Im Zusammenhange mit dem vorhergehenden und folgenden Satze ist der Sinn wohl dieser: Anfänglich hatten, wie man allgemein annahm, die beleidigten Bürger nur die Absicht, die Genugthuung für das ihnen zugefügte Unrecht, das als **injuste illata** bezeichnet wird, auf dem gehörigen Wege des Gerichtes und Gesetzes zu suchen, daher denn auch der Ausdruck **justitiam intendere**, was bedeutet, gegen Einen auf dem Rechtswege vorschreiten, Einen rechtlich belangen, klagen. Aber je länger sie den Gedanken nährten, desto mehr wurde seine Bitterkeit gesteigert und er endlich bei dem Anblick eines Mitbürgers als eines Mitschuldigen aus der Gegenpartei bis zur Wuth getrieben, die sich nun eben äußert durch jenes **in oppositum similari**, d. h. im entgegengesetzten Wesen oder eigentlich ins Gegentheil (Accusativ der Richtung) hinüber sich ähnlich machen oder zeigen, was dadurch geschah, daß sie nun nicht mehr dabei blieben, Unrecht zu leiden, sondern ebenfalls Unrecht zu thun, wie der Feind es gethan, also in ganz anderer Richtung zu verfahren, als sie sich vorher den Anschein gegeben und die Leute von ihnen die Meinung gefaßt hatten.

oben erwähnten Anschwellung des Rheins die Menschen in Gefährdungen an Leib und Gut, in schreckliche Furcht und Angst und Beschädigung geriethen. Denn der Rhein, der eine Vergrößerung über die Maßen annahm, führte von der Stadt Laufenburg [2]) etwa zwölf Häuser sammt der abgerissenen Brücke fort. Er strömte zudem mit reißender Gewalt über die Mauern der Stadt Seckingen [2]) herein, drängte und jagte fast alle ihre Bewohner hinaus, und zog auch mehrere Häuser, die er auf traurige Weise zertrümmert und von ihren Stellen weggerissen hatte, mit sich fort. Ebenso zerbrach er die aus steinernen Pfeilern erbaute Brücke der Stadt Rheinfelden [3]) gänzlich. Er führte nämlich mehrere Häuser und Bollwerke und andere Gebäude verschiedener Art ungestüm daher, stieß mit ihnen an die steinernen, äußerst festen Pfeiler an und riß diese selbst von Grund aus von ihren Stellen weg. Auch die Bewohner des Schlosses auf der Brücke, das beinahe in der Mitte des Stromes lag oder gebaut war, überraschte er und stürzte sie in die traurigsten Drangsale des Hungers und in den Schrecken des Ertrinkens und in allerlei andere höchst schaurige Leiden. Das erduldeten sie durch dreier Wochen Zeitraum fortwährend und zogen dadurch von beiden Seiten des Rheinufers die Landbewohner wie zu einem Schauspiel herbei.

In jenem Jahr bezeugte auch ein ziemlich allgemeines Gerücht, das Meer habe mehr als gewöhnlich, ja mehr als es je vorher gesehen worden, abgenommen. Als nun die Astronomen, die sich zu Paris befanden, von des Meeres ungewöhnlicher Abnahme und von dem außerordentlichen Austreten der Gewässer in einigen Gegenden hörten, und die Ursache davon auszuspähen und aufzuspüren sich bemühten, fanden sie, wie man sagt, wahrscheinlich auf den astronomischen Tafeln, daß ein ausgezeichnet rothglänzender Stern regiere, der ungemein Wasser schöpfe und aufziehe und hernach niedergieße. Sie versicherten, daß er vor 500 Jahren regiert habe und seitdem bis zu jenem Jahre nicht mehr, und daß er von jenem Jahr an bis wieder über soviel Jahre nicht mehr regieren werde.

Oft. Nachdem in dem schon mehrmals erwähnten Jahre die Friedensschlüsse zwischen dem König von

---

[1]) Im aargauischen Bezirk gleiches Namens am Rhein, über den die offene Brücke nach Klein-Lauffenburg, der badischen Amtsstadt, hinüberführt. Die Lage Lauffenburgs war immer, zu Vitodurans Zeit wie heute noch, zu solchen Gefährdungen und Zerstörungen geeignet. Der Rhein stürzt zwischen zwei großen Granitblöcken hindurch und nöthigt dem Schiffer die Mühe ab, die Waaren auszuladen und das leere Schiff an Seilen über den Wassersturz hinunterzulassen. Dagegen ist der Standpunkt sehr anziehend und malerisch.

[2]) Oder Säckingen, badische Amtsstadt auf dem rechten Rheinufer, von dem eine Brücke auf das linke ins aargauische Gebiet überleitet. Hier war das vom hl. Fridolin, dem Glaubensboten aus Irland, gestiftete reiche Frauenkloster, das von der neuern Zeit aufgehoben und mit seinen großen Gefällen theils an Baden, theils an Aargau vertheilt wurde. Die Hilarius-Kirche mit den Gebeinen des irländischen Heidenapostels ist noch zu sehen.

[3]) Im aargauischen Bezirk gleiches Namens, am linken Rheinufer. Ueber den Rheinstrudel, genannt Höllenhaken, geht die Brücke an das badische Ufer. Auch hier hat der Geist der Zeit das Kapuzinerkloster in andere Stiftungen, besonders in gute Schulanstalten umgeschaffen. Der Ort hat durch manches Jahrhundert, so im 15., 17., 18., von Seiten Oesterreichs und Frankreichs schwere Schicksale bestanden und erinnert sich nur Einer schützenden segnenden Freundeshand, es ist diejenige des hochsinnigen Kaisers Rudolph von Habsburg, der oft in Rheinfeldens Mauern weilte und es mit mancherlei Freiheiten und Wohlthaten bedachte.

Frankreich und dem König von England geordnet und abgemacht waren, wie ich oben kurz angezogen
habe, sah der König von England, als er von der ihm ergebenen Bretagne mit seinem in mehreren p.
Schiffen befindlichen Heere übersetzend nach England zurückkehrte, wegen der auf dem Meer entstandenen
Heftigkeit des Sturmes vor seinen eigenen Augen etwa 16 Schiffe, was ihn auf das bitterste schmerzte,
von den rauhen Fluthen verschlungen und in die Tiefe versenkt werden. Doch traf dieser Sturm das
Schiff des Königs nicht im mindesten. Denn von ihm wird dieses vorzügliche, ich möchte sagen von
Gott ihm gewährte Vorrecht berichtet, daß, so oft der Stürme oder Ungewitter ungeheurer Wirbel
oder rasende Wuth das Meer aufwühlten, sie doch zu seinem Schiffe, welchem er sich auch immer
anvertraut haben mochte, auf keine Weise je herandrangen, sondern um dasselbe herum vollständige
Stille walten ließen. Das ist bewunderungsvoll. Auf jener Ueberfahrt verfiel der König von England
in einen schwerern Verlust und in nachtheiligere Kosten, als er im ganzen zwischen ihm und dem König
von Frankreich geführten Kriege verfallen ist.

In demselben Jahre ebenfalls wurden in vielen Gegenden Deutschlands zur Herbst- und Winters- 134
zeit, wie ich mit eigenem Ohr und Auge wahrgenommen, die Menschen durch einen höchst drückenden
Mangel und des Hungers Stacheln gequält. Denn selbiges Jahr war gänzlich unfruchtbar und brachte
weder Baumfrüchte noch Rüben noch Kohlgewächse noch Hülsenfrüchte in jenem Umkreise hervor. Die
Einwohner jenes Landes, besonders des Albgaues, aßen, was der Menschen Ohren zu hören fliehen und
schaudern, nur das aus Hafer auf rohe Art verfertigte Brod; auf rohe Art sage ich, weil der Hafer
in der Mühle nicht gesäubert noch gut zerstoßen, sondern Spreu und Weizen unter einander in der
Mühle oberflächlich gebrochen oder zerrieben und daraus ein Brod bereitet wurde, das eher für das
Vieh als für ein vernünftiges Wesen paßte. Viele gemeine Landleute und Handwerker sowohl in den
Städten als auf dem Lande verwandelten, was traurig zu sagen ist, dasselbe leichthin im Ofen
gebackene Brod mit Wasser in einer Schüssel wieder gleichsam in die ursprüngliche Materie eines flüssigen
Teiges und machten daraus über dem Feuer eine Brühe. Denn alle eßbaren und zum Unterhalte
nöthigen Dinge hatten ihnen gefehlt. Das erwähnte Brod hatten sie auch im Ofen auf zerbröckelte
Weise und unvollständig gedörrt und so gebacken, daß es inwendig feucht und flüssig war, der Farbe
nach wie Erde schien und, wenn man es kostete, gar nicht gut gekaut werden konnte. Das nämliche
Jahr lieferte auch in der genannten Gegend nur wenig und sehr sauren Wein, er war fast ganz rauh.
Ueber einen solchen konnte Moses im fünften Buche wohl sagen: „Ich erwartete, daß er (der Wein- p.
garten) Trauben bringe, er brachte aber wilde Trauben." [1]) „Ihre Traube ist eine Traube von Galle
und ihre Beeren von lauter Bitterkeit, Drachengalle ist ihr Wein." [2]) Weshalb auch wahrhaft und
eigentlich die Trinker desselben das Wort des Propheten reden konnten, der in den Psalmen sagt:

---

[1]) Dieses erstere Citat ist bei Jesaja zu lesen und zwar Cap. 5, V. 4.

[1]) 5. Mos. 32, 32.

„Du hast uns, o Herr, mit dem Wein der Peinigung getränkt!“ [1]) Es war eben ein Getränk wie von Wermuth und Bitterkeit.

In demselben Jahre war auch eine so große Theurung ausgebrochen, daß etliche Menschen vor allzu starkem Hunger in den Löchern und Oeffnungen der Denkmäler auf den Grabhügeln der Verstorbenen mit schmachtendem Athem ihres Mundes und mit weit aufgesperrtem Maul und Nasenloch den Gestank und die verdorbenen, von dort aufsteigenden Dünste gierig auffiengen, um auf solche Weise, wenn ihre Eingeweide angesteckt wären, das Leben schneller abzubrechen, damit es nicht durch des Hungers langwierige Beschwerden gemartert würde.

Im gleichen Jahre um das Ende des Herbstes wurde der Herr Ulrich, Graf von Feldkirch, nach Stamm und Geschlecht von Montfort, im Alter fast ein Achziger, von seinen Erben, die an ihn auf einer ziemlich nahen Linie der Verwandtschaft hinanreichten und ebenfalls Grafen waren, deshalb, weil er das Erbrecht für sein zu erbendes Vermögen auf Auswärtige zu schieben und überzutragen bemüht gewesen sein soll, gefangen genommen und im eigenen Schlosse von ihnen in sicherer Haft gehalten, aber bald darauf wieder in Freiheit gesetzt. [2])

---

[1]) Psalm 60, 5, nach der Vulgata, während die deutsche Bibel übersetzt: Wein des Taumels, dem hebräischen Urtext angemessener, nach welchem es ein Wein ist, der taumeln oder schwindeln macht.

[2]) Auf diese Gefangennehmung des Grafen Ulrich von Montfort-Feldkirch durch seine Neffen Hugo und Rudolf haben wir schon in einer obigen Note hingedeutet. An der gegenwärtigen Stelle müssen wir das Verhältniß mit seinen Folgen etwas näher beleuchten. Der alte Graf Rudolf hatte also vier Söhne hinterlassen. Sie verfuhren nach üblichem Brauch und verwalteten die Hinterlassenschaft des Vaters anfänglich in gemeinschaftlichem Besitz. Als aber Hugo und Berthold gestorben und deren Kinder herangewachsen waren, wurde eine Theilung und Ausscheidung der Güter nothwendig. Die Mitglieder der Familie kamen daher zusammen und nahmen unter dem 2. März 1318 die Theilung in solcher Weise vor, daß die beiden noch lebenden Brüder Rudolf, der Bischof, und Ulrich II. nachbenannte Erbpfänder erhielten: Burg und Stadt Feldkirch mit Leuten und Gütern, Burg und halbe Grafschaft Jagberg, Burg Horven (wohl Schwarzenhofen bei Satein im Jagberg), Burg Neumontfort bei Götzis sammt Grafschaft von der Mündung der Frutz in den Rhein hinab gegen den Bodensee, das halbe Dorf Fußach am Bodensee, die drei Kirchensätze zu Thüringen in der Herrschaft Blumeneck, zu Schams und Götzis. Das waren die Erbstücke, welche der feldkircher Linie zufielen. Als nun Rudolf der Bischof 1333 gestorben war, kam alles in des Bruders Ulrich alleinige Hand. Und nicht lange gieng es, so sah dieser Graf seine Besitzungen um einen hübschen Zuwachs vergrößert. Der Sohn seines Oheims, des Grafen Ulrich von Bregenz, Namens Hugo, starb nämlich im Jahr 1338 ohne Erben. Auf dessen Hinterlassenschaft hatten Ulrich, seine Neffen und der Graf Wilhelm von Tettnang gleiche Ansprüche. Die Erbgesetze jener Zeiten waren unsicher, der öffentliche Zustand überhaupt rechtlos, und so oft dergleichen Erbfälle eintraten, hatte man selbst unter den nächsten Anverwandten Fehden zu gewärtigen, wodurch die nähere und weitere Umgebung nicht selten empfindliche Schädigungen erlitt. Um solchem Unheil zuvorzukommen, vermittelte der benachbarte Adel zwischen den beiden Erbgeschlechtern, dem Grafen Ulrich II. von Montfort-Feldkirch und dem Grafen Wilhelm von Montfort-Tettnang. Der Vertrag, von beiden den 19. März 1340 abgeschlossen, sicherte der Linie Tettnang einen gewissen Theil der Güter zu, trug aber doch weit mehr auf Montfort-Feldkirch über, nämlich fast den ganzen bregenzer Wald, die Stadt Bregenz selbst, die Besitzungen des verstorbenen Hugo im Rheinthal, Allgau u. s. w. Wir sehen also, daß Ulrich einen gewaltigen Umfang von Gütern und Ländereien beisammen hatte. Da er mit keinen Kindern beglückt war, so standen jene Brudersöhne, Hugo und Rudolf, als die nächsten Erben da, und wirklich richteten sie auf des Oheims reiches Herrschaftswesen ein sehnsüchtiges Auge, ja wir können es begreifen, daß ihnen das Gemüth und der Arm nicht ruhig verblieb, wenn sie des schönen Erbes verlustig gehen sollten. Aber der Oheim vertrug sich mit ihnen eben gar nicht gut und schenkte seines Herzens ganze Liebe seinen Schwestersöhnen, also auch Neffen, jedoch auf einer andern Seite, nämlich den Grafen von Werdenberg. Er hatte es auch kein Hehl, daß er darauf ziele, denselben die sämmtliche Erbschaft in die Hände zu

Da der Philosoph [1]) sagt, daß eine Sage, die alle reden, nicht gänzlich verloren geht, habe ich deshalb eine in dem nämlichen Jahr geschehene Sache, die vielleicht in den Herzen einiger Menschen nicht so überzeugend und glaublich wird, bei mir aber in ihrem oftmaligen, weit verbreiteten und allgemeinen Gerücht mit Betheurung und der Worte fester Vergewisserung zu meiner großen Verwunderung häufig erzählt wurde, in das gegenwärtige Werkchen einzuschalten für werth erachtet. Sie ist nämlich folgende. Die Sperlinge hätten, in Parteien getheilt, in gewissen Gegenden Italiens ein Gefecht wider einander geliefert. Als in demselben die größte Menge von ihnen gefallen war, erschienen in Deutschland weniger Sperlinge als zu andern Zeiten.

Es wurde auch die Behauptung aufgestellt, daß in einigen gebirgigen Gegenden, wo Deutschlands Grenzen sind [2]), die Elstern, Krähen, Wachteln [3]), Dohlen und Raben und die andern kleinen gemeinen Vögel, welche Körner, Grasarten und Würmchen als Speise nehmen und die den andern wildern Vögeln zur Beute dienen, mit den Habichten, Sperbern, Kapphähnen, Geiern [4]), Weihen und Adlern

---

legen. Insofern drückt sich Vitoduran, der den Sachverhalt vielleicht weniger genau kannte, nicht ganz richtig aus, der Grafe habe gesucht, sein Erbe auf Auswärtige — extraneos — überzutragen; denn wenn die Söhne der Schwester allerdings mit den Söhnen des Bruders nicht auf gleicher Erblinie standen und dem andern Stamm Montfort angehörten, so wären sie immerhin keine auswärtigen oder ungehörig herbeigezogenen Erben. Dieser Sinn des Oheims und dieser Stand der Dinge brachte die beiden Söhne Hugo's zur höchsten Erbitterung, zum äußersten Schritt. Sie stellen ihre Leute unter Waffen und nehmen den Oheim Ulrich gefangen, die einen melden im Jahr 1341, die andern 1343. Nach der Hauschronik heißt es, Graf Ulrich, ein 80jähriger Greis, sei den 9. October 1343 auf die Schattenburg, bei der Stadt Feldkirch, in das Gefängniß gelegt, aber den 6. Januar 1344 auf die Drohungen des Kaisers Ludwig wieder freigelassen worden. Auch Vitoduran ist also ein Gewährsmann dafür, daß es das Jahr 1343 gewesen. Der gewaltthätige Akt hatte aber den beiden Neffen das Erbe nicht näher gebracht und den Oheim noch weiter weggestoßen. Ohne Zweifel geschah es theils zur Rächung der erlittenen Unbilde, theils zu künftiger Schutzwehr gegen solche Ueberfälle, daß der Graf Ulrich 1344 zu Lindau die Urkunde ausstellen ließ, in welcher er, was er nur immer besaß, an das Reich und den Kaiser Ludwig übergab. Da dies jedoch die natürlichen Erben nicht gelten ließen und den Streit mit dem Schwert auszufechten begannen, auch zudem der Graf Wilhelm von Montfort-Tettnang ein alter bewährter Freund des Kaisers war, so wurde die anfangs gefährlich verwickelte Sache in den Weg ruhigerer Lösung eingeleitet. Der Oheim Ulrich verstand sich endlich im Jahr 1346 dazu, den Neffen von Bruder und Schwester her, den Grafen von Montfort-Tosters und von Montfort-Werdenberg noch bei Lebzeiten seine Herrschaften abzutreten und starb dann nach vier einsam verlaufenen Jahren 1350. Man vgl. Vanotti a. a. O. p. 75—77.

[1]) Aristoteles. Ueber ihn s. Neujahrsblatt 1860 p. 125, Note 3.

[2]) Es sind ohne Zweifel die Karpathen gemeint.

[3]) Das Wort orices, das der Text bietet, ist in dieser Form weder irgendwo zu finden noch irgendwie zu verstehen. Sollte es wirklich richtig geschrieben sein, so wüßten wir in der That nichts daraus zu machen und müßten zu der ersten beßten Vermuthung greifen. Ist es uns aber gestattet, die Schriftzüge ein wenig anders anzusetzen, so lesen wir ereces, vom griechischen crex, eine Wachtelart, daher der Wachtelkönig rallus crex heißt. Oder dürften wir den Buchstaben noch etwas mehr Gewalt anthun, so kämen wir auf ortyges, vom griechischen ortyx. und hätten abermals die Wachteln, und da der Vogel in die ganze Gesellschaft paßt, so halten wir an der Wachtel fest, bis wir auf eine sicherere Fährte gebracht sind.

[4]) Auch hier bringt uns der Text ein Wort, nämlich furfariis, dem wir schlechterdingen nicht auf die Spur zu kommen vermochten. Wir haben einen einzigen Vogelnamen gefunden, der mit dem genannten verglichen werden kann und ihm bis auf einen Buchstaben sogar gleichlautend ist, furnarius, auch geheißen figulus, der Töpfervogel, von der Größe unserer Sperlinge und Staare. Vgl. Lenz: Die Vögel, 4. Aufl. 1861, p. 211. Allein einerseits gehört dieser Vogel nicht in die obige Compagnie der großen Lufttyrannen, andererseits ist Südamerika sein Heimathland, so daß er uns, so verführerisch

und dem andern Geflügel, das sie verfolgt, wenn es auf Beute ausgeht, und das ebenfalls ihr Fleisch
195. frißt, in einer ungeheuren Menge versammelt, einen heftigen Kampf geführt haben. Aber die gemeinen
Vögel waren ihren Feinden an Kräften überlegen und warfen einen unzählbaren Schwarm aus ihnen
wacker darnieder. Da dies aus innerster Empfindung ein vorzüglicher Vogel oder vielleicht ein Hauptführer
von der Partei der Unterliegenden betrauert und zu Herzen genommen hatte, flog er schnell
fort und holte ein großes Heer Vögel von seiner Partei, die er in kurzer Zeit zusammen brachte,

---

sein Name klingt, zu nichts dienen kann. Wenn wir irgendwo Aufschluß zu bekommen hoffen konnten, so war es in Conrad Geßners Thierbuch, dem in seiner Art so eigenthümlichen Buch, welches von der Zeit und Geschichte unserer Chronik nicht gar so weit absteht. Allein auch hier haben wir nirgends einen lateinischen furfarius (a? um?) zu Gesicht bekommen, was wir zwar auch wieder begreifen können. Denn Geßner, in dem eben damals durch Italien, die Schweiz und Deutschland gewonnenen Aufschwung der classischen Studien, er, ein vorzüglicher Kenner und Nacheiferer der Geister wie der Zungen von Hellas und Rom, hat freilich ein ganz anderes Latein geschrieben als Vitoduran, der das ævum inferius e infimum mit dem einzelnen Wort und mit dem ganzen Satz in seine Chronik eingetragen hat! Wir glauben, es seien Geßners „Gyren", die wenigstens ihrer Gestalt und Natur nach unter den Sperbern und Adlern am Platze sind. — Was die Erzählungen selbst anbetrifft, welche Vitoduran über manche interessante Erscheinung in der Welt der Thiere zusammenstellt, so befinden wir uns damit keineswegs im Reiche der Fabel und haben nicht Ursache, an der Wahrheit der Berichte zu zweifeln, so weit diese nicht, wie der Kampf der Hunde vor der deutschen Kaiserwahl, in abergläubische Deutungen übergehen. Es ist bekannt, wie die Thiere classenweise in freundliche oder feindselige Verhältnisse zu einander gesetzt sind, wie von den kleinsten an bis zu den größten, von den schwächsten an bis zu den stärksten Bündnisse geschlossen und Kämpfe geführt werden, mag es im dunkeln Wald oder in der verborgenen Erde, in den ungleichen Tiefen des Wassers oder in den unbegrenzten Höhen der Luft geschehen. Es würde uns hier zu weit führen, die Beispiele des Chronisten mit ähnlichen und noch merkwürdigern zu vermehren; wir verweisen darüber auf das schon erwähnte Thierbuch Geßners, das uns mit derartigen Geschichten aus der Thierwelt in der natürlich naiven Weise und Darstellung reichlich unterhält. Des besondern Buches besonderer Titel lautet vollständig: Thierbuch, Das ist ein kurtze bschreybung aller vierfüßigen Thieren, so auff der erden vnd in wassern wonend, sampt irer waren conterfaktur: alles zu nuz und gutem allen liebhabern der künsten, Artzeten, Maleren, Bildschnizern, Weydleuten und Köchen gestelt. Erstlich durch den hochgeleerten herren D. Cunrat Geßner in Latin beschriben, yetzunder aber durch D. Cunrat Forer zu mererem nuz aller mengklichem in das Teutsch gebracht, vnd in ein kurze komliche ordnung gezogen. Mit Keyserlicher Maiestat freyheit in acht jaren nit nachzetrucken, bey peen vnd straaff acht Marck lötigs golds. Getruckt zu Zürych bey Christoffel Froschower, im Jar als man zalt 1561. Mit der Widmung des Uebersetzers: Den fürsichtigen, Eersamen vnd weisen Schulthessen vnd Rhat der Statt Winterthaur, meinen gebietenden vnd günstigen Herren", und mit einer „Vorred an den gutwilligen Läser." Eine in vielen Beziehungen köstliche Lectüre und zudem ein Werk, das einen für die damalige Zeit überraschend hohen Standpunkt der Naturkenntniß und Naturforschung verräth. Nur Schade, daß das Buch so selten geworden und kaum mehr anderswo als auf Bibliotheken zu treffen ist. Es könnte überhaupt füglich als eine schuldige Aufgabe betrachtet werden, Geßnern zu genauerer Bekanntschaft besonders aus seinen eigenen Briefen unserer Zeit vorzuführen. Er stand als Zeitgenosse Zwinglis nicht nur in der kirchlich, sondern auch in der naturhistorisch reformirten Anschauung der Welt, glänzte im Bunde der damaligen Gelehrten als ein Stern erster Größe, mit einer außerordentlich vielseitigen Bildung und einer wo möglich alles in sich fassenden Wissenschaft, ein unermüdeter Forscher in den Wundern der Schöpfung wie in den Werken des Geistes, ein Sammler naturhistorischer Merkwürdigkeiten aus allen Welttheilen, ausgezeichneter Arzt, tüchtiger Philolog, Schriftsteller in Prosa und Poesie, im In- und Auslande hochgeschätzt, von seiner Zeit das eine Mal der deutsche Plinius genannt, das andere Mal als ein bewunderter Polyhistor mit dem bezeichnenden Ehrentitel literarum miraculum beschenkt, ein Geist, der mit der umfangreichsten Gelehrsamkeit einen wahrhaft christlichen Glauben zu verbinden verstand, daß wir auf ihn mit vollem Recht eine Zeit wie die unsrige verweisen können, in welcher vom Hylozoismus und Materialismus so keck die Behauptung hingestellt wird, eine religiöse Ueberzeugung und eine wissenschaftliche Naturkunde ständen im unlösbaren Widerspruch und könnten unmöglich mehr zusammengehören und zusammengehen. Wir möchten, wie gesagt, unserer Zeit eine vertraute Bekanntschaft mit Geßnern von Herzen gönnen!

herbei, welche des Krieges Entscheidungskampf mit den Siegern wieder aufnahmen und einen ruhmvollen Triumph feierten und sie sonder Erbarmen niedermachten. Aus den Leichen der von beiden Parteien Gefallenen aber entstand ein Haufen wie ein Hügel oder Berg. Sie thäten, fürchtete man bei den Leuten, welche Vorbedeutungen zu erklären wissen, das Vorzeichen eines künftigen Unglücks dar. Denn von einem Kampf vieler Hunde, der vor der zwieträchtigen Wahl Friedrichs, Herzogs von Oestreich, und Ludwigs, Herzogs von Baiern, zum König von Deutschland, in den untern Rheingegenden stattfand, zogen sie hierüber aus vielen anderen ähnlichen vergangenen Geschichten einen Schluß. Auf denselben folgte denn der lange und grause Streit um die Erlangung des Reiches unter denselbigen Fürsten, mit der bittern Aufregung der Menschen und der traurigen Verwüstung des Landes, wie ich in den obigen Abschnitten dieses Buches auseinander gesetzt habe.

Das Gefecht in jenem Vögelkampfe scheint mir nach meinem Urtheil im Ganzen nicht unmöglich zu sein, wenn ich die mannigfachen Naturtriebe der vierfüßigen Thiere und Vögel in Betrachtung ziehe, demjenigen zufolge, was wir in verschiedenen Büchern lesen, welche von den mancherlei Anlagen thierischer Körperbildung handeln. Den Fuchs nämlich haßt, wie Isidor sagt, vor allen Thieren die Krähe und ficht gegen den Sperber und Habicht, wie Isidor im „Buche der Etymologien [1])" sagt. Ebenfalls

---

[1]) Es ist jener Isidor von Hispalis, dessen wir im vorigen Neujahrsblatt p. 143 Note 2 gedacht haben. Der Titel des Werkes heißt eigentlich: **Originum sive Etymologiarum libri XX.** d. h. Zwanzig Bücher Grundstämme oder Etymologien d. h. Ableitungen, Erklärungen. Sein Freund Braulio, Bischof zu Cäsaraugusta, dem jetzigen Saragossa, hatte ihn zu diesem Werk aufgefordert, und giebt ihm überhaupt das Zeugniß, „Gott habe den Isidor erweckt zur Herstellung der alten Denkmäler, damit seine Mitbürger nicht ganz und gar durch einen bäurischen Geschmack veraltern möchten." Isidor ist allerdings im Schooße und nach dem Maßstabe seiner Zeit ein Mann von einziger Geschicklichkeit, aber doch auf allen Gebieten, so viele er deren berührt und bearbeitet hat, weit mehr ein bloßer Sammler als ein selbstständiger Denker, gebunden an die gegebene Autorität, von der er sich den Stoff reichen läßt, aber nicht stark oder hoch genug, das gelieferte Material von eigenem Gesichtspunkt aus zu sichten, zu läutern, zu vervollkommnen. Das genannte Buch ist sein Hauptwerk. Es führt seinen Titel daher, daß Isidor darin eine Menge Namen und Wörter theils ihrer Abstammung nach herleitet, theils dem Begriff und der Sache nach erklärt. Wir finden in demselben eine solche Masse von Gegenständen aus allen Gebieten des Wissens und Denkens, daß sich das Buch als ein gewisses Vorbild, aber „spanisch" zugerichtet, von dem ausnimmt, was wir jetzt, nach tausend Jahren, Encyclopädie oder Conversations-Lexikon nennen. Wir können nicht umhin, einen Blick in das Labyrinth wimmelnder Bilder und Räthsel zu werfen und setzen wenigstens ein kurzes Verzeichniß der einzelnen Bücher her. Erstes Buch: Von der Wissenschaft und Kunst, die Begriffe und Kunstwörter in der Sprachlehre, und etwas von der Geschichte. Zweites Buch: Redekunst, Einleitung in die Philosophie, Dialektik aus dem Aristoteles und andern. Drittes Buch: Rechenkunst, Tonkunst und Sternkunde. Viertes Buch: Arzneiwissenschaft. Fünftes Buch: Rechtsgelehrsamkeit und eine Zeitrechnung, woran gelegentlich ein Zeitbuch angehängt wird. Sechstes Buch: Ueber Bücher, Bibliotheken, Handschriften; die **canones Evangeliorum et Conciliorum**; vom Kalender, von christlichen Festen und vom Kirchenceremoniel. Siebentes und achtes Buch: Von Gott, Engeln, Menschen nach ihren verschiedenen Classen als Patriarchen, Propheten, Apostel, Märtyrer u. s. w. Dann vom Glauben, von allen Ketzereien, von heidnischen Philosophen, Dichtern, Sibyllen, Zauberern und Göttern. Neuntes Buch: Die mancherlei Sprachen, besonders auch die drei „heiligen" Sprachen, die am Kreuze Christi gebraucht wurden; die Namen von Völkern, von Würden im Staat und im Krieg, von Verwandtschaften und ehelichen Verbindungen. Zehntes Buch: Erklärung vieler Wörter von unbekanntem Ursprung nach alphabetischer Ordnung. In den andern zehn Büchern folgen nun noch: Der Mensch und der menschliche Körper, dessen einzelne Theile, Gliedmaßen und Werkzeuge; Mißgeburten und Ungeheuer; Thiere von jeglicher Gattung; die Welt, Elemente und Naturerscheinungen; Erdbeschreibung; allerlei Gebäude, Steine und Metalle,

überdie Krähen wird im Hexaëmeron [2]) gesagt, daß sie die Störche wegführen und leiten, indem sie dieselben wie mit Geschwadern dicht umdrängen und sich ihnen geschwaderweise anschließen. Sie streiten gegen

---

Landbau, Krieg und Spiele, Schiffahrt, Geräthschaften und Werkzeuge. Alles erklärt, auf den Ursprung zurückgeführt und in dem jedesmaligen Ausdruck nachgewiesen, ein wundersames Gemengsel mit vielen Fehlern, aber ein Sammelwerk erstaunlichen Fleißes und großer Kenntniß.

[2]) Das Hexaemeron ist von besonderer Bedeutung, es bezeichnet das sechstägige Schöpfungswerk, die Erschaffung der Welt auf die sechs Tage vertheilt. Dieses Hexaemeron war lange Zeit ein beliebtes Thema und Schema, um darüber erbauliche Betrachtungen und namentlich Predigten zu halten, die dann von den sechs Tagen und von den auf dieselben fallenden Partien der Weltschöpfung ihre eigene Eintheilung erhielten. In solchen Betrachtungen oder Reden ist denn auch das von Vitoduran citirte Hexaemeron des Ambrosius abgefaßt, jenes mailändischen Erzbischofs, der im gegenwärtigen Heft schon einmal erwähnt worden ist. Jedem Tag der Schöpfung ist ein Buch gewidmet, das ganze Hexaemeron somit in 6 Bücher gefaßt, und jedes Buch hat eine gewisse Anzahl Capitel, 10, 5, 17 u. s. w. je nach dem großen oder kleinen Stoff, der an dem betreffenden Schöpfungstag gestaltet wird. Unsere Stelle findet sich im 16. Capitel des 5. Buches, wo, weil am 5. Tag die Vögel geschaffen worden, der Zug der Störche und auf demselben die liebevolle Hülfe der Krähen besprochen, zugleich der Krähen Gastfreundlichkeit belobt und der Gefühllosigkeit der Menschen gegenübergestellt wird. Das Hexaemeron ist in der nämlichen Auffassung der Bibel und der Natur gehalten, die dem Erzbischof in allen seinen Schriften eigen ist. Ambrosius war ein Anhänger derjenigen Schriftauslegung, welche von der alexandrinischen Schule ausgegangen war und durch den bedeutsamsten Lehrer derselben, durch Origenes, den Höhepunkt erreicht hatte. Die stehende Figur dieser Schriftauslegung ist die Allegorie und zwar in der ungemessensten Anwendung. Durch ein ab- und ausschweifendes Allegorisiren werden Schriftwort und Schriftsinn gedeutet und gedeutelt, in die krümmsten Beziehungen verzogen, bis zur lächerlichen Carricatur verzerrt. Nachdem das Hexaemeron als unumgängliche Grundlage alles Glaubens den Satz an die Spitze gestellt hat, daß die ganze Schöpfung und jegliches Ding in derselben durch Christus geworden sei, wird das Schöpfungswerk der sechs Tage von Tag zu Tag, und an jedem Tage von Stufe zu Stufe, von Schritt zu Schritt, von Gebilde zu Gebilde durchgenommen, um daran irgend ein Bibelwort oder Bibelwunder anzuknüpfen und es weiter und immer weiter und auf das weiteste auszulegen. Wir entnehmen, da uns der Raum zu umfangreicherer Behandlung mangelt, dem Buche doch wenigstens einige Beweisstellen. Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Der Himmel ist darum ausgedehnt, daß er das Zeltentuch über die Hütten der Heiligen sei, oder das Buch für diejenigen, zu denen Christus sagt: Freuet euch, daß eure Namen im Himmel angeschrieben sind. Die Erde hält sich durch die Kraft Gottes, welche Christus ist. Und Gott sah, daß es gut war, bedeutet, der Vater lobte das, was der Sohn gemacht hatte. Es sammeln sich die Gewässer zum Meere, heißt, alle Völker müssen zur Kirche eingehen, und der größte Herr darüber ist Christus, der in der Stillung des Seesturms gezeigt hat, wie viel Macht er über Wasser und Gewässer besitzt. Das Meer hat denn auch mehr Ehrfurcht vor dem Herrn gezeigt als das Land, da die Fische des Meeres ihn, als er über sie hin wandelte, unbeschädigt ließen, die Menschen aber ihn auf dem Lande gekreuzigt haben. Das Meer ist übrigens das Evangelium, im Meer sind die Israeliten gerettet worden, die Aegypter untergegangen, und schon hierin waren die Mysterien Christi vorgebildet. Die Turteltaube wird wegen ihrer Keuschheit und Wittwenschaft besonders den Frauen als Beispiel aufgestellt. Von den Geiern steht zu lesen: eos sine ullo masculorum concipere semine et sine conjunctione generare, und von hier aus wird der Schluß auf Marien und Christus gemacht, wie sollte nun partus innuptae, cuius pudorem nulla viri consuetudo temerasset, impossibilis sein? was bei den Geiern möglich ist, impossibile putatur in Dei matre? Sic! Lib. 5 cap. 20. Was kann der Glaube noch Kühneres von Naturerklärung und Schriftauslegung erwarten! Bei der indischen Schlange, vermis indicus, und dem Chamäleon, welche Gestalt und Farbe beliebig wechseln, wird dem Zweifler begreiflich gemacht, wie wir uns einst in der Auferstehung verwandeln werden. Wenn der Erschaffung des Menschen das Wort vorausgeht: Lasset uns Menschen machen! so rede hier der Vater und der Sohn, wie könnte sonst die Mehrzahl stehen? Ein biegsames Knie hat der Mensch dazu empfangen, daß wir im Stande sind, jenes Wort in Erfüllung zu bringen: Im Namen Jesu sollen sich beugen alle Kniee. Und daß der Mensch zwei Füße erhalten wie der Vogel, beweise, er soll gleichsam zu den Vögeln gehören und desto leichter in die Höhe schweben. Wer wird nicht gestehen, daß unter dem schielenden Blick dieser Allegoristen die Welt zu einer puren Laterna magica und der Weltschöpfer zu einem Zaubermännchen wird, das nach den tollsten Einfällen seine Kunststückchen machen muß! Vollends auf die Spitze bringt Ambrosius die allegorisirende Spielerei in seiner Exegese über Genesis, Psalmen und Lukas. Davon nur wenige Proben. Vom Paradies: Die Quelle darin ist Christus und die vier

andere, den Störchen feindliche Vögel und nehmen mit eigenen Gefahren fremde Kriege auf. Ein Beweis hievon ist, weil sie in jenem Zeitraum, wo die Störche wegzuziehen pflegen, nicht an ihren

---

Flüsse sind die vier Cardinaltugenden. David und Bathseba: David ist der Prophetenstand, Bathseba die jüdische Synagoge; das erste Kind, das im zarten Alter starb, ist das jüdische Volk, welches nicht durch das Gesetz Mosis das reife Mannesalter erreichen konnte; der zweite Sohn Salomo, der ehelich geboren wurde, ist das christliche Volk. Der Stater im Munde des Fisches: Der Fisch ist der erste christliche Märtyrer, Stephanus; der Stater ist Christus, der die im Gesetz verheißene, im Evangelium gegebene Erlösung geleistet hat; der Fisch hatte die Münze im Munde d. h. Stephanus bekannte Christum in der Stunde seines Todes. Der Einzug Jesu in Jerusalem: die angebundene Eselin ist das Menschengeschlecht in seinem gebundenen Zustande, welches von Christus erlöset wird; die Apostel legen ihre Kleider unter Christus d. h. sie schätzen ihre eigenen Werke geringer als die Ehre, daß sie den Herrn verkündigen dürfen; das Volk streuet Zweige auf den Weg d. h. es schneidet die unfruchtbaren Werke seines Lebens ab. Eine solche Schriftauslegung ist um alle Zucht des Gedankens gekommen! — Ein etwas besserer Allegorist scheint Augustin zu sein, insofern nämlich, als er nach einem festgehaltenen System auslegt und seiner Zeichendeuterei eine gewisse Folgerichtigkeit zu geben vermag. Sein Hexaemeron wird so gefaßt. Die 6 Tage der Welterschaffung sind 6 Perioden der Menschheit: der 1. Tag, Erschaffung des Lichtes, ist das Kindheitsalter, infantia, bis Noah; der 2. Tag, Veste zwischen den Wassern des Himmels und der Erde, ist das Knabenalter bis Abraham; der 3. Tag, Scheidung der Erde vom Meere d. h. der Juden von den Heiden, ist die erste Jugend, adolescentia, bis Saul; der vierte Tag, die Sterne d. h. die Macht des jüdischen Staates, ist die Jugend bis zum Exil; der 5. Tag, Fische und Vögel d. h. die Zerstreuung der Juden unter die Heiden, ist das abnehmende Alter bis zur Erscheinung Jesu; der 6. Tag, Erschaffung des Menschen, ist das Greisenalter des alten Menschen bis zur Erneuerung durch Christus. Der 7. Tag ist die Wiederkunft Christi in seiner Herrlichkeit. Aber genau betrachtet liefert die augustinische Schriftauslegung keine andern Resultate als die ambrosianische, und führt uns der afrikanische Bischof nicht weniger als der mailändische in den verwegenen Träumen einer ungebundenen Phantasie herum. Man besehe nur einmal Augustins Zahlen-Allegorie. Da bezeichnet die Zahl 3 die geistige Natur des Menschen, Geist, Seele und Gemüth, die Zahl 4 die leibliche Natur, weil sie aus den 4 Elementen gebildet ist, also bezeichnet die Zahl 7 die vollständige Menschennatur oder den ganzen Menschen. Die Zahl 11 drückt die Sünde aus, da sie die Zahl 10 d. h. die 10 hl. Gebote überschreitet, und die Zahl 77, d. h. 11 als Sündenzahl multiplizirt mit 7 als Vollzahl des ganzen Menschen, stellt sämmtliche Sünden aller Menschen dar. Daher sage auch Christus, man müsse 77 mal verzeihen! Oder die Zahlen über die Arche und den gekreuzigten Erlöser: 5×6=30, die Höhe der Arche, das ist die christliche Hoffnung, die sich auf den in der Höhe gekreuzigten Christus stützt; 5×10=50, die Breite der Arche, das ist der Umfang der Liebe am Kreuze, woran die Hände Christi befestigt waren; 6×50=300, die Länge der Arche, das ist die Geduld, mit der sich Christus am Kreuze ausstrecken ließ! — Knüpfen wir nun noch das Hexaemeron des Mittelalters an. In der Glaubenssphäre des Mittelalters stand der Mariencultus als Mittelpunkt, und auf ihn gieng natürlich auch das Hexaemeron. Man suchte die Mutter Gottes auf dem ersten Blatt der Bibel und fand sie: 1. Mos. 1, 10 heißt es: Und die Sammlung der Wasser nannte er Meer, nach der Vulgata: Et congregationem aquarum vocavit Maria. Das ist die Maria, rief man, der heilige Namen ist von Gott in seinen ersten Worten geoffenbart! — und um die Maria bewegte sich nun das ganze Hexaemeron wie eine sich drehende Scheibe um ihr Centrum. Hier ist nicht nur alle und jede Wissenschaft aus ihrer Spur getreten, auch der schlichte Menschenverstand hat sein letztes Recht an eine Namensverehrung vergeben, die in's Absurde geht und weder das Wort in der Schrift noch einen Sinn in der Schöpfung bestehen läßt. Das mittelalterliche Hexaemeron lautet: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde d. h. den Joachim und die Anna, die Eltern Maria's. Die Erde aber war wüst und leer d. h. die Anna war dürr und unfruchtbar, und Finsterniß war auf der Fläche der Tiefe d. h. Bekümmerniß war auf dem Angesicht Anna's. Da sprach Gott: Es werde Licht d. h. es werde Maria, die gesegnete Jungfrau u. s. w. Der Name Maria wurde nun immer mit mare und besonders mit dem Plural maria in Verbindung gebracht, sie sei das Meer und zwar das Meer in seiner Totalität, also sämmtliche Meere d. h. die vollkommene Sammlung aller Gnaden, ebenso sei sie der aus dem Meere aufsteigende liebliche Morgen- und Abendstern. Daher kommt es denn auch, daß Maria als die Schutzpatronin der Schiffer verehrt wird, und jetzt erst verstehen wir, warum bei der Vermählungsfeier des Dogen von Venedig mit dem adriatischen Meer ein Ring in die Fluth hinausgeworfen wurde, es war ein der hl. Jungfrau geopferter Brautring! — Was für ein buntes Hexaemeron von jenen ersten Jahrhunderten bis auf unsere Tage! O wie thöricht und klein macht der Mensch sich selbst, indem er sein zugeschnittenes Blatt vor sich legt und in den engen Rahmen mit verfälschten Worten,

gewohnten Orten niedergelassen gefunden werden, vielmehr mit Wunden zurückkehren und mit deutlichen Kennzeichen in Blut und Stimme darthun, daß sie einen schweren Streit in Gefechten bestanden haben. Ferner sagt Aristoteles im 6. Buche über die Thiere, daß der schwarze Rabe mit dem Esel und dem Stier kämpft; er fliegt nämlich auf sie her und fügt ihnen dadurch Schaden zu, daß er sie mit dem Schnabel zerhackt und ihnen in die Augen sticht. Weiter sagt er daselbst, daß der schwarze Rabe ein Freund des Fuchses ist und sogar mit andern, demselben lästigen Thieren kämpft und ihm hilft. Hieraus erhellt, daß das oben Erzählte wahrscheinlich ist.

Desgleichen in demselben Jahre um das Ende des Herbstes wurden die Venetianer, als sie sechs
343. große, mit den herrlichsten und kostbarsten Waaren schwer und voll beladene Schiffe aus fernen Gegenden herführten, auf dem Meere von Heiden beraubt, welche ihnen auf ihrer Heimkehr auflauerten, da sie es gerade am wenigsten befürchteten oder vorbedachten.

Im gleichen Jahre, heißt es, um dieselbe Zeit und auch in den Küstengegenden geschah es, daß ein reicher und mächtiger Heide einen geachteten Christen aus Venedig mit der Faust oder
196. Geißel sehr heftig schlug. Das rächte dieser darauf, als sich ihm die schickliche Gelegenheit darbot, alsobald und tilgte ihn, indem er ihn sammt seinen Familien- und Hausgenossen in einem unverhofften Anlauf überfiel, in Verbindung mit andern Christen hinweg und durchbohrte ihn mit seinem Stahl. Nachdem das Blutbad vorüber war, riethen die Genuesen, von ihnen befragt, was hier gut wäre, ihnen dies, sie sollten, mit ihnen, ehe die Heiden sich versammelten, einmüthig vereint, alle Heiden niedermachen, deren Güter schnell von ihnen wegnehmen und nach Hause abführen; wenn sie dies nicht thäten, so dürften sie gar nicht zweifeln, daß ihnen das Gleiche von den Heiden geschehe. Als sie sich weigerten, fielen die Genuesen die Heiden an und überwanden sie und nahmen von ihren Gütern so viel fort, daß sie ihre Schiffe mit Waaren anfüllten, und kehrten auf schleunigster Fahrt mit lärmendem Jubel in die Heimath zurück. Mittlerweile sammelten sich die Heiden gegen das Volk Gottes in Menge und Stärke und griffen die Venetianer heftig an und verlangten, daß ihnen jener Menschenmörder, welcher unter ihnen den Mord begangen, übergeben werde. Die Venetianer versagten dies zu thun, und wurden von ihnen so gewaltig angefallen, daß, ach, 60 Männer aus ihnen dahinstürzten. Darüber geriethen die andern in großen Schmerz und stürmten mit der Hülfe wie man sagt der Griechen hinwiederum gegen die Heiden in einer solchen Erbitterung und Wuth, daß sie beinahe 2000 aus ihnen mit der Schärfe des Schwertes umbrachten.

---

mit verdrehten Bildern die Unendlichkeit einzuzeichnen vermeint, nicht bedenkend, daß er das Buch darüber nicht mehr zu schreiben, sondern das schon unendlich geschriebene Buch nur in unendlichen Gedanken zu lesen hat, und daß, wenn er die Schöpfung sich selbst auslegen läßt, in ihren unnennbaren Wundern jene Allmacht und Weisheit, die er in seinem beschränkten Gesichtskreis verkürzt, in eine unermeßliche Größe und Ferne hinaus erweitert werden! Aber wie wird das Hexaemeron oder die Welterschaffung in sechs Tagen jetzt wieder gedeutet und was für Dinge jetzt wieder auf dem Gebiete der Schriftauslegung getrieben!

Auch gelangte nach den erwähnten Kämpfen eine vielfältige Erzählung zu mir, daß von den Venetianern, von dem oftgenannten Papste, von den Genuesen, von dem König Cyperns und von vielen andern, wie von den Pisanern und noch vielen andern Verehrern des wahren Glaubens, die in den Meeresgegenden wohnten, am Schlusse des gemeldeten Jahres 50 Schiffe, wie man sagt, voll von christlichen Kriegern, wohl versehen und aufgestellt und geordnet und ausgeführt wurden, welche zur Ausstoßung und Ausrottung der Seeräuber und zur Bändigung aller andern Feinde der Kirche oder des Staates mehrere Jahre lang zu Land und zu Wasser unablässig wachsam und bereit sein sollten.

In demselben Jahre um das Fest des hl. Gallus [1]) zog, was ich oben nur zweifelhaft, jetzt aber 134
vergewissert sage, der Graf von Hennegau oder Holland [2]) mit 500 Mannen oder 300 Helmen nach Jerusalem. Als er von Deutschland her die Alpen überschritten hatte und vom Herrn von Mailand festlich aufgenommen und behandelt und dann ehrerbietig nach Padua geführt und vom Herrn von Padua auf gleiche Weise ehrenvoll empfangen und behandelt worden war, wurde er von demselben mit einem großen und prachtvollen Gefolge nach Venedig geleitet, wobei der Graf sein ganzes Gesinde bei ihm zurückließ, ausgenommen 60 Männer, für welche er vom Papste Clemens die Erlaubniß erhalten hatte, mit ihm das Grab Christi besuchen zu dürfen. Als er aber nach Venedig hingekommen war und daselbst zu landen begann, erhob er sich mit seinen Leuten vor den Bürgern, die ihm dort entgegen kamen. Da hier das Schiff durch den Stoß eines unvorsichtigen Ruderschlages auf einen Pfahl oder irgend etwas anderes ungeschickter Weise angeprallt war, wurde der Graf mit zweien p.
seiner wackern und besonders geliebten Ritter in des Meeres Fluthen hinausgeworfen. Aber während die Ritter untergesunken waren, wurde er durch einen Mann, der die Schwimmkunst wohl verstand und sich seinethalben sogleich in das wogende Meer gestürzt hatte, an den Locken des Hauptes, freilich mit Mühe, herausgezogen. Nachdem er von dem Wasser, das in ihn eingedrungen war, entledigt und erleichtert worden, wurde er von den Bürgern in ungemein ehrenvoller Weise gepflegt und erfrischt. Dann aber gieng er, um die begonnene Reise zu vollenden, weiter, durchfurchte das Meer in vielen schrecklichen Wassergefahren und gelangte nach Cypern. Als dies der König von Cypern gemerkt hatte, kam er ihm mit den Minderbrüdern und seiner ganzen Geistlichkeit am Meeresgestade in Prozession entgegen. Er behandelte ihn mit vielen ausgezeichneten Beweisen der Ehre und ließ ihn dann weiter ziehen, um durch den Besuch des heiligen Landes sein Gelübde der Wallfahrt zu lösen. Als er hieher gekommen war, empfieng er von einem mir bekannten Ordensbruder des hl. Franziskus, einem

---

[1]) Zum Andenken an Gallus, den Schüler und Gefährten des irischen Glaubensboten Comgallus oder Columban, mit dem er 585 nach Deutschland und in die Schweiz gekommen war. In der letztern gründete er mit Magnoald, Magnus, Mang in einer Gegend, wo ihr Leben von Götzendienern wie von Raubthieren gefährdet war, die Abtei St. Gallen, wofür der 15. Oct. 595 angenommen wurde und darum als Feiertag verblieben ist. Er starb 640 mitten in seiner Predigt, nachdem er unter Krankheiten und Kämpfen jeglicher Art das hohe Alter von 95 Jahren erreicht hatte, und wurde neben seiner Zelle eingesetzt, auf welcher Stelle sich ein halbes Jahrhundert später das Kloster St. Gallen erhob.

[2]) Der Graf Wilhelm, der mit seinen abenteuerlichen Zügen gegen Türken und Heiden oben geschildert worden ist.

Begleiter auf seiner Wallfahrt, mit seiner ganzen genannten Dienerschaft im Kloster des hl. Grabes Christi andachtsvoll das Abendmahl. Nachdem er hier nach seinem mit glühender Seele schon lange umfaßten Verlangen viele und verschiedene Denkstätten Christi und die Schwellen seiner Heiligen besucht hatte, kehrte er auf einer sehr starken, nach seinem bestimmten Willen schon vor seiner Ankunft bereiteten Flotte glücklich und wohlbehalten in Europas Gebiet zurück. Sobald er hier seine Schaar Gefolge, die er zu Padua zurückgelassen, wieder aufgenommen hatte, begab er sich unverweilt in das Land Preußen, um von dort aus gegen die Heiden zu streiten und mit der Beihülfe des Herrn etwas Großartiges auszuführen.

Aus der Erzählung des nämlichen Bruders habe ich erfahren, daß zu derselben Zeit 13 Minderbrüder auf dem Berge Zion weilten, von denen vier nach der aufgestellten Kehrordnung auf die Erlaubniß des Sultans das Kloster fortwährend bewohnten und bewachten. Sie verrichteten den Gottesdienst, zu dem nur Christen eingelassen wurden, waren es dann Pilger oder solche, die dort lebten. Er erzählte mir auch, daß in demselben Kloster die Lampe ohne irgend einen Zündstoff des Lichtes damals fortwährend gebrannt und geleuchtet habe, und ohne alle menschliche Kunst, sondern nur durch göttliche Kraft. Doch sagen Einige, das sei nicht so.

343. Als um diese Zeit, wie man sagt, die Regensburger, Willens, wie ich oben erwähnt habe, gegen
198. den Kaiser Ludwig die Faust zu erheben, ein ihm zugehöriges und ihnen benachbartes Schloß belagert hatten, wurden sie von ihm in die Flucht geschlagen. Er kam nämlich mit einer größern Heeresmacht gegen sie, wünschte und ordnete an, das Gefecht mit ihnen zu eröffnen und jagte ihnen einen solchen Schrecken ein, daß sie alles im Stiche ließen und eiligst in die Stadt zurückkehrten. Während ihnen nun der Kaiser Unheil bereiten wollte, wurde er durch ihre Vermittler von seinem Zorn und von der ihnen zugedachten Böswilligkeit auf einige Zeit zur Versöhnung bewogen und zwischen ihnen ein Friedensschluß zu Stande gebracht. Einige sagen, die Regensburger hätten dem Kaiser ein unbedeutendes Schloß weggenommen und ihn, indem der nämliche Krieg fortdauerte, mannhaft bekämpft. [1])

Kurz vor dieser oder der vorbenannten Zeit verschwuren sich in dem Flecken Ueberlingen etwa 7 höchst verschwenderische und tolle junge Burschen dazu, nie von einander weichen oder von dem Bunde der geschlossenen Gesellschaft abfallen zu wollen, bis ihr Vermögen völlig verschleudert sei. Es soll aber ein jeder von ihnen ungefähr 100 Pfund Pfenninge constanzer Münze [2]) an Erbgut besessen haben. Diese Pfund schossen sie in Eine Summe zusammen und trieben damit einen wunderlichen

---

[1]) Solche Feindseligkeiten ergeben sich aus dem Verhältniß zwischen dem Kaiser und den Regensburgern von selbst, wie schon in einer obigen Erzählung und der beigegebenen Note dargethan ist.

[2]) Neujahrsblatt 1861 p. 149, Note 3 und p. 150, Note 1. Ein jeder Geselle dieser saubern Brüderschaft hatte also etwa 1700 und alle zusammen die Summe von 12,000 Frkn. durchzubringen. Nur sind eben, wie wir schon zu verschiedenen Stellen bemerkt haben, alle Geldangaben aus der damaligen Zeit in einem viel höhern Werthe anzuschlagen. Diese gemeinschaftliche Fastnachtskasse betrug nach jetziger Rechnung wenigstens 50,000 Frkn.

Unfug. Denn was einer aus ihnen oder was auf einmal alle wünschten, von erlaubten oder unerlaubten, von passenden oder unpassenden Dingen, das brachten sie auf der Stelle in Ausführung. Sie dienten nicht nur den Fleischeslüsten und Verführungen und Schalkheiten, sondern giengen auch in unermüdlicher Lust der Ungebundenheit, Zügellosigkeit, Leichtfertigkeit, Thorheit und einer wie ich glaube seit längst entschwundenen Jahrhunderten unerhörten Tollheit unablässig nach. Als aber den Stadträthen [1]) die Vergehungen derselben vorgehalten wurden, warum sie solche zuließen oder warum sie diese Leute nicht einschränkten, antworteten sie: „Sie verschwenden ihr eigenes Gut. Wer darf sie daran hindern oder kann es auch rechtmäßig? Sie schaden niemanden und wenn sie schaden, ersetzen sie den zugefügten Schaden sogleich mit dem willig dargebrachten Betrage." Nachdem diese Räthe in jenen Tagen den Beschluß gemacht hatten, es dürfe von den Leuten niemand mit dem Schall einer Pfeife, eines Horns, einer Cither oder irgend eines beliebigen Musikinstrumentes während der Feier der Messe Lärm machen oder Lärm machen lassen, nahmen jene Burschen allein sich heraus, dies zu wiederholten Malen in verwegener Frechheit zu übertreten. Aber sie bezahlten die Geldstrafe von 9 Schillingen [2]), die darüber festgesetzt war und von ihnen eingetrieben wurde, unverweilt. Die Glaswaaren, die auf dem Markte zum Verkauf ausgestellt waren, kauften sie und warfen sie an die Mauern oder in die Straßen und zerschmetterten sie. Gleicher Weise schlugen sie die Töpfe, die sich auf dem p. 1
Markte fanden, nachdem sie den gehörigen Preis dafür gegeben hatten, vor den Augen der Töpfer mit Stecken zusammen. Tänze führten sie auf den Dächern auf. Als sich einmal Einer aus ihnen der Ruhe und Schläfrigkeit hingegeben und ihn die Unbequemlichkeit eines allzu drückenden Durstes überfallen hatte, gab er einem andern dafür, daß er ihm ein Glas guten ganz nahe neben ihn hingestellten Bachus reichte, Sachen im Werth von 9 Schillingen [3]) zum Lohne. Eine Partie Würfelspiel für 100 Pfund ließen sie, wenn jemand sie mit ihnen eingehen wolle, sowohl in der Stadt Constanz als in Ueberlingen ausrufen. Diese und ähnliche Dinge trieben sie vom Osterfeste bis zum Feste des hl. Johannes, des Täufers [4]). Nachdem ihr Vermögen verschleudert war, geleiteten sie 24.

[1]) Wir haben oppidum, womit Vitoduran Ueberlingen bezeichnet, durch Flecken übersetzt, wie es in unserer Chronik von solchen halben Städten sehr oft gebraucht wird. Folgerichtig sollten wir nun consules oppidi in Fleckenräthe verwandeln, da Gemeindrath etwas zu wenig, Stadtrath etwas zu viel ist. Da aber der „Fleckenrath" in unserm Munde nicht gangbar ist und wir andererseits für anständig halten, solchen Würden eher etwas zu viel als zu wenig Ehre zu erweisen, so haben wir die Stadträthe genommen. Vielleicht rückt mit dem Fortschritt der Zeit und der Entwicklung unserer Sprache der „Fleckenrath" auch noch einmal zwischen den Gemeindrath und Stadtrath hinein.

[2]) Etwa 8 Frk., aber unserm jetzigen Maßstab nach 30 Frk.

[3]) Also gerade soviel als die obige Geldbuße betragen hatte, was bei diesen Verächtern der hl. Messe vielleicht in einer spottenden Beziehung stand.

[4]) Das Fest wurde, nach Spuren aus dem 4. Jahrhundert zu schließen, schon frühe eingeführt und für dasselbe der 24. Juni angesetzt. Man nahm, wie bekannt, als Geburtstag Christi den 25. Dezember an, und da Johannes, der Sohn des Zacharias und der Elisabeth, den evangelischen Berichten gemäß sechs Monate älter war, so mußte die Gedächtnißfeier des Täufers auf den 24. oder 25. Juni fallen. Dieser 24. Juni wurde um so lieber festgehalten, als um diese Zeit die

jedweden aus ihnen mit Pfeife und Trommel prachtvoll nach Lindau, um dort Kriegsdienst zu nehmen und in die Lombardei zu ziehen.

Im Jahre 1343 im Monat Dezember wohnte ein Geist in einem Hause in der Umgebung des Fleckens Wangen [1]) mehrere Tage hindurch und erschreckte und ängstigte dessen Bewohner zur großen Verwunderung und Erstaunen der Leute auf absonderliche Weise.

Im Jahre 1344 brach ein großer Krieg über den Besitz der Stadt Ehingen und der umliegenden Herrschaft zwischen den Herzogen von Oestreich und dem Grafen von Wirtemberg aus. Nachdem sie einander durch sehr zahlreiche und schwere Brandstiftungen und Plünderungen und Verwüstungen der
März. Felder den ganzen Winter geplagt hatten, wurde endlich um die Mitte der Fasten zwischen ihnen ein für die Aussaat und Anpflanzung der Felder nöthiger Waffenstillstand bis zum Fest der Jungfrau Walpurga [2]) geschlossen, das am ersten Tag Mai ist. Derselbe wurde mittlerweile zur größten Freude der Landeinwohner in eine höchst erwünschte Beilegung und Einigkeit verwandelt. Fast ganz Schwaben wäre verwüstet worden, wenn die Ausgleichung und das Friedensbündniß unter ihnen nicht erfolgt wären. [3])

Sonne den höchsten Stand erreicht hat, was man gerne auf die Prophetie des alten Testamentes bezog, die ja in Johannes als dem letzten und höchsten Propheten den Abschluß unmittelbar vor dem Eintritt des verheißenen Messias gefunden. Von jenem höchsten Stande am 21. Juni fängt die Sonne an zu sinken, bis sie mit Weihnachten, der Geburtsfeier des Erlösers, wieder steigt. Auch dies wurde in eine symbolische Beziehung des Johannistages zum Weihnachtsfeste gesetzt und als willkommene Erklärung zu dem Worte des Täufers gedeutet Ev. Joh. 3, 30: „Er muß wachsen, ich aber abnehmen".

[1]) Im badischen Seekreis.

[2]) Walpurgis, die berühmte Aebtissin von Heydenheim mit ihrem wunderbaren Oelfläschchen zu Ende des 8. Jahrhunderts. Sie wurde zur Heiligen gemacht und mit einem Gedächtnißtag am 1. Mai gefeiert. Die Walpurgisnacht des 1. Mai mit der allgemeinen Hexenfahrt auf den Brocken oder Blocksberg im Harz des preußischen Bezirkes Magdeburg ist bekannt.

[3]) Im September 1343 hatten die Herzoge von Oestreich Stadt und Herrschaft Ehingen, im jetzigen Würtemberg, aus der Hand des Grafen von Schelklingen, des letzten seines Stammes, erkauft. Nun hielt auch Graf Ulrich III. von Würtemberg auf das genannte Gebiet ein lüsternes Auge gerichtet und meinte darauf rechtmäßige Ansprüche zu haben. Er griff also zum Schwert und führte mit den Herzogen als den nach seinem Sinn unrechtmäßigen Besitzern Ehingens den heftigen Krieg, den uns Vitoduran als solchen ganz richtig schildert, war aber in dem von den Umständen herbeigeführten Friedensschluß genöthigt, von seinen erhobenen Ansprüchen abzustehen und Ehingen den Herzogen zu überlassen.

Vorbemerkung.

Auf mehrseitigen Wunsch ist, um den lateinischen Text und die Uebersetzung mit einander leichter vergleichen zu können, in diesem und dem folgenden als dem letzten Hefte mit Zahlen am Rande auf die Seite des Textes in der Ausgabe Vitodurans von G. von Wyß verwiesen. Der jedesmaligen Zahl, die man also nicht etwa mit einer Jahrzahl verwechseln möge, ist ein p. vorgesetzt. Für die drei vorangegangenen Hefte, denen diese Collation fehlt, wird sie am Schlusse des fünften oder letzten Heftes nachgetragen werden.

Im Jahre 1344 um Mariä Reinigung erscholl allgemein in Deutschland das höchst beliebte Gerücht, Febru
zwischen dem Papst und dem Kaiser [1]) werde vor Mitte der Fasten oder längstens vor Ostern ganz
zuverläßig, jeden Zweifel bei Seite gesetzt, eine vollkommene und feste Verständigung gefeiert werden.
Denn sie sei in die Hände der redlichsten und aller Achtung würdigsten Schiedsrichter so nachdrücklich
und kräftig übertragen worden, daß sie durchaus nicht mehr aufgehalten werden könne. Während man p. 20
nun glaubte, sie sei vor der Thüre, und sie von dem ganzen Volke mit einer unschätzbaren Hoffnung und
einer längst gehegten unsäglichen Sehnsucht erwartet wurde, entschwand sie und löste sich in Nichts auf,
„wie ein zerfließendes Wasser" [2]). Denn um das Fest des hl. Markus durchliefen Gerüchte, die keines- 25. A
wegs glückliche Kunde, sondern Klagen brachten, Schwaben einstimmig, jene so fröhlich gehoffte Verstän-
digung sei gänzlich zertheilt, zerrissen und aufgelöst. Diese Verständigung wurde, wie ich oben mehrfach
besprochen habe, vom Kaiser Ludwig mit den ihm gleichzeitigen Päpsten [3]) gar oft versucht, aber ach,
umsonst, zum großen Schaden der ganzen Kirche! [4]) Denn die Zwietracht, welche zwischen jenen beiden

---

[1]) Es sei hier, da der verhängnißvolle Streit zwischen Papst und Kaiser auch in diesem Heft so viele Gefühle und Gedanken unsers Chronisten in Anspruch nimmt, von vornherein noch einmal daran erinnert, daß es Kaiser Ludwig der Baier, von 1314—1347, und Papst Clemens VI., von 1342—1352 war.

[2]) Vergl. Ps. 58, 7.

[3]) Es sind die drei, deren Amtszeit in die Regierungsjahre Ludwigs fielen, nämlich: Johann XXII. von 1310—34, Benedikt XII. von 1334—42, und der schon genannte Clemens VI.

[4]) Daß der Kaiser alle möglichen Mittel ergriff und jeden gangbaren Weg einschlug, um sich durch des Papstes Hand die verschlossene Thüre der Kirche wieder öffnen zu lassen, ist bei den vielen verschiedenen Stellen der Chronik mit genügenden Beweisen erhärtet worden. Er that es auch in dem obbezeichneten Jahre wieder. Nachdem er seine vorzüglichsten Rechtsgelehrten und Canonisten, Randegg und Hangöhr, zum Papste gesandt und ihnen überbunden hatte, in seinem Namen unbedingt alles zuzugeben, was vom apostolischen Stuhl als Kaufspreis zur Absolution verlangt würde, empfing er auch noch selbst die päpstlichen Gesandten, die vor ihm mit einer übermüthigen Haltung und Sprache erschienen, zu Landshut in tief ergebener Demüthigung und unterschrieb alles, was sie als Forderung des Papstes vorlegten, sogleich, ohne sich über irgend einen Punkt nur zu besinnen. Doch sollte es auch diesmal zu einem bloßen Gaukelspiel ausschlagen, nicht anders, als wie es bis dahin in ganz gleichen Formen abgesponnen worden. Da ließ der Kaiser im Januar 1344 seine Gesandten abermals des Weges ziehen dorthin nach Avignon, und was als das Aeußerste noch übrig geblieben wäre, sollten sie eingehen und zusichern, um ihm ja die Gnadenbotschaft der Absolution zurückzubringen. Der Papst ließ die geduldig harrenden Gesandten vom Januar bis April auf eine Antwort warten, und gab ihnen dann schlauer Weise solche Bedingungen auf die Heimkehr, die weit weniger den Kaiser als das Reich betrafen, die daher des Kaisers Absolution umgingen und des Reiches größere Dienstbarkeit und Botmäßigkeit bezweckten. Man konnte auf den ersten Blick sehen, daß die alte Spannung in neuer Weise wiederkehre und zwar nur noch weiter aus einander getrieben werde. Die Bedingungen sprachen nicht nur aus, daß man von Reich und Kaiser das Unmögliche begehre, sondern ließen auch deutlich merken, man wolle nun einmal in Avignon keinen Willen zu einer Absolution fassen. Das brachten die Gesandten Ausgangs Aprils an Ludwigs Hof zurück, und darum sagt unser Chronist, um den 25. April sei jene freudenvolle Hoffnung auf eine Aussöhnung der beiden Häupter und der beiden von ihnen vertretenen Gewalten, des Reiches und der Kirche, wieder traurig untergegangen. Die Zukunft bestätigte von Tag zu Tag die düstere Ahnung. Natürlich beseitigte oder bewilligte der Kaiser die neuen Forderungen nicht

Häuptern durch vieler Jahre Lauf dauerte, hat den Samen zu unzähligen Uebeln geliefert. Da aber die erwähnten Häupter an so gefährlichen Gebrechen krank sind, ist es sich nicht zu verwundern, wenn die Glieder in empfindliche Schwäche kommen, dem Worte gemäß: „Wenn das Haupt krank ist, leiden alle Glieder“ [1]). Nach alter Sitte sollten sie einander in Bedrängnissen gegenseitige Hülfe leisten. Aber, o weh, sie befeinden sich, und darum wird das Reich der Kirche von ihnen zerstückt und zerrissen nach dem Worte Christi: „Jedes Reich, das in sich getheilt ist, wird verwüstet werden“ [2]). Deßhalb fielen die Griechen schon längst von dem Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl ab und hielten sich zu ihrem Patriarchen in Konstantinopel [3]). Wegen des Streites der vorbenannten Häupter fielen in Asiens Gebieten

---

von sich aus und für seine Person, sondern legte sie, da sie an das Reich gestellt waren, den Churfürsten und der Reichsversammlung vor, diese aber wiesen sie kurzweg und entschieden von der Hand, theils als unberechtigte Uebergriffe des apostolischen Stuhles in das Gebiet der weltlichen Regierung überhaupt, theils als unzuläßige Eingriffe in diejenigen Rechte und Grundsätze insbesondere, welche einige Jahre vorher zu Rense aufgestellt und beschworen worden waren. Eine andere Gesandschaft erklärte zu Avignon vor des Papstes Augen und Ohren höchst freimüthig, Kaiser und Papst, Reich und Kirche seien für immer geschieden, nicht einmal mehr zu Unterhandlungen könne es kommen. Damit war die Sache abgethan. Weiter als je standen nun Ludwig und Clemens aus einander, und jeder bot die äußersten Anstrengungen auf, den andern zu stürzen. Gewiß ein klägliches Bild der durch Staat und Kirche greifenden Zerrissenheit! Es ist erklärlich, daß der Jammer darüber aus einem für die Kirche so warm schlagenden Herzen, wie es Vitoduran in sich trug, mit starken Worten bricht, und es darf uns nicht befremden, wenn diese Jammerklage fast bis zur Ermüdung in den vielfältigsten Wendungen immer wiederkehrt.

[1]) Bekanntes Wort, das besonders auf den Zustand der Kirche als eines Leibes von ihrem Haupte an bis hin durch alle Glieder angewendet wurde, und zwar nicht nur zur Zeit Vitodurans, sondern auch sowohl früher als später, bis die Reformation reinigend und bessernd eintrat.

[2]) Matth. 12, 25.

[3]) Es mag wahr sein, daß die Streitigkeiten, die zwischen Papst und Kaiser auf abendländischem Boden unaufhörlich geführt wurden, nicht den besten Eindruck hinüber in den Orient trugen; aber der Grund davon, daß die Christen des Morgenlandes sich von Rom abwandten, ist hierin nicht zu erblicken, wie unser Chronist meint, und ist nicht hinzudeuten, als stamme die Trennung zwischen Abendland und Morgenland überhaupt von diesem Uebel her. Diese Trennung war schon längst vorhanden und die primitivsten Gründe, welche schon in den ersten Jahrhunderten den Anstoß dazu gaben, müssen wir in der menschlichen Selbstsucht suchen, wie das Papstthum sie in den ausgeprägtern Formen der Ehr- und Herrsch- und Selbstsucht nicht etwa spät gegen die abendländische Kaiserkrone, sondern recht frühe gegen die morgenländischen Patriarchensitze, zuletzt namentlich gegen denjenigen zu Constantinopel hegte und übte. Rom und Constantinopel rangen mit und wider einander um den obersten Titel und Glauben bei der christlichen Welt; beide Patriarchen sagten einander die Anerkennung auf, Einer warf die ärgsten Schmähungen über das Haupt des Andern. Dazu kamen hinter einander die die vielen, oft nichtssagenden Differenzen in Lehren und Gebräuchen, wie z. B. schon am Ende des zweiten Jahrhunderts der Osterstreit, wann, in welchem Monat und an welchen Tagen Ostern gefeiert werden müsse, eine gehässige Brandfackel zwischen den Orient und Occident geschleudert hat. Hierauf erfolgte die politische Trennung des Abendlandes vom Morgenland, des weströmischen Reiches vom oströmischen, und riß die kirchliche Trennung auch wieder stärker nach sich. Im 9. Jahrhundert wurde von Constantinopel nach Rom geschrieben, daß die abendländische Kirche von Ketzereien wimmle, man habe das Fasten am Sonnabend eingeführt, dagegen die großen Hauptfasten verstümmelt, man habe die Confirmation aus der Hand des Presbyters genommen und in diejenige des Bischofs gelegt, man habe die rechtmäßige Priesterehe gehemmt, mehr und mehr eingeklemmt, endlich geradezu verboten, und so sei man in ungehörigen und unbefugten Dingen fortgefahren Im 11. Jahrhundert kehrte von Constantinopel aus gegen Rom dieselbe Sprache von neuem und verlauteten bittere Vorwürfe nicht bloß über Hauptpunkte wie die Trinitätslehre, sondern sogar über minutiöse Dinge, wie es der ganzen römischen Kirche zur Schande angerechnet werde, daß sie im Abendmahl ungesäuertes Brod habe, das sei jüdische Engherzigkeit und Buchstabendienst, kurz eine Ketzerei — weil nämlich in der griechischen Kirche gewöhnliches Brod genossen und der Wein nicht nur nicht dem Volke vorenthalten, sondern sogar den Kindern und zwar in einem Löffel jetzt noch gereicht wird, so

viele Bischofs- und Patriarchensprengel, außer den beinahe unzähligen Gemeindskirchen, wieder in den Unflath des Heidenthums zurück [1]). Denn wenn die Häupter der Kirche in Eintracht gelebt hätten und einander gegenseitig hülfreich gewesen wären, gleich als Menschen, die den Eifer für Gott nur um so mehr festhalten und das Heil der Seelen suchen, so hätten sie darauf, die Feinde des Glaubens zu bekämpfen, größere Anstrengung und Mühe verwendet und die Kirche als die rechtgläubige sorgfältiger in ihrer Kraft erhalten, indem sie sich einmüthig wie eine Mauer gegen die Feinde gestellt hätten. Aber weil sie, unter sich getheilt, dieß verabsäumten, darum überließen sie dieselbe, die Braut Christi, zur Verschlingung nach außen hin den Heiden, gleich als Wölfen und andern Raubthieren, nach innen aber gaben sie zu, daß sie durch Streitigkeiten, Gottlosigkeiten, Lasterhaftigkeiten, Uebertretungen befleckt, zerrissen, geknechtet wurde. Daher konnte sie nicht uneigentlich im Buche der Richter [2]) durch die Frau p. 20 des Leviten bezeichnet werden, die wegen der an ihr verübten verfluchten Frevel in Stücke gehauen ward. Denn durch die Dornen der Parteiungen, Uneinigkeiten, Schlachten, Kriege und mannigfaltiger abscheulichen Laster wurde sie grausam zerrissen und zerbrochen. Daher ging an der Kirche und ihren Gliedern, das heißt an den Gläubigen, das Wort Mosis in Erfüllung, der im fünften Buche sagt: „Sie sollen vom Hunger verzehrt werden und die Vögel sollen sie mit dem giftigsten Bisse auffressen". [3]) Ferner

---

recht im grellen Gegensatz gegen das nackte Brod in der Hand des abendländischen Communicanten. Auch die Kreuzzüge haben die Trennung erweitert. So sehr sie Abendland und Morgenland in vielen Beziehungen einander näher gerückt und mit einander in gegenseitige Bekanntschaft und Verbindung gesetzt haben, so wenig haben sie aus allerlei Gründen, die wir noch bei anderer Gelegenheit etwas beleuchten werden, die lateinische und griechische Kirche einander befreundet, und die Jahrhunderte der Kreuzzüge waren ja gerade die Zeit, die unserm Chronisten vorangegangen war. Wir sehen also, daß er, wie es ihm so oft begegnet, seinen geschichtlichen Blick nicht rein behält und vor demselben wohl eine große, allgemein richtige Thatsache hat, aber sie auf ganz andere unrichtige Entstehungs- und Bildungsgründe zurückführt.

[1]) Auch dieß ist wahr in der Sache, aber unwahr in der Erklärung. Es ist wahr, daß um diese Zeit Vitodurans die morgenländische Kirche immer mehr Boden an den Islam abgab, aber nicht deshalb, weil drüben im Abendland Ludwig und Clemens im Hader standen. Vielmehr empfing einerseits die griechische Kirche von ihren eigenen Gliedern, namentlich vom byzantinischen Hof aus sehr heftige Schläge und wurde durch eine im eigenen Schooß gezeugte und großgezogene Uneinigkeit zerklüftet; andererseits ließ der Islam nichts unversucht, die Kirche Christi aus seinen Gebieten hinauszudrängen und sie daher um ein Stück Land nach dem andern ärmer zu machen. Wenn Vitoduran fortfahrend in seinem Sinne beifügt, daß die Häupter der Kirche, in Einigkeit zusammengehalten, dies hätten verhüten können, so hat er insofern Recht, als die Kirche mit einer durchgängigen Eintracht und Einmüthigkeit, aber dann in Abendland und Morgenland, ihr Reich gegen die Feinde mit besserer und stärkerer Waffe gehütet hätte. Allein man muß dies nur nicht wieder auf den Streit zwischen Ludwig und Clemens beziehen Ob der Papst mit einem Fürsten des Abendlandes, und wäre es auch der Kaiser selbst gewesen, in Eintracht oder Zwietracht lebte, hatte für das Morgenland nicht viel zu bedeuten, war ja dort des Papstes Namen und Wort überhaupt schon lange thatsächlich verloren. Im Abendlande wollte man dies freilich nie zugeben und die Idee von der Allgewalt des Stuhles Petri, die so weit hinaus reiche als die letzte Christengemeinde liege, nie aufgeben. Woher anders das thörichte Verfahren des Papstes, von Rom aus die geistlichen Stellen solcher fernen Gegenden zu besetzen, für sie allerlei Hirten und Herren zu ernennen, woher die Bischöfe und Erzbischöfe in partibus infidelium, die weiter nichts als leere lächerliche Titel blieben, ohne von einer Person an Ort und Stelle vertreten und mit irgend einer Bedeutung vollzogen zu sein! Der Chronist ist mit in diese allzu großen Vorstellungen von Roms und des Papstes Macht hineingezogen und legt der Tragweite derselben ein allzu ausgedehntes Gebiet unter, das ihr im Grunde nie, vor tausend Jahren so wenig als zu Vitodurans Zeit angehört hatte.

[2]) S. Kap. 19, Vers 29. Man lese aber zum zusammenhängenden Verständniß das ganze Kapitel.

[3]) 5 Mos. 32, 34.

im ersten Buche: „Ein gar böses Thier hat meinen Sohn Joseph gefressen“ [1]), das bedeutet: der bösen Thaten unermeßliche Frechheit hat Christum in seinen Gliedern verzehrt, weil, wer die Christen verfolgt, Christum verfolgt, nach jenem Worte der Apostelgeschichte: „Was verfolgest du mich?“ [2]) füge bei: „in meinen Gliedern“. Ebenso kann ich das Wort des Propheten anbringen, der sagt: „Ein absonderliches Wildthier hat sie abgeweidet“ [3]), nämlich die Kirche. Ueber die Dornen kann ich das Wort Christi im Evangelium anwenden, wenn er sagt: „Und die Dornen, die zugleich aufwuchsen, erstickten es“ [4]) das heißt das Wohl der Kirche als der Braut und der Mutter, als der Braut Christi, meine ich, und als der Mutter der Christen. Wegen der Widerspenstigkeit der erwähnten Fürstenhäupter [5]) und wegen der folgerichtig angeschlossenen Gleichgültigkeit Anderer haben denn auch ketzerische Verkehrtheiten und verderbenbringende Irrlehren die Kirche von ihrer Einigkeit und unverkümmerten Vollständigkeit hinweg in mannigfach zerstückte Parteiungen und Gott mißfällige Entzweiungen auf klägliche Weise zertheilt. Deßhalb wurde der ungenähte Rock Christi, welcher die vollständige Einheit der Kirche darstellt, auf traurige Weise aufgetrennt und in Theile zerschnitten. Diese Häupter, nach dem bildlichen Sinn des evangelischen Wortes Christi zwei Schwerter [6]) geheißen, haben überdieß durch langer Jahre Zeiten der Kirche gar nicht mehr Genüge geleistet. Denn ach, weder der Eine noch der Andere hat in seinem Rechtsgebiete von der ihm übergebenen oder eingeräumten Gewalt einen löblichen Gebrauch gemacht. Den christlichen Glauben haben sie ganz und gar nicht befestigt oder beschützt; nur eine schwache Sorge und Mühe wandten sie dem Gottesdienste zu und erhoben, verstärkten oder verbesserten ihn nur in gemeiner und nachläßiger Art; die Guten und Gerechten begünstigten sie gar wenig; die in ihrer Bosheit

---

[1]) 1 Mos. 37, 33.

[2]) Apostelgesch. 9, 4.

[3]) Ps. 80, 14.

[4]) Luc. 8, 7.

[5]) Als Kirchenfürst oder herrschendes Oberhaupt der Kirche kann auch der Papst unter diesem Namen begriffen sein und ein caput principale genannt werden.

[6]) Die Stelle schwebt unserm Chronisten nur dunkel vor der Seele, er erinnert sich derselben nur insoweit, daß an einem Orte in den Evangelien von zwei Schwertern die Rede sei. Wir haben in sämmtlichen Evangelien nur 6 Stellen, in denen das Wort Schwert vorkommt, nämlich im Matthäus die 3: 10, 34 f.; 22, 21; 26, 52; im Markus gar keine; im Lucas die beiden: 2, 35 und 22, 38, und im Johannes nur 18, 10 und 11. Wir können auf keine andere Stelle als die zweite im Lucas kommen, auf 22, 38, finden uns aber mit dem Sinne nicht wohl zurecht und müssen uns etwas gezwungene Deutung gefallen lassen. Nur in dieser Stelle erscheint der Ausdruck „zwei Schwerter“, aber nicht als ein Wort von Christus selbst, sondern als eine Antwort von den Jüngern, welche dem Herrn, nachdem er ihnen seine nahe liegende und ihre dereinst eintreffende Zukunft voller Leiden geweissagt hatte, ihre Kampfeswilligkeit beweisen wollen und rufen: „Herr, siehe, hier sind zwei Schwerter!“ Hätte der Chronist die Stelle bestimmter im Bewußtsein gehabt, so würde er das Wort nicht dem Herrn, sondern den Jüngern zugeschrieben und dann wahrscheinlich hier überhaupt nicht beigezogen haben. Denn in jener Erwiederung der Jünger liegt keinerlei Bedeutung, die auf eine solche Beziehung wie hier zwischen dem streitenden Papst und Kaiser übergeleitet hätte. Es ist eine äußere Anlehnung des bloßen Ausdruckes an die in der Geschichte Vitodurans figurenden Personen, und der bildliche Sinn kann uns in nichts anderm als darin bestehen, daß die beiden, Papst und Kaiser, im Kampf des heftigsten Grades wider einander begriffen, zwei Schwerter heißen, weil eben das Schwert die erste Waffe des Kampfes ist und gewöhnlich im Namen aller Waffen genannt wird.

verhärteten Bösen unterdrückten und bändigten sie nicht; die Gerechtigkeit beachteten sie, von der Habsucht, der verderbenbringenden Wurzel, dem Dienst der Götzen getrieben und bestochen, nur übel;[1]) alles, was zu thun war, ließen sie gleichsam fahren; was nicht geschehen sollte, gaben sie zu. Auf Gott p. 20 oder auf des Staates und der Kirche gemeinsamen Nutzen nahmen sie in ihren Handlungen selten Rücksicht, sondern „suchten nur das, was das Ihre ist oder war"[2]), nach dem Worte des Apostels.[3])

Wegen dieser und vieler andern Dinge, in denen die benannten Häupter aus dem Geleise kamen, konnte die göttliche Stimme bei der vom Kaiser Constantin, der kurz vorher getauft und zum Glauben Christi bekehrt worden war, dem Papst Silvester und dessen Nachfolgern gemachten reichen Vergabung und einträglichen Schenkung der Landstücke mit Recht und passend sagen, wie zu lesen steht: „Heute ist in die ganze Welt das Gift ausgegossen worden!"[4]) Das sehen wir heut zu Tage heller als das

---

[1]) Wie richtig die Bemerkung ist, daß beide an der Habsucht wie an einer bösen Krankheit gelitten, ist in Bezug auf den Kaiser in den bisherigen Erzählungen sattsam bewiesen worden, und in Betreff des Papstes Clemens VI. ist es ebenfalls mehr als genügend dargethan, daß er sich mit seinem weltlichen Sinn und ungeistlichen Wesen eher zu allem andern als zu einem Papste geeignet hätte. Ehren wir auch hier diese unparteiische Stimme des Franziskaners über einen Papst!

[2]) Vgl. Philipper 2, 21.

[3]) Das ist Paulus, einfach bezeichnet als der „Apostel", obwohl wir außer ihm 12 Apostel haben und er eigentlich der dreizehnte wäre, daher genau genommen, nicht einmal in die Zahl der Apostel im ersten Sinn und Gebrauch des Wortes eingerechnet war. Aber dies kam auf folgende Weise. Er, der nicht unter den „Jüngern" den Gottessohn im Fleische umgab, trug ihn als den Auferstandenen und Verherrlichten um so größer in seinem Herzen und bethätigte, durch diesen himmlischen Christus wie durch eine unwiderstehliche Lebensmacht gehoben, sein Apostelamt in einer höhern Begeisterung als jeder andere Apostel. Die vielen Gemeinden, die ihr Dasein an den Namen Paulus schloßen, die vielen Briefe, durch die er mit den gestifteten Gemeinden im innigsten Glaubensverkehr lebte, die rastlose Beeiferung am Aufbau der rettenden Gnadenkirche und die in jeder Stunde unbedingte Hingebung für Christus und Christen, das alles hatte ihn über jeden andern Apostel oder Arbeiter im gleichen Ackerfeld weit emporgestellt und hatte ihn in den Vordergrund der christlichen Geschichte wie der ganzen Kirche gesetzt, auf ihn gingen als den Einen und Ersten in der Bekehrung der Heidenwelt Aller Blicke, er hieß schon in der alten Kirche schlechthin „der Apostel", und man erkannte ihn an diesem Namen sofort, ohne einer weitern Bezeichnung zu bedürfen. Das hat Vitoduran aus der alten Kirche genommen und nennt ihn einfach auch nur „den Apostel."

[4]) An dem Tage, lautete die Sage, da Constantin dem apostolischen Stuhl die verhängnißvolle Schenkung machte, habe man über Rom Schaaren von Engeln gesehen, die durch die Luft gerufen hätten: Heute ist in die Kirche das Gift ausgegossen worden! — Die Sache selbst, die mit dieser Sage zusammenhängt oder ihr eigentlich den Stoff geboten hat, ist zu wichtig, als daß wir nicht genauer darauf eingehen sollten. Es betrifft ja die Gründung der weltlichen Herrschaft des Papstes, und man weiß, was für Anstrengungen der römische Stuhl von jeher gemacht hat, die Rechtmäßigkeit derselben zu erweisen, und mit welcher Zähigkeit er diesen seinen von Constantin stammenden Antheil an Gut und Macht der Welt bis auf den heutigen Tag festzuhalten suchte. Erzählen wir zuerst umständlicher, nach ihrem eigentlichen Ursprung und Umfang die berühmte Sage, die sogar Dante, Vitodurans Zeitgenosse und der Kirche ernster Seher und Sänger in seiner Divina Commedia dreimal berührt. Der Kaiser Constantin, damals noch der unbekehrte Heide und wilde Feind des Kreuzes, hatte zu Rom eine Verfolgung der Christen erregt. Nur durch Flucht war der römische Bischof Sylvester und mit ihm die übrige Geistlichkeit Roms den Todesgefahren entronnen. Dafür wurde Constantin von Gott mit dem Aussatze bestraft. Er zog heidnische Wahrsager zu Rathe und diese ertheilten ihm die Weisung, er müsse Kinder umbringen lassen und von ihrem Blut Gebrauch machen, dann erst werde der Aussatz von ihm weichen. Aber gerade zur nämlichen Zeit sah der Kaiser im Traum die beiden Apostel Petrus und Paulus und meinte, das seien zwei Götter. Sie geboten ihm, den entflohenen Bischof Sylvester holen zu lassen, der werde ihm den rechten Weg zeigen, von seinem Uebel völlig frei zu werden. Das geschah. Sylvester erschien und bewies dem Kaiser, daß die zwei im Traume wahrgenommenen Gestalten nicht Götter, sondern die beiden Apostel gewesen seien, hielt deren Bild dem Kaiser vor Augen und Constantin mußte zugeben, genau so wie das

Tageslicht, sowohl mit den Augen des Geistes als des Fleisches, ja erfahren es in täglichen Uebeln auf drückende und unerträgliche Weise, indem wir deßhalb Schaden und Einbuße an Ehre, Leib, Seele und Gut auszuhalten haben.

Bild hätten die Erscheinungen ausgesehen. Damit war des Kaisers Herzenshärte gebrochen und Sylvester lehrte ihn in der Zerknirschung gewaltige Buße, legte ihm die Hände auf, versenkte ihn in das Erneuerungsbad der Taufe und trieb den Aussatz, die Plage der strafenden Gottesgeißel, sogleich wie mit einem Zauberschlag von ihm, alles im Jahre 324. (Dante im Jnferno 27, 94 und 95: Costantin chiese Silvestro — a guarir della lebbre). Nun war der Kaiser für die Kirche und ihren Bischof mit Leib und Seele gewonnen. Die Dankbarkeit drang ihn ebenso sehr als die Ehrfurcht, Sylvesters Wohlthat und Wunderwerk zu vergelten. Er schenkte ihm und seinen Nachfolgern d. h. durch sie der Kirche zu ewigem Besitz den lateranensischen Palast zu Rom, schenkte ihm die Stadt Rom selbst, ganz Italien und alle abendländischen Provinzen des Reichs; ferner stattete er ihn mit goldener Krone, Scepter und anderm Herrscherschmuck aus und bestimmte, daß der römische Bischof vor allen Bischöfen der Christenheit den Vorrang haben und überhaupt außerordentliche Vorrechte genießen solle. Das ist die vielbesprochene Sage von der Schenkung Constantins, der Grundtext zum Patrimonium Petri, im Sinn wie im Worte sehr verdächtig. Dem Sinne nach gehört sie so ganz und gar nicht dem bekannten Geiste Constantins an, der nicht der Mann war, irgend eine Macht wegzugeben oder auch nur mit einem andern zu theilen, und doch hätte er, wenn die Schenkungsurkunde von ihm und in solchem Wortlaut abgefaßt gewesen wäre, dem römischen Bischof das ganze Abendland abgetreten und ihn als ebenbürtigen Mitregenten angenommen. Ungereimt ist einerseits die Angabe, daß Constantin eine Verfolgung der Christen erregt habe, und eine Rom verherrlichende Erdichtung ist es andererseis, er sei hier, in Rom, von einem römischen Bischof und zwar im Jahr 324 getauft worden, während der Kirchenhistoriker Eusebius, des Kaisers Biograph und Zeitgenosse, berichtet, daß Constantin die Taufe Christi im Jahre 337 zu Nicomedien in Bithynien empfangen habe. Sehen wir uns nach den Zeugen und Zeugnissen für die Schenkung um. Aus dem 4. und 5. Jahrhundert wird keine einzige Stimme laut, die derselben auf irgend eine Weise und an irgend einem Orte gedächte, und erst am Schluß des 8. Jahrhunderts wird sie mit hohen Ausdrücken vorgebracht, aber im Munde römischer Bischöfe Die Schenkungsurkunde selbst ist in jenem barbarischen Latein geschrieben, das sich nach dem Verfall des weströmischen Reiches mehr und mehr der kirchlichen Zungen bemächtigte, und trägt das Gepräge des mittelalterlichen Styls unverkennbar zu Tage. Dies alles beweist uns genugsam, daß wir ein Product späterer Zeiten vor uns haben, und Constantin der Große, was er auch sonst für Religion und Kirche geleistet hat, kaum der Urheber der Schenkung und jedenfalls nicht Erlasser und Verfasser der Schenkungsurkunde ist. Wenn dann vollends in dieser Urkunde Constantin sagen muß, der römische Bischof habe durch die ganze Welt eine größere Macht als der Kaiser; er, Constantin, habe demselben beim Besteigen des Pferdes den Bügel gehalten; er erachte es für seine heilige Pflicht, ihm das ganze Abendland zu überlassen, weil er nicht der oberste Herr da heißen wolle, wo er die himmlische Gnade im Wasser der Taufe genossen: so klingt dies für einen Constantin so possierlich und schlägt dies in die mittelalterliche Anschauung und zumal in jenen die mittelalterliche Kirche characterisirenden Prozeß zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, zwischen Papstthum und Kaiserthum so stark ein, daß wir uns nicht etwa bloß in das Jahrhundert Karls des Großen, sondern sogar darüber hinaus in die Zeiten eines Gregor VII. gewiesen sehen. Man müßte blindlings die Wahrheit von der Tafel der Geschichte wegschieben und darauf stumpfgläubig die Lüge breiten Raum fassen lassen, sähe und sagte man hier nicht, daß das Ganze ein wohlzugerichtetes Machwerk nicht schon der römischen B i s ch ö f e, sondern erst der römischen P ä p st e ist. Es haben sich denn auch von jeher Stimmen der freien Wahrheit dagegen erhoben und die Aechtheit der Schenkung wie der Schrift mit allen Argumenten bestritten. Zwar läßt ein Dante das Factum auf dem Kaiser Constantin stehen und versetzt denselben für den guten Willen, den er gegen die Kirche gezeigt, in welchem Sinne auch unser Chronist die Schenkung auslegt, in den Himmel, spricht es aber doch aus, daß Constantin dadurch böse Früchte gepflanzt habe (Paradiso 20, 57: Sotto buon' intenzione che fe mal frutto) ja in einem lauten Seufzer geht er mit den Redlichen seiner und aller Zeiten einig, daß aus der Schenkung jenes Landes und aus der hierauf gebauten Weltmacht des Papstes endloses Unheil für Kirche und Christenheit entstanden sei (Jnferno 19, 117—20: Ahi, Costantin, di quanto mal fu matre Non la tua conversion, ma quella dote, Che da te prese il primo ricco Patre!). Köstlich ist es das Spiel mitanzusehen, wie das Land mit der Sage und die Sage mit dem Lande wuchs. Denn so oft ein päpstliches Gelüsten nach Vergrößerung des Besitzes auftauchte, kam ein neues Stück Fabel, eines dreister als das andere hinzu. Im 8. Jahrhundert hatte der Stuhl Petri nur erst ein kleines Gebiet, mit dem 13. schon die ganze Stadt Rom und ihre Umgebung, und so ging es im Meilenschritt immer weiter. Aber auch immer schärfer sprach die Stimme

Eigentlich wird das Gift von der erwähnten Stimme deßhalb in die Kirche ausgegossen genannt, weil jene freigebige Vergabung und gutthätige Zueignung Constantins, des Königs der Römer, dem Papste erwiesen, doch, wiewohl er es im guten Eifer gethan, der Zunder und Anlaß geworden zu der besprochenen Entzweiung, zu unzähligen Streitigkeiten, Kriegen, Menschenmorden, Aergernissen, die von den oftgenannten Häuptern betrieben wurden, um Herrschaft und irdische Güter oder zeitliche Besitzungen zu erhaschen. Daher konnte der Apostel wohl zu Timotheus sagen: „In den letzten Tagen, in denen wir sind, werden gefahrvolle Zeiten eintreten“ [1]). Das empfinden wir jetzt mehr, als wir es

der fortschreitenden Zeit ihr Urtheil und vernichtete das Gut und das Recht der heiligen Gewalt bis zu einem elenden Schatten herab. Der Römer Laurentius Valla in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stellte in seinem feinen Latein, seinem freien Styl und seinem kühnen Geist die Sache und die Sage als eine ebenso schlaue Erfindung denn als alberne Geschichte vor Aller Augen hin; Aeneas Sylvius, der kluge Dollmetscher des basler Concils, der gelehrte Wortführer im Staats- und Kirchenwesen, und später als Pius II. von 1458—64 sogar selbst auf Petri Stuhl, führte mit Valla die nämliche Sprache und erhärtete die nämlichen Sätze, und beide haben dargethan, daß man recht gut christkatholisch sein und doch gegen die weltliche Herrschaft des Papstes stimmen könne, ja es gehöre sogar zu den Kennzeichen jedes bessern Katholiken oder Christen, das Weltscepter irdischen Fürstenthums vom Schlüsselamt der geistlichen Gotteskirche wegzusprechen. Unter dem züchtigenden Ernst der Reformation, die ihren Leuchter über diese und derartige Fälschungen hoch hinhielt, ist die Erdichtung vollends in ihr grundloses Nichts gesunken und Luther hat in seiner Schrift: „Einer aus den hohen Artikeln des allerheiligsten Päpstlichen Glaubens, genannt Donatio Constantini“ Roms geistlichen Landhandel mit dem beißendsten Spotte gegeißelt. — Wir können nicht umhin, hier noch einen Punkt zu beleuchten, der an die Schenkung Constantins angehängt worden ist. Das betrifft den „lustigen Sylvester“, der ja am Schlußtag jedes Jahres von Katholiken und Protestanten gefeiert werde und der eben daher komme, daß die Römer in der höchsten Freude über alles, was Constantin ihrem Bischof Sylvester an Land und Reichthum gegeben, den Todestag des Bischofs, der am 31. Dezember 335 gestorben war, mit ausgelassenem Jubel begingen. Nun kennen wir allerdings den lustigen Sylvester allerwärts und auch die Reformation hat den Lustigmacher nicht mit den übrigen Gebräuchen und Mißbräuchen Roms abschaffen können. Solche Dinge läßt sich das Volk immer am wenigsten nehmen. Aber man besehe die Sache im rechten Licht und lasse sie nicht mit beliebigen Deutungen verfälschen. Ein lustiger Sylvester oder mit andern Worten ein lustiger 31. Dezember war in Rom bekannt und üblich, ehe es einen Kaiser Constantin und einen Bischof Sylvester gegeben hat. Um diese Zeit nämlich, vom 25. Dezember an, wurden zu Rom 5—7 Tage lang die Saturnalien gefeiert, und auf welche Weise dies geschah, haben wir schon Neujahrsblatt 1360 pag. 76 in der Note zum Epiphanienfest angegeben. Da überließ sich jedermann in jedem Stand und Alter einer ungezügelten Lust und Freude, so daß selbst die Kinder bis auf die Wiege herab nicht vergessen waren und mit Bildern beschenkt wurden, die in der sogenannten Bildergasse zu Rom ausgestellt waren. Nun ist es wahr, daß Constantin unter dem Bischof Sylvester seinen Wohnsitz von Rom nach Byzanz, darum von jetzt an „Constantinopel“, verlegte und Rom dadurch die persönliche Gegenwart des Kaisers bis in eine weite Ferne hin verlor. Das trug sowohl für den Bischof als für die Römer die liebsten Früchte. Der erstere trat nun, da des Reiches Oberhaupt so fern war, in Ansehen und Regierung allmälig an dessen Stelle, hieß Roms alleiniger Herr und stieg in jener Wichtigkeit, die er schon als Nachfolger Petri gewonnen, um viele Stufen wieder höher. Die Römer aber fühlten sich mit der Entfernung des Kaisers freier, eines gewissen Druckes los und freuten sich dessen maßlos, zumal ihnen Sylvester manchen politischen Zügel nachließ, dafür hie und da einen kirchlichen anthat. Aber den kirchlichen verstanden sie sich immer locker genug anzubinden und unter dem Amüsement altrömischen Brauchs recht angenehm zu machen. Als nun der Tod des Bischofs in die Jubeltage der Saturnalien und namentlich an deren Schluß, wo der Wonnebecher bis auf die Neige leer geschlürft wurde, gefallen war, ging es in Einem zu, das bisherige Fest und die hinzugekommene Feier des so angenehm gewordenen Bischofs zu vereinigen, und war es besonders willkommen, die grobe Sitte, wie es in so vielen andern Fällen gegangen, mit einem feinern Namen zu decken, das liebe Alte erschien unter einem neuen Titel wieder, die heidnischen Saturnalien waren jetzt die christliche Sylvesternacht geworden. Das ist der wahre Sachverhalt, und von daher ist der „lustige Sylvester“ nach Rom, von Rom in die katholische Kirche und aus der katholischen sogar in die protestantische gekommen, hat aber mit einer constantinischen Schenkung Roms und des römischen Gebietes und ferner Italiens und zuletzt des ganzen Abendlandes nichts zu thun.

[1]) 2. Thimoth. 3, 1.

in Büchern lesen. Den wegen der Uneinigkeit der gedachten Häupter verkehrten und elenden Zustand der Kirche, der von mir kurz und in Prosa so eben erzählt und dargestellt worden, will ich auch noch in einigen unten hergesetzten, von mir verfaßten Versen schildern, daß mir, wenn ich in diesem Werklein auch vornämlich die Prosa brauche, die Verskunst oder das Metrum doch nicht gänzlich entgehe: [1])

Der Kirche Häupter sind allzusehr, ach, verdunkelt.
Sie irren völlig im Wahn, vom Satan offen bethöret.
Sie streiten gleich heftig: was größer im Umfange gelte?
Voran der römische Kaiser, der Papst jedoch hinterdrein,
Sie liegen so sehr erkrankt, daß alle Glieder in Noth sind.
Durch jene, die siechen, begegnet es diesen zu leiden.
. 203 Preis sind der Seligkeit himmlische Dinge gegeben;
Sie streiten um den Gewinn von irdischen Reichen,
Was Spaltungen gezeugt, ach, unheilvolle genug.
Der Eine setzt unselig die Sichel an in des Andern Ernte,
Keiner versteht's wohl, sich mit dem eignen Recht zu begnügen.
Deßhalb gehn unter die Seelen, leben sonst hätten sie können.
Die Stimm' zu Constantins, des gütigen Königes, Zeiten,
Vom Himmel gestiegen: „Es werde das Gift sich ergießen
„Auf Erden", ist kund jetzt und geht in Thaten schon über.
Der Papst begehret zu sehr, daß ihm sich die Länder ergeben,
Doch das verweigert zugleich der römische König und heischt sie für sich.
So läßt es keiner der beiden beim eignen Besitze verbleiben.
Wenn Constantin der König sammt den ihm folgenden Fürsten
Dem Papste nicht hätte geschenkt die so ergiebige Herrschaft,
Dann bliebe dieser demüthig in seliger Einfalt.
Daher erscholl nicht umsonst jene himmlische Stimme:
Jetzt ist das traurige Gift hinein in die Welt ergossen!
Von da an vergeht der Kirche so glückliche Eintracht.
Weil aber der Kaiser zu sehr hat beschenkt und bereichert
Die Päpste mit wohlbefruchtetem Land, drum schwollen sie an
Und eifern voller Begier, der Länder noch mehr zu erhaschen.
Der König entbrennt, daß alle Länder doch ihm zu Füßen sich legen,
Mehr noch verlanget der Papst, dieselben zu höchst zu beherrschen.

---

[1]) Man sieht, wie tief der allerdings unglückselige Riß der Kirche unserm guten Franziskaner in's Gemüth geht. Nicht genug, daß er das Uebel so oft und so nachdrücklich in seiner Prosa hervorhebt, ist er vom Schmerz gedrungen, es noch in Verse zu setzen. Und diese Verse sind, so wenig wir an den bis dahin gebotenen Proben unsern Chronisten als begabten Poeten kennen gelernt, dießmal in der That nicht gar so übel, gleich als hätte ihm sein heiliger Schmerz die sonst ungefügige Feder mit größerer Gewandtheit geführt. Freilich dürfen wir auch hier, in diesem größten Gedichte, das uns Vitoduran hinterlassen, keinen dichterischen Schwung oder geniale Gedanken suchen; aber es sind doch wenigstens Verse in ziemlich wohlgerathener Form und in ihnen spricht, was jedem Leser sich dargibt, ein unparteiisches Gericht, das über die Sünden von beiden Seiten, von Kaiser und Papst, von Reich und Kirche gehalten wird. Der Grundton, der wehmüthig immer wiederkehrt, ist das tiefe Leid, das gilt, in einfachem und einfältigem Wort gesungen, der ganzen Welt, und wenn die ganze Welt — so hoch berechnet der zürnende, seufzende Minorit die entsetzliche Schuld —, wenn noch so viele Seelen untergehen sollten, so fällt der zermalmende Stein auf die beiden Häupter zurück, deren Habgier und Streitsucht allen Frieden und mit ihm allen Segen verschlungen haben.

Das ist die Seuche, gezeugt durch grausame Habsucht.
Das Geld hat die Kirche [1]) gemacht zur niedrigen Dirne;
Denn für Belohnung gibt dem sie sich hin, der sie wünscht.
Das Geld macht Alles anjetzt, nichts bringt die Gerechtigkeit [1]) Gutes,
Die sich Jedem ergiebt, für Gaben feil und verkäuflich;
Alles bestreitet sie dir und betreibet dir Alles für Sold nur,
Aus göttlichem Eifer vollbringt sie fast Nichts mehr.
Wer aber nun mächtiger gelte, wird langes Gezänke,
Und wer von beiden mehr sich gewinne. Das Urtheil ergehet
Krankhaft, vielgestaltig, vernünftigen Grundes entbehrend [2]).
Es überschreitet ein Jeder die eigenen Grenzen so grundlos,
Des Andern Schaden, meint er, würde das Glück sein
Für ihn selber und Unheil werde Gewinn ihm werden.
Je mehr sie dursten nach Land, um so weniger ist es vorhanden. p. 2
So wird das römische Reich nach allen Seiten zerrissen;
Die Heiden nehmen es weg, zum eigenen Land es zu fügen [3]).
Weit mehr als sämmtliche Bußen hat jener Brauch
Des Interdicts, der vermaledeieten Strafe, geschadet,
Die über das Christenvolk der Papst leichtsinnig verhängte.
Er [4]) löscht aus Verehrung des Herrn, das Licht auch des Glaubens,
Verhärtet die frommen Gemüther und macht sie gefühllos,
Und wecket die Sekten uns auf durch die ungerechte Verdammniß.
Das Bild von selbigem Riß ist helle zu schauen
Im alten Buch [5]) an gewaltiger Scheidung
Des Weibs des Leviten, die sündliche Dinge bestanden [6]).
Giebt's nicht ein Bündniß der Häupter, so wird gleich die gute,
Die friedsame Braut des ew'gen Gemahls gar hurtig zerrissen,
Die Heerde der Schafe wird durch wildes Gebahren den Wölfen gegeben.
Als Christi Braut, o Leser, erkenne die Kirche,
Und durch die scheußlichen Wölfe bezeichn' ich die Sarazenen,
Sie all' und die andern Heiden die Götzen verehren.
Sie suchen gar grimmig im Nu die Braut zu zerreißen,

---

[1]) Beide, Ecclesia und Justitia, sind in ihren repräsentirenden Häuptern, in Papst und Kaiser, auf dem Geldmarkt verkäuflich geworden und haben ihr hohes Amt um irdischen Gewinn gänzlich verhandelt, da sie doch, blieben sie unbestochen und unverdorben, der Welt so unendlich viel Gutes leisten könnten.

[2]) Nicht im gesunden Sinne, will Vitoduran sagen, nicht gestützt auf gutes Recht und vernünftiges Gesetz, sondern unter allerlei blendendem Vorwand, in Trug und Lüge gehüllt, so wird der Streit im leidenschaftlichen Dienst der eigenen Interessen geführt und so wird auch das Urtheil von dem erkauften oder erzwungenen oder sonst irgendwie verführten Richterstuhl herab gefällt.

[3]) Es ist der Länderraub durch die Hände der Türken besonders in der griechischen oder morgenländischen Kirche gemeint, wiewohl damals schon auch Einfälle westwärts in die abendländische Kirche geschehen waren, was durch unsere Chronik hindurch wiederholt vorkommt und was der Chronist jedes Mal sichtbar mit dem gleichen Schmerz vorbringt.

[4]) Oder es oder sie, man kann Brauch oder Interdikt oder Strafe zum Subjekt machen, nicht aber läge es ungezwungen in der Konstruktion, den Papst dafür zu nehmen.

[5]) Im Buch des alten Bundes oder im alten Testament.

[6]) Geht also wieder wie oben auf das 19. Kapitel im Buche der Richter, speziell auf Vers 29.

Wenn nicht die Christen in Eintracht vernünftiger werden,
Daß sie die Genannten von Mordesgelüsten abtreiben.
Dann sänke das Schiff Petri bedränget, von Meeresstürmen zerschlagen,
Ach, kläglich und hoffnungslos hinunter in Abgrund.
Das möge doch Gott abwehren mit Hülfe der rettenden Liebe!
So stünde der Rock Christi, sonst Ein Stück, niemals genähet,
Da mit gar häufigen Rissen, er ginge zertrennt dann
Durch den Lauf der irdischen Weltding' unwiderruflich verloren.
Durch viele Jahre nun schon hat gemeldete Spaltung gedauert;
Deßhalb ist Josephs Kleid [1]) vom Blute gefärbet
Mit so gewaltiger Wuth, daß es nicht möglich zu sagen.
Bis auf die Zeit Clemens des Sechsten, des Papstes,
Und ebenso Ludwigs des Königs zog unglückseligen Laufes
Sich die verderbliche Quelle, geeignet zu bösesten Streiten.
Der Starke schlug ein auf den Starken, doch fielen
Sie beide so schwer, daß sie sich nur langsam erheben.
Es fällt in den Sturz, wer allzu Hohes erstrebet!
. 205. Der König schickte dem Papst nicht selten würd'ge Gesandten,
Sie kehrten ihm immer zurück, leer von jedweder Begnadung,
Vergeudeten ganz umsonst die erhabnen Geschenke sammt Bitten.
In Mutterschooß der Kirche doch aufgenommen zu werden
Verlangte demüthig genug der Eine, vom obersten Priester
So ganz aus der Kirche verbannt, und konnte doch nicht es erlangen.
Wenn völlig der Kaiser dem Papst sich zu beugen verschmähte,
So wär' er nach Recht und Gesetz zu sehr in der Schuld,
Und büßte gebührend den unrecht verwirkten Schaden [2]).
O diese doppelten Schwerter [3]) bekommen der Welt nicht zum Guten,
Es will ja Keiner dem Andern nur mäßige Hülfe gewähren.
Drum geht jedes Gute zu Grund und erhält sich jegliches Schlechte.
Im Jahre tausenddreihundertundvierzig
Dazu noch im vierten des Herrn war bezeichnete Zwietracht
Zum Ende gekommen, wie Hoffnung sich aufthat.
Des so zu hoffenden Bundes und Friedens Verträge brachte
April. Damals eine herrliche Sage; aber um's Fest des Markus
Verstummte sie gänzlich und trug nichts mehr Gutes daher!

---

[1]) Wieder bildliche Bezeichnung der mißhandelten und verwundeten Kirche, passend genommen von jenem Rock Josephs, den man in Blut getaucht dem alten Vater Jakob mit dem Worte brachte, ein wildes Thier habe den Sohn zerrissen.

[2]) Vitoduran steht von vornherein in der geistlichen oder vielmehr römischen Anschauung der Zeit, der Kaiser als die niedrigere Macht habe sich ohne weiteres unter den Papst als die höhere zu beugen. Hätte nun Ludwig, will er sagen, diesem von selbst verständlichen Grundsatz nicht Genüge geleistet, so wäre ihm, was er auch von Seiten des Papstes zu erdulden hatte, Recht geschehen; jetzt aber, liegt im Hintergrunde, obwohl es Vitoduran nicht heraussagt, da der Kaiser jene Pflicht vollständig und sogar das Möglichste und Aeußerste gethan, fällt eine große Verantwortung für das unaufhörliche Unheil doch auf den Papst, der bei all' dem von Gnade und Versöhnung durchaus nichts wissen und nichts üben will.

[3]) Wie oben abermals die leichthin zugezogene Anspielung auf Luc. 22, 38.

Im Jahre 1344 wurde der Herr von Rötenstein [1]) wegen eines Menschenmordes, den er an einem Bürger von Kempten verübt hatte, zur Osterzeit in seinem der Stadt Kempten nahe gelegenen Schlosse (wohin er, gar zu wohl der Veste vertrauend, nach vollbrachtem Morde sich geflüchtet hatte) von den Bürgern Kemptens belagert, sammt dem Schlosse genommen und mit seinen Helfershelfern, vier schlichten und unschuldigen Männern, enthauptet. Für diese bat er, indem er ihre Unschuld anführte, flehentlich die Bürger, sie möchten, wenn er durch Enthauptung das Leben eingebüßt, doch denselben gestatten, frei und ungestraft heim zu gehen. Auch für sich selbst brach er weinend in Bitten aus, sie möchten ihn der Strafe des ihm gegenwärtig vorschwebenden Todes entheben und ihn dagegen in eine beständige enge Gefangenschaft thürmen; dafür, wenn er Erhörung zu finden gewürdigt werde, versprach er den Bürgern eine Geldbuße und eine seinen Vergehungen entsprechende vielfache Entschädigung. Aber, ach, für sich und die Seinen fand er kein seinem ehrerbietigen Verhalten entsprechendes Gehör! Sein Tod war bei den Leuten kläglich genug, weil er sonst ein junger, wackerer, muthvoller, tapferer und schöner Mann gewesen sein soll. Die Bürger waren ob der Tödtung ihres tüchtigen Mitbürgers gegen ihn so gereizt und halsstarrig, daß sie sich mit keiner Sache auf der Erde, die er hätte darreichen oder anbieten mögen, besänftigen oder befriedigen lassen wollten, als nur mit der Hingabe seines Leibes zum Tode.

Diesen vorausgehenden Dingen will ich in rückwärtsschreitender Ordnung Einiges, was mir damals, da ich es schreiben sollte, [2]) noch nicht bekannt war, jetzt aber bekannt und gegenwärtig ist, anfügen. Ungefähr wenige Jahre vorher nämlich, etwa um die Jahre 1330, wurden vier Minderbrüder in der Provinz Chana [3]) in Vorderindien, in einer unter die Herrschaft des Kaisers von Deldulum [4]) gestellten Stadt, von den daselbst herrschenden Sarazenen, besonders von dem Bischof derselben zu Blutzeugen gemacht. Denn er konnte von der Regierung die Erlaubniß dazu abpressen und erhalten und machte sie durch seine Trabanten zu Blutzeugen Christi. Der Grund aber, warum ihnen dieser heidnische Bischof den Tod zuzog, ist folgender. Er wollte nicht davon abstehen, sammt andern gelehrten Sarazenen

---

[1]) Ein historisch unbedeutender adeliger Herr, von dem nichts weiter irgendwoher aufzuweisen ist. Sein Vergehen ist allerdings strafbar, aber das Verfahren der Bürger Kemptens gegen ihn und seine Leute doch allzu hart und läßt sich nur aus dem in bitterer Leidenschaft festgehaltenen Gegensatz und Widerstreit erklären, in welchem die Stände damaliger Zeit, Adel und Städte, unversöhnlich gegen einander standen.

[2]) Dieß und nichts Anderes kann der Sinn von scribendis debitis sein, was ohne Zweifel ein Schreibfehler aus Unachtsamkeit ist.

[3]) Der Chronist schreibt wirklich Chana und man könnte von der Figur des Wortes sehr leicht verführt sein, an China zu denken. Allein sowohl der Zusammenhang als geschichtliche Thatsachen warnen davor. Es ist das Dekan, dessen letzte Silbe Vitoduran allein festgehalten und zu Chana gemacht hat. Sein inferior India ist Vorderindien, bei den Alten India intra Gangem oder India citerior als dasjenige Indien, welches sie noch in — intra — ihren Gesichtskreis und Reichsumfang einrechneten, während dann India extra Gangem oder India ulterior das darüber hinausliegende Land bis China hin bezeichnete.

[4]) Deldulum ist Delhi, imperator Delduli ist der Sultan von Delhi, der zu Vitodurans Zeiten die Oberherrschaft über das Dekan führte. Im Anfang des 14. Jahrhunderts nämlich hatten die Muhammedaner (Sarraceni) von ihrem Hauptsitz Delhi aus das Land unter ihre Botmäßigkeit gebracht.

mit den Brüdern ein Streitgespräch über den Glauben vorzunehmen. Im Eingange dieses Streites fuhren die Ungläubigen über die Brüder her und hielten ihnen vor: Christus sei nicht Gott, sondern ein bloßer Mensch gewesen. Als die Brüder diese und andere Irrlehren klarer als das Licht widerlegt und Christum als wahren Gott und Menschen mit Gründen und Beispielen erwiesen hatten, fragten sie, verwirrt und besiegt, mit großem Geschrei die Brüder, was sie von Muhammed dächten? Sie antworteten, daß er als der Sohn des Verderbens in die Hölle versetzt sei, weil er, lange nach Christum gekommen, ein dem Gesetze Christi widerstreitendes Gesetz gegeben habe, und daß deßhalb nicht nur er selbst, sondern auch alle, die in seines schlüpfrigen und abscheulichen Lebens Fußstapfen träten und sein verderbliches Gesetz beobachteten, Kinder der ewigen Verdammniß wären. Der Bischof, der diese erlittene Beschämung vor dem Volke nicht mit ruhigem Gemüthe zu ertragen vermochte, that den Brüdern mannigfache Strafen des Martyriums an und nahm ihnen das Leben. Sie aber leuchteten bei dem Leiden und nach dem Leiden in offenbaren und erstaunlichen Wundern hervor, welche in die Ungläubigen, die sie sahen, einen nicht geringen Span des Mißtrauens und Zweifels gegen ihre eigene Lehrpartei brachten. Auch faßten die Heiden, nachdem sie jene Zeichen und Wunder, die der Herr durch seine Diener, die erwähnten Brüder, verrichtete, geschaut, eine so große Gewißheit und Zuversicht vom christlichen Glauben, daß sie, wenn sie sich von mancherlei Krankheiten gedrückt fühlten, um die Wette schaarenweise auf die Stätte, auf der die Brüder ihr Blut für den Herrn vergossen, hinströmten und die mit dem kostbaren Blut der Glaubenszeugen bespritzte Erde leckten oder sie, mit Wasser übergossen, tranken und genasen. Damals hielt der Groß-Chan, der Kaiser der Tataren, die Minderbrüder in der größten Achtung. [1]) Derselbe hatte auch zu damaliger Zeit außer 400 götzendienerischen Aerzten und einem Sarazenen acht christliche Aerzte an seinem Hofe, die in allen Bedürfnissen des Lebens reichlich und herrlich versehen
207. waren. Das bezeugt der hl. Bruder Odoricius, von Padua gebürtig [2]), welcher, nachdem er alle

[1]) Daß die Minderbrüder bei dem Groß-Chan der Tataren in hoher Gunst und Achtung standen, hat Vitoduran schon zu wiederholten Malen mit unverhaltener Freude über die Ehre seines Ordens bemerklich gemacht. Es ist wohl auch hier wieder an den nämlichen Groß-Chan Usbek zu denken, der im Neujahrsblatt von 1861 p. 187 und 1862 p. 215 in Text und Noten erscheint, weßhalb wir dorthin verweisen und hier keine weitere Bemerkung anfügen.

[2]) Auch genannt und bekannt als Oderich von Portenau, latinisirt Odericus, Oderisius, Odorericus de Foro Julii, das wird im Mittelalter Friaul, jetzt Udine, oben am adriatischen Meere, und zwar sei er de Portu Nahonis, eben jenes Portenau, jetzt italienisch gesprochen Pardanone. Von dem Gleichklang dieses Namens oder von der Nähe des Landes mag es kommen, daß Andere und so auch Vitoduran schrieben, er sei von Padua. Er gehört mit seinem Vorgänger, dem Venetianer Marco Polo, unter die berühmtesten Reisenden, welche im Mittelalter die Welt besehen und in der damaligen Unwissenheit ein, wenn auch oft getrübtes, doch auf vervollkommnete Kunde vorbereitendes Licht über weite fremde Länder und Völker verbreitet haben. Geboren im Jahre 1286, hatte er sich den Studien gewidmet und trat dann zu Udine, der Hauptstadt Friauls, in den Franziskanerorden. Streng hatte er sich hier nach den Regeln des Klosters gehalten und wurde auf einmal von einem so gewaltigen Zug, den Glauben auch unter die Heiden zu bringen, erfaßt, daß er keine Ruhe mehr hatte und sofort den Missionsweg antrat. Er ging, 32 Jahre alt, von Constantinopel aus durch Armenien bis Caspin am caspischen Meere, das sei die Stadt, sagt er, von welcher die Weisen aus dem Morgenland nach Bethlehem gekommen seien. Von hier zog er durch die Wüste südwärts nach Ormus am Ausgange des persischen Meerbusens und gelangte an die Küste Malabar. Wundersam schildert er, wie er hier fünfzehn Tage lang durch einen endlosen Wald von Pfeffersträuchern gegangen sei. Von Malabar durchschritt er das Festland bis an die entgegengesetzte Küste Coromandel und segelte in fünfzig

Gegenden des Morgenlandes durchwandert hatte und wohlbehalten in's Heimatland zurückgekehrt war, diese und andere von ihm dort gesehene und gehörte wundersame und erstaunliche Dinge auf Bitten und Antrieb seiner Minderbrüder in Schrift gesetzt und so ein sehr unterhaltendes und ergötzliches Büchlein über die seltenen, so zu sagen seit Jahrhunderten unerhörten Geschichten solcher Art hinterlassen hat.

Um diese Zeit in denselben Gegenden, wie ich durch einen getreuen Bericht vernommen, am Charfreitag suchte und erhielt an einem Ort ein Minderbruder von seinem Guardian die Erlaubniß, sich zur Ader lassen zu können, indem er unter dem Vorwande jener von ihm vorgebrachten Worte beabsichtigte, sich durch die Vergießung seines Blutes von der Hand der Ungläubigen an jenem Tage die Märtyrerpalme auf die unten beschriebene Weise zu verschaffen. Dieser Bruder, der von Sehnsucht nach Märtyrerthum im Innersten brannte, wußte nämlich, daß die Sarazenen in zahlreicher Menge aus der ganzen benachbarten Landschaft versammelt wären, um an jenem Tage nach gewohnter Sitte die Feier der Venus [1]) zu begehen, und brach in die Kirche der Heiden, wo sie zusammengekommen waren,

---

Tagen nach einer Insel Lammori, in deren südlichem Theil das Reich Simoltra, wahrscheinlich Sumatra, liege. Hier habe es eine erstaunliche Menge von Gold, Silber und Kampfer gegeben. Dann habe er Java gesehen und viele ferne Länder und Inseln, unter andern auch eine, die 2000 Meilen groß war — ohne Zweifel Neuholland oder Borneo —, wo die Menschen nackt seien und Hundsköpfe hätten, er meint wohl die häßlichen Papuas. Endlich gelangte er in's südliche China und zwar bis zur Hauptstadt, die er Kambaleth nennt, jetzt also Peking, und hier, erzählt er, habe er wahrgenommen, daß es die Männer für eine unendliche Schönheit halten, lange Nägel, und die Frauen; kleine Füße zu haben, eine Notiz, die vor Odoricius kein anderer Reisender gebracht hat. Er kehrte wieder um, nahm den Rückweg durch das Wunderreich des berühmten Priesters Johann und kam nach zwölf Jahren, einer damals seltenen und kühn gewagten Wanderung 1330 wieder in seiner Heimat an. Aber er hatte den Keim des Todes in der Brust und fing an zu kränkeln. Damit nun der ganze Wissensschatz der zwölf Wanderjahre nicht mit ihm zu Grabe ginge, geboten seine Ordensobern, er müsse, was er auf seiner Reise gesehen und erfahren, dem Bruder Wilhelm von Solanga, Guglielmo de Solagna, in die Feder diktiren. Er that es und starb bald darauf im Kloster zu Udine, als ein Heiliger nicht nur von seinem Orden, sondern auch von der Kirche verehrt. Darum heißt er bei unserm Chronisten frater sanctus. Seine Reiseberichte sind vielfach angefochten und er des argen Betruges beschuldigt worden. Es seien alberne Dinge, Zaubereien und Wundergeschichten, geradezu Lügen, ja es frage sich, ob er wirklich der Reisende gewesen sei und nicht den frechen Kopisten mache, der die geschilderten Orte mit keinem Auge gesehen, mit keinem Fuß betreten und alle seine Erzählungen nur von Andern abgeschrieben habe. Das ist zu schroff gesprochen. Man vergißt, daß, was die Wundersachen anbetrifft, Odoricius wie ein Vitoduran im Geist und Styl seines Jahrhunderts schreibt, und was die Frage anbelangt, ob er Selbsterlebtes oder Abgeschriebenes berichte, so beweisen Angaben wie die obige über China, die ja sonst nirgends vorkommt und heute noch wahr ist, daß er Zeugnisse eigener Anschauung und Erfahrung vorlegt. Den Namen eines wissentlichen Lügners oder Betrügers verdient er nicht und ist eben nur infolge einer verkehrten Auffassung der Dinge hie und da in einer Selbsttäuschung begriffen.

[1]) So übersetzen wir wörtlich solemnitatem Veneris. Wir glauben auch, die Meinung Vitodurans über die Sache getroffen zu haben. Er nimmt die Moslem überall, wo er sie in Erwähnung bringt, für Heiden und Götzendiener und schreibt ihnen darum hier den Dienst der Venus zu. Aber damit macht er sich eines groben Mißverständnisses schuldig. Es ist nämlich bekannter Weise der Freitag, der im Islam, ohne Zweifel im Gegensatz zum Judenthum mit seinem Sabbath und zum Christenthum mit seinem Sonntag, als wöchentlicher Feiertag eingesetzt worden ist und in der 62. Sure des Korans den Gläubigen zu getreuer Beobachtung an's Herz gelegt wird. Daß aber der Freitag unter dem römischen Namen dies Veneris, dem der altdeutsche Frya- oder Freiatag ganz entspricht, auch in die christliche Welt und christliche Woche eingegangen und im Kirchenlatein stehen geblieben ist, ist jedermann kund und bedarf keines Nachweises. Unser Chronist hatte von dieser Feier des dies Veneris bei den Muhammedanern gehört und verwandelte sie geradezu in eine Feier der Venus selbst, was natürlich etwas ganz Anderes wird und woran kein Moslem je gedacht hat. Gerne wollen wir uns übrigens, um den Chronisten dieses argen Verstoßes zu überheben, zu der andern Auslegung hinüberführen lassen, Vitoduran meine wirklich

verwegener Weise ein, stieg auf einen erhöheten Platz, predigte gewaltig Christum und verherrlichte den Glauben Christi, indem er ihn ungewöhnlich erhob und darthat, Muhammeds schändliches Leben aber und sein gotteslästerliches Gesetz wie auch seine ganze gottfeindselige Lehre mit ihren Anhängern verfluchte und verwarf. Dieser und anderer von ihm einleuchtend und glänzend vorgebrachten Reden halber hätten die Sarazenen, über die Maßen aufgeregt, an ihm die bittersten Qualen geübt, wenn sie nicht von ihrem Priester oder Oberpriester, der eben zugegen war, daran verhindert und im Zügel gehalten worden wären. Derselbe stieg nämlich auf den Ort, wo der Bruder stand, gebot dem Volke Stille und befahl, den Bruder, ohne ihm Gewalt und Unrecht anzuthun, zu halten, widerlegte mit lauter Stimme die Reden des Bruders und bewies, er sei von Sinnen, indem er sagte: „Er hat sammt andern seiner Christen und Mitbrüder 7 Wochen lang durch Fasten, Gebete, Wachen und andere Casteiungen sein Fleisch so sehr gemartert und den Geist beängstigt, daß er den Verstand verloren hat und seines Sinnes durchaus nicht mehr mächtig ist," und nach seiner Meinung sei das dem Klostervorsteher und den andern Brüdern desselben ganz und gar unbekannt. Als nun jener nach der Anweisung des Priesters, um die Wahrheit der Sache zu erweisen, wirklich zur Wohnung der Brüder zurückgeführt worden war, fand sich, es sei so. Und so wurde der Bruder von seiner Sehnsucht betrogen, da er die Preisgabe des Märtyrerthums, die er mit heißem Gemüthe begehrt, nicht im mindesten erlangen konnte.

Ebenfalls um diese Zeit starb am Bodensee in einem Dorfe, Namens Högst [1]) einem Ehemanne seine Frau. Diese stellte sich nach ihrem Tode täglich bei dem Mittagessen in der Gestalt, in welcher sie begraben worden, jedoch ohne ein Wort zu sprechen, den Blicken des Mannes dar und setzte sich jede Nacht auf sein Bettgestell, wenn er sich zu Bette gelegt hatte. Nachdem er nun diese abscheuliche Erscheinung mit dem größten Schrecken und Zagen einige Tage ausgehalten hatte, deckte er sie seinem Ortspfarrer auf und bat ihn inständig darüber um seinen Rath und seine Hülfe. Dieser zeigte ihm eine gefällige Willfährigkeit und übernachtete bei ihm mit den Reliquien der Heiligen. Er vermochte jedoch durch dieselben sammt vielen Beschwörungen die gedachte Erscheinung gar nicht abzutreiben oder
98. zu verscheuchen, kehrte dann wieder nach Hause und ließ jenen Mann in solcher Verzweiflung zurück, daß derselbe unverweilt aus dem Dorfe wegzog und sich nach Lindau begab, in der Hoffnung, dort der genannten schrecklichen Erscheinung entfliehen zu können. Da er sich aber auch hier dem Eintritt derselben nicht entziehen konnte, wich er nach Schaffhausen hinab in der Hoffnung, an einem entlegenen Ort von dem Anblick der verderblichen Erscheinung entfernt zu sein. Als er auch hier den wider-

die muhammedanische Freitagsfeier, wie sie war und begangen wurde; nur müssen wir dann zwei Dingen Gewalt anthun, wir müssen die Denkweise Vitodurans über die Muhammedaner, wie wir sie bisher kennen gelernt, dießmal ändern und müssen das Wort Venus für dies Veneris gelten lassen.

[1]) Das Dorf Högst oder St. Johann am rechten Rheinufer, gegenüber dem St. Gallischen Dorfe St. Margarethen im Rheinthal.

wärtigen Andrang derselben gleicher Weise zu leiden hatte, kehrte er heim und befahl sich Gott. Wie nun an einem Tage ein bettelnder Mönch in sein Haus trat, um von ihm ein Almosen zu bekommen, wurde er zum Mittagessen eingeladen. Indem der Hausvater an der innern Seite des Tisches saß und jenen armen Wanderer, der geladen war, sich gegenüber nach der Thüre hin als seinen Tischgenossen gesetzt hatte, kam die Gestalt der verstorbenen Frau herbei und blieb, während sie auf gewohnte Weise stumm gegen ihren Mann hinblickte, zur Seite des eingeladenen Mönches stehen, an den sie sich anschloß. Als sie weggegangen und das Mittagessen vorüber war, fragte der Mönch den Gastgeber, ob er ihr beim Tode nicht etwas versprochen hätte, das er noch nicht geleistet habe? Er antwortete, daß er ihrer ganz kleinen Tochter, die sie von einem andern Mann, seinem Vorgänger gehabt, einen Garten, wie es der Dringlichkeit ihrer in den letzten Zügen ihm vorgetragenen Bitten gemäß wäre, allerdings noch nicht übertragen, jedoch gesagt habe, er werde es nächstens thun, indem er es ihr mit lebendigem freien Wort versprochen; jedoch bis jetzt habe er das Versprechen nicht erfüllt und dem Wunsche der Frau Genüge geleistet, da der Garten in seinem eigenen Besitz noch verblieben sei. Der Mönch sagte zu ihm: „Bringe dein Versprechen zur Ausführung, übergieb der Tochter den Garten, und du wirst von deinem verstorbenen Weibe nicht weiter belästigt werden.“ Der Mann kam dessen Mahnungen nach und war von der Verfolgung seiner Frau befreit. Dies habe ich durch die zuverlässigste Erzählung mit der vielfachsten Bestätigung erfahren und für würdig erachtet, es in Schrift zu setzen. Einige geben an, daß der vorbenannte Ortsgeistliche, der dafür von dem mehrfach erwähnten Manne eine Belohnung erhalten, der ihm erscheinenden verstorbenen Frau seinen Kirchenrock umgeworfen und umgebunden habe, in der Absicht, sie dadurch zum Sprechen zu bringen. Sie fürchtete aber den Rock nichts, stürzte auf den Priester stürmisch ein, erwürgte ihn und nahm ihm das Leben. Er wurde am morgenden Tage begraben, worauf die Frau wie vorher bis zu dem oben besagten Zeitpunkte dort auf gewohnte Weise erschien.

Wenige Jahre vor dem erzählten Vorfall reiste ein Bruder von dem Orden des heil. Franziskus, aus der Gegend Niederdeutschlands gebürtig, ins Weite hinaus unter die Ungläubigen, um ihnen Christum zu verkündigen, worüber ich den von ihm an seinen Ordensmeister vom Sprengel der norddeutschen Provinz gerichteten, weitläufigen und ausführlichen Brief gelesen habe, hielt sich dort rühmlich und sammelte eine reiche Frucht von Seelen. Denn er bekehrte, wie ich aus seinem Briefe herausgefunden und herausgezogen habe, im Reiche des Groß-Chan, des Kaisers der Tartaren, durch das Bad der Taufe und das heilsame Wort der Predigt viel Volk zum Glauben Christi. Ja er hätte eine ungemein große Frucht von Seelen gesammelt, wenn ihm die nestorianischen Ketzer [1]) oder falschen Christen,

[1]) Der Name kommt von Nestorius, der schon in der größern Note über das Verhältniß Persiens und seiner Herrscher zum Christenthum Neujahrsblatt 1860 p. 60 genannt worden ist. Die Lehre des Nestorius, daß Christus nicht nur nach der göttlichen Seite, nicht nur als Gott, sondern auch nach der menschlichen, als Mensch gefaßt werden solle, hatte einer endlosen Reihe von Streitigkeiten gerufen und ihrem Urheber das unverdiente Schicksal bereitet, unter der verdammenden Lästerung seiner Zeit verkannt und verstoßen im Elende zu sterben. Der fanatische Eifer der Gegenpartei schleuderte den

209. die dort zahlreich sind, nicht Widerstand geleistet hätten. Denn sie sahen zu seinen glücklichen Fortschritten gar scheel und wirkten ihm nach Kräften entgegen. Bisweilen brachten sie durch Verläumdungen, Verkleinerungen, falsche Schmeicheleien einige von den Vornehmsten selbiges Landes wider ihn auf. Daß ihm Geißelungen, Einkerkerungen und allerlei Züchtigungen bei den Mächtigen durch Tag und Jahr auf gottlose Weise widerfuhren, dafür sorgten sie [1]). Dies alles hielt er geduldig für Christus

Fluch auch auf seine Anhänger und trieb sie von Vorderasiens Gemeinden hinaus und zurück in die entlegenen Provinzen Hinterasiens. Sie flüchteten sich nach Persien, wo sie chaldäische Christen, nach Indien, wo sie Thomaschristen hießen. Unter beiden Namen und in beiden Ländern verkündeten sie ein Evangelium, das den Völkern nicht einen im Wortstreit zerrissenen Christus vorstellte, und übten sie ein Christenthum, das nicht an eine leere Glaubensformel geheftet war. Sie kamen mit der Bruderliebe im Herzen und erwiesen ihren Christus in einer unermüdeten Wohlthätigkeit. Daneben brachten sie griechische Bildung mit höhern, weitherzigern Weltansichten, als jene waren, die in dem auf einem beschränkten Dogmensatz versessenen Zelotismus eingeschlossen waren. Dieß alles verschaffte ihnen bei Persiens und Indiens Bewohnern eine große Beliebtheit und bezeichnend ist es besonders, daß die Nestorianer gerade unter den Muhammedanern in allgemeine Geltung kamen. Hiezu mag ihr Theil auch die nestorianische Ansicht von Christus beigetragen haben, in welcher Christus nicht mehr als „gekreuzigter Gott", seine Mutter nicht mehr als „Gottesgebärerin" ausgerufen wurde, Dinge, die, wie an vielen andern Orten, so hauptsächlich auch bei den Moslem immer und immer wieder der Anstoß waren, warum sie von ihrem konsequenten Monotheismus aus das christliche Bekenntniß in der Kirchenformel nicht nur verfolgten, sondern unverholen des Götzendienstes beschuldigten. Denn die Anbetung einer kreatürlichen Erscheinung, als welche Christus nun doch einmal war und ist, läuft natürlich immer Gefahr, die monotheistische Einheit und Reinheit zu trüben. Unser Chronist hält begreiflich zum kirchlichen Dogma von der Gottheit Christi und ist daher, was wir bald wieder bemerken und dann auch weiter behandeln werden, auf die „nestorianischen Ketzer" nicht gut zu sprechen.

[1]) Die Franziskaner standen, wie so eben gesagt, mit den Nestorianern drüben auf dem Arbeitsfelde der asiatischen Völker im beständigen Streite. Es läßt sich dieß aus den äußern Verhältnissen und aus den innern Gegensätzen der beiden Parteien gegen einander sehr gut erklären. Die äußern Verhältnisse der Nestorianer waren in Asien sehr glücklich gestaltet, seit vielen Jahrhunderten hatten sich diese Christen als die ersten und so zu sagen die einzigen hier wie in einer Heimat eingebürgert. Schon zur Zeit der Chalifate genossen sie ungemeine Achtung und außerordentliche Vergünstigungen. Oft waren sie Aerzte und Schreiber der Großen im Lande, ja unter der Oberhoheit der Chalifen sogar Statthalter von ganzen Ländern und Städten, z. B. in Adiabene und Assyrien, und als das Chalifat 1259 von den Mongolen oder Tataren zerstört wurde, behielt der Nestorianismus am tatarischen Hofe auch seinen frühern Werth und Platz. Die Franziskaner hingegen traten wie Neulinge in diese asiatischen Gebiete und gingen darauf aus, die Nestorianer von ihrem schon so lange angebauten und behaupteten Arbeitsfelde überall, wo es thunlich und möglich schien, zu verdrängen und mit Leuten des eigenen Ordens zu ersetzen. Noch feindseliger wurde die Stellung der beiden Christenparteien zu einander von innen heraus, von ihren innern Gegensätzen her. Die Nestorianer hatten, wie schon oben bemerkt, ein verständiges, faßbares, in Glauben und Liebe genießbares Christenthum schon vor beinahe tausend Jahren nach Asien gebracht und hatten dasselbe so ziemlich im gleichen Sinne festgehalten und fortgepflanzt. Die Franziskaner dagegen kamen mit einer Kirchenlehre, die tausend Jahre länger genährt und mit einer Unzahl von Dogmen, Legenden und Wunderdingen gefüllt worden war, zumal sie immer im Dienst und vom Standpunkt ihres Ordens aus zu lehren sich bemühten, so daß sie mit ihrem undenkbaren und unfruchtbaren Christenthum gegen dasjenige der Nestorianer in einem grell abstechenden Unterschied erscheinen mußten. Es war nicht anders möglich, als daß sich solche Gegensätze in mancherlei Reibungen und gegenseitigen Bedrängungen kund gaben. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, auf welche Partei eine größere Schuld von der jedes Mal eröffneten Feindseligkeit gefallen sei; gewiß ist, daß sehr häufige Mißverständnisse und sehr bittere Anschuldigungen zwischen beiden Parteien veranlaßt wurden, und so oft sie eintraten, schrien die Franziskaner über Ketzerei und Gewaltthätigkeit der Nestorianer. Sie schrieben es in solchem Tone nach Europa. So berichtete in den Jahren 1305 und 1306 der Franziskaner Johannes de Monte Corvino, den wir sehr versucht sind, für denjenigen Bruder zu nehmen, welchen uns Vitoduran hier in angelegentlicher Genauigkeit schildert. Zwar treffen die Jahrzahlen nicht zu und stehen etwa 30—40 Jahre aus einander; allein wir dürfen hierin, wie wir wissen, bei unserm Chronisten kein strenges Maß halten, und daneben schlagen die übrigen Züge unserer Erzählung in ganz außerordentlicher Weise ein. Der genannte Franziskaner sandte zwei Briefe aus Kambalu, jetzt Peking, wie es ja

aus. Bisweilen entriß ihr der Groß-Chan, weil er ihn innig lieb hatte, wenn er vernahm, er sei unschuldig an die Strafen gefoltert, der Thurm- oder strengen Haft übergeben, gütiglich aus der Gefangenschaft und von seinen übrigen Peinigungen, setzte ihn in Freiheit und bedrohte diejenigen mit schweren Strafen, die ihn fernerhin mit Worten oder Thaten beleidigen würden. In einigen Jahren, die er in östlichen und nördlichen Gegenden verlebte, etwa in 8 oder 9, nachdem er sie betreten, hatte er die Sprache jenes Landes oder Volkes so vollkommen gelernt, daß er in derselben das Wort Gottes mächtig und kühn ausstreuen konnte. Er befruchtete und wirkte mit seinen Predigten, indem er die Menschen zum Glauben Christi hinzog, im Volke auch so viel, daß oft innerhalb des Zeitraumes von einem Monat oder einer Woche viele tausend Menschen zu seiner Taufe herbeiströmten. An den Orten, wo er gepredigt hatte, war, wie er in einem Briefe gesteht, vorher das Evangelium Christi nie gepredigt worden. Denn wiewohl vom seligen Thomas [1]) gelesen wird, daß Indien, welches ihm bei der Ver-

---

oben bei Odoricius ähnlich Kambaleth gelautet hat, der Hauptstadt der Provinz Chataja (China) nach Europa und rühmt darin den Groß-Chan Timurkhan, den Sohn des Koblai, von dessen christenfreundlichen Gesinnungen auch Marco Polo nach Europa berichtet hatte. Nur jammert der Franziskaner, die Nestorianer seien in diesen Gegenden so zahlreich und mächtig und dabei so gewaltthätig, daß neben ihnen fast kein anderer Lehrer aufkommen könne. Sie hätten ihn bei dem Groß-Chan als einen Kundschafter und selbst als einen Mörder verklagt, der Groß-Chan habe aber seine Unschuld erkannt und die schändlichen Ankläger aus seinem Reiche vertrieben. Eilf Jahre habe er, schrieb Johannes de Monte Corvino weiter, allein gearbeitet, habe während dieser Zeit zu Kambalu eine Kirche mit Glocken gebaut, etwa 6000 Menschen getauft und hätte über 30,000 taufen können, wenn ihm die Nestorianer nicht so viel Schaden angerichtet hätten. Die tatarische Schrift und Sprache hatte er bis zu dem Grade gelernt, daß er darin nicht nur geläufig predigte, sondern auch die Psalmen und das neue Testament in dieselbe übersetzte. Er brachte dort auch einen König, der aus dem Geschlechte des Priesters Johannes war, vom nestorianischen Glauben zum römischen und der bekehrte König habe dem Franziskaner am Altar in königlichen Kleidern gedient, einen großen Theil seines Volkes ebenfalls zum katholischen Glauben herübergezogen und zu Ehren Gottes, der hl. Dreifaltigkeit und des Herrn Papstes eine prachtvolle Kirche aufgestellt, die dann römische Kirche genannt worden sei. Nach dem Tode des Königs aber hätten dessen Brüder im entgegengesetzten Geiste gehandelt und alle Neubekehrten vom römischen Glauben wieder zum nestorianischen zurückgebracht. Er, der Franziskaner, habe auch 150 heidnische Knaben getauft, sie im Lateinischen und Griechischen nach dem römischen Cerimoniel unterrichtet und sie sodann beim Gottesdienste zugezogen, wo sie sich, als sie die Psalmen, Lieder und Gebete vollständig gelernt, trefflich benommen hätten. Alles dieß sind Züge, die aus jenen eigenen Briefen des Franziskaners Johannes de Monte Corvino entnommen sind, wie wir sie bei Assemani (Biblioth. oriental.) und Mosheim (Histor. Tartaror. ecclesiast.) abgedruckt finden, und vergleichen wir nun hiemit die gesammte Darstellung, die uns Vitoduran über seinen Franziskaner reicht, ohne dessen Namen zu nennen, so erscheint uns die Identität der Person in der auffallendsten Art und wir können uns der Behauptung kaum enthalten, daß es ein und derselbe Franziskaner, also der mehrmals erwähnte Johannes de Monte Corvino gewesen sein müsse.

[1]) Es ist Thomas der Apostel. Die Sage gibt an, daß die Apostel nach der Geistestaufe am Pfingsttage über die Länder des Erdbodens, wohin ein jeder mit der Predigt des Evangeliums gehen müsse, das Loos geworfen hätten. Da sei dem Thomas Parthien zugefallen. Er sei dorthin gezogen und auf der Reise habe er, schreibt Chrysostomus, die drei hl. Könige getroffen, die als die Weisen aus dem Morgenlande an die Krippe des Herrn gewandert waren. Thomas habe sie getauft und darauf in Dienst genommen, so daß sie von nun an mit ihm als seine getreuen Gefährten das Evangelium auch verkünden und ausbreiten halfen. Nachdem Thomas in Parthien und Aethiopien, unter den Medern und Persern gepredigt, sei er bis Indien gedrungen und habe im Königreich Coromandel dem Christenthum den glücklichsten Erfolg, den glänzendsten Triumph verschafft. Aber die Brahmanen, in Eifer gebracht, daß er so viel Leute zu sich heranziehe, stellten ihm nach und schossen ihn nahe bei Malipur, der Hauptstadt Coromandels, mit Pfeilen todt. So geht die Erzählung noch immer im Munde jener Thomaschristen Indiens, die ihren Namen von Thomas herleiten oder herbekommen haben. Ein anderer Bericht dagegen lautet, Thomas sei wie der Herr an's Kreuz geheftet und von einem Brahmanen mit einer Lanze durchstochen worden — offenbar eine absichtliche Nachzeichnung von der Todesart Christi. Der letztern Sage zufolge wird

loosung den Predigtamtes zugekommen war, großentheils durch ihn, und zur Zeit des Papstes Sylvester und des römischen Kaisers Constantin durch zwei römische Knaben [1]), wie in der Kirchengeschichte gelesen wird, an Christum geglaubt habe, so ist doch, nach des obigen Bruders Wort, an die Orte, wo dieser Christum verkündete, vor ihm kein Christ gekommen, um das Fundament oder wenigstens den Grundstein des rechtmäßigen Glaubens zu legen. Keine Saat, ja nicht einmal ein Pflänzchen des apostolischen Glaubens sproßte vor ihm dort; er aber streute als der Erste daselbst den Samen der christlichen Lehre reichlich in gutes Erdreich, das er mit der Pflugschaar der Predigt und der Buße aufgerissen, und hielt eine üppige Ernte an Solchen, welche glaubten oder zu Christus bekehrt waren. Denn weil er ein fleißiger und unermüdeter Arbeiter im Weinberge Christi und im Acker des Herrn gewesen war, trug er die Garben von nicht wenig Bekehrten, sondern von sehr vielen Tausenden davon. Auch den Presbyter Johannes [2]), einen reichen und mächtigen König, von welchem man bei uns über-

Thomas bisweilen mit einer Lanze abgebildet. Er erscheint aber auch mit einem Winkelmaß, was bedeuten soll, er, der Zweifler, habe erst, nachdem er genau gemessen und geprüft, aus eigener Ueberzeugung an den Auferstandenen geglaubt.

[1]) Von diesen Knaben, welche an den indischen Hof gekommen sein sollen, werden ebenfalls allerlei Wunderdinge erzählt, wie sie mit einer besondern Sprachengabe geredet, Heilungen vorgenommen und die Leute unwiderstehlich gleich als Zauberer zum Glauben der römischen Kirche hingezogen hätten.

[2]) Mit diesem Presbyter oder Priester Johannes und seinem Reiche hat es eine ganz eigene Bewandtniß. Wer er eigentlich gewesen, woher er diesen Namen bekommen, wo er sein Reich gehabt und wie weit er seine Herrschaft geübt habe, darüber ist außerordentlich viel berichtet, geschrieben, gestritten worden. Schon Marco Polo, ja Otto von Freisingen im 12. Jahrhundert, der auch in Asien gewandert war, und nach ihnen so viele Reisende reden von dem Priester Johannes und seinem Reiche. Was für ein Interesse an dieser Sache in der abendländischen Kirche gewaltet, geht daraus hervor, daß der Hof zu Portugal im 15. Jahrhundert seine Portugiesen ausgeschickt hat, das Wunderreich dieses berühmten Fürsten aufzusuchen und darüber ganz gewissen Bericht zurückzubringen. Die Portugiesen fanden das Reich im Habesch oder Abyssinien Afrikas und den Priester Johannes in Abyssiniens christlichem Kaiser. Aber ganz irriger Weise, und den Portugiesen ist dann dieser gewaltige Irrthum auch mit schlagenden Gründen gehörig nachgewiesen worden. Die Erzählung, wie wir sie wieder bei Assemani und Mosheim finden, lautet, aus asiatischen Berichten und Briefen genommen, folgendermaßen. Zu Anfang des 11. Jahrhunderts befand sich ein König der Tataren oder Türken von Cherith im nordöstlichen Asien auf der Jagd. Er gerieth in einen ungeheuren Schnee und schwebte lange herumirrend in eigentlicher Todesgefahr. Mitten auf diesen schreckenvollen Irrgängen erschien ihm ein Heiliger, bot ihm die Hand und gab ihm die Zusicherung, ihn aus den Todeskämpfen dieses finstern Geschickes herauszuführen, wenn er an Christum glauben wolle. Der König versprach diesen Glauben und fand den Weg seiner Rettung. Er empfieng darauf die Taufe und mit ihm mehr als 200,000 seiner Unterthanen. Von der Taufe an führte er als König und alle seine Nachfolger als Könige den sonderbaren Namen „Priester Johannes“ (presbyter Johannes). Woher nun dieser Namen? Man vermuthete, der Fürst habe bei und wegen der Taufe einen neuen und zwar christlichen Namen, Johannes, angenommen, den alle Nachfolger als Ehrennamen beibehalten hätten. Aber warum Priester? Die Nestorianer, erklärte man weiter, hätten ihn zum Priester geweiht und so zu seiner politischen Würde noch die kirchliche gefügt, was dann am Hofe für alle Zeiten verblieben sei. Wahr ist, daß unter den Händen der Nestorianer alles geschah und von ihnen im ganzen Reiche des Priesters Johannes sowohl der Unterricht des Volkes ertheilt als auch die kirchlichen Einrichtungen getroffen wurden. Der Herrschersitz war zu Karakorum am Orgon in der nördlichen Mongolei. Wenn Vitoduran beisetzt, man lese von diesem König, dem Presbyter Johannes, in einem Büchlein viel Uebertriebenes, so hat er damit vollständig Recht. Denn über manchen Priester Johannes wurden die lächerlichsten Dinge nach Europa geschrieben oder mündlich berichtet, oft sogar angebliche Briefe des Priesters Johannes selber vorgezeigt und darin so fabelhafte Uebertreibungen angebracht, daß man mit allem Grund annahm, sie seien von Uebersetzern oder Abschreibern zur Verherrlichung des christlichen Glaubens eingeschoben worden. So hieß es über einen Priester Johannes, er stamme von den Weisen aus dem Morgenlande her und seine Herrlichkeit sei so groß, daß er beständig ein Scepter von Smaragd in der Hand trage. Ein anderer Priester Johannes sollte an den Kaiser zu Konstantinopel geschrieben haben, er sei der reichste König auf Erden,

triebener Weise zu viel in einem Büchlein liest, bekehrte er zu Christum und durch ihn sein ganzes Volk. Aber ach, nach des Königs für das christliche Lehrwesen so nachtheiligem Tode kehrte das Volk, durch des Königs Nachfolger, einen sehr schlimmen Götzendiener und Tyrannen angetrieben, zum Koth des Heidenthums zurück. Dieselben als irrende und verlorene Schafe in die Gehöfte oder die Hürde des Glaubens zurückzurufen vermochte der erwähnte Bruder nicht, weil er im Gebiete des Groß-Chan, des Herrn der Herrscher, lebte und von jenem Reiche allzuweit, über 20 oder 30 Tagereisen, entfernt war.

Dieser oftgenannte Bruder kaufte vierzig landesgeborne Knaben und lehrte sie lateinische Schrift und Grammatik. Später aber, nachdem er den Knaben erst nur eine ihnen entsprechende Stärkung an p. 2
Milch und Mus [1]) geboten hatte, reichte er ihnen feste Speise und weihte sie in die Musik und heilige Schrift ein. Auch die kirchlichen Gebetsstunden [2]) und den Gesang lernten sie so vollkommen, daß sie dieselben im wechselnden Chor zu singen vortrefflich verstanden; auch leiteten einige von ihnen, vor den andern mit Geist und Stimme begabt, rühmlichst den Chor. An ihrem Gesange ergötzte sich der Groß-Chan auf das Höchste. Daher wurde von ihm der vorgenannte Bruder als ihr Meister und Lehrer häufig dazu aufgefordert, vier oder sechs mit sich zu nehmen und ihm durch ihren Gesang ein Vergnügen zu machen. Er willfahrte ihm mit freudigem Gemüthe und bemühte sich, hierin genug zu thun und sich gefällig zu zeigen, indem er von den bezeichneten Knaben abwechselnd 4, 6 oder 8 mit sich nahm, vor dem Groß-Chan und seinen Statthaltern an dem königlichen Hofe mehrmals erschien und ihnen durch ihren angenehmen Gesang nicht geringen Genuß und Freude verschaffte, so daß er ihn

---

72 Provinzen, jede unter ihrem Fürsten, seien ihm unterthänig; sein Reich sei nur mit den Sternen des Himmels und dem Sand am Meere zu vergleichen; im Kriege lasse er sich 13 kostbare Kreuze vorantragen und zu jedem gehörten 10,000 Soldaten obern Ranges und 100,000 gemeinen Ranges: sein Palast sei ebenso prachtvoll wie derjenige, den der Apostel Thomas dem Könige von Indien, jenem Gundafor, aufgeführt habe; zu seiner Rechten speisten täglich 12 Erzbischöfe, zu seiner Linken 20 Bischöfe; man soll sich doch nicht verwundern, daß er den Namen Presbyter trage, er thue dies aus Demuth und müßte es sonst nicht thun, da er lauter Könige zu seiner Bedienung um sich habe, ein Primas und König sei sein Tafelaufseher, ein Erzbischof und König sein Schenke, ein Archimandrit und König sein Marschall, ein Abt und König sein oberster Koch. Solche Geschichtchen, die damals dem Abendland zur Unterhaltung in Menge gereicht wurden, waren auch einer geduldigen Seele zu unermeßlich, und selbst unser sonst so frommgläubige Vitoduran sperrt sich, sie in voller Geltung ohne irgend einen Einwand anzunehmen. Aber unsinnig ist es, die Erfindung und Erzählung solcher Albernheiten den Nestorianern aufzubürden, wie es auch von mancher Seite geschehen ist; denn wenn man ihnen nicht genug Redlichkeit zutraut, die Wahrheit in Mund und Feder zu halten, so waren sie doch viel zu klug als daß sie so grobe Lügen mit dem Schwulst übertünchten Styls in die Welt hinausgeworfen hätten. Uebrigens dauerte das Reich des Priesters Johannes in unversehrter Herrlichkeit nicht gar lange. Der vierte Fürst Onk-Chan d. h. der große Chan, bei christlichen Schriftstellern auch David geheißen, verlor im Jahre 1202 gegen den mongolischen Eroberer Temudschin, später Dschingis-Chan genannt, Schlacht und Leben. Doch haben Nachkommen des „Priesters Johannes" noch bis 1300 und drüber hinaus, wiewohl unter dem Chan der Tataren, ihre väterlichen Länder besessen und beherrscht, immer noch mit einem Christenthum nach nestorianischer Lehre und Einrichtung, und unser Chronist geht also auch hierin richtig, wenn er von einem Priester Johannes berichtet, der noch in seine Lebzeiten hineinreicht. Mit den Eroberungen Timurbeks (eigentlich Timur Lenk, in abendländischer Aussprache Tamerlan) bald nach Vitodurans Zeit, im nämlichen Jahrhundert, gieng dann freilich alles, der Presbyter Johannes, sein Reich und dessen Kirche bis auf den letzten Grund unter.

[1]) Die ganze Stelle spielt auf 1 Cor. 3, 2 an.

[2]) Also die canonischen Horen vgl. Neujahrsblatt 1859 pag. 19 Note 1.

sammt seinen Leuten innig ergötzte und wundersam erquickte. Deshalb und wegen seines Lebens ungeschminkter Reinheit und seines heiligen und lobenswürdigen Verhaltens fand er in den Augen des oftgenannten Fürsten so viel Gnade, daß er diesen als einen gnädigen Beschirmer und Beschützer und so zu sagen als einen vorzüglichen und einzigen Freund in allen seinen Nöthen auf das huldvollste erfuhr.

ärz Im Jahre 1344 zur Fastenzeit oder vorher jagte die gesammte Bürgerschaft einer Stadt Schwabens, Namens Biberach [1]) mehrere mächtigere Bürger, welche dem Gemeinwesen von jeher, damals aber wie es hieß aufs neue schädlich und feindselig geworden waren und erfunden wurden, in der Wuth, in der sie gegen dieselben heftig entbrannt war, aus der Stadt. Ihre Häuser nahm der Reichsvogt des Kaisers Ludwig, der seinen Sitz in Ravensburg hatte, ihnen weg und sprach sie dem Reiche zu; auch ihr Getreide und ihre andern beweglichen Gegenstände zog er ein und ließ sie in das Schloß der erwähnten Stadt abführen.

Im Jahre 1343 und 1344 verwandte der Bischof von Constanz [2]), gebürtig aus der Stadt Frauenfeld, wider seine Natur der Sparsamkeit und Kargheit, die ihm von der ersten Kindheit an eingeprägt war, für die Armen, welche sich wegen der (wie ich oben angegeben) damals in Alemanniens Gegenden grausam wüthenden Theurung allzusehr vermehrt hatten, mit einer mitleidsvollen Seele merkwürdig viel auf die Werke der Barmherzigkeit. Denn er habe, indem er seinen alten und gleichsam angebornen Geiz von sich austrieb, eine große Menge Armer mit seinen Almosen täglich gespeist, auch vielen von des Hungers Last gedrückten Leuten, ja was noch mehr ist, Städten freigebig Darleihen gemacht und davon nichts als Gottes Ruhm und Lohn gehofft. Daher geschah hier eine Umänderung durch die Rechte [3]) des Erhabenen. Denn er beachtete, wie es wahrscheinlich ist, indem er es in seines Herzens
211. Schrein wirksam eindrückte, das Wort des Propheten, der in den Psalmen sagt: [4]) „Willkommen der Mann, der sich erbarmt und leiht; er wird seine Reden im Gerichte recht halten, weil er in Ewigkeit nicht entwegt werden wird; in ewigem Andenken wird der Gerechte sein; vor einem bösen Gerüchte wird er sich nicht fürchten.“ Nicht weniger beobachtete er das Wort des Erlösers, der im Evangelium Lucä sagt: „Leihet und hoffet nichts davon, auf daß ihr Kinder eures Vaters seid, der in den Himmeln ist.“ [5]) Dieß und anderes erweichte ihn von der stählernen Härte seines Herzens, daß er die gewöhnliche Liebe und Begierde zu den zeitlichen Dingen kräftig von sich austrieb und den Armen reichlich

---

[1]) Jetzt noch in Würtemberg im Rißthal, ehemalige Reichsstadt, paritätisch sehr gewerbsreich.

[2]) Ueber ihn s. Neujahrsblatt 1862 pag. 213 Note 1. Die dortige Erzählung Vitodurans beweist so ziemlich, welches Sinnes und Charakters der Mann war und daß es allerdings ein sprechendes Zeugniß von seinem umgeänderten Wesen ist, wenn er in der gegenwärtigen Schilderung mit den Tröstungen und Speisungen der Armen hervortritt.

[3]) Nämlich dextera, man denke somit nicht an jura, es war die allwirksame Hand Gottes, sagt der Chronist, die diese gewaltige Umänderung der hartnäckigen Natur vermochte.

[4]) Ps. 112, 5.

[5]) Vgl. Luc. 6, 34 und 35.

Almosen spendete. Es wird aber unter den andern Beweisen seiner von oben erfaßten Freigebigkeit namhaft angeführt, daß er in den beiden eben erwähnten Jahren wenigstens dreimal in der Woche zwei oder dreitausend, bisweilen fünfunddreißighundert Arme mit Brod und Suppe reichlich erquickt und viele so vor eines elenden Todes Schlünden verwahrt habe. Hiezu konnte ihn eben mit den oben angeführten Sprüchen das Wort des Psalmisten bewegen, der sagt: „Selig, wer über dem Dürftigen und Armen sinnet; am bösen Tage wird ihn der Herr erretten" u. s. w.[1]) Und jener Spruch des Apostels: Wer reichlich säet, der wird auch reichlich das ewige Leben ernten."[2]) Daher sei sein Namen auf alle Zeiten gesegnet!

Im Jahre 1344 kurz vor dem Feste des heiligen Johannes des Täufers wurde mir, ach, durch Zur einen sichern und getreuen Bericht kund, daß 40 Venetianer, in der Meinung, die zwischen ihnen und den Heiden in demselben Jahre zur Herbstzeit (wie ich mich oben gesagt zu haben erinnere[3]) ausgebrochene Uneinigkeit sei auf einige Zeit durch Waffenstillstand abgeschnitten oder vollständig gestillt, ihre Waaren zu denselben auf gewohnte Weise zu Schiffe hinführten. Sie wurden aber sogleich wider ihr Vertrauen zur Rächung des im vorbenannten Streit von ihnen den Heiden angethanen Unrechtes aufgegriffen und in Verwahrsam gehalten. Aus ihnen marterten sie einige, die Christi Glauben nicht abläugnen und Bekenner ihrer Sekte werden wollten, mit den bittersten Strafen zu Tode. Unter andern Strafen und Arten des Märtyrerthums übten sie, wie ich vernommen, an einem aus denselben eine

---

[1]) Ps. 41, 1.

[2]) 2 Cor. 9, 6.

[3]) S. Neujahrsblatt 1862 pag. 282 u. 283. Der Chronist führt derartige Scharmützel und Schlägereien mehrmals an. Sie kamen damals auch zwischen Venetianern und Osmanen oder Türken, in unserer Chronik Heiden, häufig vor und zeigen von beiden Seiten das rohe Wesen damaliger Zeiten. Vitoduran nimmt, wie es seine Darstellung deutlich verräth, von vornherein für die Venetianer als Christen und Glaubensgenossen Partei. Man darf aber nicht übersehen, daß die Venetianer nicht die lässigste Lanze in diesen Krieg legten und keineswegs den Duldernamen der Märtyrer verdienen. Sie hatten wie auch die Genuesen, nachdem ihnen die Kreuzzüge den Orient aufgeschlossen und die Wege dorthin geebnet, in Constantinopel und auf allen Küsten bedeutende Niederlassungen, großartige Handelsplätze, wo sich ihr Geist frecher Gewinnsucht, gewaltthätiger Herrschsucht in einer Weise tummelte, die einer Republik, wie Venedig und Genua doch sein wollten, nimmermehr ziemte. Sie meinten, von Himmel und Erde sei ihnen das Vorrecht eingeräumt, andere da, wo sie sein wollten, zu verdrängen, und da, wo verdrängen nicht wohl angieng, zu chikaniren und intriguiren. Zu der Vorstellung, daß andere Menschen, und wären diese Menschen auch „Heiden", ebenso frei und glücklich sein möchten wie sie, schienen sie nie kommen zu können, und kannten die Freiheit nur für ihren Gewinn und ihre Gewalt. Geriethen ja die Venetianer und Genuesen selbst auf ihren morgenländischen Marktplätzen um des lieben Profites willen so häufig hinter einander, und gewöhnlich endete der Spektakel an den Köpfen der Griechen oder Türken, die auf irgend eine Weise heran- und hereingezogen wurden. In Venedig selbst war das republikanische Wesen vom Zug der Handelsluft durch und durch angesteckt. Geld und Gewinn standen allen andern Interessen und Prinzipien voran und nicht nur nach außen wurde das System schlauester Ausbeutung gehandhabt, auch nach innen spann und spannte die gewandteste Speculation den berechneten Faden um Augen, Hände und Füße der Masse. Große Familien und reiche Kaufleute machten die Republik aus und spielten die Republikaner, das Volk blieb wie verkaufte verstummte Sclaven an die Zügel dieser Mächtigen und Alleinigen gehängt. Damit ihm aber das Gefühl von seiner Beschränkung und Bedrückung nicht aufkomme, wurden von Zeit zu Zeit ungeheure Summen zusammengeschossen, um es durch maßlose Lustbarkeiten und Ausschweifungen in einem beständigen Taumel zu erhalten. Das Erbarmen, das uns der Chronist gegen die mißhandelten Venetianer zumuthen möchte, darf füglich einige Grade tiefer unter dem seinigen stehen, es ist dann noch groß und gerecht genug.

von mir noch nie gehörte Strafe, daß sie nämlich einem Christen in das eine Ohr, das sie vorher durchstochen, einen Strick schoben und ihn durch den Kopf zum entgegengesetzten Ohr herauszogen, an welchem sie ihn lange hin und her schwenkend und schaukelnd mit dem grausesten Schmerze zu Grunde richteten. Diese Christen beachteten und hatten zu Herzen genommen das Wort Christi, der im Evangelium sagt: „wer mich vor den Menschen verläugnen wird" [1]) u. s. w. Ferner jenes andere: „Fürchtet
212 euch nicht vor denen, die den Leib tödten" [2]) u. s. w. Und darum sind sie Märtyrer Gottes geworden, indem sie sich mit ihrem Blute überfärbten und Christo den Gegendienst vergalten, der sein Blut für sie am Kreuze vergossen hatte, und deßhalb nahmen sie nicht unverdient, wie herzlich geglaubt wird, unmittelbar die himmlischen Wohnungen ein. Die übrigen Venetianer aber, die ihre Lehre annehmen wollten, entließen die Heiden von des Todes Stacheln unverletzt. Als dies die Venetianer daheim vernahmen, wurden sie von eines unermeßlichen Schmerzens Spieß durchstochen, und in großer Zahl versammelt, beschlossen 300 oder 400 von Räthen und andern bessern Bürgern aus ihnen, sobald die Gelegenheit sich darbiete, seien mit zahlreicher Ritterschaft und bewaffneter Macht mehrerer Schnellsegler [3]) zu füllen und gegen die erwähnten Heiden abzusenden, um an denselben für die unerwartete Tödtung ihrer Mitbürger unter Gottes Beistand strenge Rache zu nehmen.

In den Jahren 1343 und 1344, wie ich aus sehr häufigem wahrheitsgetreuen Bericht vernommen habe, mischten wegen ungeheurer Theurung, die damals in Deutschland schwer überhand genommen hatte, Leute im Albgau faule und gut verstoßene Waldstöcke unter rohes Hafermehl [4]) und machten daraus eine grobe Speise, um des unerträglichen Hungers Lästigkeit zu vertreiben. Speise oder Kost, nicht Brod, sage ich, weil sie daraus mit dem besten Willen einen Teig durchaus nicht zusammenkneten konnten. Denn weil die Bestandtheile zu unpassend und unverhältnißmäßig waren, um eine gehörige Mischung zu machen, konnten sie sich nicht in einen Teig verkitten oder zusammenlaufen. Manche lasen zu derselben Zeit auch Flechten [5]) von den Bäumen, machten daraus gewissermaßen Mehl und sodann Brod und erquickten damit den kläglichen, höchst hungrigen Leib.

Als im Jahre 1344 zur Frühlings- oder Sommerszeit mehrere Bürger in Memmingen, einer

---

[1]) Matth. 10, 33.

[2]) Matth. 10, 28.

[3]) Das Wort ist galēa und bedeutete damals ein leichtes Fahrzeug, eine Brigantine, Feluke, ist aber auch als Kriegsschiff zu nehmen, wahrscheinlich vom Helm, galĕa, der Minerva, der zum Schutz und Schiffszeichen aufgepflanzt war. Doch wurde galēa als Schiff zum Unterschied von galĕa als Helm mit langer Penultima gelesen.

[4]) Im Text ist zwar geschrieben avetice. Da wir aber aus diesem Worte nichts zu machen wissen und es, auch von avere begehren als „gierig" abgeleitet, nicht in den Satz paßt, so mag es wohl verschrieben sein für avenatice, von avena, alsdann auf farine zu beziehen, also unser Hafermehl. Was den Leser verleiten könnte, obiges avetice für ein im »aevum inferius« von avere hergenommenes Adverbium zu fassen, ist auch die falsche Orthographie Vitodurans, der da, wo æ stehen sollte, so häufig e schreibt und dadurch so leicht in die Irre führt, wie man an dem obigen farine sieht.

[5]) Sie heißen bei Vitoduran siscus und das ist wohl eine Nachbildung oder Umstellung von cissus, griechisch kissos, Epheu, da beide, Epheu und Flechten, die bekannte Eigenschaft theilen, Bäume, Baumrinden, altes Gemäuer u. s. w. zu umwinden.

Stadt Schwabens [1]), eines unter ihnen wohnenden Juden Schuldner geworden und ihm in selbigen Tagen, wiewohl er sie inständig gebeten, zu zahlen unterlassen hatten, gieng er zum Bischof des Sprengels von Augsburg und verlangte flehentlich, er möchte seinethalben den genannten Ort unter das kirchliche Interdict zu stellen geruhen, damit ihm die Bürger, dadurch gezwungen, in Betreff der unterlassenen Schuld genug thäten. Der Bischof nun gewährte, weil auch er sein bedeutender Schuldner war, damit er ihm Stillstand oder größern Verzug zur Bezahlung gewährte, dem Juden, wie dieser gefordert hatte, leicht Gehör und stellte den Ort unter das Interdict. Nachdem dies die Bürger einige Tage mit bitterm Gemüthe, weil die Leichen nun außerhalb des Kirchhofes bestattet werden mußten, ertragen hatten, begaben sich die Angesehenern mit den Schuldnern aus ihnen einmüthig zu dem Juden und baten, er möchte doch unverzüglich um Aufhebung oder Erlassung des seinethalben wider sie geschleuderten Interdicts sorgen, damit sie dort nicht länger des kirchlichen Begräbnisses entbehren müßten. Da sie ihn durchaus nicht dazu bestimmen konnten, dies zu thun, erfand der Bürgermeister eine sehr nachdrückliche und gescheidte Antwort, durch die er den Juden so sehr in Schrecken brachte, daß ihnen dieser unverweilt willfahrte. Das Wort des Bürgermeisters war aber: wenn der Jude es nicht thue, so würden sie alle Juden, die dort stürben, mit den Christen auf dem Kirchhof begraben. Dies fürchtete und scheute der Jude so sehr, daß er ihnen sogleich zustimmte und einwilligte. O wie gemein ist die Kirche geworden, daß auf das Wort eines Ungläubigen und Ketzers der Gottesdienst bald aufgehoben, bald zugelassen wurde! Ach ja, unheilbar ist ihre Verwundung! Elendiglich ist sie gefallen und bemüht sich nicht wieder aufzustehen, „von der Fußsohle bis zum Scheitel ist an ihr nichts Gesundes" [2]), „weggewichen von ihr ist alle ihre Zierde!" [3])

Ferner verschwanden im Jahr 1344 in der Stadt Lindau, o weh! Furcht und Liebe und jede Gerechtigkeit vor Gott bei vielen Menschen beiderlei Geschlechtes so sehr, daß sie unerschrocken und offen gegen Gottes Gebote und der Kirche, seiner Braut, geheiligte Vorschriften noch schändlicher als die Juden Wucher trieben. Denn sie liehen 5 Schillinge für 2½ Pfenninge und 10 Schillinge für 5 Pfenninge Zins während einer Woche aus. Sie waren auch in dieser Sünde ungerechten Wuchers, welcher das Vermögen der Leute erschöpft, so sehr verhärtet, daß sie auf das Gemurmel und die Scheltungen der Leute, besonders den Hülferuf der deshalb zum Himmel schreienden Gerechten nicht im mindesten achteten. Ja sie bürdeten, was noch schlimmer ist, ihre Missethat den daselbst wohnenden Minderbrüdern auf, indem sie sagten: „Die Brüder legen uns in unsern Beichten kein Gewicht auf wucherische Händel, sondern zeigen uns vielmehr, daß dieselben unbedeutend und von leichtem Gewicht sind." Das war durchaus falsch, weil die Brüder öffentlich gegen die wuchersüchtige Schlechtigkeit gepredigt hatten. Die Unrichtigkeit ihrer Behauptung geht auch daraus hervor, daß diejenigen, die das Obige geschwatzt hatten,

---

[1]) Nämlich im alten Schwaben, Oberdonaukreis, jetzt Baiern.

[2]) Jes. 1, 6.

[3]) Klagelied. Jerem. 1, 6.

Wucherweiber waren, die gar nicht bei den Brüdern zu Beichte gingen. Diese Weiber erfanden in ihrem boshaften Sinn auch einen Schein der Entschuldigung und sagten, daß ihr Thun sehr verdienstlich wäre, weil sie dadurch die trostlosen Leute im innersten Herzen voller Trost machten. Als dieselben bis zur
uni. Festfeier des heiligen Johannes des Täufers so hartnäckig ihr Wesen trieben, geschah es, daß ein reicher
214. auswärtiger Jude mit andern Juden nach Lindau herkam und an die Bürger das Begehren stellte, zum Mitbürger aufgenommen zu werden, indem er ihnen das ernstliche Versprechen gab, er wolle, so lange er unter ihnen wohnen bleibe, jedem Bürger, so oft er es bedürfe oder nachsuche, ein Pfund eine Woche hindurch für bloß zwei Pfenninge Zins leihen [1]). Er fügte, gegen seinen Schaden auf die Zukunft Vorsorge treffend, noch hinzu, fürderhin dürften dort christliche Wucherer nicht mehr belassen werden, sonst könnten die Juden ihr Versprechen wie ihre Wohnung unter ihnen nicht halten. Das nahmen die Bürger gerne an und waren voll Freude, da sie sich an dem heillosen Wucher, der dort unter den Christen überhand genommen, geärgert hatten. Sie setzten also an dem Feste der Apostel
uni. Peter und Paul [2]) unter einer scharfen und strengen, den Uebertretern unwiderruflich aufzuerlegenden

[1]) Diese Zinsrechnung, in welcher der Wucher der christlichen Juden noch hoch über demjenigen des Hebräers stand, stellt sich folgendermaßen. Der Jude gab ein Pfund — libram denariorum — für zwei Pfenninge — pro duobus nummis — wöchentlichen Zins. Ein Pfund nun hatte, wie schon einmal, nämlich Neujahrsblatt 1861 p. 149, Note 3, angegeben worden, 20 Schillinge, der Schilling 12 Pfenninge, somit das Pfund 240 Pfenninge. Für diese 240 Pfenninge nimmt er wöchentlich 2 und jährlich 104 Pfenninge Zins. Ein ungeheurer Zinsfuß, der nach unsern jetzt geltenden Begriffen über alles Maß der Billigkeit und Menschlichkeit hinausgeht. Und doch erscheint der Jude gegenüber den christlichen Wucherern, die er vertrieb, mit seinem Zinsfuß noch in einem günstigen Licht. Sie liehen, wie Vitoduran oben bemerkt, 5 Schillinge, d. h. 60 Pfenninge, für 2½, und 10 Schillinge, d. h. 120 Pfenninge, für 5 Pfenninge wöchentlichen Zins aus, bezogen also wöchentlich mehr als 4 Prozent! Hier sind die wehmüthigen Klagen, die schmerzlichen Seufzer, die unser ehrliche Franziskaner über die Sünden der Zeit und der Kirche zum Himmel erhebt, doch gewiß das verdiente Wort der strafenden Wahrheit und Gerechtigkeit!

[2]) Das Peter- und Paulfest, gefeiert am 29. und 30. Juni. Das Fest wurde von der abendländischen Kirche schon im 4. Jahrhundert mit hoher Feierlichkeit begangen, und als der römische Bischof Anastasius II. am Ende des 5. Jahrhunderts den griechischen Kaiser Anastasius I. (491—518) aufforderte, das erhabene Gedächtniß der beiden großen Apostel mitzufeiern, wurde das Fest sofort auch in die griechische Kirche eingeführt. Beide Apostel standen durch Orient und Occident im höchsten Ansehen, Petrus als Apostel der Juden, Paulus als Lehrer und Bekehrer der Heiden. Später stellte die römische Kirche Petrus als ihren eigenthümlichen Schutzpatron hoch über alle andern Apostel, und dasselbe thaten nun auch die Griechen mit ihrem Paulus. Aber daneben wollte jede Kirche je den andern Apostel um nichts niedriger gehalten wissen, und von Seiten der Griechen wurde ausdrücklich erklärt, Petrus gelte auch ihnen als „Pförtner des Himmels". Aber unwahr ist, was man später der russischen Kirche andichtete, sie lasse durch den Priester jedem Verstorbenen ein Empfehlungsschreiben an St. Petrus, gleichsam einen Paß in den Himmel, mitgeben. Allerdings wird ein Schreiben in den Sarg jedes Verstorbenen gelegt, aber das ist ein schriftliches Gebet, ein Brauch, den der Abt des kiewischen Höhlenklosters im Jahr 1073 einführte und der unter den Russen bis auf den heutigen Tag fortbesteht. — Von Anfang an wurden für das Fest zwei Tage festgesetzt und zwar aus dem Grunde, weil die Feier der beiden großen, ja größten Apostel zu viel Hoheit und zu viel Freude in sich fasse, als daß sie an Einem Tage vollauf genossen werden könne. Der 29. Juni aber wurde hiezu deßhalb angenommen, weil die Sage berichtet, Petrus habe an diesem Tage unter Kaiser Nero den Märtyrertod am Kreuze bestanden und dazu noch auf seine eigene Bitte hin in verkehrter Stellung, mit dem Kopfe nach unten — capite, sagt Augustin, deorsum verso — da er nicht würdig sei, mit seinem Herrn und Meister auf die nämliche Weise zu sterben. Am gleichen Tage habe auch Paulus als Märtyrer geendet, jedoch unter dem Schwerte, wozu gleichsam als Beweisstelle gewöhnlich sein eigenes Wort Römer 8, 35 angeführt wurde: „Wer will uns von der Liebe Christi scheiden? Trübsal? oder Angst? oder Verfolgung? oder Hunger? oder Blöße? oder Gefahr? oder Schwert?"

Strafe, die ich übergehe, fest, daß inskünftig einen Wucherhandel zu treiben oder einen unbilligen Zins zu erheben keiner von den dort lebenden Christen sich herausnehme. Und so standen die Wucherer ursächlich wegen der Bürger Erlaß und Beschluß und anläßlich wegen des Juden unverhoffter Ankunft, wiewohl ungerne, von ihrer wuchersüchtigen Schlechtigkeit ab, sie, welche leichtfertig verschmäht hatten, dieselbe aus Liebe zu Christus aufzugeben. O Gott, wie hat die Habsucht, der sclavische Götzendienst, die Kirche befleckt und entstellt! Wie hätten der heilige Petrus und die andern Apostel und ihre Nachfolger, die Märtyrer und Lehrer, welche den Grundbau der streitenden Kirche legten, und in Christi Glauben und Werk unbeweglich verharrten, je geglaubt oder glauben können, daß in unsern Zeiten der Zustand der Kirche, einst ruhmvoll und herrlich, von der verderbenbringenden Wurzel der Habsucht her so sehr geschändet werden würde! Sie ist, ach, zerrissen und verwundet an allen ihren Gliedern und niemand ist da, der ihren Schmerzensbruch verbindet, niemand, der sie tröstet oder ihre Wunden heilt; sie ist in ihren Freveln zerdrückt; so tief ist sie in den Abgrund oder die Grube ihrer Laster gefallen, daß sie von sich selbst nicht auferstehen kann noch auch jemand da ist, der sie auferweckt! Denn alle „irrten gleichsam wie irrende Schafe, ein jeder glitt auf seinen Weg hinaus" [1]), auf den unrechten, den seine Väter nicht betreten hatten, bethört von der Begierde nach zeitlichen Gütern. Daher wurde das Wort des Propheten Jeremia erfüllt, der sagt: „Von dem Größten bis auf den Kleinsten sind alle dem Geize ergeben [2]). In solchem Grade sogar, daß das Wort Michas erfüllt zu sein scheint, der sagt: „Die Fürsten sprachen Recht um Geschenke und die Priester lehrten um Lohn und die Propheten weissagten um Geld [3]). Diese giftige Wurzel, die Habsucht mit ihren Zweigen, nämlich mit der abscheulichen Simonie, mit Raub, Diebstahl, vorzüglich dem gierigen Wucher, hat die Welt so sehr verpestet und verkehrt, daß Johannes in seiner Epistel recht eigentlich sagen konnte: „Die ganze Welt liegt im Argen." [4])

Ferner fiel in demselben Jahre, kurz vor der Auferstehungsfeier Christi oder dem Osterfest eine feurige Masse, welche die Form eines Fäßchens an sich trug, nach der Abenddämmerung eines Tages gerade mitten in eine Hauptstraße der Stadt Feldkirch [5]) herunter. Nachdem der schreckenhafte Fall und Anblick derselben dem herbeigelaufenen Volke ein ungewöhnliches Erstaunen eingejagt hatte, erhob sie sich in Gegenwart Aller, die es sahen, wieder empor und löste sich in der Luft auf. Der plötzliche und unverhoffte und entsetzliche Hergang dieser Sache werde, fürchtete man, nach der Meinung verständiger Bürger der gedachten Stadt wahrscheinlich die Ankündigung und das Vorzeichen eines künftigen Unglücks oder einer einbrechenden Gefahr sein. Die Wahrheit dieser Vorankündigung trat im nächstfolgenden Sommer desselbigen Jahres klar an den Tag. Denn damals brachen die Anfänge und Vor-

[1]) Jes. 53, 6.
[2]) Jeremia 6, 13.
[3]) Micha 3, 11.
[4]) 1. Joh. 5, 19.
[5]) Im Tyrol, Kreis Bregenz, an der Ill.

gänge eines furchtbaren Krieges für die genannte Stadt und das an sie nahe angrenzende Land aus. Der Herr Graf Ulrich nämlich, seiner oben berührten Gefangenschaft unter gewissen, durch einen Eid bekräftigten, aber übel gehaltenen Verträgen kurz vorher entrissen, stachelte mit aller Heftigkeit den Kaiser gegen seine Erben auf, die Grafen Hugo und Rudolf, die ihn aus der Gefangenschaft, in welche sie ihn wegen seiner Vergehungen, wie ihnen geschienen, gelegt, wieder in seine alte Freiheit versetzt hatten. Und dies hatte er von der Stadt Lindau aus gethan, wohin er sich damals begeben hatte, um dort einige Zeit zu verweilen. [1])

22 Weiter wanderte in demselben Jahre um das Fest der heiligen M. Magdalena [2]) der Bischof von Constanz, aus der Stadt Frauenfeld gebürtig, aus dieser Welt hinüber. Als er in der Krankheit, an der er gestorben, fühlte, daß ihm der Tod nahe bevorstehe, verordnete er, daß außer seinem Gesinde nur die Bettler, die er zwei Jahre lang gespeist hatte, ihm, wenn er abgeschieden und auf die Bahre
216. gelegt sei, von seinem Schloß, genannt Castell, bis zur Stadt Constanz, wo er begraben werden sollte, folgen dürften. Als sie ihn in großer Menge, wie er gewünscht, in die Stadt begleitet hatten, erhielten sie bei St. Paul, d. h. in dem so geheißenen Kloster, wie der Bischof vor seinem Tode be-

---

[1]) S. Neujahrsblatt 1862 p. 276, Note 2.

[2]) Die Maria Magdalene heißt die magdalische Maria oder die Maria von Magdala, und Magdala war in Galiläa nahe gegen den See von Tiberias hin, im alten Testament genannt Migdal El, d. h. Gottesthurm, Gottesveste, Gottesschutz. Wirklich hat man in dem jetzigen Dorfe al Midschal noch Ruinen eines Thurms gefunden. Diese Maria Magdalene ist wohl zu unterscheiden von den vier andern Marien: 1) von Maria, der Mutter Jesu; 2) von Maria, der Mutter der beiden Brüder Jakobus des Jüngern und Joses; 3) von Maria, der Schwester des Lazarus und der Martha; 4) von Maria, der Mutter des Johannes Markus, Apostelgeschichte 12, 12. Warum die Kirche auch dieser Maria Magdalene einen Gedächtnißtag gewidmet? Es sind dafür vielerlei Gründe anzuführen. Sie hatte zu dem engern Freundeskreise jener Frauen gehört, die Jesum begleiteten und verpflegten. Von ihr hatte der Herr einst sieben Teufel ausgetrieben, Marc. 16, 9 und Luc. 8, 2; sie war bei der Kreuzigung und Bestattung Jesu zugegen, war ferner unter den ersten, nach Marc. 16, 9 und Johannes 20, 11—19 geradezu allein die erste der Frauen, denen Christus in der Gestalt des Auferstandenen erschien. Jedenfalls stand sie, wie aus den Erzählungen sämmtlicher Evangelien hervorgeht, in einem vertrauten Verhältniß mit dem Erlöser, so daß man an ihrer Stelle manchmal die Mutter Jesu zu sehen meint. Man hat sie darum, gleich als wäre man es ihrer Person schuldig gewesen, in allerlei bedeutsame, aber vielfach unrichtige Beziehungen gebracht. Sie sei, sagte man, jene Sünderin gewesen, welche nach der schönen sinnigen Darstellung Luc. 7, 36—50 den Herrn im Hause eines Pharisäers salbte. Von daher hat sie denn auch den Namen „die büßende Magdalena" erhalten. Allein offenbar ist die ganze Erzählung des Lukas mit derjenigen bei Johannes 12, 1—9 und bei Matthäus 26, 6—17 verwechselt oder eigentlich verschmolzen und dann auf jene besondere Freundin Maria Magdalene bezogen worden, die früher von den sieben bösen Geistern geplagt war und deßhalb, wie man schloß, eine große Sünderin gewesen sein mußte. Die „büßende Magdalena", die als Sprichwort jetzt noch im Munde des Volkes lebt, ist also wohl ein gemüthlich ansprechendes, aber historisch unächtes Bild. In einem noch viel größern Maße ist die spätere Tradition bemüht gewesen, die Person der Maria Magdalene zu erhöhen. Hier wird sie, wieder gestützt auf die sieben Dämonen, zu der Tochter jenes cananäischen Weibes, Matth. 15, 21—29, gemacht. Sie sei auch an den kaiserlichen Hof nach Rom gereist, um den Pilatus wegen der Verurtheilung Jesu zu verklagen. Und hierauf habe sie sich nach Gallien begeben und dort in gewaltiger Predigt unter vielen wunderbaren Krafterweisungen das Evangelium verbreitet. Dieß Alles, so unhaltbar es auch an sich ist, mochte dem frommen Glauben Stoff und Grund genug sein, der Maria Magdalene einen Feiertag der Kirche einzusetzen. Doch muß das Fest erst in späterer Zeit aufgekommen sein. Denn Anselm von Canterbury, der 1109 starb, ist der erste, welcher den 22. Juli als kirchliche Gedächtnißfeier der Maria Magdalena erwähnt und erst im Jahre 1229 wurde dieselbe von dem Concil zu Toulouse unter die Festtage aufgenommen, die von der gesammten Kirche feierlich begangen werden mußten.

stimmt hatte, zum Heil seiner Seele ein reiches Almosen. Sie nahmen es wie ein Lebewohl oder Abschiedskleinod zum letzten Mal an, beweinten seinen für sie äußerst bittern und nachtheiligen Tod mit allerlei kläglichen und traurigen Stimmen und sprachen: „Ach, frommer und ehrwürdiger Vater, wie haben wir dich, den Stab unserer Unterstützung, unglücklicher Weise verloren! Wem lässest du deine hülflosen, ja auf das schmerzlichste verwundeten Söhne zurück! Uns, die wir die elendesten Waisen geworden sind, beraubt und entblößt des liebevollsten Vaters! Unsere einzige Hoffnung ist mit deinem Tode untergegangen. Gekommen sind die Tage unserer Trauer, verstrichen und vergangen die Tage unserer Tröstung. Verkehrt ist unsere Harfe in Trauer und unser Saitenspiel in lauter Weinen.[1]) Entnommen ist uns der theuerste Vater. Wer wird sich nun seiner Pflegekinder erbarmen? Es ist eben niemand da, der unser Loos und unser Elend und unsre Betrübniß empfinde. Niemand, der uns tröstet, ist aus allen unsern Theuren da. Wir sind wie Schafe geworden, die keinen Hirten haben. Wer mag unserm Haupt das Wasser und unsern Augen den Thränenquell geben[2]), damit wir den Tod unsers ruhmvollen Vaters beklagen können, der ein liebreiches Herz zu uns trug? Wer mag uns gewähren, für dich zu sterben? Denn besser ist es von nun an für uns zu sterben als auf Erden zu leben, da es ja besser ist nicht zu sein als in einem unglücklichen Zustande zu sein!“[3]) Mit diesen und ähnlichen Worten beklagten und betrauerten die Armen aus ihrem innersten Herzen den Bischof als ihren Herrn und Vater.

Er selbst wurde nun mittlerweile in dem Grabe eines seiner Vorgänger, des Herrn Heinrich von Klingenberg bestattet, der daselbst schon vor langem (wie von Einigen angegeben wird vor 30 Jahren) begraben worden. Obwohl derselbe so lange Zeit in jener Gruft gelegen hatte, so wurde er doch noch, wunderbar zu sagen! unverletzt und unverdorben gefunden und erschien noch angethan mit dem priesterlichen Gewande, in rothen, noch gar nicht vermoderten Stiefeln, auch mit einem Ring am Finger, den ihm, wie wohl es nur ein gemeiner war, der Leichenwärter dann abzog.[4]) Sobald aber der gedachte Leichnam auf grobe Weise berührt und bewegt worden war, zerfiel er zu Staub und Asche und löste sich auf.

Ebenfalls in demselben Jahre, nämlich 1344, wurde im Bezirk des obern Thurgau, am Fest der heiligen Kreuzerhöhung[5]) ein abscheuliches und so zu sagen ganz unmenschliches Verbrechen begangen. p.

[1]) Hiob 30, 31.

[2]) Vgl. Jerem. 9, 1.

[3]) Vgl. Sirach 30, 17.

[4]) Wir lesen im Text zwar sibi abstraxerat, also das Plusquamperfectum: ihm abgezogen hatte. Allein diese Zeit will sich ganz und gar nicht in die Darstellung fügen lassen. Wir müßten uns eine größere Erzählung dazwischen hineindenken, die Vitoduran ausgelassen hätte und die ergänzen würde, der Leichenwäscher habe sich irgendwie vorher mit dem auszugrabenden oder von ihm schon ausgegrabenen Leichnam beschäftigt und sich dabei des Ringes bemächtigt. Wir ziehen aber vor, abstraxit zu schreiben und das Plusquamperfectum für eine bei unserm Chronisten nicht selten einfallende Nachläßigkeit des Styls zu halten. An sibi statt ei wird sich niemand stoßen, der weiß, wie sehr das Latein dieser Periode die Beziehungen sämmtlicher Pronomina auf Subject und Object durch einander wirft.

[5]) Das Fest der Kreuzerhöhung geht nicht gerade unmittelbar auf Christus und Christi Kreuzestod zurück, sondern hat seine Veranlassung folgender Weise gefunden. Von Persien aus war, durch verschiedene Ursachen erregt, eine Verfolgung

Der Herr von Roschach[1]) hatte nämlich eines seiner Schlösser, Namens Rosenburg, der Huth eines Landmanns in guten Treuen anbefohlen. Als nun einige Adelige, die in der Nähe wohnten, von diesem Herrn das ihnen seit vielen vergangenen Jahren schuldige Geld nicht erhalten konnten, stellten sie, die den Zunamen Giel hatten, nach dem erwähnten Schloß, drangen, als sich am besagten Feste eine Gelegenheit zeigte, heimlich hinein und zwangen den Gutsverwalter oder Meier durch Drohungen, ihn vom Schloß hinunter zu werfen, dazu, ihnen den Eid der Treue zu leisten, daß er mit ihnen und für sie das Schloß bewahren, vertheidigen und achtsam bewachen wolle. Da er, auf so gewaltsame Weise gezwungen, sich zu widersetzen fürchtete, richtete er ihre Wünsche wohl mit Worten, aber nicht mit Werken aus. Das bewies der Ausgang der Sache auf folgende Art. Als nämlich der mehrgenannte Bauer, der bösen Absicht voll den Anlaß ersah, diese auszuüben, überfiel er die bemeldeten Adeligen, die, über des Geldes Zahlung durch das genommene Pfand gleichsam versichert, im Schlosse von einander getrennt waren. Während einer aus ihnen über ein mit Lanzenspitzen gefülltes Gefäß hingebogen war, um sie zu betrachten, ging er von hinten auf ihn zu, durchstach ihn auf einen Stoß und nahm ihm das Leben. Den andern, der dies gar nicht wußte und durch die Thüre oder das Fenster nach außen hinschaute, schlug er mit dem Beile, mit dem er sich heimlich bewaffnet hatte, ähnlicher Weise von hinten so kräftig, daß er ihm den früher listig zugerichteten Tod nun mit Einem plötzlichen Schlag anthat. Nachdem er diese nun auf die Seite geschafft hatte, stieg er in das Schloß hinunter, um ihren unten drin angestellten Knecht ebenfalls auf die Seite zu schaffen. Als er zu diesem gekommen war, hob er das Beil gegen ihn auf, ihn zu verderben. Sowie der Knecht, vermuthlich ein Knappe, dies sah, hielt er seinen Arm vor, lenkte den Schlag von sich auf eine andere Seite hin, fiel den Bauer an, rang mit ihm und warf ihn unter sich auf den Boden. Die Tochter des Bauers aber, die ihren Vater unter dem Knechte liegen, denselben aber tapfer festhalten sah, reichte ihm ein Messer, das er demselben sogleich von unten in den Unterleib stieß und ihn tödtete und aufstand und alle drei aus dem Schloß hinabwarf. Dieser verfluchte, ja teuflische oder höllische Mensch befleckte, verdarb und verpestete durch jene, durch Antrieb und Unterstützung des Satans ausgeführten Mordthaten die ganze Nachbarschaft oder das ganze Landgebiet.

über die Christen ergangen und hatte sich auch westwärts bis in das heilige Land erstreckt. Der persische König Chosroes II. nahm 614 sogar Jerusalem ein, führte die dort aufbehaltene Kreuzfahne, das heilig gehaltene Reichspanier hinweg und bedrückte die Christen überhaupt in mannigfacher Art. Der griechische Kaiser Heraklius stellte sich mit seiner besten Macht in's Feld, trieb nach langem Kampf 628 die Feinde von Jerusalem weg und gewann die Kreuzesfahne, das Siegeszeichen der Kirche und den Gottesschutz des Reiches zu Aller Jubel wieder. Sie war vierzehn Jahre lang unter den Händen der ungläubigen Feinde in der Erniedrigung gewesen, zu den Christen zurückgebracht glänzte sie wieder in ihrer Erhöhung. Zum Andenken hieran ordnete Heraklius 631 das Fest der Kreuzerhöhung an und nicht lange nachher nahm es der Papst Honorius I. auch in die abendländische Kirche auf.

[1]) Es ist nicht auszumitteln, wie der hier angeführte Herr von Roschach oder besser Rorschach mit seinem genauern Namen geheißen hat. Um das Jahr 1350 waren zwei Brüder, beide Rudolf genannt, mit ihren minderjährigen Geschwistern Besitzer der Rosenburg. Wahrscheinlich hatte ihr Vater, der damals verstorben war, auch den gleichen Namen gehabt.

Weiter gieng im Sommer desselben Jahres der Fleischwerdung unsers Herrn, nämlich 1344 unter den Leuten die ziemlich allgemeine und häufige Rede aus, ja verlautete fast durch ganz Deutschland: es sei eine vollständige Ausgleichung zwischen dem Papst und dem Kaiser in der nächsten Zeit ganz gewiß zu hoffen.[1]) Denn von Seiten des Papstes würden zwei ehrwürdige Gesandten an einen Ort Deutschlands abgeschickt werden, welche die Bestimmungen des päpstlichen Willens mitbringen würden, die der Kaiser anzunehmen habe, wenn er den Gnadenact der Weihung zum Kaiser zu erlangen trachte.[2]) Und zum Beweise hievon sollte, wie viele behaupteten, dies dienen, daß der Markgraf von Mähren, der älteste Sohn des Königs von Böhmen, ein Mann löblichen Zeugnisses, um diese Sache zu fördern, aus seinem Lande abgereist und nach Basel gekommen sei, daselbst bis zum Weggange der Gesandten des Papstes zu verweilen. Denn daselbst sollte er sie erwarten, bis sie kämen, um mit ihnen zum Kaiser zu gehen und in der Verhandlung der vorzunehmenden Ausgleichung zwischen den genannten Häuptern der passende Vermittler zu werden.[3]) Als aber der Zeitpunkt zu dem Eintritt der besagten Dinge herankam, befahl der Kaiser um Herbstanfang, daß in den einzelnen Pfarreien des Bisthums

---

[1]) Das Schmerzensthema, das der Chronist hier wieder bringt, erhält seine Beleuchtung aus den frühern Berichten und den Noten, die wir denselben angefügt haben. Es bedarf daher keiner abermaligen Auseinandersetzung des unheilvollen Verhältnisses, das zwischen Papst und Kaiser obwaltete und das nach diesen von Neuem aufgetauchten Erwartungen des Volkes seine Erledigung bekommen sollte. Hingegen erheischen einige Stellen auch in der gegenwärtigen Schilderung eine berichtigende Umdeutung, die unten je am zutreffenden Orte folgen wird.

[2]) Dem Wort und Willen des Papstes ist hier zu viel Ehre angethan. Clemens VI. vermied jeden Anlaß, von seiner Seite dem Kaiser entgegenzukommen oder auch nur den Schein zu haben, als böte er ihm zu irgend einer Annäherung die Hand. Was von Avignon aus erlaubt oder gethan wurde, war immer drei- und vierfach erbeten und erbettelt, und eine solche Gesandtschaft, welcher Vitoduran fast das Ansehen geben will, als wäre sie aus dem freien Entschluß des Papstes abzuleiten gewesen, war nur dem dringenden Augenblick zu Gefallen da und hatte zudem jedes Mal bloß den Zweck, den Kaiser mit neuen Forderungen zu überhäufen und die Aussöhnung in eine noch fernere Zukunft hinauszurücken. Es kann also, damit wir aus unserer Chronik nicht etwa ein Mißverständniß ziehen, von einer ehrlichen Absicht des Papstes, die verderbliche Kluft zwischen Reich und Kirche auszuebnen und in eine gesegnete Einigkeit zu verwandeln, auch hier wie immer keine Rede sein.

[3]) Auch die Beiziehung Karls, des Margrafen von Mähren, des ältesten Sohnes von Johann, Böhmens König, läßt sich unser Chronist in einem viel zu guten Sinn angeben. Allerdings hatten sich beide, Vater und Sohn, bei der neuen Versammlung der Churfürsten zu Rense eingefunden, machten aber hier in der bösartigsten Sprache auf den Kaiser so viele Angriffe und Ausfälle, daß sie, weit entfernt, irgend ein vermittelndes Wort zu reden, vielmehr als diejenigen dastanden, welche, sei es von sich aus oder im Auftrage des Papstes, angelegentlich bemüht waren, dem Kaiser die öffentliche Meinung völlig zu entfremden und gegen ihn den glimmenden Unwillen zum lodernden Feuer aufzutreiben, der unter den Churfürsten, wie Vitoduran später nachdrücklich beschreibt, theils über des Kaisers Habsucht, theils über seine Schwäche gegen den Papst ohnehin schon vorhanden war und beim geringsten Anstoß auffuhr. Der böhmische König und sein Sohn Karl hatten sich in Deutschland von jeher als die Vorfechter für Avignon und Paris benommen und hielten bei jeder Gelegenheit, wo eine Streitfrage zwischen Papst und Kaiser laut wurde, unbedingt zum päpstlichen und französischen Hof. Wußten sie ja damals auch noch sogar, daß Clemens auf die Absetzung Ludwigs ziele und die ledig gefallene Kaiserkrone auf Karls Haupt zu setzen gedenke, wie er ihn denn auch wirklich als Gegenkönig wider Ludwig unter dem Namen Karl IV. aufgestellt hat. Die Vermittlungsrolle ist daher dem allerübelsten Charakter zugedacht und wohin sich in dieser Sache Karl gestellt haben mochte, in die Mitte oder auf eine Seite hinaus, gewiß war in seiner Seele nie ein anderer Gedanke aufgestiegen als mit dem Papste einig zu gehen, dem Kaiser müsse das Reichsscepter entzogen werden, zumal er hieraus den größten Gewinn für seine eigene Person zu hoffen hatte.

Augsburg in Schwaben wie auch in den einzelnen Sprengeln und Gemeinden des Landes Baiern an drei Freitagen ein Fasten bei Wasser und Brod von allen andächtig begangen werden solle. Er setzte auch fest und verordnete in denselben Gebieten flehentliche und angelegentliche Umgänge und daß auf denselben der Herr in andächtigen und demüthigen Anrufungen erbeten werde, daß er den Geist der Eintracht, des Friedens und der Einigkeit zwischen ihm und dem Papste und folglich in der ganzen Kirche auszugießen und einzusenken so gnädig sein möchte. Und um sich selbst andern als ein Beispiel zu zeigen, habe er in eigener Person auf die vorgeschriebene Weise gefastet und sei bei der Prozession höchst andächtig einhergegangen. Als dies so vollzogen war, befahl er den einzelnen bischöflichen Städten Deutschlands, ihm einige aus den angesehenern Bürgern herzuschicken, weil er mit ihnen bestimmen wolle, was ihm in denjenigen Dingen anzunehmen oder zu verwerfen zustünde, die ihm von Seite des Papstes in dem Ausgleichungsentwurf überbunden werden sollten, weil er darin nichts als nur durch ihren vermittelnden Rath und Hülfe zu versuchen gesinnet sei. Daher kamen denn um das Fest der
ber. Geburt Mariä der Kaiser und die Bürger zusammt mit den Kurfürsten in Frankfurt zusammen, nach Einigen jedoch in Bachrach[1]), um über die Herstellung der Eintracht unter den erwähnten Häuptern
219. zu verhandeln. Sie vernahmen aber aus dem Munde der Gesandten des Papstes, wenn diese, wie Einige versichern, gegenwärtig waren, oder aus den Briefen der Gesandtschaft des Papstes, wenn die Gesandten abwesend waren, es seien so schwere Lasten und unerträgliche Bestimmungen, die der Papst vom Kaiser Ludwig gefordert habe, daß sie in keiner Hinsicht angenommen, sondern durchaus verworfen werden müßten. Sie sagten daher zum Kaiser: „Wir rathen Euch nicht und stimmen auch nicht dazu, daß Ihr jene Bedingungen annehmet, weil sie zum Abbruch und Nachtheil Eurer und unserer Würde für immer umschlagen könnten. Sondern wir rathen Euch vielmehr, daß Ihr die Rechte des Reiches, der Ehre und Eurer und unserer Hoheit aus allen Kräften festhaltet.“ Das bestätigte der Kaiser und fügte hinzu: „Sehet, wie es euch bekannt ist, ich habe durch meine Geschäftsträger und Vermittler, die Gesandten, meine Seele gedemüthigt zur Büßung meiner Uebertretungen und damit ich die Gnade des päpstlichen Segens finden oder erlangen könnte, indem ich an die Ohren dieses Papstes und seiner Vorgänger, meiner Zeitgenossen, nicht Einmal, sondern mehrmals mit meinen großen Kosten geschlagen habe. Aber, ach, ich habe nichts ausgerichtet, sondern wurde vielmehr der Verhöhnung, Beschimpfung und Verachtung hingegeben, da sie nicht nur mich auf unverschämte Weise als einen Ketzer und Räuber verwarfen, sondern auch meine geistlichen wie weltlichen feierlichen und aller Aufnahme würdigen Gesandten gleich als Possenreißer mit ungerechter Behandlung heimschickten. Wenn ich nun auch des Papstes unbescheidenen Wünschen Genüge leistete, so würde dies nicht nur in des Reiches Nachtheil, sondern auch in meinen und meiner Nachkommenschaft unersetzlichen Schaden auf beständige Dauer übergehen.“ Das sollen die Fürsten sammt den Bürgern gebilligt und dem Kaiser folgende Antwort

---

[1]) Bacharach am Rhein, in der preußischen Provinz Niederrhein, Regierungsbezirk Coblenz. Hieher hatten sich nur einzelne Fürsten und Gesandte begeben, die eigentliche Versammlung und Verhandlung geschah allerdings zu Frankfurt.

ertheilt haben: „Das Begehren des Papstes scheint nichts anderes zu bezwecken als daß Ihr auf des Reiches Steuer und wir auf der Wahlwürde Ehrenamt, die von Karls Zeit[1]) auf uns hergekommen sind, verzichten und sie auf die Auswärtigen übertragen lassen, gegen die heilsamen Mahnungen des Weisen, der sagt: „Gieb den Fremden nicht deine Ehre!“[1]) Aber dies wird begreiflich weder Euch noch uns frommen, sondern wir müssen vielmehr bemüht sein, unsere Rechte und Befugnisse in ihrer alten Kraft und Stärke zu erhalten.“ Ihnen antwortete der Kaiser und fügte noch bei: „Ich, soviel auf mich ankommt, wäre bereit, dem Papste auf den Wink zu willfahren in allen Strafen, Bußen oder Bestimmungen, die mir zur Genugthuung für meine Uebertretungen, so ich welche gegen den apostolischen Stuhl begangen habe, aufzuerlegen sind, wenn sie nur mit dem Recht und Gesetz übereinstimmten. Aber weil ihr sehet, daß der Papst dasjenige fordert, was über die Wage oder Vorschrift des guten Rechtes und Gesetzes hinausgeht, deshalb stimme ich euch in diesem Theile gänzlich bei.“ p.

Andere freilich sagen, daß die Fürsten wegen des Kaisers allzutiefer Demüthigung gegen den Papst ein großes Mißfallen geschöpft hatten, weil er dem Gipfel der königlichen und kaiserlichen Erhabenheit Abbruch thue, und daß sie sich ihm deßhalb ausdrücklich ins Angesicht widersetzten, indem sie

---

[1]) Die Kurfürsten leiten ihr Recht, die Kaiserwahl vornehmen zu können, und was damit für sie und den Kaiser zusammenhängt, aus der Zeit Karls des Großen her. In einem gewissen Sinne läßt sich dies sagen und beweisen, wir können eine Wurzel zu dem Wahlinstitut sowie zu diesem ganzen Verhältniß zwischen Kaiser und Fürsten in Karls Reich und Regierung finden. Es war nämlich Karls eigene Anordnung, daß alljährlich zwei Reichsversammlungen abgehalten wurden, um in freier Berathung über die wichtigsten Angelegenheiten zu entscheiden, eine Frühlings- und eine Herbstversammlung. Die erstere als die eigentliche Reichsversammlung umschloß die vorzüglichen Würdenträger und Amtsdiener sowohl der Kirche als des Staates, Bischöfe und Aebte, Hof- und Landesbeamte; die zweite als ein engerer Ausschuß beschränkte sich nur auf des Königs Räthe und des Reiches Adel. Vollständig erscheint das Institut der sieben Kurfürsten erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts, zur Zeit des kaiserlosen Interregnums, als Deutschlands geistliche Fürsten ein herrschendes Haupt außerhalb der deutschen Grenzen und Gebiete suchten. Der Erzbischof von Cöln eiferte mit seinem Anhang für den Herzog Richard von Cornwall, den Bruder König Heinrichs III. von England; der Erzbischof von Trier dagegen bot all seinen Einfluß für den König von Castilien Alfons X., den Weisen, auf, und beide Prätendenten ließen ungeheure Summen in die Hände der Wahlfürsten fallen, um ihrer Stimmen zur Krone des römischen Kaisers sicher zu werden. Erst bei diesem Anlasse traten die sieben Kurfürsten, jeder nach dem ihm zukommenden höhern oder geringern Range, und dann wieder alle zu men als Wahlkörper hervor. Derselbe hatte sich gebildet aus der Kanzlerwürde der drei rheinischen Erzbisthümer Mainz, Trier und Cöln, und aus den vier Hofämtern auf den vier großen Herzogen des Reichs, nämlich aus dem Hofamt des Truchseß auf dem Herzog von Franken, aus dem Hofamt des Marschalls auf dem Herzog von Sachsen, aus dem Hofamt des Schenken auf dem Herzog von Baiern und aus dem Hofamt des Kämmerers auf dem Herzog von Schwaben. Später wurden drei dieser Hofämter versetzt, indem die Hohenstaufen, welche das fränkische und schwäbische Herzogthum inne hatten, das schwäbische Erzkämmereramt an Brandenburg abtraten, das fränkische Erztruchsessenamt mit der rheinischen Pfalzgrafschaft an die Wittelsbacher kam und Heinrich der Stolze, als er das Herzogthum Sachsen erhalten, das baierische Erzschenkenamt an Böhmen übergehen ließ (darum: „Es schenkte der Böhme des perlenden Weins“). Was Vitoduran die Kurfürsten und Bürger in ihrer Antwort an Ludwig den Baier hundert Jahre nach dem Interregnum sagen läßt, hat daher seine Berechtigung und Richtigkeit, nur muß es von Karl dem Großen an bis auf die damalige Zeit in seiner geschichtlichen Entwicklung begriffen werden, wie es unter Karl noch nicht in der fertigen Gestalt erscheint, sondern nur den frei angelegten Ursprung nimmt und dann durch die umgestaltenden Verhältniße oder Bedürfnisse der Zeit die allmälige, endlich feste Ausbildung erhält.

[1]) Sprüche Salom. 5, 9.

ihm nicht beipflichteten, sondern gegen seine übertriebene und ungebührliche Demüthigung vor dem Papste Einsprache erhoben. Man sagt auch, daß dieselben Fürsten die Saumseligkeit und Nachläßigkeit des Kaisers, als wäre sie die Ursache vom Verfall des Reiches, übel aufnahmen und mit bitterm Gemüth ertrugen und von ihm ernstlich verlangten, den vorbenannten Sohn des Königs von Böhmen zum König Deutschlands sich beizuordnen. Er wies diesen zurück und stellte ihnen seinen Sohn, den Markgrafen von Brandenburg, als König vor. Diesen verwarfen sie nun gleicherweise und giengen erzürnt vom Kaiser hinweg. „Das Reich ist unter dir, Baier", sagten sie zu einander, „so sehr zerfallen und geschwächt worden, daß man auf äußerst strenger Huth sein muß, daß es nicht wieder auf die Baiern übertragen werde." Doch beschlossen sie, bevor sie sich von einander trennten, wie mich das allgemeine Gerede unterwies, in Einmuth mit dem Kaiser, daß er von dem Papste nicht weiter Gnade zu suchen sich bemühen sollte, von der er erfahren hatte, daß sie ihm so oft auf unrechtmäßige Weise verweigert worden.

Ebenfalls in dieser Zeit, wie ich durch sichern Bericht vernommen, nahm der König von Castilien in harten Kämpfen, mit denen er unter Gottes Beistand glücklich die Heiden überzogen, außer der sehr großen und volkreichen Stadt Granada (wie ich oben erwähnte), die er im Jahre 1343 eingenommen,[1]) wo er alle ihre götzendienerischen Einwohner umgebracht und für sie Christen hingesetzt hatte, ihnen weg und entzog ihnen das Land dreihundert Meilen weit und unterwarf es seiner Herrschaft und hielt es friedlich im Besitze. Er errang aber über sie den Triumph ohne großes Blutbad der Gläubigen.

In dem Jahre 1344 der Fleischwerdung des Herrn im Monat September geschahen wegen einer ungewöhnlich schreckhaften Sonnenfinsterniß, welche nach dem in mehrere Gegenden gerichteten und verbreiteten Inhalte eines beglaubigenden Schreibens gelehrter Sternkundiger auf den 7. oder 9. Oktober fallen oder einbrechen sollte, vom Volke jammervolle Prozessionen, äußerst demüthige Fasten, reiche Verschenkungen von Almosen, die angestrengtesten Gebete und Bittflehen vorzüglich am Rheine, Gott möchte ihnen in Betreff der erwähnten Dinge gnädig werden und seinen Ingrimm von ihnen dadurch abwen-
221. den, daß er den Lauf und den höchst schädlichen und furchtbaren Einfluß der Gestirne abwenden möge, der nach der zuverläßigsten Meinung aller Lehrer der Sternkunde, sowohl christlicher als heidnischer, bevorstand, welche sämmtlich über jene, nach ihrer Voraussage unveränderliche Constellation einig waren. Ueber diese Sonnenfinsterniß wurden unter den Völkern nach weitverbreiteter Meinung wundersame und ganz erstaunlich kommende Dinge laut, welche, wenn man sie glaubte, die Herzen der Menschen mit Recht erschrecken und das Volk aufrufen konnten, zu ihrer Abwendung

---

[1]) Daß sich Vitoduran in den Berichten über den damaligen Gang der Dinge in Spanien irrt und es, was namentlich die Stadt betrifft, die Alphons XI. eingenommen hatte, nicht Granada, sondern Algesiras gewesen, hat das Neujahrsblatt 1862 pag. 269 Note 2 nachgewiesen. Man möge dazu noch pag. 267 Note 2 vergleichen, um unserm Chronisten nachzuspüren, wie gerne er in der Freudigkeit seines Glaubens die Glorie des castilischen Fürsten in den Wunderthaten des Krieges und Sieges ausmalt. Auch die vorliegenden Zeilen leiden an dieser freudelachenden Ueberschreibung und Uebertreibung.

Gott anzuflehen. Unter andern gieng in Deutschland nämlich die Rede aus, die Finsterniß werde drei Tage lang mit einer so dichten Dunkelheit fortdauern, daß die Menschen einander nicht mehr sehen könnten, zudem mit einer so großen Seuche oder Sterblichkeit, daß der dritte Theil der Menschen, ja noch mehr umkäme. Und deßhalb wurden von den Pfarrern die Kirchgenossen an mehreren Orten zu einer würdigen Buße für ihre Sünden und zum Empfange des heiligen Abendmahls angetrieben. Das geschah auch. Diese Sonnenfinsterniß aber mit ihren furchtbaren begleitenden Umständen oder Folgen traf an dem nach der Vorherverkündigung der Sternkundigen vorbenannten Tage ganz und gar nicht ein. Denn es war der heiterste Tag ohne alle Beschattung und Bewölkung von früh an bis spät. Daher kann ich an dieser Stelle recht eigentlich jenes Wort der dichterischen Belehrung [1]) anbringen: „Es sprudeln die Berge oder schwillet die Erde, doch kommt als ihr Kindlein heraus nur die Maus." Ebenso das Wort Aesops: „Oft führt ein nichtiger Grund gewaltige Furcht mit." [2]) Weil ja der Menschen große Zaghaftigkeit und ungeheure Angst ins Lächerliche verkehrt ward.

In demselben Jahre nach dem Feste Allerheiligen gieng am Bodensee die Rede um, es würden No
fünf Kurfürsten [3]), die sich gegen den Kaiser verschworen, mit großer Volksmenge nach Frankfurt kom=

---

[1]) Er meint die ars poetica oder die „Dichtkunst" des Horaz, ein größeres Gedicht jenes römischen Dichters, der unter dem Kaiser Augustus von allen Dichtern dieser Blüthenperiode durch seine schöne Form wie durch seine tiefsinnige Idee den ersten Preis verdient und sich den Lorbeer bleibenden Ruhms um das Haupt gewunden hat. In dem genannten Gedicht mischt Horaz mit bewunderungswürdiger Kunst Ernst und Scherz und weiß in dieser verschlungenen Diktion ebensowohl die Fehler der Dichter, als die widerliche Kleinlichkeit der Kritiker und nebenbei die verkehrte Erziehung und Bildung der Römer auf das trefflichste zu zeichnen. Der zitirte Vers ist bei Horaz der 139. der „Dichtkunst", aber Vitoduran giebt ihn in einer ziemlich veränderten Fassung. Er kam übrigens häufig vor und war in's Römische aus dem Griechischen übergegangen, wo er als förmliches Sprichwort im Munde des Volkes lebte und in der bekannten Fabel Aesops den leitenden Gedanken machte. Er kehrt denn auch in verschiedener Anwendung und an verschiedenem Ort immer wieder, wie wir ihn ja bei Vitoduran schon einmal gehabt und in den Fabeln des Phädrus gefunden haben Neujahrsblatt 1861, p. 143, Note 3.

[2]) Der Spruch ist eben jener Fabel Aesops entnommen, die oben angedeutet ist und von Horaz benützt, von Phädrus übersetzt und in seine eigene Sammlung eingeschrieben wurde. Was den Fabeldichter Aesop selber anbetrifft, ist sein Leben und seine Person in vielerlei sagenhafte Berichte gehüllt worden. Er soll seinen bedeutenden Namen um den Anfang des 6. Jahrhunderts erhalten haben und ist also ein Zeitgenosse des athenischen Gesetzgebers Solon gewesen. Ueber sein Vaterland, das ihn geboren, ist von jeher gestritten worden, ähnlich wie bei Homer. Die Einen erklärten ihn für einen Lydier, die Andern für einen Samier oder auch Thrazier, doch die Meisten für einen Phrygier. Als Sklave sei er in der phrygischen Stadt Cotyäum zur Welt gekommen, dann in den Dienst eines Herrn nach Athen gebracht und hier ohne Zweifel in einigen Unterricht eingeführt worden. Unter den Griechen war damals die sogenannte Spruch= oder Gnomenweisheit, worin besonders die sieben Weisen Griechenlands glänzten, die Sentenzenphilosophie im Ruhm, welche tiefe Gedanken, philosophische Wahrheiten in kurzen, gedrängten Sätzen vortrug. Der wohlbegabte Sklave griff sie mit seinem unverkennbaren Talente auf und wies sie in den Fabeln nach, einer neuen Lehrgattung, welche zu einer gegebenen Wahrheit einen Fall erdichtete und dieselbe dann in ein bildliches Gewand kleidete. Man darf aber darum nicht glauben, daß Aesop geradezu der Erfinder dieser Lehrgattung, der Fabelpoesie, gewesen sei, sie reicht erwiesener Maßen in ein höheres Alterthum und in das tiefere Asien, nach Indien zurück, sowie es jetzt über allen Zweifel gewiß ist, daß von den 149 Fabeln, die unter Aesops Namen gehen, ihn bei weitem nicht alle zum Verfasser haben, sondern viele von andern Dichtern gedichtet und, was in der alten Welt mit solchen Dingen häufig geschah, auf seinen Namen gesetzt, ja sogar noch später von christlichen Mönchen bald verlängert, bald verkürzt worden sind. Er soll seinen Tod unter den Delphiern gefunden haben, die ihn bitter haßten, ihn fälschlich des Tempelraubes beschuldigten und ihn deßhalb vom Felsen Hyampia hinunterstürzten.

[3]) Welche fünf Kurfürsten es gewesen, wissen wir nicht und vermögen für die hier erwähnte Verschwörung derselben aus den anderweitigen Quellen der Geschichte überhaupt keine Belege ausfindig zu machen. Nichtsdestoweniger kann Vitodurans

men, um ihn zu stürzen oder ihn abzusetzen und einen andern an seine Stelle zu wählen. Das erfuhr der Kaiser Ludwig und versammelte sich mit dem Erzbischof von Mainz und mit seinem Sohne, dem Markgrafen von Brandenburg, die unter den Kurfürsten für ihn eiferten, und mit den Städtern und vielen Herren Deutschlands in so großer Menge, daß er weit mehr als dreitausend gekrönte Helmritter [1]) gehabt haben soll. Ein mir zugeflogenes Gerücht bezeugte auch, er habe 20,000 Krieger in Bereitschaft gehalten, außer vielen benachbarten Städten, welche mit zahlreichen Heeren ihm zu Hülfe
p. 222. zu kommen gerüstet waren, wenn die Noth, wie man fürchtete, über ihn gefallen wäre. Diese brach aber nicht ein, weil niemand aus seinen Gegnern dort erschien, und deshalb blieben sie zu Hause. Man erzählt auch, es hätten 4 Söhne des Kaisers daselbst vor ihm in kriegerischen Waffen und rothschimmernden Diademen wie Sterne auf das prachtvollste geglänzt. Mit allen Ehren zog also der wieder ab, der voller Angst hergekommen war.

In rückschreitender oder umgekehrter Ordnung will ich etwas, das oben gar nicht weit weg, sondern in der Nähe ausgelassen worden und sehr bemerkenswerth und würdig ist in Schrift verfaßt zu werden, erzählen, daß es den Lesern in Zukunft Schauder und Schrecken einflößt, wenn es auch an seinem gebührenden Orte aus Vergessenheit übersprungen wurde. Es ist nämlich folgendes. Im Jahr 1339 wurden drei beghardische Ketzer [2]) aufgegriffen und dem oben mehrmals erwähnten Bischof von Constanz vorgestellt, und sie bekannten an einem erhöhten Platze auf dem Todtenacker der Kathedralkirche zu Constanz vor der ganzen Geistlichkeit und allem Volke, gehörig überwiesen, öffentlich viele Artikel der abscheulichsten Ketzereien. Sie jagten allen Zuhörern einen seit längst vergangenen Jahren unerhörten Ekel und Erstaunen ein. Denn nachdem sie auf gehörige Weise geprüft und untersucht und überwunden worden, gaben sie ihre verabscheuungswürdigsten Irrthümer, die sie in der Vergangenheit ihrer

---

Bericht auf thatsächlicher Unterlage beruhen. Denn daß der Kaiser auch unter den Kurfürsten seine Gegner zählte und bei denselben mancherlei Plane zum Sturze Ludwigs in gährender Bewegung waren, ist schon im Juni 1343 an den Tag getreten. Die Unzufriedenheit war im Laufe der Zeit nicht zurückgegangen, sondern eher gesteigert worden, und auch auf dem Reichstag zu Frankfurt im September des folgenden Jahres 1344 wurden nicht nur vom böhmischen König Johann und seinem Sohne, wie oben bemerkt, sondern auch von andern Fürsten die kränkendsten Worte gegen den Kaiser gesprochen. Er hatte freilich diesen allgemeinen Unwillen hervorgerufen und ihn unter vielerlei Vergehungen, die er sich zu Schulden kommen ließ, vorzüglich durch zwei große Fehler, immer schärfer und schärfer gestachelt. Der eine Fehler lag in jener bis zur Unmännlichkeit und Lächerlichkeit getriebenen Schwäche, mit der sich Ludwig vor den Forderungen des Papstes beugte und jedes Mal um so tiefer beugte, je anmaßender und schamloser dieselben von Avignon aus an den Kaiserthron und in die Reichsherrschaft geschleudert wurden. Der andere schlimmere Fehler, mit welchem Ludwig noch weiter umher Aergerniß gab und Gemüther verletzte, war seine bekannte Selbstsucht und Gewaltthätigkeit, auf Kosten Anderer seine Familie in Macht und Besitz zu bereichern, wobei, wenn irgend eine Gelegenheit bereit lag, nie langes Bedenken getragen wurde, auch das offenkundigste Recht zu drücken und das schreiendste Unrecht zu üben. Darum ergiebt sich das, was uns der Chronist erzählt, aus den anderwärtigen Verhältnissen des Kaisers als höchst wahrscheinlich und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß eine geheime Verschwörung gegen Ludwig gebrütet und das Gerücht darüber allmälig in Umlauf gebracht wurde, wenn sie auch nicht, durch irgend welche Hindernisse verwehrt, zu einem thätlichen Wagstück oder Schlag gekommen ist.

[1]) Als Erklärung mag dienen, was Neujahrsblatt 1861 p. 163 Note 1 über die gekrönten Helme gesagt ist, dem Sinne nach immer eins und dasselbe, ob es auf den Schmuck oder den Schmucktragenden bezogen werde.

[2]) Ueber beghardische Ketzer s. Neujahrsblatt 1860 p. 89, Note 2.

schlimmsten Tage geübt, unerschrocken vor dem ganzen dort versammelten Volke der Stadt Constanz an den Tag. Auf die Weise aber eines Menschen, der einige Tropfen Wasser aus einem Strudel schöpft, will ich ein paar Artikel aus den vielen anführen, denn es waren mehr als 30. Daraus will ich also nur jene nehmen und die übrigen bei Seite lassen. Einer bestand darin, daß Einer aus den Ketzern einmal von drei Weibern über das Wesen der Dreieinigkeit befragt wurde. Bevor er seine Antwort gab, zogen sie auf seine Mahnung hin ihre Kleider aus, entblößten sich ganz nackt und warfen sich in ihrem Versteckwinkel auf ihren Rücken. Hierauf band er mit einem Strick oder einer Schnur den Fuß des einen Weibes an den nächsten Fuß des andern Weibes. Als er sie so verbunden hatte, trieb er einen schändlichen Mißbrauch mit ihnen. Denn er drehte sie um und um und zog sie hin und her, betrachtete inzwischen mit geilem Blick ihre offen gelegte Scham und hieng zuletzt das Wort an: „Das ist die heilige Dreifaltigkeit.“ Und auch hierin that er sich noch nicht genug. Er übte hernach in dem Muthwillen des Fleisches sogar noch Umgang mit jeder einzelnen nach seinem thierischen ja teuflischen Gelüste. Denn er hatte sie mit dem Gifttrank seiner unheilbringenden Lehre und Heuchelei so sehr bethört, daß sie seinen äußerst verruchten Begierden aus allen Kräften zu genügen sich bemühten. Er versicherte auch, daß in einer Laus soviel Gottheit oder göttliche Güte lebe als in einem Menschen oder in irgend einem andern Geschöpf. Er behauptete überdies drittens, daß das nicht geweihte Brod oder das Brod der geweihten Hostie, in zwei Körbe gelegt, für eine Sau oder ein Ferkel eine gleich angenehme Speise wäre. Viertens stellte er den Satz auf, wenn eines Mannes und eines Weibes Beischlaf und die Einsegnung der Hostie durch den Priester auf zwei von einander abstehenden Altären oder an zwei Ecken Eines Altars stattfänden, so wäre beides von gleichem Werth, kein Act wäre dem andern vorzuziehen. Diese und andere Irrthümer selbiger Sectenhäupter waren durch die zuverläßigsten p.
Zeugnisse erwiesen. Ich habe aber nur diese vier aus den vielen andern in das gegenwärtige Büchlein eingeschaltet, damit ihre Sünde darin nicht ausgelöscht, sondern einem verfluchten Gedächtniß auf immer übergeben werde. Wiewohl sie in diesen Irrthümern vor Geistlichkeit und Volk unwiderruflich verharren wollten, widerriefen sie zuletzt doch, als sie sahen, sie würden dem Rath oder weltlichen Gericht überliefert werden, erschrocken unter erheuchelter Buße ihre Irrthümer, bereit, eine entsprechende Kirchenstrafe über ihren Uebertretungen zu bestehen. Sie wurden daher von dem Ortsbischof[1]) in den Thurm geworfen und darin bis zu ihrem Tode mit dem knappen Brod der Drangsal und mit dem Wasser der Trübsal unterhalten.

Im Jahre 1344 zur Feierzeit der Auffahrt wurde, wie mir aus dem Bericht dessen kund ward, 12.
der gegenwärtig war, zwischen den Johanniterbrüdern auf der Insel Rhodos[2]) mit Hülfe anderer

[1]) Er heißt im Text ordinarius, nämlich als der „ordentliche“, regelmäßige, gesetzliche geistliche Richter seines Sprengels.

[2]) Wie der Orden der Johanniterbrüder zu Jerusalem gestiftet worden, nach dem Verlust von Ptolemais aus Palästina nach Cypern übergesiedelt sei und von hier aus Rhodus erobert habe, s. Neujahrsblatt 1861 p. 155 Note 1. Auf Rhodus saßen sie wie auf einer gewaltigen Festung, rimgs um auf Inseln und Küsten schalteten die Türken. Aus solcher Lage inmitten der auflauernden Feinde ergab es sich für die Johanniter, jetzt genannt Rhodiserritter, von selbst, fortan die

Christen und zwischen den Türken eine heftige Schlacht auf dem Meere geliefert. Obwohl die Christen darin nur 16 Kriegsschiffe ohne irgend andere Schiffe hatten und die Türken 25 Kriegsschiffe mit 120 andern Schiffen, hielten sie doch unter Gottes Mithülfe über die Türken den Triumph, indem aus den Christen nur 300, aus den Türken aber 18,000 Mann daniedergehauen wurden. Aber ach, ein Kriegsschiff der Gläubigen wurde, als sie bereits des Sieges sicher geworden, durch die im Versteck verborgenen Kriegsschiffe der Türken, welche unverhofft und unvermuthet über dasselbe, da es von des Streites Anstrengung ermüdet war, hereinstürzten, gefangen genommen und weggeführt. Die christliche
ept. Mannschaft des Schiffes wurde von der Himmelfahrt des Herrn bis nach dem Fest Michaelis [1]) in harter Gefangenschaft gehalten. Inzwischen hielten aber auch die Christen den Bruder oder Neffen des Türkenkönigs, der in demselben Kriege gefangen worden, in strenger Haft. Er wurde endlich von den Christen auf das Begehren der Türken und auf das bestimmte, durch ihren Eid bekräftigte Versprechen, die Christen zu entlassen, was dann auch geschah, wieder in Freiheit gesetzt. Wenn dieser nicht gefangen worden wäre, so hätten die Türken alle in dem erwähnten Kriegsschiff getroffenen Christen umgebracht.

Kurz vor diesen Dingen verwüsteten, wie ich vermittelst des Berichtes des vorbenannten Erzählers erfahren habe, die Türken in einem heimlichen und nächtlichen und unvorhergesehenen Ueberfall die Landgegenden Griechenlands und auch die Dörfer auf solche Art, und führten 40,000 Griechen mit sich fort, welche den so gewaltigen Andrang der Türken durchaus nicht vermuthet hatten.

Waffe in der Hand, das Schiff auf der See zu halten, damit der überfallenden List und Gewalt zu jeder Stunde ein ebenbürtiger Widerstand entgegengesetzt werden konnte. Solche Seeschlachten, wie Vitoduran eine beschreibt, gab es daher von Zeit zu Zeit; aber der plötzlich dreinfahrende Sturm der Türkenschaaren brach sich gewöhnlich an dem aufgestellten Hort zu Rhodus und die Insel stand daher nicht nur als Sammelplatz und Schutzort der Christen da, sondern auch als abwehrendes Bollwerk, das die über Rhodus hinaus gehenden Gelüste der Türken auch von Europa zurückhalten sollte. Was dann wieder die Rechnungsliste der Todten belangt, die 300 Christen gegen die 18000 Türken, hat Vitoduran wohl auch hier in seiner bekannten Art und Weise geschrieben, so sehr allerdings die Rhodiserritter im Ruhm der Tapferkeit standen und ihn auch zu behaupten wußten. Die „andern Christen", mit deren Hülfe die Schlacht geliefert und gewonnen wurde, waren ohne Zweifel die Genueser und Venetianer, die wir in solchen und andern Fällen mit den Rhodisern gerne gemeinschaftliche Sache gegen Morgenland und Morgenländer machen sehen.

[1]) Das Michaelisfest ist dem Erzengel Michael zu Ehren eingesetzt und dann von ihm, der gleichsam der Heerführer der Engel hieß, auf alle Engelklassen bezogen worden. In der Engellehre, die bei den nachexilischen Juden so wichtig und weitläufig wurde, ist Michael der tapfere Streiter, wie ein Feldherr an die Spitze gestellt, und wird dann namentlich zum Vertreter und Beschützer des jüdischen Volkes gemacht, wie er, was schon Neujahrsblatt 1860 p. 81, Note 1, gesagt ist, bei Daniel angesehen wird und verherrlicht erscheint. Als solcher tritt er oft im Kampfe mit dem Satan auf, der Israels Gerechtigkeit und in ihr Israels Glück mit allen Waffen der Bosheit und Finsterniß zu vernichten strebt. In gewaltigem Bild ist dieser Kampf zwischen Michael und seinem Engelheer einerseits und dem großen Drachen, der alten Schlange, dem Teufel und seiner Dämonenrotte andererseits durchgeführt Offenb. Joh. 12, 7—18. So ging dann Michael auch in die Welt der Christen ein als himmlischer Hüter ihrer Kirche und genoß hier zu allen Zeiten eine ausgezeichnete Ehre. Der Kaiser Constantin der Große baute ihm eine, der Kaiser Justinus I. zwei Jahrhunderte später sechs Kirchen. In einer schlimmen Pest unter dem Papst Bonifacius III. erschien Michael am 29. September 607 auf der Hadriansburg, die dadurch den Namen Engelsburg bis auf den heutigen Tag erhielt, und von da an wurde ihm der 29. September als hoher Gedächtnißtag gewidmet, daran das Fest aller Engel geschlossen und dieses Engelfest oder diese Engelweihe fortan mit außerordentlicher Feierlichkeit begangen.

Ungefähr zu Ende desselben Jahres versammelten sich die Bürger mehrerer am Bodensee gelegenen Städte, welche auf die Anweisung ihres Reichsvogtes das Land der Grafen von Montfort zu bändigen und an das Reich zu bringen ausgiengen, unbesonnen in kleiner und geringer Anzahl bei Bregenz, hielten sich daselbst zwei oder drei Tage auf und mußten mit Gelächter über sie und Verachtung ohne Frucht wieder umkehren.[1] Als diese verbündeten kaiserlichen Städte, die unvorsichtig und thöricht zum Kriege ausgezogen, am vorbenannten Ort zusammengetroffen waren und ihre Wenigkeit völlig überschaut hatten, scheuten sie sich vor dem Angesicht der Feinde und standen vom Vorhaben auf schmähliche Weise ab und kehrten dann unter der Schändung und Plünderung vieler Kirchen, unter der Beraubung, Mißhandlung, Ermordung der Armen, gerade wie Heiden, zu ihrer nicht geringen Schmach, Schimpf und Schande in die Heimath zurück. Um den Landesfrieden herzustellen waren sie gekommen, brachen ihn aber unter einander auf abscheuliche Weise, denn auf ihrem Marsche beraubten sie sich gegenseitig. Das Reich zu vergrößern waren sie zusammengeströmt, aber zerrissen es nur noch mehr. Denn gegen sich und andere erhoben sie sich wie Wahnsinnige, weil sie ganz und gar Söhne Belials[2]

---

[1]) Es ist nicht ganz richtig, daß aus dem Zuge keinerlei Frucht für die kaiserliche Seite gewonnen worden. Die Sache verhielt sich also. Das feindselige Verhältniß zwischen dem alten Grafen Ulrich von Montfort-Feldkirch und seinen Neffen Hugo und Rudolf, worüber Neujahrsblatt 1862 p. 245, Note 6, und p. 276, Note 2 nachzusehen ist, hatte gegenseitig zu immer steigenden Beleidigungen und Beeinträchtigungen geführt. Der Oheim hatte nun, wie wir in jenen Noten gelesen, nach seiner unter der Hand der Neffen bestandenen Gefangenschaft den Schritt gethan, alles, was er besaß, an das Reich und den Kaiser Ludwig zu übergeben, offenbar in einem, wenn auch eine Aussöhnung vorkam, zurückgebliebenen Groll über die erlittene Unbilde und ohne Zweifel zur Sicherung vor fernern Gewaltthätigkeiten gegen seine Person, über welcher dann Reichsschutz und Kaiserhand schirmend walteten. Die Urkunde und Uebergabe, die Ulrich zu Lindau ausfertigen ließ, fällt in die Mitfasten des Jahres 1344 und benennt als Eigenthum ausdrücklich „mein Grafschaft zu Montfort und was ich an der Grafschaft Theil und gemein het, mit Namen, mein Burg und Statt zu Veldkirch, mein Vesti Jagdberg, mein Vesti Rankhweil, mein Vesti zu neuen Montfort, die Vesti zu Altstetten, und was ich im Rheinthal zu Pfand hab, mein Vesti zu Fußach, mein Vesti zu Stauffen, mein Vesti zu Senftenau, die Pfandschafft vom Reich auf dem Bregenzerwald" u. s. w. Das Geschenk kam dem Kaiser Ludwig, der auf einen Fang, ob klein, ob groß, immer alle Finger und Adern gespannt hielt, äußerst erwünscht und er traf sogleich Anstalten, dasselbe in seiner und des Reiches Hand zu sichern, um so mehr als Ulrichs Neffen die ganze Anordnung natürlich verwünschten und ihre Ausführung zu verhindern suchten. Der Kaiser zog den Abt Hermann von St. Gallen auf seine Seite, schloß mit ihm ein Bündniß und wußte es von ihm zu erlangen, daß er ihm die Schlösser Bernang und Blatten einräumte, um von hier aus festere Stellung gegen jene beiden Neffen Ulrichs, die Grafen Hugo und Rudolf von Montfort-Feldkirch zu fassen, sowie denn auch der Abt in der ganzen Sache mit dem Kaiser Hand in Hand zu gehen versprach. Er schickte seine Truppen wirklich zu des Kaisers Heer, das auf dem Wege war, und leistete bestmögliche Hülfe, von welcher Betheiligung unsere Chronik nichts sagt. Der kaiserliche Landvogt, der den ganzen Zug führte und den Vitoduran ohne Namen läßt, hieß Heinrich von Schweningen. So zogen sie vor Bregenz. Doch hier wurde die Fehde beigelegt und unser Chronist hat darin allerdings Recht, daß es zu keinem förmlichen Kampfe gekommen sei; aber ganz unverrichteter Sache kehrten die kaiserlichen Truppen nicht um und heim, indem Bregenz dem Grafen Wilhelm von Montfort-Tettnang, dem alten Freund und Anhänger des Kaisers, übergeben wurde und daher gewissermaßen doch in der Hand Ludwigs war.

[2]) Das Wort Belial bedeutet eigentlich das Unnütze, Schädliche, Schlechte, und die filii Belial unsers Chronisten sind eine Uebertragung aus dem alten Testamente, wo diese Verbindung vielfach vorkommt. So 1. Sam. 2, 12; 25, 25; 30, 22; 2. Sam. 23, 6; Hiob 34, 18 u. s. w. Die deutsche Bibel bringt an allen Stellen, wo das hebräische Wort Belial steht, den nämlichen Namen, somit als Eigennamen oder Appellativum, wie wenn es einen Gott oder Götzen bezeichnete und mit Bel oder Baal zusammenfiele, ein Irrthum, der freilich nach und nach sogar die Juden beschlichen hat und durch den festgewordenen Sprachgebrauch auch in das neue Testament übergegangen ist, wie uns die Stelle 2. Cor. 6, 15

waren. Dieser Auszug geschah vor dem Feste des heiligen Thomas [1]), als eine unerträgliche Kälte war, wurde aber vor dem Fest der Geburt Christi auf schmähliche Weise beendet, thöricht versucht, erfolglos aufgelöst.

---

beweist, wo Belial mit Bel oder Baal geradezu identifizirt zu sein scheint. Allein Belial oder wie es eigentlich lautet und geschrieben werden sollte Belijaal ist ein ganz anderes Wort und stammt von zwei ganz andern Wurzeln her, während Bel oder Baal einfach der Herr, der Herrscher heißt und namentlich bei auswärtigen Völkern für Gott gebraucht wurde. Ein filius Belial ist geradehin gesagt ein Taugenichts, ein nichtswürdiger Mensch, und die deutsche Uebersetzung sollte an den oben angegebenen und an allen andern Stellen lauten: die Nichtswürdigen, die Lasterhaften, was dem Volke viel leichter in's Verständniß käme als die Bezeichnung Sohn oder Tochter Belials, da ja ein gewöhnlicher Leser doch nicht recht weiß, was er sich unter diesem fremden Wort und Bild, unter einem Belial, eigentlich zu denken hat.

[1]) Es giebt kaum ein Gedächtnißfest so viel Anlaß, Bemerkenswerthes und Bedeutsames in Erinnerung zu bringen, wie die Feier des Apostels Thomas. Sie fiel in der griechischen Kirche auf den Sonntag nach Ostern, den sogenannten weißen Sonntag, der darum auch den Namen Thomassonntag führt. Das Osterfest hatte, wie wir wissen, seine Octave oder achttägige Feier, welche mit besonderer Auszeichnung begangen wurde und im Gegensatz zur Charwoche als der schwarzen die weiße Woche hieß, weil die am Osterfest getauften Katechumenen ein weißes Taufkleid erhalten hatten und es die ganze Woche hindurch trugen. Darin erschienen sie am folgenden Sonntag, dem ersten nach Ostern, zum letzten Mal in der Kirche und legten es hier wieder ab. Aber gerade auch acht Tage nach der Auferstehung des Herrn, also nach Ostern, war, wie uns Joh. 20, 26 berichtet, Thomas Augenzeuge des Auferstandenen geworden und darum wurde der weiße Sonntag auch zum Gedächtnißtag des nun zum Glauben bekehrten Jüngers genommen und Thomassonntag genannt. Sonderbarer Weise entfernte die abendländische Kirche diesen Thomastag aus der Osteroctave und verlegte ihn an das Ende des Jahres und zwar auf den 21. Dezember. Wie ist dieß gekommen? Die Ostertage galten im Morgen= und Abendland unter allen Festen immer gleichsam als das Krönungsfest der königlichen Herrlichkeit Christi, und schon zu Constantins Zeiten wurde die ganze Stadt Constantinopel über die Ostertage mit einer so großen Menge Fackeln und Lampen erleuchtet, daß die Nacht heller als der Tag gewesen sei. Daher heut zu Tage noch die prachtvolle Feier der Ostervigilie in der griechischen Kirche. Die Gemeinde, die von der Vesper an bis Mitternacht in der Kirche gebetet, bricht mit Schlag 12, ihre Geistlichen an der Spitze, auf und hält die Prozession um die Kirche herum mit Kreuz und Fahnen als dem Symbol davon, daß Christus nun der triumphirende Sieger des Lebens über die bezwungene Macht des Todes geworden. Eine namenlose Freude bemächtigte sich darauf aller Seelen, und im Abendlande ließen die Glocken über die festlich gestimmte Gemeinde ihr volles feierliches Geläute schallen, spielten die Orgeln in den erhabensten Tönen und Melodien, wurden an der Osterkerze die andern Kerzen der Kirche und ebenfalls eine Menge Kerzen der Familien, als sei es ein heiligeres, gesegneteres Licht, angezündet, und häufig veranstalteten die Reichen in solcher Osterfreude, aber daneben zugleich auch in der Freude, daß nun das lange Fasten zu Ende sei, große Gastmähler, zu denen die Armen geladen wurden. Es ging aber dabei so üppig zu und wurde das Maß der Freuden nach und nach so weit überschritten, daß diese Gastmähler der Osterwoche verboten werden mußten. Selbst die Geistlichen ließen sich von der Osterfreude in seltsamer Weise übernehmen. Sie vergaßen die Erhabenheit und Heiligkeit des Festes in ihren Predigten vollständig und erzählten auf der Kanzel lauter lustige Geschichten, possierliche Schwänke, um den Triumphtag des Herrn mit dem sogenannten Ostergelächter auszuzeichnen, und wer seine Zuhörer in das lauteste Ostergelächter zu bringen verstand, der hatte seine Sache am besten gemacht. Dazu kommt noch eine andere weitere Osterfreude, die sich das Volk zu schaffen wußte. Gewöhnt an die heidnischen Schauspiele, wollte es das Ergötzen, das es bei denselben genossen, nicht entbehren und suchte für das alte Spiel im christlichen Leben nur wieder eine neue Form, ein Verfahren, das wir bei so vielen Gebräuchen wahrnehmen und aus dem wir so manche christlich gewordene Volkssitte und Volksfreude zu erklären haben. An die Stelle jener Schauspiele traten nun theils feierliche Prozessionen. Mit Osterkerzen in der Hand, begleitet von ihren Taufpathen, zogen die Neugetauften in geschmückter Schaar umher und sangen in ihrem Jubel die fröhlichen Lieder ab. Aber noch mehr wurde es zur beliebten Volkssache, die Passions= und Ostergeschichte des Herrn und später auch die Apostelgeschichte ganz nach der Art jener frühern Schauspiele aufzuführen, was sich in einzelnen Gegenden, z. B. im baierischen Oberammergau bis auf unsere Zeit in Uebung forterhalten und woraus sich dann mit Zeit und Fortschritt im Gegensatz zum antiken das christliche Drama entwickelt hat. Ueberblicken wir nun dieß alles, was sich in eine Osterfeier zusammendrängte, so können wir ganz wohl den Grund erkennen, warum man das Gedächtniß des Apostels Thomas namentlich im Abendland aus der Osteroctave hinweggeschoben hat. Man wollte einerseits die höchste Feier des mit

Im Jahre 1344 an den Tagen des Geburtsfestes des Herrn fieng ein böser Geist an, im Schloß der Stadt Kempten zu hausen, erschien bei Tag und Nacht in verschiedenartiger Gestalt von Thieren den Bewohnern des Schlosses und machte ihnen die Wohnung so grausig, daß der Schloßhüter mit seinen Dienstknechten, sonst tapfern Männern, vor ihm entwich. Denn am hellen Tage flößte er ihnen manchmal einen solchen Schrecken ein, daß sie aus der Kammer, worin sie gemeinsam schliefen, so lange er sie plagte, gar nicht mehr hinauszugehen wagten. Ihre Waffen nahm er vor ihren Augen weg oder hob sie auf und warf sie mit einem schrecklichen Gepolter in den hintersten Winkel oder auf die andere Seite. Das jagte den Bewohnern des Schlosses ein großes Staunen und Grauen ein und trieb sie aus dem Schloß in die Stadt.

Im Jahre 1344 oder 45 wanderten zwei Söhne des lang vorher verstorbenen Herzogs Otto von Oestreich in der ersten Blüthe der Jugend, weil sie unter 20 Jahren standen, der eine um das Ende des Jahres 44, der andere zu Anfang 45 aus dieser Welt im Frieden hinüber, freilich nach der Meinung Einiger als vergiftet.[1])

Ferner zogen im Jahre 1345 aus den Gegenden Italiens vor der Fastenzeit wegen der gegen p.
die Heiden vom Papste Clemens VI., der damals der Kirche vorstand, unter Verheißung der Vergebung aller Sünden und ihrer Strafen verordneten Predigt vom Kreuze Christi viele tausend Christen gegen die den Christen und Heiden feindlichen Türken über Meer, wie eine wahrheitsgetreue Rede zu mir gelangte. Durch dieselbe habe ich auch vernommen, daß neulich die Venetianer, Gennesen und andere Christen den Türken in ihren so grausamen Kriegen, welche sie über dieselben gebracht, die

---

Ostern in der höchsten Herrlichkeit erscheinenden Gottessohnes nicht durch einen andern Namen zertheilen, man wollte sich aber auch andererseits die unermeßliche Osterfreude nicht durch eine zweite hereingezogene und zwar verschiedenartige Feier verkürzen. Und doch sollte nicht ohne besondere Festlichkeit der Gedächtnißtag eines Apostels, wie Thomas war, belassen werden, von dem in der ganzen Kirche der Ruhm galt, er habe das Evangelium in drei Welttheilen verkündigt, in Afrika den Aethiopiern, in Asien den Parthern, Medern, Persern, Hyrkanern und Baktrern, und in Europa den Germanen. Um dieser „Germanen" willen wurde denn Thomas auch zum ersten eigentlichen Apostel der Deutschen gestempelt. Allein diese Angabe möchte wohl dahin zu berichtigen sein, er habe auch den Caramanen, einem persischen Volksstamm, gepredigt, womit freilich eine Beziehung oder Ueberleitung auf die Germanen noch nicht in Abrede gestellt sein soll, da man ja die Germanen dem Stamm und Namen nach auch schon von den Caramanen abgeleitet hat. Daß nun aber die Gedächtnißweihe des Thomas gerade auf den 21. Dezember gefallen ist, mag daher kommen, weil die Tradition diesen Tag als des Apostels Todestag ausgab und weil eine treffliche Vorbereitung auf das nahestehende Weihnachtsfest als die Erscheinung des Gottessohnes im Fleische in der Feier desjenigen Jüngers gefunden wurde, der, nachdem er vom Glauben mächtig erfaßt worden, in den anbetenden Ruf göttlicher Verehrung ausbrach: „mein Herr und mein Gott!" Joh. 20, 28.

[1]) Die beiden Söhne hießen Friedrich und Leopold. Der Vater, Herzog Otto, war am 26. Februar 1339 gestorben. Der Chronist führt den Tod nicht sowohl um ihrer selber, als um ihres Vaters willen an, da sie noch nicht eine gar große Bedeutung erlangt, der Vater aber seiner Zeit gegenüber Reich und Kaiser eine hervorragende Stellung eingenommen hatte. Er war mit seinem Bruder Albrecht II. oder dem Lahmen von allen fünf Söhnen des Kaisers Albrecht noch allein am Leben geblieben und die beiden Herzoge hatten nun die großen österreichischen Erblande in der Hand, wodurch sie eine für Herzoge ungewöhnliche Gewalt besaßen und den Kaiser auch mehrmals in der Enge hielten. Man sehe darüber, zugleich mit Beziehung auf die Schweiz, Neujahrsblatt 1860 p. 111 Note 2. Eben diese ihre nach allen Seiten gefürchtete Gewalt konnte zu dem Gerüchte Anlaß geben, man habe den beiden jungen Herzogen einen gewaltsamen Tod angethan, um sich ihrer frühzeitig zu entledigen.

prächtigste Stadt[1]) weggenommen hatten, durch welche sich die Christenheit, wenn sie dieselbe zu behaupten vermocht hätte, für immer hätte bereichern können.

Wieder in dem gleichen Jahre zur Zeit der Fasten wurde in Ulm eine ehrbare Frau deshalb, daß sie einen reichen, daselbst wohnhaften Bürger belangt und vor den geistlichen Gerichten geplagt und dadurch erreicht hatte, daß er die eingegangene Ehe mit ihr vollzog, auf seinen Befehl getödtet, weil er, von bitterer Reue über die mit ihr geschlossene Ehe getrieben, eine andere zu heirathen trachtete. Aber gestorben leuchtete sie nach dem Tode in klaren Wundern hervor und wurde als unschuldig erwiesen. Diese Wunder stellten sie, da sich der Ruf davon weit und breit erstreckte, nicht nur als schuldlos, sondern auch als heilig und Gott angenehm dar. Denn sie brachte den Blinden das Gesicht, den Lahmen den Gang und den Bedürftigen unter des Herrn gewährender Gnade viele Wohlthaten. Da dies die Verwandten des Mannes gleichsam als Beweise von der Gerechtigkeit der Frau, aber von der Schlechtigkeit des Bürgers zu verwehren, zu verhindern und zu verdecken suchten, traten die Wunder nur noch mehr hervor.

Ferner wurden im Jahre 1345 im Monat Februar 40 Männer, Hauptleute der christlichen Heere, bei Smyrna von den Türken umgebracht, wobei die Heere unverletzt verblieben. Das soll auf folgende Weise geschehen sein. Die Hauptleute beschlossen in einem reiflich erwogenen Rathe, daß die Kriegsmaschinen der Türken zerstört werden sollten, damit diese dadurch die Stadt Smyrna, wenn sie dieselbe belagerten, nicht gar so stark beschweren könnten. Als dies geschehen war, kehrten sie nach einem glücklich abgelaufenen Gefecht der Gläubigen mit den Türken zur Stadt zurück. Da auf dieser Rückkehr die Hauptleute, von ihren Heeren sich trennend, in eine am Weg gelegene Kirche, um Gott des Dankes Bezeugungen für den über die Türken erlangten Sieg darzubringen, eingekehrt waren und dies die Türken von einer erhöhten Stelle aus gesehen hatten, lauerten letztere ihnen auf und wurden die Christen von denselben, die in Menge beisammen waren, sogleich umringt, erfaßt und unverzüglich alle gleicher Weise niedergemacht. Da stürzte, heißt es, der Hauptmann des Papstes Clemens VI., der fünf dorthin vom Papste abgeschickte Kriegsschiffe befehligt hatte. Es fiel daselbst auch der Hauptmann der Johanniterritter von der Insel Rhodus und von Cypern, und diejenigen der Venetianer und Genuesen sammt denen der Neapolitaner und Pisaner noch sammt andern mir nicht genannten. Ihr
26. Tod ist vor dem Angesicht des Herrn kostbar, wie man herzlich glauben muß. Nach ihrem Tode aber soll im Monat März das Christenheer unter des Herrn Beihülfe den Verlust an seinen Getödteten so-

---

[1]) Es ist der Kampf um Smyrna, das die Venetianer u. s. w. im Oktober 1344 erobert hatten. Darum schreibt der Chronist im Frühjahr 1345 »tunc noviter«, neulich von damals an, da er die erste Kunde der Sache empfangen. In der etwas weiter unten wieder aufgenommenen Erzählung, die aus demselben Kampfe berichtet, nennt Vitoduran die Stadt geradezu mit Namen. Später ging Smyrna, die errungene Palme, freilich wieder aus den Händen der Christen verloren, wie auch hier angedeutet ist. Wenn endlich der Chronist die Türken als solche bezeichnet, die nicht nur den Christen, sondern auch den Heiden, d. h. den Muhammedanern feindlich gewesen, so weiß man ja, wie sich allerdings auch die letztern von den heranschwärmenden Türkenhorden der verschiedenen Gattungen und Perioden zu fürchten und zu leiden hatten.

zusagen ausgeglichen und an einem Flusse von den Türken, die wie ein Sturmwind hergekommen waren den Christen zu schaden, dreitausend umgebracht und auch auf einem Felde beinahe ebenso viele getödtet haben. Dafür sei Christus in alle Zeit und Ewigkeit gepriesen!

Wieder in demselben Jahre wurde die Stadt Lindau, welche an Ehren, Reichthümern und Per- 134
sonen durch die anders woher gekommenen Bürger in kurzer Zeit hoch aufgewachsen war, in die unterste Tiefe der Verachtung, der Beschimpfung, der Niedrigkeit und Armuth hinabgestürzt. So daß wie sie früher blühte, sie damals hinsiechte, und wie sie früher von dem angenehmen Wohlgeruche ausgezeichneter Achtung duftete, sie nachher durch den Gestank ihres schmählichen Rufes übel roch. Denn die ungerechte Parteisucht, dort lang schon im Verborgenen gährend, brach in der Feierwoche des Osterfestes
offen hervor, indem mehrere mächtigere Bürger der einen Partei zu den umliegenden Städten und 27.
Burgen flohen und ebenso viele zuletzt hinter einander wegen Verschuldungen geringern Gewichtes aus dem Orte weggestoßen wurden. In dieser Verwirrung wurden vom Landvogt des Kaisers, der in Ravensburg seinen Sitz hatte und niedrigen Stammes war, aber großmüthig handelte, ein Bürgermeister und Zunftmeister[1]) des Volkes, die vorher nicht da gewesen waren, auf Befehl des Kaisers Ludwig gewählt. Von ihm wurden auch alle in jener Stadt vorgefundenen Bürger zum Eid der Treue unter strenger Verpflichtung angetrieben.

Ebenfalls in demselben Jahre der Fleischwerdung des Herrn um das Fest der Ostern wurde die 134
Gesandtschaft des Kaisers Ludwig für die zwischen ihm und dem Papste schon so oft, wie oben angegeben ist, versuchte Uebereinkunft durch Boten, die aller Achtung würdig waren, wieder vorgenom-
men. Dieselben kehrten wider die Zuversicht der Leute vor dem Feste des heiligen Johannes des Täu- Vo
fers zurück und jeder Wunsch der Länder war vereitelt. Denn sie brachten, wie es früher oft geschehen, nichts Gutes heim.[2]) Deßhalb verzweifelten die Leute besonders in Alemannien an der Vereinbarung

[1]) Das und nichts anderes sind die tribuni plebis burgariorum, so daß die burgarii nur eine andere Form für burgenses sind. Klarer ist magister civium als Bürgermeister. Zu Lindau ging es also her, wie ungefähr zu Zürich unter Brun. An die Stelle der aristokratischen Geschlechter, die mit ihrer zugerichteten Verfassung bis dahin das Regiment geführt hatten, traten nun die Bürgerstände und brachten ihre demokratische Verfassung, wobei es unserer Chronik zufolge ganz ähnliche Scenen gab wie dort in Zürich. Es muß uns nicht wundern, daß Vitoduran den Umschwung der Dinge übel beurtheilt und die alten Zustände mit bittern Ausdrücken seines Unmuthes fallen sieht. Er, der Franziskaner, hatte, wie schon an einem Orte bemerkt, für solche Bewegungen des Volkes und solche Fortschritte der Zeit in seinem Sinn weder Empfänglichkeit noch Verständniß. Aber auch von Seiten des Kaisers geschah es, wie wir von ähnlichen Anläßen her wissen, nicht gerade aus Sympathie für Volksrecht und Volksfreiheit, daß er die neue Ordnung zu Lindau fördern half, sondern es war hier wie anderswo wieder mehr die Maßregel berechnender Klugheit, um nämlich durch die aufblühende Macht der Städte die er sich auf solche Weise gewinnen konnte, seinen Thron gegen die ihm oft gefährlich drohenden Fürsten und Adelsparteien stärker zu machen. Er hielt indessen diese Stellung, mit der er sich zu den Städten neigte, gar nicht immer fest und wechselte darin je nach der Aussicht seiner Interessen beliebig ab.

[2]) Dießmal war es ein Kunstgriff des Kaisers, das letzte Mittel zu probiren, wie nur immer möglich der Papst gegen ihn besser zu stimmen wäre. Der Schwager des Kaisers, Wilhelm IV., dessen in unserer Chronik schon mehrmals Erwähnung geschehen, vgl. Neujahrsblatt 1861 p. 178, Note 1 und p. 194, Note 2, Neujahrsblatt 1862, p. 256, Note 1, war auf jenem übereilten Marsche gegen die Friesen gefallen. Mit ihm war die Hennegauer Linie, der Mannsstamm des Hauses Avesnes erloschen, und nun erhoben seine drei Schwestern, von denen die älteste an den Kaiser Ludwig, die zweite an Eduard III.

der Häupter und an der Wiedererlangung der Einheit der Kirche, wenigstens für ihre Zeiten, vollständig. Damals erlangten die einen Kloster- und Weltgeistlichen, welche den Gottesdienst an den kaiserlichen und andern dem Interdict unterlegten Orten wieder aufgenommen hatten, durch die römische Curie eine Freisprechung von demselben; andere Geistliche an den nämlichen Orten dagegen verblieben frei und furchtlos in der Besorgung des Gottesdienstes. Eine Freisprechung solcher Art aber konnte man für einen Gulden ganz leicht bekommen. O wie kläglich und abscheulich ist die Spaltung und Verunstaltung der Kirche
p. 227. in jenen Zeiten geworden! Das Wort des Evangeliums: „Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebet es!" [1]) schien vergeblich.

Juli 16. Im Jahre 1343 wanderte der Herr Robert, der berühmte König von Sizilien und Apulien [2]), in den Wissenschaften sehr gebildet, aus dieser Welt hinüber. Er war ein vorzüglicher Wohlthäter am Orden der Minderbrüder gewesen. Das zeigte er am Ende seines Lebens auf das offenkundigste, indem er das Ordenskleid mehrere Tage vor seines Lebens Ausgang demüthig annahm, in welchem er denn auch bei den Brüdern, wie er wünschte, begraben wurde.

Im Jahre 1345 ließ der König von Frankreich, wie verlautet, den ausgezeichneten und mächtigen und muthvollen Grafen von Bar, der bei ihm wegen einer von ihm mit dem König von England wider den erstern eingegangenen List verklagt war, gewaltsam aus seinem Bette nehmen oder nach den Reden Anderer trügerischer Weise zu sich rufen und brachte ihn ums Leben. Dessen Tod rächte seine Frau nach der Versicherung Einiger mit einem ähnlichen Trug.

In dieser Zeit stand der Bischofsstuhl von Constanz über den vollen Zeitraum eines Sonnen-

---

von England, die dritte an den Grafen Wilhelm VII. von Jülich vermählt war, ihre rechtmäßigen Ansprüche auf die Grafschaft des verstorbenen Bruders. Aber der Kaiser, vom alten Wurm der Habsucht auch hier gestochen, führte wieder seine Juristen in's Gefecht und diese wußten es mit der Klarheit einer Sonne zu beweisen, daß die älteste Tochter, also die Kaiserin, und ihr Sohn die ganze Erbschaft allein in die Hände zu nehmen hätten. Zugleich arbeiteten sie dem Kaiser die Beweisführung aus, daß Wilhelms Länder ein Lehen des Reiches und als solches nach des Grafen Tode wieder dem Reiche zuzusprechen seien. Das that denn der Kaiser unverzüglich und sandte nun seinen noch unmündigen Sohn, Wilhelm V. sammt dessen Mutter Margaretha, der Kaiserin, in die Niederlande. Die Sache verlief hier genau so, wie in der Tyroler-Geschichte. Jedermann wußte und sah, mit welch unbefugter und unrechtmäßiger Hand der Kaiser nach den Niederlanden gegriffen; aber die Niederländer nahmen den Sohn und die Mutter als dessen Vormünderin mit Jubel auf, weil sie wohl erkannten, sonst dem Schicksal anheimzufallen, daß die verbundenen Provinzen in allerlei Theile auseinander gerissen würden. In solchem Sinn hatten ja auch die Tyroler ihrerseits den Kaiser verstanden und die kaiserlichen Uebergriffe bewillkommnet, so sauer die Mienen waren, die sie hinter den Thüren und an den Wänden schnitten, und so wurde nun ein Fürstenthum nach dem andern unter allerlei Schild und Titel an des Kaisers Haus gebracht. Aber über dem Spiel, das sich bei den Niederlanden wiederholte, gingen unzählige Augen, auch solche vollends auf, die bei dem Tyroler Handel den Blick in die Sache noch nicht gefunden hatten, und geflissentlich benützte nun der Papst den neuen Erbschaftswucher sammt der daraus erzeugten Gährung der Gemüther, um den Kaiser von Reich und Thron hinwegzudrängen. Das merkte denn auch Ludwig und schickte noch einmal die bittenden Vermittler nach Avignon, damit er, wenn er seine Mühe auch zum voraus als vergeblich erachten mußte, doch vor aller Welt Augen beweise, er habe das Möglichste und Aeußerste gethan, die Hoffnungen der Völker auf eine Aussöhnung, wie Vitoduran sie schildert, wenigstens von seiner Seite zu erfüllen. Aber so leicht, wie eine schnellfüßige Gesandtschaft den Weg nach Avignon, fand der Kaiser den seinen nicht in die versperrte Kirche zurück!

[1]) Matth. 10, 8.

[2]) Ueber ihn s. Neujahrsblatt 1860 p. 67, Note 2, p. 116, Note 1, und Neujahrsblatt 1861, p. 200, Note 1.

jahres zum Aergerniß des ganzen Landes leer. Denn der Decan derselben Kirche[1]) und der Herr Albrecht von Hohenberg[2]) verweilten und stritten darum in Avignon bei dem Papste Clemens VI. mit viel Verdruß und Aufwand. Endlich erhielt der Decan das Bisthum nach schweren Kosten und unermeßlichen Geldspendungen. Er wurde von dem größeren Theil des Capitels gewählt, und wie er in den Stimmen der Wähler dem Grafen voranstand, so auch nachher in dem Empfange des Bisthums, und er kehrte im zweiten Jahre nach dem Hinschiede seines Vorgängers (welcher um das Fest der heiligen Margaretha statt hatte)[3]) zwischen dem Fest der Ostern und Pfingsten heim.

In dieser Zeit lebte Einer von solcher Behendigkeit, daß er vor dem Volke mehrmals über eine 1340
16.
ihm dazu bereitete Stange in der Stadt Straßburg leicht hinsprang, im Augenblick sich umdrehte und 4.
sich in der Schlinge Eines Fußes aufhieng, mit dem Kopf gegen die Erde gewandt, indem er sich nach jeglicher Seite hin von der Stange aus schwang und kreiste und ein Erstaunen allen Zuschauern
verursachte. Eben so gut warf er sich, durch eine wunderbare ihm vor andern Menschen eingepflanzte Kraft, p. 2
nachdem er die Glieder seines Körpers wie ein Mädchen zusammengelegt hatte, vor dem zuschauenden Volke von einem Tisch weithin auf einen andern gegenübergesetzten hinüber, so daß er sich im aufrechten, nicht rücklings gebogenen Stande hinstellte, wie er auch vom andern Tisch aufrecht und gerade auf jenen hinübersprang. Das rechnete er bei sich selbst für mehr an als das, was vorher erzählt wurde.

Es wird von einem andern gesagt, daß er zu Rom einen hohen Thurm bestiegen und von dessen Gipfel wagrecht heraus den ganzen Leib in ausgestreckter Richtung zur Schau ausgestellt habe, einzig mit dem Daumen seiner einen Hand auf den obersten Theil der Thurmmauer oder ihrer Zinnen gestützt, so daß er allen, die es sahen, ein bewunderungsvolles Schauspiel gewährte. Denn in einer Kreisbewegung schwang er sich außerhalb des Thurmes umher und drehte sich hierhin und dorthin, bloß auf den Daumen nach innen hin gestützt, und zog und lockte die Augen aller zu dieser Schau herbeigeströmten Menschen mit einer seit längst verflossenen Jahren undenkbaren und unerhörten Neugier auf sich.

Ferner ließ sich Einer zu Rotwil von einer hohen Brücke, wegen einer mit andern Männern eingegangenen Wette, bis auf die Weite von drei Fuß gegen die Tiefe oder den Abgrund eines Thales oder Grabens auf einen dünnen Ziegel herab, der ihm unter den Brückensockel als Zeichen oder Ziel gelegt war, und sprang sogleich wieder durch eine unglaubliche, ihm von Natur eingeprägte Kraft auf die vorige Stelle der Brücke zurück, von der er freiwillig kopfüber gestürzt war.

Auch ein Krüppel bediente sich im Würfelspiel auf das gewandteste der Zehen statt der Finger, zu der nicht geringen Verwunderung der andern Spieler.

Ueberdies tanzten einige Leute mit andern Seiltänzern außerordentlich flink auf ihren Köpfen, die statt der Füße zur Erde gekehrt waren.

---

[1]) Er hieß Ulrich Pfefferhart von Constanz.

[2]) Hohenberg ist genannt Neujahrsblatt 1860 p. 134 und Note 2, und Neujahrsblatt 1861 p. 166.

[3]) S. über den Bischof und seinen Todestag Neujahrsblatt 1862 p. 213, Note 1.

Einige kamen auch an mehreren Orten den schnellsten Pferden in ihrem noch schnellern Lauf voran; zudem sprangen sie auf dieselben von hinten äußerst hurtig, während die Pferde wirklich in ihrem Lauf in der schnellsten Bewegung begriffen waren, und einige steckten, was noch mehr ist, in solchem Lauf und Sprung ihre Köpfe in die Sättel der rennenden Pferde gerade und aufrecht und waren dabei mit ihren Füßen in die Höhe gen Himmel gekehrt.

Im Jahre 1346 kehrten die Boten des Herzogs von Oestreich[1]), der sich damals in Betreff der Uebereinkunft zwischen dem Kaiser und dem Papst dazwischenlegte, nachdem sie mit dem Eintritt des unmittelbar vorangegangenen Jahres ausgezogen waren, von des Papstes Angesicht um das Fest der Reinigung der heiligen Jungfrau zurück, ohne eine Gnade erlangt zu haben.

uar. Im Jahre 1345 zur Frühlings- oder Sommerszeit gab der König von Krakau seine Tochter dem Romulus[2]), einem Sohne des Kaisers, der diesem, während er zu Rom lebte, geboren worden, zur
uli. Frau. Dieser zog um das Fest des heiligen Jakobus mit einem kleinen Heer oder Gefolge hin, um die vorher eingegangene Ehe zu vollziehen.

Ferner drang in demselben Jahre oder derselben Zeit der Markgraf von Mähren, der Sohn des Königs von Böhmen, mit einer großen Menge in die Markgrafschaft Brandenburg ein, um sie zur Rächung des seinem jüngern Bruder von dem ältesten Sohne des Kaisers, dem Markgrafen von Bran-
229. denburg, zugefügten Unrechtes zu verwüsten. Dieser hatte nämlich die Gattin des Bruders des Markgrafen schon lange vorher keck entführt und sie sich als Frau gegen den Wortlaut des canonischen Rechtes verbunden. Denn die zwischen ihnen, wie man sagt, statthabende Blutsverwandtschaft und die keineswegs inne gehaltene feierliche Durchführung der Scheidung versagten, daß die Ehe nach der christlichen Religion geschehen dürfe.[3]) Als aber, wie gesagt, der Sohn des Königs von Böhmen der Zerstörung des brandenburgischen Landes oblag, gab sich der König, sein Vater, obwohl er des Augenlichtes gänzlich beraubt war, für die Söhne doch der Kriegsgefahr hin und belagerte die Städte des Landes. So etwas

---

[1]) Albrecht von Oestreich. Er stand unter den deutschen Fürsten durch Edelsinn und weise Besonnenheit obenan und hatte sich aus der redlichsten Absicht dem Papst anerboten, in dem endlosen Streit mit dem Kaiser vermitteln zu wollen. Allein auch Albrecht vermochte vom päpstlichen Stuhle weder eine Gnade noch ein geneigtes Gehör zu seinen Bitten zu erlangen, so sehr er sonst mit Clemens innige Freundschaft pflog und bei ihm einen recht guten Klang hatte. Der Herzog behauptete in der verworrenen Sache ein lauteres Auge und eine unbestechliche Unparteilichkeit. Denn Karl, Johanns des Königs von Böhmen Sohn, damals schon als der von Clemens gegen Ludwig aufgestellte Kaiser Karl IV., und der König Ludwig von Ungarn hatten sich persönlich zu ihm verfügt, um ihn in eine andere, wo möglich feindliche Stellung gegen den Kaiser zu bringen; aber Albrecht wies die beiden Könige mit ihren wiederholten Vorstellungen ab und blieb, wie einem freien Ehrenmanne ziemte, auf seinem selbstständigen Standpunkte.

[2]) Ohne Zweifel der Sohn, den uns Vitoduran 1862 p. 245 angezeigt hat. Der Kaiser rechnete sich diesen Sohn von Rom her — daher eben „Romulus" — zu einer besondern Ehre an.

[3]) Das Verhältniß zwischen der böhmischen Königsfamilie und dem Kaiserhause ist bis anhin zur Genüge beleuchtet worden und gibt zu den gegenseitigen Befehdungen, die Vitoduran beschreibt, die gehörige Erklärung. Wir enthalten uns, da die Sache ohnehin nicht von großer Bedeutung ist, weiterer Bemerkungen und verweisen auf Neujahrsblatt 1861 p. 164, Note 1 und p. 192, Note 2, sowie Neujahrsblatt 1862 p. 224, Note 2 und p. 236, Note 4.

ist, wie ich glaube, seit Jahr und Tagen nicht erhört worden. Er that dies aber getrieben von einem übergroßen Ingrimm gegen den Kaiser und dessen Sohn wegen des unmittelbar voran erwähnten Grundes. Um dieselbe Zeit sammelte der Kaiser Ludwig zur Hülfe für seinen Sohn gegen den böhmischen König um die Stadt Nürnberg und die Stadt Regensburg Kriegsheere, wie wohl vergeblich, weil er das begonnene Werk nicht ausführte, und verwüstete daselbst ringsum das Land. Denn er ertheilte allen versammelten Kriegern die freie Erlaubniß, die dort lebenden Leute, welche sie wollten und könnten, zu berauben. Zu derselben Zeit wurde auch das Gerücht herumgeboten, daß der König von Böhmen mitsammt seinem Sohne dem König von Krakau Krieg angehängt habe. Als diese beiden Könige mit ihren Heeren gegen einander im Felde standen und der König von Krakau sah, er müsse wahrscheinlich von der im Vergleich mit seinen Leuten allzu zahlreichen Feindesmenge besiegt werden, flüchtete er sich voller Schrecken in eine seiner Städte, wider seine Erwartung doch endlich gedemüthigt. Denn da er inzwischen gehofft hatte, er würde Hülfe zur rechten Zeit erhalten und diese vom Kaiser wegen der neulich eingegangenen Verlobung zwischen seiner Tochter und des Kaisers erwähntem Sohne zuversichtlich erwartete und sie doch nicht fand, vereitelte er die Verlobung nach der Behauptung der Meisten oder legte es wenigstens darauf an oder versuchte, sie ungültig zu machen.[1])

Ebenfalls im Jahre 1345 im September um das Fest des heiligen Kreuzes sind im Rheine bei 14
der Stadt Rheinfelden 130 Menschen beiderlei Geschlechtes ertrunken, als sie von den Bädern zu Baden
und von Einsiedeln[2]) hinunterschifften.

Um dieselbe Zeit erlitten 40 Menschen Schiffbruch, als sie bei Stadt Rappersweil im wüthendsten
Sturme wie Unsinnige über den See zu fahren dran setzten. Denn von dem Wirbel des Sturmes p.
weggerafft, stürzten sie aus dem zerschellten Fahrzeug in die Tiefe des Abgrundes.

Kurz vor diesen beschriebenen Dingen bekehrte der General der Minderbrüder, der eine Gesandtschaft des Papstes an den König einer Insel[3]), einen Heiden, übernommen, diesen sammt seinem Volke zu Christum. Als der General nach diesem Vorgange hinzog, um in Assisi im Jahre 1342 das Generalcapitel abzuhalten, schrie der König, der noch Katechumene[4]) war, sammt seinem neugebornen Volke mit weinerlicher Wehklage nach ihm und sagte: „Ach, heiliger Vater, wem überlässest du deine neue

---

[1]) In allen diesen Berichtstücken legt uns der Chronist kein eigentliches Faktum vor, sondern eben nur, wie er selber sagt, Gerüchte und zwar der unsichersten Art. Es kommt nirgends zu einem Ereigniß oder Ergebniß und der Styl selbst mit den schwankenden Wendungen verräth, daß sich der Chronist nur auf einem sehr lockern Boden fühlt und weder ein bestimmtes Bewußtsein von noch ein festes Vertrauen zu der Sache hat, Grund genug für uns, auf diese unklaren Erzählungen und unwichtigen Dinge nicht weiter einzugehen.

[2]) Vitodurans locus Heremitarum. Wir haben also an heimreisende Kurgäste oder Kaufleute und „Einsiedler", d. h. Pilger zu denken, die von Einsiedeln kamen.

[3]) Der Chronist läßt auch in dieser Geschichte die Sache wie die Personen so unbestimmt und ist höchst wahrscheinlich über den Ort, wo, und das Volk, an dem es geschehen, selber so ungewiß, daß es hier vollends unmöglich wird, mit ergänzenden oder nachweisenden Berichten die Lücken oder Fehler irgendwie auszubessern.

[4]) Katechumene hieß Derjenige, der aus dem Judenthum oder Heidenthum zum Christenthum übertreten wollte, dazu den christlichen Unterricht genoß, aber, mitten in demselben begriffen, noch nicht dessen Abschluß gefunden hatte, daher noch

kleine Pflanze zur Pflege? Es werden deine Heerde räuberische Wölfe anfallen, wenn du nach dem Capitel nicht einige Brüder deines Ordens in unser Land schickst, Lehrer in Wort und Beispiel, die das noch schwache und frische und im Glauben neue Volk befestigen und bestärken." Er, darob von unsäglicher Freude überströmt, willfahrte ihren Bitten und sandte ihnen vom Capitel mehrere geeignete Brüder zu, um das Wort Gottes dort kräftig zu predigen und die zum Glauben Bekehrten zu taufen.

342. Als um dieselbe Zeit einige Adelige, genannt von Lochem, Schwaben, dem König von Dänemark [1]) gegen seinen Feind, wie ich glaube, den König von Norwegen oder Schweden für einen fetten Sold mit vielen Reisigen Hülfe leisteten, geschah es, daß Heiden, dem andern von den vorbenannten Königen unterthänig, gewaltsam in eine Kirche zur Stunde der Messe eindrangen. Als nun Einer aus ihnen dem am Altar Messe haltenden Priester unterdessen die geweihte Hostie leichtfertig weggenommen hatte und den Priester ein anderer Heide deshalb in tiefem Schmerze sah, schob er seinem Kameraden, dem Räuber der Hostie, das Wort zu und sagte: „Gieb ihm das weggenommene Küchelchen [2]) zurück, weil ich sehe, daß er ob dessen Verlust im Innersten bestürzt ist." Siehe, wie das Sacrament der Sacramente durch Unwissenheit und Ungläubigkeit, bisweilen aber auch durch Bosheit zu des Glaubens nicht geringem Nachtheil verachtet und verhöhnt wird!

ber. Als im Jahre 1345 um das Fest Allerheiligen der Bruder der Kaiserin, der Graf von Holland, eine Stadt, Utrecht, genannt, die ihm entgegenstand, zu erobern im sauren Schweiße war, wurde er, wie von Einigen erzählt wird, von seinen vertrautesten Leuten hinterlistiger Weise umgebracht. Andere jedoch erklären es so: Als sie lange und breite Flöße mit den festesten Verbindungsmitteln über einen vorbeifließenden Fluß, nämlich den Rhein, oder die Meergewässer geschlagen hatten, welche an der Stadt
231. vorbeifließen oder sie bespülen, und sich von den Flößen herab mit vielen tausend Kriegern geflissentliche Mühe zur Einnahme und Zerstörung der Stadt gaben, stürzten sie, indem die Verbindungshaken der Hölzer sich lösten und die Klammern zerbrachen, alle auf einmal, nur wenige ausgenommen, in die Tiefe des Meeres oder Flusses und fielen in den Tod des Ertrinkens. Eine dritte Meinung, unter den erwähnten die verbreiteteste und wahrscheinlichste, war dahin im Umlauf, daß er nämlich die Friesen mit Krieg überzogen hatte und sie sich zu unterwerfen mit einer großen auserwählten Ritterschaft sich anschickte.

---

nicht zu einer Taufe und einem Abendmahl gekommen war und so überhaupt nicht den vollständigen Gottesdienst der Christengemeinde mitfeierte.

[1]) Vgl. Neujahrsblatt 1861 p. 200, Note 1. Der König von Schweden, Magnus Smek, mußte die Länder Schonen, Halland und Bleckingen, welche sich bei dem Verfall des dänischen Reiches an Schweden angeschlossen, wieder an Dänemark zurückgeben. So klug und gewaltig hatte sich der dänische König Waldemar III., jener „Attertag", 1340 — 1375, die Dinge zurechtzulegen gewußt, um sein lange darniedergehaltenes Reich emporzubringen und es trotz der vielen innern und äußern Feinde, unter welch' letztere natürlich auch die Schweden gehörten, in einen großen Stand zu setzen. Das Neujahrsblatt 1862 p. 240 nennt den hier als Lochem angeführten Herrn von Locha, ohne Zweifel derselbe Mann oder wenigstens des gleichen Namens und Geschlechtes.

[2]) Das Wort ist tortula, Diminutiv von torta, unsere Torte, besser eigentlich Kuchen, also das alte placenta, wahrscheinlich zu Anfang ein gebackener Ring, Ringel, etwas Gedrehtes, aus tortus von torquere. Von der Hostie gebraucht, ist es im Munde des Heiden ein Spottnamen.

Jene zogen gegen ihn aus und schlugen ihr Lager, indem sie dort künstlicher Weise eine große Wassermenge sammelten. Als sie dann dieselbe gegen die ihnen gegenüber aufgestellten Truppen des Grafen losließen und das Wasser ausgebrochen unverhofft wie ein überschwemmender Strom daherfluthete, raffte es sie sammt dem Grafen großentheils weg, die andern wurden mit der Schärfe des Schwertes in den Tod gestreckt. Denn wenige entflohen ihren Händen oder dem Strudel des Wassers. Es wird aber gemeiniglich erzählt, 40,000 Mann seien von den Heeren des Grafen auf die vorbesagte Weise gefallen, die alle mit dem Grafen elendiglich umkamen.[1]) Die Kaiserin aber zog, als sie den Tod ihres Bruders vernahm, nach Holland hinunter und sprach dieses Land, das nach dem Erbrecht auf sie fiel, für sich an und soll es friedlich in Besitz genommen haben.[2])

Im Jahre 1345 wurde der König von Sizilien von seinen Dienstleuten erdrosselt. Darob wurde der Papst Clemens VI. von dem Spieß des Schmerzens, wie das Gerücht bezeugte, so sehr durchbohrt, daß er ihn auf daß bitterste betrauerte. Sein Bruder aber, der König von Ungarn, gieng aus unendlichem Gram, den er über die Ermordung desselben in seiner Brust trug, mit seinem ganzen Gesinde oder Gefolge zum Beweise seiner Untröstlichkeit viele Tage läng in einem schwarzen oder dunkelgefärbten Leidkleide einher. Die Urheber des Meuchelmordes aber, etwa 40 Männer von den Vornehmen, nach des Königs Tode bezeichnet, wurden zur Rächung des begangenen so verabscheuungswürdigen Verbrechens mit einem schrecklichen Tode bestraft. Die Meisten sagen: als sich der besagte König mit seiner Gemahlin in der königlichen Kammer dem Schlaf ergeben hatte, seien die erwähnten Uebelthäter frech und unbändig durch die Kammerthüre hereingebrochen, hätten ihn von der Seite der Königin hinweggerissen, mit einem Strick, den sie hiezu mitgebracht, an einem Balken aufgeknüpft und erwürgt, indeß die Königin ihren Händen durch schnelle Flucht kaum entfliehen konnte. Es geschah dies aber zur Winterszeit um das Fest der Geburt Christi.[3])

---

[1]) Ueber den Grafen Wilhelm und sein hier unterschiedlich erzähltes Lebensende s. Neujahrsblatt 1862 p. 256, Note 1 und p. 283.

[2]) Mit welchem Recht und Erbrecht dieß geschehen, ist in einer vorangehenden Note gezeigt worden.

[3]) Die Geschichte wird, vielfach irrigen Gerüchten nachgeschrieben, von unserm Chronisten theils einseitig, theils unvollständig gehalten. Der alte König Robert von Neapel war, wie Neujahrsblatt 1861 p. 200, Note 1, dargethan, über dem Plan und Gelüsten, Sizilien zu erobern, 1343 in seinem achtzigsten Jahre gestorben. Schon fünfzehn Jahre vorher, nämlich 1328, war ihm sein einziger Sohn in's Grab vorangegangen, hatte aber zwei Töchter, Johanna und Maria, hinterlassen, und eben die erstgenannte ältere Enkelin Johanna hatte Robert mit Zustimmung der neapolitanischen Stände wie des damaligen Papstes Johann XXII. zur Erbin des Reiches ernannt. Schon frühe, noch in den Kinderjahren, 1332, wurde sie mit dem ebenfalls ganz jungen Andreas, einem Sohne des ungarischen Königs Karl Robert, der ein Neffe des neapolitanischen Roberts war, vermählt und so der Faden angesetzt, um, wenn auch nicht Ungarn und Neapel einst gerade unter Einer Krone zu vereinigen, doch die beiden Kronen in steter Verwandtschaft und Verbindung zu erhalten. Der Vater Karl Robert brachte 1333 seinen Knaben Andreas selbst nach Neapel, damit er nach italienischer Manier und Sitte erzogen würde, und diese Reise versetzte alle Guelfen in solche Begeisterung, daß durch ganz Italien ein wahres Jubelfest gehalten wurde. Aber der Knabe war roh von Natur und trug, wie es schien, von Haus aus ein tölpisches Wesen daher, während andererseits die italienische Erziehung keineswegs darauf angelegt war, ihm eine bessere Gesinnung und Gesittung beizubringen; er wurde von dem verdorbenen Leben des Südens nur noch mehr entartet und entsittlicht. Das Kind Johanna hingegen wurde unter den Händen des Dichters Petrarca gebildet und empfieng zu ihrem ohnehin hochstrebenden Sinn in den Bildern einer üppigen

32. Im Jahre 1436 lehnte der Kaiser Ludwig, von Geld bestochen, es ab, bei München, seiner eigenen Stadt in Baiern, schwere Beschuldigungen und traurige Klagen von den Eltern eines Knaben zu hören, der damals kurz vorher von den dort wohnenden Juden getödtet worden war. Er bemühte sich auch, das Volk der erwähnten Stadt, das haufenweise die Stätte der Ermordung des Knaben außerhalb der Mauern besuchte, wo der Herr, wie es heißt, sehr viele Wunder der Heilungen zu wirken gnädig war, durch Drohungen und Abschreckungen von dem angefangenen Zulaufe abzuhalten und zurückzutreiben. Als er aber sah, er werde nicht beachtet, indem man sich um seine Verbote und Befehle gar nicht kümmerte, verordnete er oder erlaubte wenigstens, daß die Leute beiderlei Geschlechtes beraubt, ausgezogen und schändlich behandelt würden. Und er ließ, was über alles das schlimmste ist, die

---

Phantasie, auf den Stelzfüßen einer überschwungenen Sprache, in einem aus Poesie und Philosophie gemischten Lehrton diejenige Richtung, in welcher sie später wohl einen glanzvoll spielenden Kopf, aber kein Herz und kein Gewissen beurkundete. Die Verlobung, als ein schon über die Wiegen gehängter Brautzeddel, war daher ein Machwerk egoistischer Berechnung gewesen, die Herzen gehörten nicht zusammen, die Vermählung zwang zwei ganz entgegengesetzte Wesen in Einen Bund. Die verderbliche Folge für das Ehepaar selbst, wie noch mehr für das Land und Reich konnte nicht ausbleiben. Andreas, der einstweilen nur Herzog von Calabrien hieß, ließ sich in seiner groben Natur und ungebildeten Sitte gehen. Für ihn hatte Johanna nie irgend eine Liebe gefühlt noch je einen Anlaß gefunden, ihn zu achten oder nur zu beachten, ja sie war es, die jeden Gedanken, wo er aufsteigen mochte, niederschlug, ihren Gemahl als König von Neapel zu krönen. Sie lebte in italienischer Leichtfertigkeit, wie ihr beliebte, und that in der ungebundensten Laune, was sie gelüstete, machte maßlose Verschenkungen und richtete es mit allen diesen Dingen darauf ab, die Ungarn, die ihr Gemahl um sich hielt, auf jede Art zu kränken. Eine ehemalige Wäscherin und andere Leute dieses Schlages führten am Hof das große Wort. Bei dieser Wirthschaft, wo alles drauf und drüber gieng, schöpften zwei Neffen des verstorbenen Königs Robert, die Fürsten von Tarent und Durazzo, nicht nur die Hoffnung, im Trüben zu fischen, sondern auch die verhaßten Ungarn vom Hof und aus dem Lande wieder hinauszutreiben. Einen gewaltigen Sprung dazu wagte Karl von Durazzo, indem er die jüngere Schwester der Königin, jene Maria, entführte und sie sich antrauen ließ. Da erschien plötzlich die Mutter des Herzogs Andreas, Elisabeth, mit einem Geleit ungarischer Beamten, theilte nach allen Seiten und besonders auch in die päpstlichen Kassen Geld aus, um die Krönung ihres Sohnes, gegen Willen und Treiben von dessen Gemahlin, doch endlich durchzusetzen. Wirklich kam Neapels Königskrone unter großen Festlichkeiten und mit des Papstes allerheiligsten Segnungen auf Andreas' Haupt; aber jetzt stiegen, wie begreiflich, in der Seele der Königin Johanna und ihrer Anhänger bange Besorgnisse auf, was ihre Zukunft sein und was für eine unerträgliche Gewalt und Gewaltthätigkeit die ungarische Partei von nun an erhalten werde. Die Furcht trieb zum Verbrechen, man faßte und nährte den Gedanken, den König hinwegzuschaffen und die an seine Person gebundene Fremdenherrschaft los zu werden. Er wurde auf ein Schloß bei Aversa gelockt und hier ermordet. Wenn Vitoduran sagt, er sei der Königin von der Seite gerissen worden, indessen diese selbst den Händen der Mörder nur mit Mühe entgangen sei, so hat er dies eben nur aus unstetem Hörensagen hergesetzt. Die Königin befand sich in einem Nebenzimmer und rührte sich, während ihr Gemahl mit den Handlangern des Verbrechens lange rang und schrie, mit keinem Hülferuf und keinem Fußtritt. Sie wollte sich auch der Beerdigung nicht annehmen und gegen die Mörder weder eine Verfolgung noch überhaupt eine Untersuchung der Sache verhängen. Die vierzig Männer „aus den Vornehmen", die Vitoduran als Urheber der Unthat mit schrecklichem Tode bestraft werden läßt, waren nicht die eigentlichen Stifter und Führer des Mordanschlages, sondern theils eben jene Handlanger, theils ganz unschuldige Leute, die man dem Henker übergab, um ihr Vermögen einziehen zu können. Der Bruder des erdrosselten Königs Andreas, der König von Ungarn, hieß Ludwig und gieng nicht nur in einem Trauerkleid einher, sondern ging auch mit einem rachedurstigen Herzen umher und rüstete einen Kriegszug, da niemand zur Züchtigung der im schlimmsten Verdachte stehenden Königin und ihrer Partei die Hand erheben wollte und sogar der Papst erst von unten und oben gedrängt werden mußte, gegen die Schuldigen ein Kriminalverfahren einzuleiten. Auch dies stimmt mit dem „durchbohrenden Schmerz", den unser Chronist, freilich wieder bloß dem Gerüchte nach, bei dem Papst schildert, nicht recht zusammen. Weiter unten berichtet der Chronist selbst den Kriegszug Ludwigs und redet dann von der ganzen Geschichte, namentlich auch über die Betheiligung der Königin am Morde auf eine viel richtigere Weise, gleich als hätte er unterdessen aus zuverläßigerer Quelle geschöpft.

Hütten und Häuser, die dort zur Erfrischung der Ankommenden aufgebaut waren, und das zum Denkmal aufgerichtete erhöhte Kreuz zerstören und wegschaffen. Diese That, die mit dem christlichen Glauben und der Gerechtigkeit durchaus nicht übereinstimmt, machte ihn der Schande voll. Er that es, obschon sein Sohn, der Markgraf von Brandenburg, sich darüber ärgerte und im entgegengesetzten Sinne widerstand. Diese gottlose Handlung des Kaisers, die der christlichen Religion ganz feindselig war, verdunkelte seinen Ruhm nicht wenig. Denn wie er früher dort im eigenen Volk sehr beliebt und ruhmvoll stand, so hat er sich darauf bei ihm widerlich und verhaßt gemacht. Viele ahnten und vermutheten auch dort, das abscheuliche Werk werde der Vorgang und das Vorzeichen von seinem nächstens eintretenden Unglück sein.

Ferner feierte in demselben Jahre zur Sommerszeit der König von England über den König von 1346 Frankreich in einer gegenseitig gelieferten Schlacht an einem Orte den Sieg. [1]) Als er diesen glücklich errungen, setzte er einige von seinem Heer gefangen genommene Schwaben, die für ihr Leben fürchteten, ungestraft wieder in Freiheit unter der aufgestellten Bedingung, sie müßten sich, wenn es mit Gottes Beihülfe bald geschehe, daß er zu Paris als gewaltiger Herr regiere, daselbst vor ihm sogleich stellen, wann aber selbiges nicht geschehe, sollten sie von dieser Fessel ganz und gar entledigt sein. Sie verpflichteten sich, dies zu thun, wie es heißt, vor ihm durch Leistung des heiligen Eides.

---

[1]) Der langwierige Kampf zwischen Eduard III. von England und Philipp VI. von Frankreich ist uns bekannt. Im Sommer 1346 hatte sich Eduard wieder mit einem Heere eingeschifft und erschien plötzlich in der Normandie. Unnöthiger Weise und in planlosem Zuge verwüstete er das schöne Land, kam, Schwert und Feuer in der Hand, am linken Ufer der Seine daher und verheerte die Ortschaften zwischen Seine und Somme. Unter die Gefechte, die hier vorkamen, gehört nun auch dasjenige, dessen Sieg „an einem Orte" der Chronist in die Hände Eduards fallen läßt. Nun sollte er über die Somme setzen, aber die Franzosen hielten die Brücke inne und zogen zugleich hinter ihm her, so daß ihn Fluß und Feinde in die Mitte zu nehmen und er unausweichlich verloren zu sein schien. Da gelang ihm ein Glücksversuch, wie einst Moses vor dem rothen Meere. Er benutzte die Ebbe, um durch eine Furth im Flusse, die ihm ein Kriegsgefangener für Geld gezeigt hatte, rasch hindurchzukommen, wogegen der nachjagende Philipp wie ein Pharao eben zur Fluth eintraf und im Verfolgungslaufe gehemmt wurde. Inzwischen stellte, bis der Feind eintraf, Eduard sein Heer auf den Höhen des Städtchens Cressy, auf einem, wie ihm schien und sich nachher bewährte, sehr glücklich gewählten Standort auf. Denn hier wurden die Franzosen im August desselben Jahres gänzlich geschlagen und hatten die Schuld der völligen Niederlage größtentheils sich selber beizumessen. Die Großen achteten weder auf die ungünstige Lage, in der die Leute standen, noch auf den anhaltenden Regen, der die Bogensehnen erschlaffte, noch auf die allgemeine Ermüdung, in der die Kräfte der Truppen gelähmt waren. Sie trieben und jagten trotz all dem zum Kampf und erbitterten das Volk, das hiezu nicht in Bewegung kommen wollte, mit ihrem beißenden Hohne. Auf Seiten der Engländer war eine treffliche Taktik und Disziplin, geschickte erprobte Armbrustschützen und ein ritterlich tapferer, an Kriegskunst und Feldherrnblick überlegener König, der mit seinem Sohne, dem fünfzehnjährigen Eduard, dem eigenen Heer in glänzenden Eigenschaften voranstrahlte. Mit Recht bemerkt unser Chronist in einer spätern Erzählung, Eduard habe dort den Sieg im vollen Ruhm erstritten und im reichen Genuß gefeiert. Denn ungeheuer war der Triumph, mit dem England dießmal über Frankreich stolzirte, und unermeßlich die Beute, welche die Engländer an Geld und Habe auf dem willkommenen Erntefelde zusammenlesen konnten. Bemerkenswerth ist noch, daß bei Cressy auch jener alte blinde König Johann von Böhmen fiel. Sein Panier war mit Straußfedern gezeichnet und trug das Wort: „Ich dien." Dieses Panier nahm der fünfzehnjährige Eduard, der nachher von seiner dunkeln Rüstung den Namen des schwarzen Prinzen bekam, sofort in sein Wappen auf, in welchem es die Prinzen von Wales bis auf den heutigen Tag behalten haben. Die eigentliche Schlacht von Cressy berichtet uns der Chronist erst weiter unten, wir haben sie hier als entscheidenden Endpunkt der Streif- und Verheerungszüge Eduards in unmittelbarer Fortsetzung angeknüpft.

Febr. . 233. In dem Jahre 1346 an dem Feste des Blutzeugen Valentin[1]) sammelten sich mehrere auswärtige Bürger der Stadt Lindau, welche in der oben nicht fern erwähnten Verwirrung derselbigen Stadt vor dem Angesicht des Feindes, des unverhofft heimlich mit vielen Bewaffneten herankommenden und für die Gegenpartei eifernden Reichsvogtes flüchtig oder verjagt worden, mit herbeigelockten und zur Hülfe mitgenommenen Fremdlingen (so daß sie ungefähr zwanzig an Zahl waren) zu Einem Haufen, drangen durch ein damals schlecht bewachtes Thor, wie von Tollheit verführt, mit schimmernder Rüstung bewaffnet und mit mancherlei Mordwerkzeugen versehen, nämlich mit Schwertern, Spießen, Lanzen und Steinschleudern, mit heimlichem Schritt plötzlich, kurz vor dem Sonnenuntergang in die Stadt, fielen unbefugt und ungestüm in die Häuser der Hauptleute der Gegenpartei und suchten diese selbst darin angelegentlichst auf. Als sie dieselben nicht gefunden, wie sie hofften, zogen sie feindlicher Weise durch Gassen und Straßen und jagten durch ihren unvorhergesehenen Eindrang und ihre unverhoffte Ankunft den Einwohnern darin, die vermutheten, es werde ihnen noch eine große Menge Helfer folgen, Staunen und Zittern ein. Sie fügten jedoch niemanden als denen, die ihnen schadeten, ein Leid zu. Wenn sie es aber hätten thun wollen, so hätten sie mit Ausnahme der gemeinen Bürger mehrere von den vornehmern, die ihnen zufällig in den Straßen begegneten, ohne irgend ein Hinderniß umbringen können. Sie schrien aber einmüthig, sie beabsichtigten nichts Böses, sondern wollten nur ihre Sachen zurückbegehren und verlangten, daß für ihre ihnen ungebührlich weggenommenen Güter ein gerechter Ersatz geleistet werde, indem sie dadurch annahmen und wahrscheinlich hofften, die vorzüglichern Bürger mit dem größern Theil des Stadtvolkes würden sich unverzüglich an sie anschließen und sie dann vermittelst des Schutzes und der Hülfe derselben über die Gegner daselbst die Oberhand bekommen. Allein vergeblich, sie vertrauten auf das vom Winde hin und her bewegte Rohr.[2]) Denn von denjenigen, auf welche sie den Anker ihrer Hoffnung gelegt, wurden sie gänzlich im Stiche gelassen. Am morgenden Tage nämlich, da der am Abend des vorangegangenen Tages abgeschlossene Waffenstillstand bis zum Schlag der Prim noch dauerte, worin ihnen, wie es heißt, gestattet war, mit heiler Haut und Habe abzuziehen, was sie aber nicht annehmen wollten, weil sie noch immer etwas glücklicher zu sein hofften, wurden sie wider ihre Zuversicht ergriffen, von der Gemeinde umschlossen und ihnen die vorzügliche Rüstung und die ansehnlichern Kleider ausgezogen und sie theils in Thürmen, theils in Häusern strenger Bewachung übergeben. Die Führer und Häupter jener Partei wurden nämlich in Banden und Fußfesseln und eisernen Handschellen, einige aber auch von den Gemeinen mit
. 234. den genannten Strafwerkzeugen bei dem Brod der Drangsal und dem Wasser der Trübsal, ihrer etwaigen schwerern Vergehungen wegen, gebunden gehalten und niedergemacht. Als nun nach dem Oster-
ril 16. fest die Stadtbürger und die Herren des umliegenden Landes mit des Kaisers Vogt, um über die Auslösung jener Gefangenen zu verhandeln und abzuschließen, mehrere Male, freilich umsonst, nach Lindau

[1]) Er war Priester und Märtyrer um das Jahr 270, in der Anzahl von Heiligen nicht von bedeutendem Rang und Namen.
[2]) Vgl. Matth. 11, 7,

gekommen waren, wurden endlich nach Pfingsten die Begüterten für ein großes, von ihnen erpreßtes, 4.
von ihren Bürgen bereit gehaltenes Geld, das der Kaiser forderte und welches am Fest des heiligen
Jakobus ganz gewiß dem Vogte bezahlt werden sollte, aus ihrer Gefangenschaft entrissen, jedoch 25.
mit beigefügten harten, inskünftig zu haltenden Bestimmungen, die ich übergehe. Die einen aber von
den Uebrigen wurden getödtet, war es zur Zeit der Waffenruhe oder der Verfolgung, andere entkamen
durch die Flucht heil und unverletzt, noch andere wurden, was traurig zu sagen ist, durch Hungers-
noth aufgerieben. Die Freigelassenen nun begaben sich nach Constanz und weigerten sich, das von den
Bürgen zu dem festgesetzten Zeitpunkt dargeschossene Geld denselben zu zahlen, indem sie sagten, die
vertragsmäßige schuldige Treue sei an ihnen gebrochen worden, weil mehrere von den Mitge-
fangenen getödtet worden wären, die in Freiheit hätten gesetzt werden sollen, und folgerichtig dürften
nun auch sie nicht mit Unrecht ihr Versprechen dadurch brechen, daß sie den eingetriebenen Betrag
nicht bezahlten. Für diese Widersetzlichkeit wurden sie zuletzt verdammt und aus der Stadt Constanz
beinahe hinaus geworfen. Weiter zog sich das elende Leben derjenigen, die durch Hunger halb auf-
gerieben, oder die ohne des Hungers Qual mit vielerlei abscheulichen und merkwürdig bittern Peini-
gungen abgezehrt und gezüchtigt wurden, bis zum Monat August hinaus. Um ihr Ende aber wüthete
des Hungers Gier durch jedwede Entziehung der Nahrungsmittel so grausam unter ihnen, daß sie, ach,
die neben ihnen stehenden Grabpfähle und Bildsäulen theilweise, wie man sagt, zerbissen. (Im folgen-
den Jahre kehrten die Uebriggebliebenen vermöge einiger dazwischen aufgenommenen Bestimmungen zurück.)

Im Jahre 1346 wurde der Markgraf von Mähren, der älteste oben mehrfalls erwähnte Sohn
des Königs von Böhmen, von dem Papst Clemens VI. als König gegen den Kaiser Ludwig aufge- 11.
stellt.[1]) Als nun in einem ziemlich beglaubigten Gerede ausgestreut wurde, derselbe werde in dem nämlichen

---

[1]) Es ist schon in einer obigen Note angedeutet worden, daß der Papst Clemens VI. den Plan hegte, dem Kaiser Ludwig Reich und Krone zu entreißen und sie dem ältesten Sohne des böhmischen Königs Johann zu übergeben. Im Januar 1346 schickte er durch die ganze Christenheit an alle Bischöfe von Deutschland, Italien, Sizilien, Frankreich Briefe, worin der Kaiser mit den gräßlichsteu Verwünschungen und Verfluchungen überschüttet wurde. Hierauf ließ er ein sogenanntes „Endurtheil“ abfassen, und es gerade am hohen Donnerstag, am Feiertag des Versöhnungstodes des Friedefürsten und Sünderheilandes austheilen, dessen Nachfolger er zu sein behauptete! Dieses Endurtheil legte aller Christenheit das Maranatha über den Kaiser vor, d. h, die letzte Verfluchung, die in jüdischen Formen und Formeln auf alles, was dem Verdammten eigen war und hieß, ergossen wurde. Das Maranatha lautet: Wir stoßen ihn im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes und vermöge der Gewalt, welche uns Gott durch Petrus, den Ersten der Apostel, übertragen hat, aus dem Schooß der hl. Kirche, unserer Mutter, aus, und wir verdammen ihn mit unserm ewigen Bannfluche! Verflucht sei er in der Stadt und auf dem Lande, in dem Haus und auf dem Felde! Verflucht sei sein Obdach, wo es stehen, und sein Namen, wo er genannt werden möge! Verflucht sei sein Leib und Leben mit dem Fluche des großen Maranatha, d. h. untergehen soll er, wenn der Herr zum Gericht erscheint! Kein Christ biete ihm das Wort des Grußes! Kein Geistlicher höre seine Beichte! Kein Priester reiche ihm die hl. Communion! Sterben soll er wie das Vieh und bestattet sein wie der Esel, den jetzigen und künftigen Geschlechtern ein Beispiel der zeitlichen Schande und ewigen Verdammniß! — Zugleich erklärte das Endurtheil alle Städte des Reiches für gänzlich ledig und los jedes Eides und jeder Pflicht gegen den Kaiser, forderte sie auf, unverzüglich einen neuen König zu wählen und nahm sie über diesen künftigen Kaiser schon wieder in’s Gelübde, sie sollten ihm nur so lange Gehorsam leisten, als er sich mit den Treuen eines guten Katholiken in der Unterthänigkeit gegen den hl. Stuhl erweise. Hierauf kamen die Kurfürsten von Trier, Köln, Böhmen und Sachsen mit Gerlach von Nassau,

235. Jahre etwa vor der Fastenzeit an mit einer zahlreichen Ritterschaft und einer wunderbaren Macht und ebenso mit den reichsten, vom Papste ihm übertragenen Gnadenerlassen erscheinen, um das Reich Deutschlands überall in Besitz zu nehmen, und als seine Ankunft von vielen mit Verlangen und einer nicht geringen Ungeduld erwartet wurde und der Kaiser Ludwig deshalb sich anschickte, seine Heere zu sammeln, um ihm entgegenzutreten und ihn von den Grenzen Deutschlands zurückzutreiben, geschah es, daß der Markgraf eine Stadt mit einem Bischof, der damals in Fehde mit selbiger Stadt war, wobei die Geistlichkeit in der Stadt für ihren Bischof gegen die Bürger gewaltig eiferte. Da die Bürger diese Belagerung ruhigen Gemüthes ertragen konnten, brachen sie an einem Tage in einem Andrang des Geistes der Tapferkeit aus den Mauern der Stadt, begannen das Gefecht mit den Feinden, gewannen die Ober-
Juli. hand und warfen die gute Ritterschaft des neuen Königs in ziemlicher Menge danieder. Darüber voll Schrecken sprang der König von dem begonnenen Marsch und Werke ab und flüchtete sich sofort zum König von Frankreich. Nachdem aber die vorbezeichneten Bürger als Sieger zur Stadt zurückgekehrt waren, brachten sie die Geistlichen, die mit ihnen uneinig gegangen und dem Bischof leichtsinnig wider sie gehuldigt hatten, mit der Schärfe des Schwertes um, wie das allgemeine Gerücht behauptet hat.

Im Jahre 1346 fügten bei Nürnberg Räuber, die sich in den Verstecken eines Waldes aufhielten, den vorübergehenden Leuten an Leib und Gut so viel Schaden zu, daß sie die Hauptstraße völlig ungangbar machten. Die Bürger, die dies nicht länger zu ertragen vermochten, weil es zu ihrem und des Landes nicht geringem Nachtheil ausschlug wegen des Unterbruches der Fuhre von kostbaren Waaren, welche gewöhnlich durch die Landstraße jenes Waldes geführt werden mußten, ließen durch die Stadt ausdrücklich ausrufen und anzeigen: Ein jeder, der einen der erwähnten Räuber gefangen den Bürgern herbringe, solle von ihnen unverweilt hundert Pfund Haller[2]) bekommen. Das hörte ein in der Nähe wohnender armer Ritter, und voll Begier, sich von seiner Dürftigkeit einigermaßen zu erheben, lauerte

den Clemens als Erzbischof von Mainz auf die gewaltthätigste Weise an die Stelle des abgesetzten Heinrich von Virneburg gebracht hatte, in Rense zusammen und wählten den böhmischen Königssohn zum Kaiser Karl IV. Auf diese Botschaft eilte der Kaiser Ludwig, der sich eben im südlichen Tyrol zu einem abermaligen Zuge nach Italien rüstete, rasch an den Rhein, rief seine Reichsstände nach Speier, hielt eine noch größere und glänzendere Versammlung zu Frankfurt und zog nun den Rhein hinab, indessen die Kaiserin Truppen aus den Niederlanden gegen den neuen Kaiser marschiren ließ. Die Stadt, welche Karl, wie Vitoduran meldet, belagerte, war Lüttich, mit dessen Bischof, Engelbert von der Mark, König Johann von Böhmen und sein Sohn König Karl die Belagerung im gemeinsamen Einverständniß betrieben. Aber es ging hier wie bei Aachen, dessen Mauern Karl mit aller Gewalt einzurennen meinte, um dann nach alter Sitte die glanzvolle Feier seiner Kaiserkrönung zu veranstalten. Die Bürger hatten ihm die Thore verschlossen und den äußersten Widerstand entgegengesetzt. Karl gab, was unser Chronist richtig bemerkt, hier bei Lüttich, wie dort bei Aachen, die Sache auf, verließ überhaupt Deutschland und zog mit seinem Vater zum französischen Heere, das eben auf dem Marsche in jene unglückliche Schlacht bei Creßy begriffen war, wo der alte blinde König Johann unter den Todten die Wahlstatt deckte. Ob auch der Sohn Karl, der neue Kaiser, am Kampfe selbsteigenen Antheil genommen, ist nicht gewiß.

[2]) Der Haller, später Häller und Heller, war um 1228 in dem schwäbischen Städtchen Hall aufgekommen und erhielt auch von daher seinen Namen. Der Werth des Hallers im Jahr 1344, also um das Berichtsjahr unseres Chronisten, war 10 Haller oder Rappen unserer Zeit. Ein Pfund nun gleich 20 Schillinge, 1 Schilling gleich 12 Haller, also 1 Pfund gleich 240 Haller oder $2^1/_2$ Frk. und somit die 100 Pfund etwa 250 Frkn.

er den Räubern listig auf und merkte sie sich eines Tages, wie sie, 18 an der Zahl, ein gemeines Schloß erstiegen und wegen der dort zu holenden Erfrischung eindrangen. Sobald er dies gesehen, brachte er rasch mehrere bewaffnete Bauern zusammen, nahm sie mit sich, gieng auf das Schloß los, brach tapfer und kühn im glühenden Thatenmuth in dasselbe ein, nahm alle zumal getroffenen Räuber gefangen und stellte sie den Bürgern in Nürnberg. Diese, hocherfreut, schafften sie in einer bittern und solchen Missethätern angemessenen Todesstrafe hinweg. Dem Ritter aber, dem Häscher derselben, reichten sie für jedweden hundert Pfund Haller nach ihrem Versprechen willig dar. Er nahm sie, kehrte fröhlich heim und wußte vom Mangel nun nichts mehr.

Wenige Jahre vor den eben erzählten Dingen wurden einige Ketzer beiderlei Geschlechtes außer die Stadt Nürnberg zum Verbrennen geführt und, als sie zu dem Thor kamen, an welchem das Bild des Gekreuzigten gemalt oder eingegraben war, von den Gläubigen ermahnt, die Augen aufzuheben und dasselbe anzuschauen, ob sie durch dessen Anblick in sich gehen und von ihren Irrthümern zerknirscht weise werden und der Wahrheit Erkenntniß annehmen wollten. Sie verachteten aber die heilsamen Ermahnungen und brachen, von einem bösen Geist umstrickt und zum Spielball gemacht, in Lästerworte aus und sagten (wie mir kund wurde): „Im Himmelreich wohnen bei Gott nicht Menschen, sondern nur Hunde und Katzen." Dann spuckten sie zur Verabscheuung des Bildes aus, schritten rasch voller Freude zu den Foltern und bestanden den brennenden Scheiterhaufen.

Mehrere Jahre vor den erzählten Dingen geschah es, daß ein Adeliger, der nicht weit vom Ort Bregenz am äußersten Ende des Bodensees wohnte, in einer Nacht über einen kleinen Fluß, Namens Lüblach [1]) ritt. Hier begegnet ihm ein böser Geist auf einem hohen Pferde und sagte zu dem Adeligen: „Willst du das Pferd da haben, das viel vortrefflicher als dein Pferd ist?" Als diesem der Adelige antwortete, daß er es gerne haben möchte, jedoch nur, wenn er es ihm schenken wolle, übergab er es ihm also mit den Worten: „Nimm dieses Pferd, das ausgezeichneter und schneller als andere Pferde ist, und du wirst es viele Jahre lang immer zu allen deinen Diensten willig und bereit haben, wenn du dich nur hütest, eins zu thun, das ist, daß du ihm kein Futter vorlegst." Jener sagte seinem Geber gelobenden Dank und gieng in Freuden davon. Als er aber dieses begehrenswerthe Pferd etwa zwei Jahre hindurch gebraucht hatte, geschah es, daß er, da er mit Vornehmen jener Gegend einen Gerichtstag in einem Dörfchen, Namens Niederwangen [2]), zu besuchen auf dem Wege war, in einer am Rand des Flusses Arg [3]) bei dem Dörfchen gelegenen Mühle abstieg, wo er das Pferd der Frau des abwesenden Müllers getreulich anempfahl, bis das Gericht beendet sei, indem er ihr so ernst er nur immer konnte einschärfte, dem Pferd kein Futter zu reichen. Das gelobte sie denn auch zu thun

---

[1]) Besser geschrieben Leiblach, die sich mittelwegs zwischen Bregenz und Lindau in den Bodensee ergießt.

[2]) Im würtembergischen Donaukreis, Oberamt Wangen, an der obern Argen.

[3]) Zwei Argen, obere und untere, in Württemberg, aus dem baierischen Illerkreis her, erstere bei Eglofs und an Wangen vorüber, die untere bei Holzleuten und beide wieder vereint bei Pflegelberg und münden dann zwischen Langenargen und Thuna in den Bodensee.

und sich sorgsam in Acht zu nehmen. Und so gieng denn der Adelige an den Ort des Gerichts hin. Nach einem kleinen Verzug der Zeit aber kehrte der Müller, der vorher abwesend gewesen war, nach Hause zurück, sah das Pferd jenes ihm werthgeschätzten Adeligen der Nahrung gänzlich entbehren und
237. schalt, sehr zornig geworden, die Ehefrau tüchtig aus, daß sie dem Pferd für das Nöthige nicht gesorgt, indem er vermuthete, sie habe es aus eigener Sorglosigkeit vernachläßigt. Zu ihm sagte die Frau: „Er hat mir strenge in Auftrag gegeben, ich sollte ihm kein Heu oder Hafer hinlegen, und weil ich ihm zu gehorsamen wünschte, hab' ich es unterlassen." Der Ehemann fügte bei: „Das befahl er dir aus großer Bescheidenheit, die er in besonderm Maße besitzt, weil er uns Rechnung tragen will, um uns nicht mit Kosten des Pferdes zu belästigen!" Und heftig lief er hin und setzte dem Pferde Futter vor. Hierauf verschwand das Pferd sogleich, flog mit Geräusch und Getös zum Dach hinaus und ließ sich nicht weiter sehen. Der Müller aber mit seiner Frau war erstaunt und verwirrt und erzählte dem vom Gericht zurückkehrenden Adeligen der Sache Hergang. Dieser sah, er habe so lange Zeit den Teufel geritten, verwunderte und fürchtete sich darüber und gieng zu Fuß wieder nach Hause, er, der zu Pferde gesessen (wie er vermeinte) hergekommen war.

Im Jahre 1346 kam ein kleines Männchen oder ein Zwerg aus seinen Versteclöchern hervor und erschien am hellen Tage auf dem Felde der Hirten des obern Albgau. Als sie ihn zu fangen sich bemühten, ließ er den Stock, den er in der Hand hielt, zurück und entfloh kaum ihren Händen, indem er sich in seinen Schlupfwinkeln, woher er gekommen war, unter ihren Augen wieder verbarg. Sein Pfählchen oder Spießchen jedoch behielten sie als ein willkommenes Geschenk oder Gastgeschenk, das er weggeworfen hatte, zurück und ebenso Aepfel. [1])

Ferner wanderte in demselben Jahre die Frau Sancia, die Königin von Sizilien und Apulien, einst die Gemahlin des oben mehrmals erwähnten Königs Robert, eine höchst liebevolle Trösterin der Armen, eine vorzügliche Wohlthäterin jedoch der Minderbrüder, zu Christus und liegt begraben in der Kleidung, wie es heißt, des Ordens der heiligen Clara im prächtigen Nonnenkloster desselben Ordens bei Neapel, das sie selbst neu aufgeführt und mit Personen und Sachen reichlich versehen hatte.

lug. Im Jahre 1346 um das Fest des heiligen Bartholomäus nahm der König von England den Kampf gegen den König von Frankreich wieder auf und wiederholte ihn und schlug diesen, wiewohl er an der Größe seines Heeres im Vergleich mit dem gegen ihn in drückender Heeresmenge versammelten König von Frankreich nur gering war, doch sammt dem neuen vom Papst ernannten König und sammt vielen tausend Bewaffneten, auch Schwaben in die Flucht. Ferner streckte er von den Großen

---

[1]) Solche Waldbrüder, Bergzwerge, Zaubermännchen, Feen, Nixen, Elfen u. s. w. beschenken gerne mit Aepfeln, die die dann gewöhnlich einen zweideutigen Anstrich bekommen und als Hexenmittel zu irgend einer Verlockung oder Täuschung dienen müssen. Ob wir diese unheimliche Bedeutung der Aepfel vom Paradiesapfel in der Hand der Eva herzuleiten haben oder dieser selbst auf eine gemeinsame Meinung und Sage in Asien weist, die dann mit den wandernden Völkern und ihrem Glauben zu uns gekommen sind?

und Adeligen und namhaften Bürgern aus den Heeren des Königs von Frankreich, wie man sagt, etwa zweitausend dahin, außer vielen tausend Gemeinen, deren sichere Zahl ich nicht gehört habe. Denn wiewohl von den Heeren beider Könige viele, sei es vom Schwerte durchbohrt oder daniedergestampft im Kriege gefallen sind, stürzten doch so zu sagen unvergleichlich mehr auf Seiten des Königs von Frankreich. Der König von England errang eben den Sieg im vollsten Ruhm. Man sagt, daß der König von England selbiges Mal, als er zum Streite gieng, die Flandrer erwartete, die ihm zu Hülfe kommen sollten. Da sie aber zögerten und der festgesetzte Tag des Krieges drängte und er den Krieg nicht weiter hinausschieben wollte, greift er, auf den Herrn, der durch Wenige wie durch Viele retten p.
kann, vertrauend, mannhaft und muthvoll die gegen ihn aufgestellten Feinde an, haut sie mit seinen eigenen Reihen tapfer bis zur Vernichtung und feiert über die Heere des Königs von Frankreich den Triumph. Es fiel der König von Böhmen, schon längst ganz blind geworden, der Vater des neulich vom Papst ernannten Königs. Denselben hatte auf sein großes Anhalten ein starker und muthiger Bürger von Basel, von seinem Geschlecht her mit dem Zunamen Mönch geheißen, in des Krieges Kampfesstunden geführt. Sie beide wurden von dem Schlachtgewühl vernichtet. Es stürzte auch von derselben Partei, wie man sagt, der König von Majorca, was ich mit Schmerz berichte, und der Herzog von Lothringen sammt vielen andern Fürsten, Herzogen und Baronen. Diese soll der König von England betrauert haben, als er sie nach des Krieges Ausgang so kläglich hingestreckt sah. [1])

Im Jahre 1346 fiengen wegen der Kälte und Nässe durch die Monate April und Mai und beinahe durch die Mitte Junius infolge übermäßiger Regengüsse, wobei auch die Bäume abstanden, die Reben wenigstens um den Bodensee spät zu blühen an, so daß sie zu Lindau am Fest des heiligen Jakobus noch nicht verblüht hatten. Obschon nun darauf die Trauben eine ziemliche warme Luft 25.
gehabt hatten, konnten sie doch durch die Sonnenhitze nicht gekocht werden, so daß sie zur Zeit der Weinlese bei Lindau ihrer unmäßigen Säure und Härte wegen ganz und gar nicht eßbar waren. Und doch, was nach meinem Urtheil wunderbar ist, war der ausgepreßte Wein aus den sauren Trauben und den so zu sagen ganz bittern Beeren, nämlich denjenigen, die der um Anfang September sehr verderblich gefallene Reif nicht beschädigt oder angegriffen hatte, zureichend gut und angenehm zu trinken.

Ferner belagerten in demselben Jahre die Venetianer eine große und mächtige Seestadt, Namens 134
Sadert [2]), die ihnen in etwas entgegenstand, auf feindliche Weise. Diese konnte der König von Ungarn,

---

[1]) Es ist also die Schlacht bei Cressy oder Créssy, welcher eine obige Note gegolten hat und die wir hierorts nicht weiter berühren. Nur in Betreff der Angabe, wie viele Franzosen todt auf dem Schlachtfeld gelegen, ist noch zu bemerken, daß die Zahlen schwanken, indem nach dem einen Berichte 30,000 Gemeine, 1200 Ritter und 12 Prinzen, nach dem andern nur 10,000 Gemeine und 1716 Ritter bei Cressy gefallen sind.

[2]) Das ist Zara, Hauptstadt des nördlichen Dalmatiens, auf einer Landzunge des adriatischen Meeres gegenüber der Insel Ugliana, jetzt sammt dem ganzen Gebiet österreichisch, noch immer, wie sie Vitoduran schon zu seiner Zeit bezeichnet, eine bedeutende Stadt, mit dem Sitz des Erzbischofs, einem katholischen Gymnasium, Seminarien, vielerlei Gewerben, mit Hafen und beträchtlichem Handel besonders in Wein und Feigen. — Was den Streit selbst anbetrifft, nahm er folgenden Ursprung und Verlauf. Am Schluß des 11. und zu Anfang des 12. Jahrhunderts hatte der ungarische König Kaloman

da sie zu seinem Reiche gehörte, als er auf einem zehntägigen mühsamen und schwierigen Marsche mit
il — Juli. einem zahlreichen Heer aus Ungarn gekommen war, nicht vertheidigen, obwohl sie vom Feste Georgs [1])

Dalmatien unterworfen. Aber um die nämliche Zeit erklärte der griechische Kaiser Alexius den Venetianern für wichtige Dienste, die sie ihm in seinen von den seekundigen Normannen erlittenen Bedrängungen geleistet, sie sollten nicht nur in seinem Reiche unbeschränkte Handelsrechte und Handelsfreiheiten genießen, sondern auch den Besitz von Dalmatien und Kroatien unter griechischer Hohheit haben. Dazu sah der ungarische König höchst verdrießlich und verbiß kaum seinen Aerger, war aber doch so klug, ihn zu verbergen und in einem Vertrag zuzugeben, daß der Doge von Venedig den Titel eines Herzogs von Dalmatien und Kroatien führe. Allein die Venetianer, welche damals, durch die Kreuzzüge in Verkehr und Handel, in Zöllen und Einkünften ungeheuer gefördert, auf der See das Hauptruder führten und ihrer Geld- und Habgier an allen Küsten einen Tummelplatz suchten, ließen sich mit einem Papier nicht abfinden und nahmen den Kampf mit den Ungarn um Dalmatien auf. Sie rissen 1110 den Ungarn die Stadt Zara aus der Hand und drangen sogar bis Belgrad vor. Von da an sehen wir Venedig und Ungarn in abwechselndem Streit über diese Ländergebiete längs des adriatischen Meeres. Zur Zeit unseres Chronisten war es besonders der ungarische König Karl Robert, der Neffe des neapolitanischen Robert nnd der Vater jenes ermordeten Andreas von Neapel, der von 1327 an auf alle Weise den Versuch anstellte, die Venetianer von der dalmatischen Küste zu vertreiben und die nutzbaren Gegenden wieder unter die Krone Ungarns zu bringen. Allein alle Anstrengungen gingen in's Leere und Venedig blieb mit blanker Waffe, mit siegesstolzen Wimpeln der Herr Dalmatiens. Dessenungeachtet konnte man in Ungarn den Gedanken an abermalige Eroberungsversuche nicht aus dem Kopfe lassen und der älteste Sohn Karl Roberts, jener Ludwig, den wir oben in der Mordgeschichte seines Bruders Andreas zu Neapel kennen gelernt, sparte, wenn einstweilen kein anderer Gewinn möglich war, wenigstens den Anlaß nicht, zwischen Venedig und Zara Händel zu stiften, mit der Hoffnung, etwa seine Waffen in einen losgebrochenen Streit mischen zu können. Einen solchen Streithandel berichtet uns hier der Chronist und giebt uns nach seiner lieben Manier mehr ein detaillirtes Allerlei als eine gründliche Erörterung der Sache.

[1]) Der hl. Georg, der als Patron von Deutschland und Genua erscheint, war eigentlich ein Ritter aus Kappadocien im innern Hochland Kleinasiens und bekleidete um den Ausgang des dritten Jahrhunderts im Heer eine hohe Stelle. Nachher bekannte er sich offen zum Christenthum und wurde darum unter dem römischen Kaiser Diocletian, dem grausamen Christenverfolger, ohne Rücksicht auf sein großes Verdienst und seinen verbreiteten Ruhm im Jahre 303 enthauptet. Wir haben an ihm ohne Zweifel eine symbolisirte Person, die aber nicht aller und jeder historischen Thatsache entbehrt. Sein Name sei vorzüglich deßhalb in den Mund des Volkes gekommen, weil er einen ungeheuren Lindwurm, der das Land ringsum mit Schrecken erfüllte, umgebracht und dadurch dem Lande den Frieden geschenkt hatte. Die Legende spann unter dem Volke die Erzählung an und aus von dem „furchtbaren Drachenkampf des Ritters St. Georgs", der so viele Jahrhunderte lang der Gegenstand frommer Bewunderung und romantischer Tradition geblieben ist. Wie in den meisten Drachenkämpfen jener Zeiten, haben wir nun auch hier nichts anderes als eine symbolische Darstellung von dem Kampfe, der von solchen Männern gegen das Ungeheuer des Heidenthums bestanden werden mußte. Daher kommt es, daß, wenn Constantin der Große Münzen prägen ließ, auf denselben ein Drache von einem Kreuz durchbohrt wurde, daß ferner von einer Menge Kirchenlehrer, Bischöfe, Missionäre erzählt wird, sie hätten Drachen und zwar oft mit einem Kreuz oder unter einem Kreuz durchstochen. So der Bischof St. Hilárius von Arles, der Apostel von Irland St. Patricius, der Bischof St. Florentius, St. Julian von Ancyra in Galatia, der Bischof St. Romanus von Rouen, wo zum dankbaren Gedächtniß des vom Bischof glücklich bestandenen Drachenkampfes noch bis in die neuern Zeiten alljährlich am St. Romanustage, den 9. August, eine feierliche Prozession gehalten und dabei ein Drache herumgetragen wurde. Lange lebte die Vorstellung fort, die Drachen verheerten besonders „das Land", und auf dem „Lande draußen" sei ihr schrecklicher Aufenthalt, während die Städte längst davon befreit hießen und als ihren Befreier dann einen solchen Drachentödter zum Patron hatten oder im Wappen führten. Hierin liegt gewiß der Sinn, daß das Christenthum immer zuerst in den Städten Grund faßte und das Heidenthum von den Städten weg auf das Land hinaus vertrieb, weßhalb denn das lateinische paganus Landbewohner und Heide zugleich heißt und auch das deutsche „Heide" die öde Flur, das unfruchtbare Land und wieder zugleich den Bewohner desselben als Götzendiener bezeichnet. Nur in solcher Fassung können wir uns den hl. Georg als Patron der Stadt Genüa und selbst von ganz Deutschland denken, indem hier und dort der Kampf mit dem Heidenthum und der Sieg über den gewaltigen Drachen ihm, dem weltberühmten Helden zugeschrieben und auf seinen weit gepriesenen Namen gesetzt wurde, und wüßten uns auf andere Weise nicht zu erklären, wie „der Ritter von Kappadocien" zu dem Patronat Genua's und Deutschlands gekommen wäre.

bis zum Fest des heiligen Jakobus nicht lässig, sondern wacker für die Stadt gegen die Venetianer stritten. Als er aber sah, daß er sich umsonst mühe, kehrte er in sein Land zurück, nachdem sehr viele Männer sowohl von seinem Volke als demjenigen der Venetianer wegen des wilden Kampfes und Gegenkampfes einer jeden Partei gegen die andere durch das Schwert getödtet und sonst an einer unter ihnen ausgebrochenen nicht geringen Pest plötzlich gestorben waren. Es blieb aber selbige Stadt für p. 2
damals, wie man sagt, schließlich so, daß sie weder von den Feinden überwunden noch von dem König frei geworden war, sondern ihrer eigenen und Gottes Obhut aufbehalten blieb. Wegen beständigen Schreckens und Furcht, welche der Stadt von den Venetianern eingejagt worden, nahm vielfältiges Elend daselbst überhand und wuchs unter den Bürgern auf, die jedoch mannhaft und wacker dagegen kämpften. Das geschah auch an den Frauen, deshalb ihre Schönheit großen Wechsel erlitt. Besonders trat es auch am Bischof und seiner Geistlichkeit gar kläglich hervor. Man sagt, daß die Venetianer in dieser Belagerung Wälle und Vesten, Bollwerke und andere so hoch aufragende Gerüste gemacht haben, daß diese den Mauern der Stadt in der Höhe gleich kamen. Von ihnen herunter bekämpften sie die letztere unaufhörlich. Man erzählt auch, daß, so oft hundert oder zweihundert Soldaten der Venetianer in der Belagerung oder in dem Gefechte mit den Bürgern, die ihnen heftigen Widerstand leisteten, umgekommen waren, jedesmal ebensoviele sogleich an ihre Stelle traten, die von den Venetianern für sie hingesetzt wurden. Denn die drückendsten Kosten aufzuwenden schlugen sie gering an, um nur die Gewaltthätigkeit der Bürger und ihre frechen Beleidigungen niederdrücken und die Stadt aufreiben und ihre widerspenstige Anmaßung auswischen zu können. Zuletzt nahmen die Venetianer die Stadt ein.

In dieser Zeit blühte im Orden des heiligen Franziskus ein berühmter Lehrer, hochbetagt, zu Paris, der Bruder Nicolaus von Lira [1]), der viele Auslegungen, Erklärungen, Abhandlungen und andere kost-

---

[1]) Auch geschrieben von Lyra, einem Flecken der Normandie, Lire, wo er in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts geboren wurde. Um 1291 trat er zu Verneuil, einer Stadt ebenfalls der Normandie, in den Franziskaner Orden und war dann viele Jahre zu Paris Lehrer der Theologie. Der Ruhm, den ihm Vitoduran ertheilt, wurde ihm von dem ganzen Zeitalter und deßgleichen auch noch von der Nachwelt gespendet, doch nicht ohne Einrede von Seiten anderer Gelehrten. Dieser Ruhm besteht verdientermaßen darin, daß Lyra, nachdem der Text der Bibel viele Jahrhunderte lang bei Seite gelassen und das Bibelwort nur in Uebersetzungen gelesen worden, der erste war, der mit hebräischer Sprachkenntniß die Auslegung der Schrift auf gründlicherm Wege und in wissenschaftlicherer Weise wieder eröffnete. Hierauf vorzüglich gieng, wie unser Chronist richtig andeutet, seine schriftstellerische Thätigkeit und zwar ragt unter allen Büchern, die er theils über einzelne Theile des Kanons, theils über andere Gegenstände, wie über den Leib Christi, über Lombardus, wider die Juden u. s. w. verfaßte, als sein Hauptwerk eben die große Auslegungsschrift der Bibel hervor. Sie trägt den Namen Postilla oder Postillæ perpetuæ in Biblia, das ist eine fortlaufende Reihe erläuternder Anmerkungen und Anwendungen, die man, wie auch Vitoduran das Wort braucht, postillas nannte. Man suche das Wort nicht im alten Latein. Es kommt daher, daß die Lehrer solche Erklärungen post illa sc. verba, d. h. nach den Worten der lateinischen Bibelübersetzung Satz für Satz, Ausdruck für Ausdruck dem Schüler oder Hörer in die Feder dictirten. Hievon ist denn dem Franziskaner auch der Zuname Postillator geworden. Die Kenntniß des Hebräischen, wie sie Lyra besaß, muß, mit dem Standpunkt der damaligen Zeit gemessen, allerdings groß heißen, weßhalb auch bei Vielen die Meinung aufkam, er müsse, da unter Christen nicht leicht jemand so gut hebräisch verstehe, ursprünglich nothwendig ein Jude gewesen sein, und, was diesen Glauben an seine jüdische Abkunft verstärken half, war der Umstand, daß Lyra sonderbarerweise das Griechische bei weitem nicht so gut

bare Werke über verschiedene Bücher der heiligen Schrift zusammengestellt hat. Und der Meister Occa [1]), der mehrere Bände ausgezeichneter Bücher, sowohl theologischer als philosophischer verfaßt, aber vorzüglich die Kunst der Logik auf das klarste entwickelt hat.

---

als das Hebräische verstand und daher in seinen Postillen über das neue Testament weit häufiger und weit gröber irre geht. Ueberhaupt ist der exegetische Geschmack, mit welchem er die Bibel behandelt, keineswegs ein geläuterter, und von einem vorurtheilsfreien Gesichtspunkt, auf dem unabhängig von fremder Weisung in selbsteigener Forschung die Wahrheit erkannt wird, ist bei ihm denn doch immerhin nicht viel zu sehen. Er ist von vornherein in dem althergebrachten Grundsatz befangen, daß in der Schrift überall ein vierfacher Sinn gefunden werden müsse: 1) der buchstäbliche oder wörtliche, der angebe, was geschehen sei; 2) der allegorische oder sinnbildliche, der zeige, was unter dem Bilde der geschehenen Sache zu verstehen und eigentlich zu glauben sei; 3) der moralische oder sittlich bessernde, der lehre, wie man sich darnach zu verhalten habe, und 4) der anagogische, d. h. der hin- und aufwärts weisende, der darauf deute, was für Dinge in der höhern Welt denjenigen in unserer untern irdischen Sphäre entsprechen und gegenüberzustellen sind. Ein Beispiel hierüber mag genügen. Wenn es heißt, sagt Lyra, Abraham habe zwei Söhne gehabt, so sei der buchstäbliche Sinn, die Thatsache sei wahr, von Abraham kamen wirklich zwei Söhne; der allegorische Sinn sei, die beiden Söhne stellen die beiden Sacramente vor; der moralische Sinn, es könne zwei sehr ungleichartige Söhne eines Prälaten bezeichnen, also Anwendung des Bibelwortes auf Gegenwart und bestimmte Personen, um im gegebenen Fall unser Verhalten zu bestimmen, und der anagogische Sinn sei, es gehe auf die guten und bösen Engel. Man müsse aber, erklärt Lyra ganz vernünftig, den Grund zu jeder richtigen Auslegung vorerst immer mit dem buchstäblichen Sinne legen und erst von diesem aus werde er auf den anderweitigen Sinn nach dreifacher Art eingehen. Allein er verliert sich dann wieder in so weitschweifiges Deuteln und willkürliches Spielen, daß Einem der Faden verständiger Erklärung, der anfänglich an der buchstäblichen Fassung angeknüpft war, unter den Händen verloren geht und man wieder in jenes uferlose Nebelmeer der ungereimtesten Allegorien hinausgezogen wird. So finden wir den Franziskaner in der Auslegung des Hexaemeron oder der Schöpfungsgeschichte, und was für Deutungen gerade in diesem Artikel versucht worden, davon haben wir im Neujahrsblatt 1862 p. 280, Note 2, Proben gegeben. Nicht anders macht er es bei der Geschichte vom Sündenfall, wo uns über der Sprache der Schlange eine Musterkarte aller Möglichkeiten gezeichnet wird, die im Teufel liegen können, und nicht anders im hohen Liede, wo die jüdische und christliche Kirche als Brautpaar in himmlischem Verlöbniß herausgedeutet wird. Wie oft werden alttestamentliche Worte und Bilder aus allem Zusammenhang gerissen und gewaltsam, wider allen Sinn und Grund, kurzweg auf Christum und seine wahre Gottheit bezogen! Wie mühsam werden alttestamentliche Citate im neuen Testament, wenn sie noch so unrichtig übertragen sind, zurechtgeschoben und an Platz gebracht! Dies alles betrachtet, kommt man zu der Ueberzeugung, daß auch Lyra mit seinem hebräischen Sprachleuchter die unverfälschte Ermittlung der biblischen Wahrheit ebenfalls nur wenig gefördert hat, indem er wohl die rechten Grundsätze voranstellte, sie dann aber im Verlaufe der Auslegung wieder fallen ließ und in jene allgemeinen Fehler einer haltlos schwärmenden und verschwimmenden Exegese verfiel. — Ueber das Todesjahr des Franziskaners walten, um es noch zu bemerken, verschiedene Angaben. Die einen setzen das Jahr 1340 oder 1341 an, die andern um ein Dezennium mehr, 1350 und 51, und unserm Chronisten zufolge, der ihn um 1346 noch leben, ja blühen läßt, wäre die letztere Angabe die richtigere.

[1]) Jener Franziskaner Wilhelm Occam, der uns schon Neujahrsblatt 1860 p. 121 begegnet und in der dortigen Note sowie auch Neujahrsblatt 1862 p. 236, Note 4, etwas genauer bezeichnet ist. Hier bleibt uns nur noch übrig, den Blick auf seine Schriften zu wenden, da gerade diese vom Chronisten in Anzug gebracht sind. Occam war ebensowohl Philosoph als Theolog, stand aber in dieser doppelten Qualität doch auch mitten in der Scholastik, scholastisch trieb er die Philosophie und scholastisch schrieb er über Theologie. In der letztern ist seine Hauptschrift Questiones über vier Bücher Sententiarum, worin scharfsinnige Erörterungen über das Absolute, das an sich Gedachte, über Gottes Dasein, Wesen und Einheit, über Vorstellungs- und Empfindungsvermögen der Seele u. s. w. vorkommen. Unter den philosophischen Schriften, zu denen auch Erläuterungen über Bücher von Aristoteles gehören, steht allerdings sein Buch über Logik, Summa totius Logicæ obenan und wird daher von unserm Chronisten mit Recht nachdrücklich hervorgehoben, indem es eine, wenn auch in scholastischer Weise gehaltene, doch gründliche und umfassende Behandlung der Logik oder Denklehre enthält. Außerdem ließ sich Occam in politische Fragen ein und führte in jenen Streitigkeiten zwischen Papst und Kaiser zu Gunsten des letztern eine hülfreiche,

Im Jahre 1346 zur Sommerszeit wurden die Predigerbrüder aus der Stadt Cöln auf schmähliche Weise vertrieben und verstoßen. Die Minderbrüder aber ertrugen kurz vorher wegen des Viertels ihres Einkommens, das sie dem Pfarrgeistlichen geben mußten, aber durch vieler Jahre Lauf leichtsinnig und unbesonnen versäumt hatten, Bedrängnungen, Plackereien und sehr viele Beschädigungen. Die Predigerbrüder wurden überdies außer dem Gesagten wegen einiger ihrer wie es heißt ziemlich schweren Verschuldungen, die ich übergehe, auch von Aachen in schimpflicher Art ausgejagt.

Im Jahre 1346, als der König von England in Frankreich zur Bekriegung von dessen König verweilte, drang der König von Schottland auf Antrieb und Anhalten des Königs von Frankreich in das Reich Englands ein, es zu verwüsten. Derselbe wurde durch das Heer des Königs oder der Köni- 17.
gin von England, die es vorauswußten, gefangen und in elender Haft gehalten und starb, nachdem p.
sein Heer in nicht wenig Tausenden aufgerieben war, wie man erzählt, bald hernach.[1])

In dieser Zeit nahmen viele Mörder, Räuber und Diebe in den Gegenden Schwabens überhand, welche die Leute um die Wette beraubten und in ihrem Raubmord elendiglich umbrachten.

---

oft scharftreffende und beißende Feder, und zugleich an solche persönliche Interessen anknüpfend, kam er dann auf prinzipielle Betrachtungen und schrieb über Kirchenrecht, über kirchliche Rechte der Fürsten, über Werth und Berechtigung des Papstthums. — Es kann uns übrigens nicht entgehen, mit welchem Wohlgefühl unser Vitoduran, der Franziskaner, diese beiden berühmten Mitglieder seines Ordens, Lyra und Occam, vorführt, während gleich hinterher wieder von anstößigen Händeln für die Dominikaner geredet wird.

[1]) Auf das Verhältniß Eduards zu Schottland hat schon das Neujahrsblatt 1862 p. 223, Note 2, aufmerksam gemacht. Was Vitoduran hier nur in aller Kürze meldet, ist, etwas genauer besehen, folgender Verlauf der Dinge gewesen. Nach der Schlacht bei Cressy, die oben berichtet worden, setzte sich Eduard in den Sinn, die französische Seestadt Calais zu belagern, um, wenn er nicht bleibenden Fuß in Frankreich fassen könne, doch wenigstens diesen Seeplatz als Ausgangspunkt zu haben, von dem aus ihm Einfälle in französisches Gebiet und Raubzüge in beliebiger Richtung zu machen möglich wäre. Allein Calais, sehr gut befestigt und von Franzosen tapfer vertheidigt, hielt sich eilf Monate hindurch, ähnlich wie ein Tyrus, in heldenmüthiger Ausdauer und verzweifelter Gegenwehr. Endlich sah es sich von der äußersten Noth gezwungen, eine Capitulation einzugehen; aber Eduard, auf das Höchste erbittert, verlangte nach Gelüst und Sitte jener Zeit, daß die angesehensten Bürger barfuß und mit einem Strick um den Hals vor ihm erscheinen und kniefällig um Gnade flehen sollten. Das geschah, nicht sowohl auf Eduards rohen Befehl hin, sagt der französische Chronist Froissard, als vielmehr aus freiem, edelm Patriotismus, um weiteres Unheil von der ganzen Bürgerschaft der Stadt abzuwenden, und als ein bewunderungswürdiges Beispiel solcher Aufopferung sei der reiche Eustach von St. Pierre unter den Barfüßern vorangegangen. Und doch war Eduard auch mit dieser Demüthigung noch nicht vollständig befriedigt, vertrieb viele Einwohner aus Calais, zog dagegen Leute und Familien aus England in die entleerte Stadt herüber und setzte sie in die verlassenen Häuser und Güter ein. Von da an verblieb Calais zweihundert Jahre hindurch in den Händen der Engländer. Während nun dies alles zu Calais vorgieng, waren die Schotten, von Frankreichs König, Philipp VI., gereizt und unterstützt, aufgebrochen, in die nördlichen Grafschaften Englands eingefallen und mit verheerenden Waffen bis nach Durham vorgedrungen. Schnell trieb Eduards Gemahlin, die Philippa von Hennegau, ein Heer zusammen, führte es den verwüstenden Schotten entgegen und schlug sie im Oktober 1347 bei Nevils Croß, unweit Newcastle, vollständig. Wir haben es daher fast wörtlich zu nehmen, was Vitoduran sagt, daß das schottische Heer in Tausenden aufgerieben worden sei, und in der That war auch sein König David unter den schottischen Gefangenen, um von nun an ein im Elend verdüstertes, aller glänzenden Hoffnungen plötzlich beraubtes Dasein zu fristen, wogegen die Angabe unsers Chronisten, er sei sobald darauf gestorben, nicht eben verbürgt gewesen sein mag.

In dieser Zeit zogen auch ein Herr von Podmeg [1]) und ein Herr von Hohenfels [2]) mit vielen andern Christen über Meer, um das heilige Land und andere überseeische Länder zu besuchen, und wurden von einem heidnischen König ehrerbietig behandelt und mit ausgezeichneten Geschenken beehrt.
r3. Sie waren zur Fastenzeit von ihrem Haus und Vaterland abgereist und kehrten vor dem Geburtsfeste Christi im fröhlichen Zuge wieder heim, nachdem sie viele Länder durchwandert und Christi Grab acht-

---

[1]) Es ist Bodman, zu unterst am Bogen und Ende des Ueberlinger Sees, am Gestade gegen Constanz, jetzt noch in Ruinen. Schon im 6. Jahrhundert wird unter andern alemannischen Städten am Bodensee auch ein Bodungo genannt. Wahrscheinlich derselbe Namen, der vom 9.—12. Jahrhundert in anderer Weise Bodoma, Podona geschrieben wurde. Mit Gewißheit kommt der Name Bodman, von dem der See Bodmensee, Bodensee geheißen ward, zum ersten Mal im 8. Jahrhundert vor und zwar in der Verfolgungsgeschichte des hl. Othmar, der aus einem edeln Geschlechte Allemanniens stammte und von Karl Martell um das Jahr 720 zum ersten Abt St. Gallens erwählt worden war. Er wurde, heißt es, unverschuldeter Maßen gefangen gelegt in die königliche Pfalz neben den Flecken Bodman, ad villam oder oppidum Potamum. Also schon damals war Bodman eine Pfalz, palatium, oder Lustwohnung der fränkischen Könige, die sich später manchmal hier aufhielten. So war hier um 839 Kaiser Ludwig der Fromme, unter welchem die Bezeichnung zu lesen ist: Bodoma palatio regio, villa regia, quae Bodoma dicitur, und vom April bis Juni 857 König Ludwig der Deutsche. Ebenso begab sich Karl der Dicke, von seinem Zuge nach Italien krank zurückgekehrt, im Oktober 881 auf seine Pfalz Bodman und unterwarf sich hier einer schmerzlichen Kopfoperation. Von allen diesen Fürsten sind »in villa Potamo« Urkunden ausgestellt worden. Hiernach war die Pfalz, das palatium, im Dorfe selbst und wir hätten noch nicht an eine Burg oder ein Schloß zu denken, wie damals, in der karolingischen Zeit, unter einem Palatium überhaupt nichts weiter als eine einfache Wohnung des Fürsten zu verstehen und auch nicht von ferne ein Residenzschloß unserer Tage in Vergleichung zu bringen ist. Unweit nun von dieser Pfalz Bodman, die später von Grund aus zerstört wurde, stand die Burg Bodman und von ihr denn gieng das zahlreiche Geschlecht der Edeln von Bodmann aus. Sie sollen ihre ursprüngliche Abkunft von den Grafen von Bregenz genommen haben. Was für ein Herr von Bodmann nun derjenige sei, den Vitoduran in's Morgenland reisen läßt, ist nicht mit Sicherheit anzugeben. Es kommt ein Hans von Bodman vor, der sich mit Beatrix, der Tochter eines Edlen von Klingenberg vermählt hatte. Mit ihm sei ein Ritter von Klingenberg in solche Fehde gerathen, daß er ihm im Jahr 1335 seine Güter bis Bodman hin verheerte. Der Jahrzahl nach träfe es mit diesem Hans von Bodman zu, wiewohl wir diesen seinen Pilgerzug sonst nirgends als hier bei Vitoduran gefunden haben. Sein Sohn Hans Jörg von Bodman war durch verschiedene Gesandtschaften und Verdienste berühmt, und dessen Sohn Hans von Bodman hieß von seinen vielen Reisen und Wanderschaften her geradezu der Landstürzer. Aber auf ihn dürfen wir der Jahrzahl wegen nicht verfallen, so trefflich sonst eine so große Wanderung in's heilige Land dem „Landstürzer" zustünde; denn Hans erscheint mit seinem Bruder Hänsle noch im Jahr 1417 auf dem Concilium zu Constanz.

[2]) Gegenüber von Bodman am jenseitigen Ufer des Ueberlinger Sees stehen auf einem hohen Felsen jetzt noch die Ruinen der alten Sängerburg Hohenfels. Sie macht mit den beiden Ruinen Klausburg und Heldenburg, sowie mit mehreren Dörfern im Bezirksamt Ueberlingen die Herrschaft Alt-Hohenfels aus, im Gegensatz zu Neu-Hohenfels, einem noch wohlerhaltenen Schlosse nahe bei Alt-Hohenfels, das vom deutschen Orden an die Fürsten von Zollern kam. Das Geschlecht der Herren von Hohenfels ist zwar nicht so alt, wie dasjenige der Edeln von Bodman, geht aber doch schon in das 13. Jahrhundert zurück. Anno 1227 erscheinen Burkhard und Walther von Hohenfels als Zeugen in einer Urkunde, die bei Zürich für das Kloster Wettingen ausgefertigt wurde. Wahrscheinlich waren sie Brüder und gehörten zu der Burgmannschaft der Reichsburg zu Zürich. Vielleicht ist dieser Burkhard jener berühmte Minnesänger, von welchem in die manessische Sammlung 18 Lieder aufgenommen sind, die zu den besten des Buches und der Zeit gehören. Derjenige Herr von Hohenfels nun, der sich in unserer Chronik mit dem Herrn von Bodmann zu einem Wallfahrtszuge in's Morgenland verbindet, ist wahrscheinlich ein Cunrad von Hohenfels, wie wir wenigstens sowohl nach seinen Jahren als nach seinen Gesinnungen schließen zu dürfen meinen. Denn im Jahr 1344 übergiebt dieser Cunrad dem Kloster Wald zum Heil seiner Seele und für seine Tochter, die daselbst Nonne ist, den Niederhof zu Kalchofen bei Neuhohenfels in der Pfarre Lütgersdorf. Die Zeit also trifft zu und die Schenkung selbst verräth jenes fromme Gefühl, aus dem auch der Trieb und Gang nach dem hl. Lande kommen konnte. Man vgl. über die beiden Schlösser Bodmann und Hohenfels und deren Geschlechter: „Die Ritterburgen des Höhgau's" von Schönhuth.

sam beschaut, vorher jedoch den Sarazenen viele Gulden bezahlt hatten, die jene von ihnen erpreßten, bevor sie ihnen den Eintritt zum Grabe gestatteten. Sie kündeten bei ihrer Rückkehr den Leuten weit und breit umher aus, die Brüder vom Orden des heiligen Franziskus, die dort wohnten, führten ein ganz heiliges und vollkommenes Leben und wären vom Sultan zur Wache des Grabes Christi nach ihrer trefflichst geordneten Reihenfolge bestimmt, als die vollkommensten Befolger der erhabensten Armuth.

Im Jahre 1347 um die Fasten kehrte der Markgraf von Brandenburg, der älteste Sohn des Kaisers Ludwig, aus Litthauen, wo er die Heiden bekriegt hatte, zurück und brachte einen oder drei Könige der Heiden gefangen sammt mehrern ihrer Vasallen mit, die er, wie man erzählt, unter verschiedene katholische Fürsten als Eigenthum vertheilte. Sie sind seines prachtvollen Triumphes klares Zeugniß. M.

Im Jahre 1347 zur Fastenzeit und zwischen Ostern und Pfingsten trat um Avignon wegen der ringsum ausgebrochenen rasenden Ueberfluthung der Kriege ein gewaltiger und tödtlicher Hunger auf, dessentwegen unzählige Volksschaaren eines plötzlichen Todes verblichen sein sollen. Die Sterblichkeit, die auf den schrecklichen Hunger folgte, wüthete auch so sehr, daß die Leute in Straßen, Gassen und Mistgruben elendiglich hingestreckt lagen. 1. 19.

Im Jahre 1347 wurde die Stadt Lindau durch eine furchtbar verzehrende Feuersbrunst, die sich vermöge eines entsetzlich ungestümen Wehens des Ostwindes plötzlich über sie verbreitet hatte, kurz nach der Mittagszeit abermals auf klägliche Weise zerstört, wobei mehrere Menschen ums Leben kamen. p.

In demselben Jahre war ein Todtenbeschwörer heimlich in ein Dorf, genannt Dornbirn, gekommen und hatte durch sein Blendwerk viele Leute von Sinnen gebracht. Denn er machte, daß das Haus, in welchem er versteckt war, vor denen, die es bewohnten oder besuchten, golden erschien. Er gab sich den Anschein, als ob er mehrere Verstorbene zugleich aufwecke und als ob sie mit ihren lebenden Verwandten gesprochen hätten. Die Thaten und Worte abwesender Menschen über ihn selbst oder über andere wußte er genau. Auf diese und viele andere Arten schwängerte er eine häßliche, ihm vor allen andern liebe Bäuerin, und sagte, sie werde einen Knaben gebären, der heiliger sei als der Täufer Johannes.

In dieser Zeit war bei dem Flecken Wangen[1]) ein Blinder, der ein Häuschen neben einem Walde besaß. Er wußte dessen einzelne Bäume, eine Buche oder Fichte, wenn es ihm gefiel, zu finden, stieg, wenn er wollte, auf die Gipfel dieser Bäume und hieb die Zweige daran von oben bis unten nach einander ab. In der Wanne wie ein Sehender Getreide zu schwingen und zu reinigen verstand er

---

[1]) Ein Wunderdorf, scheints, bei unserm Chronisten, wie es in noch größerem Maße Dornbirn war, wo sich allerhand ungeheuerliche Dinge zutragen. Es ist dasselbe Wangen, in welchem nach Neujahrsblatt 1862, p. 286, der Geisterspuk vorkam.

ganz gut, so daß er nämlich die Spreu vom Waizen wohl ausschlug. Auch Holz mit dem Beil zu spalten verstand er nicht minder gut und mehreres andere.

Als auch in dieser Zeit im Dorfe Dornbirn eine Bäuerin den von ihr verfertigten Mehlteig in den brennenden Ofen einlegen wollte, damit die geformten Brode darin gebacken würden, fand sie denselben zu ihrem großen Erstaunen in blutige Farbe verwandelt, weil sie die Feierzeit des heiligen Lau-
Aug. renzius [1]) nicht beobachtet hatte.

Als in demselben Dorfe kurz vor dieser Zeit ein Fuchs in eine Trotte getreten war und der Winzer, der eben dazu kam, unter der Trottenthüre stehend, ihn gesehen hatte und ihn zu fangen sich eifrig bemühte, erfand der Fuchs, dies still bemerkend, folgende List, um zu entkommen. Er warf nämlich den Kittel oder das Wamms des Winzers, das er in der Trotte gefunden, auf dort liegende brennende Kohlen hin, weil es zur Zeit der Weinlese war, damit der Winzer, wenn er das sehe, von der Trottenthüre weggehe, um das Gewand aus den Kohlen zu reißen, und ihm so Gelegenheit verschaffe, durch die Trottenthüre zu entfliehen. Das ist denn auch geschehen. Die Ursache aber von dem Eintritt des Fuchses in die an einem Berge liegende Trotte war nämlich, daß der Winzer, nachdem er ein Spießstück wohl gebraten und abgelegt hatte, zur Trotte hinausgegangen war. Von dieses Bratens Geruch angezogen trat der Fuchs in die Trotte, stieg zum Braten hinauf und verzehrte ihn. Unterdessen kam der Winzer zurück, traf das Füchschen, wie es eben den Braten verzehrte, und bewachte die Trottenthüre, indem er sie zuhielt und bei ihr stehen blieb, damit dem Fuchse kein Ausweg erschiene, bis er gefangen wäre. Dies sah das in Aengsten versetzte Thier und hob des Winzers Kittel, wie Einige sagen, einen vielfarbigen oder buntgewirkten, der auf dem Boden der Trotte liegen gelassen war, mit seinem Maul und seinen Zähnen auf und trug ihn zum Feuer. Hierauf verließ der Winzer die Trot-
242. tenthüre und lief hurtig zu den Kohlen hin, ob er wohl das Gewand aus des Feuers Gefahr befreien könne, nahm es schnell hinweg und verhütete dessen Brand. Und so entsprang der Fuchs durch die Thüre und rettete sein Leben.

---

[1]) Er war Diakon zu Rom unter dem Bischof Sixtus, der in der Christenverfolgung des Kaisers Valerian (253—260) den Märtyrertod bestand. Laurentius war der erste der sieben Armenpfleger der Gemeinde, hatte die Schätze der Kirche unter seiner Aufsicht und Verwaltung und sollte nun dem Prätor oder Statthalter der Stadt die sämmtlichen Schätze der Kirche Roms ausliefern. Statt des reichen Goldes und Silbers, das dieser erwartete, brachte ihm Laurentius demüthig und gebeugt eine Menge Bettler in kläglicher Gestalt. Darüber ganz grimmig geworden, sprach der Prätor, schon ohnehin ein erbitterter Feind und Verfolger der Christen, dem guten Diakon das Todesurtheil und zwar mit recht absichtlich ausgesonnenen Martern. Er ließ ihn nämlich auf einem eisernen Roste bei einem kleinen Kohlenfeuer langsam braten und diese Höllenqual ertrug Laurentius mit der äußersten Geduld und Ueberwindung, so daß er, nachdem er eine Zeit lang auf der einen Seite gelegen, zu dem Richter sagte: „Laß mich umwenden, ich bin auf dieser Seite genug gebraten." Gregor der Große, ein besonderer Reliquienkrämer, zeigte noch ein Stück von dem Rost des gebratenen Laurentius und verwendete es zu allerlei Wundern. Die Kirche hat den außerordentlichen Dulder als ein Vorbild christlicher Standhaftigkeit mit frommer Verehrung unter ihre Heiligen aufgenommen und ihm seinen Todestag, den 10. August des Jahres 258, als Gedächtnißtag zu ehrwürdiger Feier auf alle Zeiten eingesetzt.

Im Jahre 1347 zwischen dem Oster- und Pfingstfest unterwarf sich der neue König [1]) die Gegend, die zwischen den Bergen bei der Stadt Bozen und andern angrenzenden Sicherheitswehren lag, mit Hülfe der umwohnenden Bischöfe, welche Gegend früher dem Sohn des Kaisers wegen der Frau unterworfen gewesen war, die derselbe einst dem Bruder des neuen Königs geraubt und mit sich verbunden hatte. Als nun der Kaiser Ludwig gegen ihn, um sich und das Land vor ihm zu vertheidigen, einen Zug Ritter gerüstet hatte und über ihn nicht die Oberhand bekommen konnte, kehrte er ganz verwirrt im Hasenlauf wieder nach Baiern um und ließ seinen Sohn mit dem Grafen vom Heiligenberg [2]) im Schloß Tirol zurück, um es vor dem Angesicht und der übermächtigen Gewalt des Feindes zu schützen und zu erhalten.

In dieser Zeit wandte sich, wie man erzählt, eine Frau bei Zürich kurz vor ihrem Tode vom Gottesdienste weg, so daß sie einen baaren Widerwillen faßte, ihm weiter wie früher beizuwohnen. Sie wurde bald hernach vom Leib erlöst und erschien einer Person und erzählte ihr demüthig, sie habe sich darin allzusehr verfehlt, daß sie eine kurze Zeit den Gottesdienst gemieden habe, und zum Beweise davon diene: wenn ihr Grab geöffnet würde, so würde man sie auf dem Bauche liegend finden, wiewohl sie auf den Rücken gelegt worden sei. Das war so.

In dieser Zeit erschienen mehrere Verstorbene nach dem Tode den ihnen vertrauten Personen und bezeugten, daß Menschen in der andern Welt des Lichtes beraubt seien, die in dieser Welt, da sie sich doch an dem Gottesdienst geweihten Orten befanden, den Gottesdienst verachteten.

Im Jahre 1347 zur Sommerszeit um das Fest des hl. Johannes des Täufers schlug der oft genannte Markgraf von Brandenburg, nachdem er den Kampf mit dem neuen König eingegangen und in den Berggegenden eine große Menge Volkes gesammelt hatte, denselben in die Flucht, wobei mehrere von seinem Heere tödtlich darniedergestreckt, andere gefangen wurden. In der Zahl der Gefangenen war der Bischof von Chur, [3]) der ihm entgegenstand und für den neuen König eiferte. Derselbe wurde zuletzt, wie es heißt, zu seiner Verspottung und Verachtung dem Kaiser in München vorgestellt. Es geht überdies das Gerücht, daß der erwähnte Markgraf nach dem begonnenen und vollendeten Kampf das vorbezeichnete Land und die Festungen, die er dem neuen König entzogen und weggenommen, zwischen Nons und Trident wieder erlangt und sich vollständig unterworfen hat. [4])

---

[1]) Also Karl IV. Er suchte Tyrol, das der Kaiser Ludwig auf jene bekannte Weise vermittelst der erzwungenen Heirath seinem Sohne, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg und durch ihn seinem kaiserlichen Hause zugeeignet hatte, wieder zu gewinnen und glaubte sicherer zu gehen, wenn er seine festere Stellung dort um das ganz im Gebirge liegende Bozen am Zusammenfluß von Eisach und Talfer nehme, so daß er durch Land und Wasser, durch Gebirge und Ströme gegen Fuß und Hand des Feindes umschirmet wäre. Die Berechnung hatte für den Augenblick ihre Richtigkeit und Karl sah sich als unbestrittenen Herrn des Landes, aber eben nur für den Augenblick; denn Ludwig von Brandenburg nahm ihm, wie Vitoduran ein wenig weiter unten berichtet, die erhaschte Beute Tyrols gehöriger Weise wieder ab.

[2]) Graf Albrecht II., Hugo's Sohn, der im Besitze der Herrschaften Werdenberg, Heiligenberg, Bludenz, Montafun rc. war.

[3]) Der Bischof Peter, den Karl IV. auf mancherlei Wegen und Weisen zu gewinnen gesucht hatte.

[4]) Die Sache ist unweit oben bemerkt. Mit Nons oder Val-Anone und Trident ist dieselbe Gegend wie dort mit Bozen und Umgebung bezeichnet, das eigentliche Tyrol.

In demselben Jahre in denselben Tagen, als der Graf von Bar, eifernd und handelnd für den König von England, und der Herzog der Bretagne, handelnd für den König von Frankreich, in Abwesenheit ihrer beiden Herren Könige zu des Krieges Kämpfen zusammengetroffen waren, wurde der Herzog, da der Graf die Oberhand hatte, von ihm gefangen, fünfhundert, wie man sagt, von seinen Mannen umgebracht, wenige jedoch vom Heere des triumphirenden Grafen im Vergleich mit den andern der feindlichen Partei.[1])

Im Jahre 1347 zur Sommerszeit nahm der König von England eine Stadt des Landes Frankreich, Namens Kalbis[2]), die ihm heftig entgegen war und widerstand und fast durch eines Jahres Zeitraum von ihm belagert worden, ein und zerstörte sie und brachte ihre erwachsenen Einwohner männlichen Geschlechtes mit der Schärfe des Schwertes um, die Knaben aber, die unter zwölf Jahren standen, nahm er, wie von Einigen erzählt wird, vom Tode aus und erhielt sie und führte sie mit sich nach England hinüber. Während er dies that, wagte der König von Frankreich weder die Stadt zu vertheidigen noch dem König von England Widerstand zu leisten.

Ferner setzte in demselben Jahre zur Herbstzeit, um das Fest Michaelis Stephan, der Herzog von Schwaben, der Sohn des Kaisers Ludwig, einen Zug, wie es heißt, von 30,000 Kriegern in Bewegung, um die Grafen Schwabens zu demüthigen, die dem neuen König zu huldigen, gegen den Kaiser aber sich zu empören bemüht waren, und verwüstete schwer das Land von Oberschwaben und zwang die Grafen,

---

[1]) Was uns hier Vitoduran von dem Kampfe zwischen einem Grafen von Bar und dem Herzog der Bretagne erzählt, ist, da beide ganz richtig im Namen ihrer Oberherrn und Freunde dastehen, nur als die sich in's Land verlaufende Welle von jenem großen Sturm um Calais zu betrachten. Vorerst verweisen wir über die Bretagne und deren Herzog Karl von Blois auf Neujahrsblatt 1862, p. 234, Note 1 und über Bar im Allgemeinen ebendaselbst p. 259, Note 2, wo wenigstens so viel zu erkennen ist, daß Bar mit Oberlothringen einerseits und die Krone Frankreichs mit Niederlothringen andrerseits schon frühe im Streite standen, und diese Spannung unter abwechselnden Verhältnissen auch in die spätere Zeit hinausdauerte, wie unsere Erzählung ebenfalls darthut. Zu dem vorliegenden Berichte haben wir nur noch erklärend beizusetzen, daß die Engländer, nachdem sie Calais genommen, die Stadt mit englischen Einwohnern und englischen Waaren anfüllten und hierauf ganz Guyenne und alles Land zwischen der Loire und der Garonne eroberten. Hingegen pflanzte sich der Kampf mit einem ganz andern Charakter in die Bretagne hinüber. Hier traten nicht Englands und Frankreichs Könige gegen einander in's Feld, hier stellte sich die Ritterschaft beider Kronen wider einander an die Lanze und führte den Streit, den dort die Heere gefochten, in den Todesgängen großartiger Turniere auf. Es war ein Rangstreit um die Ehre der Wappen, um den Mehrwerth französischer oder englischer Rittertugend. Als Ritter ziehen der Graf von Bar und der Herzog der Bretagne in den entscheidenden Wettkampf hinaus und wirklich geräth der letztere, Karl von Blois, unter seinem Visier in englische Gefangenschaft. Unser Chronist hat dies, so ferne der Kampf von seiner Zelle, so neu für die Zeit der Chronik, so vereinzelt in der Haltung war, doch richtig der Fama aus dem Mund genommen.

[2]) Es ist Calais. Wie Vitoduran zu dem Namen Kalbis kommt, ist nicht einzusehen, man müßte denn annehmen, es es sei für b ein a zu lesen, wodurch wir freilich ganz französisch Calais bekämen, ein Wort, das, ohne irgendwie latinisirt zu sein, auch wieder nicht in das Latein paßt und besonders nicht in dasjenige eines Vitoduran, der Buchstaben und Worte lieber zehnmal verkrümmt, um sie nur in einem lateinischen Schriftzug und Klang zu haben. — Die Sache selber hätte geeigneter und bequemer der obigen Erzählung von dem Einfall der Schotten gegenübergestanden und ist vom Chronisten unnöthiger Weise abgerissen worden. Wir beziehen uns daher auch auf die dort angebrachte Note und nehmen hierorts auf die Eroberung von Calais keine Rücksicht mehr.

die ihm entgegenzutreten sich fürchteten, mit seiner unüberwindlichen Tapferkeit dazu, um Frieden zu bitten.[1])

Ferner endete in demselben Jahr unmittelbar nach den vorbenannten Dingen in der Feierwoche des hl. Franziskus[2]) der Kaiser Ludwig, als er nach gewohnter Weise in Baiern fröhlich der Jagd oblag, eines plötzlichen und unverhofften Todes auf dem Pferde sitzend das Leben.[3]) Das habe ich denn auch in diesen von mir verfaßten Versen so bezeichnet:

Es starb in dem Jahr, da tausend und dreimal hundert war
Und siebenundvierzig der Kaiser Ludwig,
Im Oktobermond, von keinem Schwert jedoch wund;
Sondern während zu Pferd er jagt und den Sturz eben wagt,
Wird vom Pferd er gehoben, stirbt gleich, wird ins Grab dann geschoben.
Ihn hat der Tod weggeführt am Fest, das schon ich berührt,
Des heiligen Franz, des Glaubensbekenners im Kranz.
Mild im Gebahren hielt Herrschaft er während dreißig Jahren
Und drei, wie es heißt, so lange die Zeit ihm gekreist.

Ferner fiel in demselben Jahre vor dem Tode des Kaisers, um das Fest Michaelis, des Erzengels, und des hl. Franziskus ein gewaltiger Schnee auf den ganzen Boden des Schwabenlandes, der das noch in den Feldern stehende Getreide auf klägliche Weise entweder zerstörte oder verderbte. Denn acht oder zehn Tage überzog dieser Schnee die Früchte und Gemüse und griff sie verderblich an und zerstörte sie. In demselben Jahre überwucherten die Baumfrüchte sehr, gelangten aber wegen des Jahres Feuchtigkeit

---

[1]) Die Erklärung hiezu gibt schon das Neujahrsblatt 1862, p. 253, Note 2.

[2]) Der Gedächtnißtag des Ordensstifters ist der 4. Oktober, an welchem er 1226 gestorben war und mit dem die Feierwoche auch begann. Nicht zu verwechseln mit dieser Gedächtnißfeier ist das Portiunculafest am 2. August, in seiner Dankesfreude über den unerhört großen Portiunculaablaß, durch welchen jedem, der im Stammkloster des Ordens bei der St. Marienkirche zu Portiuncula betete, vollkommene Sündenvergebung zugesichert und in einer Bulle des Papstes Honorius III. vom Jahre 1222 für alle Zeiten bestätigt war. Vorgestellt wird Franziskus in seiner Gedächtnißfeier mit einem Todtenkopf auf seinem Buch als Memento der Vergänglichkeit alles Irdischen, deren Bekenntniß und Bezeugung der seltsame Mann in einer beispiellosen Weltüberwindung darthat; ferner mit einer Lilie in der Hand, mit einem geflügelten Crucifix als einer Himmelserscheinung und vorzüglich mit den fünf Wundenmalen Christi, quinque sacra stigmata, an seinem Leibe, die von vielen Zeugen gesehen und beschworen sein wollten. Sie waren ihm in einer seligen Gnadenstunde von oben zu Theil geworden. Als er nämlich von einer Wallfahrt in's hl. Land zurückgekehrt war und nun als Eremit, aller Welt entfremdet, auf einem Berge in den Apenninen lebte, sah er in einer Entzückung einen gekreuzigten Seraph aus der Höhe auf sich zu schweben und pries sich den Glücklichsten der Erde, als ihm dieser Seraph Hände, Füße und die rechte Seite, also mit den fünf Wundenmalen des Herrn, durchbohrte. Eben hievon erhielt der Orden späterhin den Namen ordo seraphicus und gerade hieraus wiederum erklärt es sich, daß Johannes Bonaventura, der 1274 starb, eines der größten Lichter im Orden, mit dem hohen Ehrennamen Doctor seraphicus geschmückt wurde.

[3]) Das Ende des Kaisers war tragisch. Er saß am 11. Oktober 1347 mitten unter seinen Leuten bei heiterm Mahl an der Tafel und fühlte sich plötzlich von einem Unwohlsein befallen. In der Hoffnung, er könne sich durch Bewegung wieder erholen, stieg er zu Pferd und trieb auf eine Bärenjagd, da die Jäger die Spur eines solchen Thieres eben gemeldet hatten. Der Kaiser erblickte wirklich den Bären, sank aber im nämlichen Augenblick, als er auf ihn los wollte, vom Pferd und verschied auf der Stelle. In den Armen des Todes waren seine seufzenden Worte: Allmächtiger Gott, verzeih' mir armen Sünder! Oft hab' ich gefehlt, aber dich nie im Herzen und Glauben verläugnet! — An den folgenden Versen beachte man den Zeilenreim in Cäsur und Schluß.

ganz und gar nicht wie meistentheils zur gehörigen Reife. Dieser Ursache halber litt am Bodensee die Weinlese Noth. Denn einen sauren und wenig Wein brachten daselbst die Weinberge; es ist sich aber nicht zu verwundern, da bei Lindau in demselben Jahr am Fest des hl. Bartholomäus der Wein an den Reben noch nicht verblüht hatte. Weiter brachte dieses unregelmäßige Jahr ungeheure Halme und Aehren und Weintrauben in einigen Gegenden Alemanniens hervor. Das alles jagte den Bewohnern jenes Landes Weinen und Schrecken und Wehklage ein.

Im Jahre 1348 im Monat Januar machte der König von Ungarn, um an den Vollführern und Begünstigern des Todes seines Bruders, des Königs von Sizilien, gebührende Rache zu nehmen, mit vielen Truppen einen kampfgerüsteten Zug nach Campanien und Apulien und wurde mit den höchsten Ehren aufgenommen. Hier, wie erzählt wird, enthauptete er den Brudersſohn des vorher verstorbenen Königs Robert mit eigener Hand, auch einen Grafen befahl er daselbst zu enthaupten. Als aber die Gemahlin des Bruders des Königs von Ungarn die Ankunft des letztern vernahm, entfloh sie, da sie in Betreff der Erdrosselung ihres Gemahls für verdächtig gehalten wurde, mit ihren Mitschuldigen und Anhängern in ferne und ganz unbekannte Gegenden. Der Tod dieses Königs ist oben angeführt worden.[1])

Wieder in demselben Jahre am Fest der hl. Scholastica[2]) kamen Abgeordnete oder Gesandte der

[1]) Zu dem Rachezug, der ebenfalls oben schon angekündigt worden ist, hatte Ludwig lauter Söldlinge geworben, da sich seine Ungarn zu dem mühsamen und für sie werthlosen Marsche nicht hergeben wollten. Aber durch Italien wuchs der Zug von Land zu Land in's Große, indem sich der berühmte Condottiere Malatesta von Rimini im Kirchenstaat, die Ritterschaft von allen Seiten und die kleinern Herren von Mittelitalien anschlossen, und sogar jener Prinz Karl von Durazzo, der sich der Königin Schwester, Maria, zur Ehe erzwungen hatte, machte mit dem heranziehenden Ludwig, freilich nicht zum eigenen Heil, gemeinschaftliche Sache. Die Königin Johanna hatte nämlich den unvorsichtigen Schritt gethan, ihren Vetter Ludwig von Tarent zu heirathen, und hatte dadurch Karl, den Gemahl der Maria, der auf den Thron Neapels den nächsten Anspruch besaß, auf das Tiefste gekränkt. So waren alle bösen Vorzeichen zugerichtet, daß der Kampf für die Königin und ihren Gemahl unglücklich ausfallen werde, und in der That war Ludwig von Tarent im Januar 1348 bei Capua nach einem Schlachtgetümmel von wenigen Stunden wie vernichtet. Er entfloh nach Toscana, die Königin in die Provence. Nun feierte Ludwig von Ungarn den glänzenden Sieg mit einem prachtvollen Gastmahl und hatte dazu auch die Prinzen des königlichen Hauses geladen. Auf einmal wird Karl von Durazzo — er ist bei Vitoduran der Brudersſohn des vorher verstorbenen Königs Robert — überfallen und an der nämlichen Stelle, wo Andreas erdrosselt worden war, wenn auch nicht von der eigenen Hand, wie der Chronist schreibt, doch unter den Augen Ludwigs ermordet. Die andern Prinzen werden verhaftet und nebst dem Sohne der Johanna nach Ungarn geschafft. Hierauf zog Ludwig an der Spitze seines Heeres in Neapel ein und nahm vom Königreich förmlich Besitz, konnte jedoch, aus Mangel an Geld für seine Miethstruppen und wegen der Angelegenheiten in Ungarn selbst, nicht lange verweilen und kehrte nach einem halben Jahre im Juni 1348 wieder heim.

[2]) Die hl. Scholastica war die Schwester des hl. Benedict von Nursia und wird als Benediktinernonne mit ihrem Todestag, dem 10. Februar des Jahres 542 gefeiert. Ihre Seele war in Gestalt einer weißen Taube gen Himmel geflogen, weßhalb sie mit diesem Bilde dargestellt wird. Sie trägt das Bild aber nicht allein, die weiße Taube war bekannt und beliebt aus alter und ältester Zeit. Sie flog über dem Scheiterhaufen des Polykarpus, Bischofs von Smyrna, auf, der im Jahre 166 den Märtyrertod in einem unerschütterlichen Glauben bestand, ebenso über der hl. Eulalia, die unter Diocletian zu Barcellona in Spanien als treue Bekennerin des Gekreuzigten hingerichtet worden, und so war auch aus dem Sarge des Bischofs St. Medardus von Noyon in Frankreich eine weiße Taube entstiegen und hatte sich mit zwei andern Tauben, die vom Himmel herab über dem Sarge geschwebt, gemeinsam emporgeschwungen. Wie und warum die Taube diese Bedeutung erhalten, ist aus bekannten Gründen erklärlich und namentlich aus vielerlei Stellen der Schrift abzuleiten. Man denke zuerst schon an Noah's Taube mit dem Oelzweig. Sodann stand vor dem Blick des Christen immer die Taufe Christi mit der Taube, in deren Gestalt der hl. Geist auf den Auserwählten niederkam, und leicht gieng nun die Taube als Symbol vom christlichen

Griechen und ihres Kaisers, die von der Einheit und Vollständigkeit der römisch-katholischen Kirche schon lange abgetrennt waren, nach Mailand und sagten, sie wollten zum Papste Clemens VI. gehen und ihn erbitten, daß er die Griechen zur Rückkehr in die Einheit mit der Kirche anzunehmen geruhen möchte. Denn ringsum wären die Griechen von den Ungläubigen so eingeengt und angefeindet, daß, wenn sie die Hülfe der zu ihrem Unheil von ihnen aufgegebenen römischen Kirche zur Zeit ihrer Drangsale nicht erlangen könnten, sie der fürchterlichen Wuth der Heiden auf das Gefahrvollste unterlägen und deßhalb nöthig hätten, zur verlassenen Einheit und Gemeinschaft mit den Gläubigen zurückzueilen. ¹)

Geist der Sanftmuth und der Liebe in die Kirche über, wurde ja, wie Tertullian berichtet, sogar Christus selbst unter dem Bild der Taube dargestellt und auch die Kirche, das Gotteshaus, bisweilen „Haus der Taube" genannt. Weiterhin erschien die Taube als Symbol des hl. Geistes und zwar in dem doppelten Sinne, daß sie theils den hl. Geist als dritte Person in der Trinität, theils die wunderbare Wirksamkeit des hl. Geistes in der Kirche bezeichnen sollte. Daher kam es denn, daß die Taube besonders in den Taufkapellen über dem Taufstein angebracht wurde, sowie an dem Baldachin über dem Altar, welcher von der über dem Altartisch schwebenden Taube (= griechisch peristera) den Namen Peristerium erhielt. Daher kam es ferner, daß, um die Sendung des heiligen Geistes zu veranschaulichen, an der Pfingstfeier der mittelalterlichen Kirche immer eine hölzerne oder silberne oder auch bisweilen eine lebendige Taube von der Kirchendecke oder von der Emporkirche heruntergelassen wurde, und es fehlt nicht an Anekdoten, wie mancher Spaß in die Kirchen gekommen sei, wenn der hl. Geist lange nicht erscheinen wollte oder am Bindfaden in's Stocken gerieth oder gar vollends abhanden gekommen war. Und endlich stammt daher, daß, um die Wirksamkeit des Geistes zu zeigen, berühmte Kirchenlehrer und Prediger, wie Gregor der Große, Bischof von Rom im 6., Thomas von Aquino im 13. Jahrhundert und andere mehr die Taube am Ohr oder am Munde haben, die also hier darthun soll, mit welcher Kraft und Stärke der heilige Geist in den Reden oder in den Schriften dieser Männer sich geoffenbaret habe.

¹) Die Trennung zwischen der griechischen oder morgenländischen und der römischen oder abendländischen Kirche, wie sie aus allerlei Veranlassungen seit dem 6., erneuerter Weise seit dem 9. und 11. Jahrhundert eingetreten war, ist durch unsere Chronik hindurch schon an verschiedenen Stellen besprochen worden. Der angelegentliche Wunsch und Eifer, wieder mit der römischen Kirche vereinigt zu werden, war, wie der Chronist sagt, in Wahrheit von den Griechen und namentlich vom Hofe zu Constantinopel ausgegangen, wo sich jener Johannes Kantakuzenus etwas unbefugter und gewaltthätiger Weise den Kaisermantel umgeworfen hatte. Man sehe über ihn und über die unter ihm gefährdeten Zustände des griechischen Reiches Neujahrsblatt 1861, p. 150, Note 2 und besonders Neujahrsblatt 1862, p. 237, Note 2. Denn auch darin erzählt Vitoduran richtig, daß es allerdings mehr irdische Noth und politische Lage als religiöses Bedürfniß und geistliche Sehnsucht war, was den Interimskaiser Kantakuzenus bewog, seine Gesandten um die Wiederaufnahme der Griechen in die verlassene oder verschlossene Kirche Roms an Clemens VI. zu schicken. Er war eigentlich nur Vormund für den ganz jungen Johannes Paläologus gewesen, hatte sich aber, um gegen die endlosen Angriffe der heftigen Gegenpartei, wie er erklärte, mehr Autorität und Majestät zu besitzen, im Jahre 1347 mit allem Prunk zum Kaiser krönen lassen. Anfänglich hatte sich Kantakuzenus zu den Ungläubigen und Heiden, d. h. Türken sehr gut gestellt und hatte ja ihrem Sultan Urchan zum größten Aerger des gesammten griechischen Klerus seine Tochter in die Ehe gegeben. Aber diese türkische Freundschaft war bald zu Ende gegangen und Kantakuzenus trug seinen Gesandten 1347 auf, sie sollten ihn bei dem Papste Clemens entschuldigen, daß er es früher mit den Türken gehalten, er sehe jetzt nur desto mehr ein, wie sein Heil allein von der Hülfe und Versöhnung der abendländischen Kirche zu erwarten sei. Als aber Clemens, zu einer Wiedervereinigung ganz geneigt, im folgenden Jahre zwei Bischöfe nach Konstantinopel schickte, die das Friedenswerk aufrichten sollten, da brach die alte Wunde, an der hauptsächlich der Eine Leib der Kirchen einst zertheilt worden, unaufhaltsam von Neuem auf, es war der Streit über Dogmen und besonders über das schon hundert Mal bestrittene und beklagte Dogma der Trinität. Man sagte es dort zu Konstantinopel den Bischöfen unverholen heraus, daß die römische Kirche durch Verfälschung dieser Lehre den ersten Anstoß zu der unseligen Trennung gegeben habe, und auch jetzt wieder wurde die Frage, wie Vater, Sohn und Geist sich zu einander verhalten und ob der Geist nur vom Vater, oder auch vom Sohn ausgehe (s. schon Neujahrsblatt 1859, p. 22, Note 3), vielfach und weitläufig hin und her gerüttelt. Der Kaiser Kankakuzenus konnte sich nicht enthalten, den Bischöfen zu bemerken, die Apostel hätten die Lehre gemeinschaftlich im gleichen guten Sinne vorgetragen, Rom habe sich an dieses

uar. Ferner in demselben Jahre zu Ende Januars in der Bekehrungsfeier von St. Paulus [1]) geschah ein großes Erdbeben, das in der Lombardei viele Thürme niederwarf, Mauern zerriß und den Wein in den Fässern trübe machte. Auch Villach [2]), eine Stadt in Kärnthen, zerstörte es. Als diese zerstört wurde und zusammenstürzte, kamen alle ihre Einwohner, wenige ausgenommen, von den Mauern überschüttet um. Mehrere Schlösser und Dörfer und Festungen, unter welchem Namen sie auch begriffen sein mögen, wie man sagt, etwa dreißig, fielen ein. Einige Berge bei Villach sind nach der Meinung Einiger infolge jenes Erdbebens von ihren Stellen gerückt worden.

Im Jahre 1348 zur Winterszeit oder um Frühlingsanfang brach in den überseeischen Gebieten eine so große Sterblichkeit oder Pest aus, daß sie eine unendliche und unschätzbare Menge von Ungläubigen verschlang und verzehrte. Sie ging dann in die Länder der Christen über und streckte am meisten in den Meergegenden, vorzüglich jedoch in Sizilien ein unzählbares Volk dahin. Es wird erzählt, daß ; – ril. in der Fasten um die Städte Marseille und Avignon herum die Seuche so grausam gewüthet habe, daß innerhalb des Zeitraumes von einem Monat 16,000 Menschen gestorben seien. Ja sie stieg, wie man sagt, in Avignon so über das Maß, daß die Lebenden nicht hinreichten, die Verstorbenen zu bestatten und diese zuletzt um die Wette in die Rhone geworfen wurden. Es wird überdies berichtet, daß der Papst vor dieser Pest aus Avignon in eine andere Stadt geflohen sei. Ebenso flohen, wie das Gerücht bezeugt, die Leute aus der Stadt Messina und andern möglichst vielen Städten, in denen

---

Beispiel der Apostel nicht gehalten, Roms Stimme allein könne hierin nicht entscheiden, er verlange eine öcumenische Synode und werde sich mit seiner griechischen Kirche erst den Aussprüchen einer solchen unterordnen. Auch hiezu sprach Clemens seine Geneigtheit aus, aber die Kluft blieb unausgeebnet und die getheilten Kirchen sahen keinen Tag der Versöhnung.

[1]) Das Bekehrungsfest St. Pauli am 25. Januar ist nicht zu verwechseln mit dem Peter- und Paulfest am 29. Juni, wovon oben die Rede gewesen. Die Bekehrung des Saulus zum Paulus, des schnaubenden Christenverfolgers in den unermüdeten Glaubenseiferer war von jeher ein Text, über dem der Geistliche und das Volk gerne weilten und ein Augustin kam in seinen Vorträgen immer wieder darauf zurück. Eben darum einerseits, weil die Bekehrungsgeschichte mit ihren merkwürdigen Zügen wie ein stehendes Bild durch die christlichen Betrachtungen gieng, und andererseits, weil man die Feier Pauli schon in jenem beiden Aposteln gemeinsam geltenden Peter- und Paulfest eingeschlossen sah, darum verfiel man lange nicht auf den Gedanken, der Bekehrung des bewunderungswürdigen Heidenpredigers einen eigenen, ganz besonderen Gedächtnißtag zu widmen. Später aber löste sich der 29. Juni als erster gemeinsamer Feiertag von dem Peter- und Paulfest ab und galt nur noch dem Petrus allein, indessen der 30. Juni, der früher als zweiter gemeinsamer Feiertag bestanden, nicht etwa dann auf Paulus gieng, sondern mehr und mehr in Vergessenheit gerieth. Da verordnete der Papst Innocenz III. gerade mit dem Jahre 1200, daß Pauli Bekehrung alljährlich in einem eigenen Feste begangen werde, und setzte für dasselbe den 25. Januar an. Warum den 25. Januar? Weder in der Apostelgeschichte, noch in einer der 14 Episteln Pauli, noch auch in der Tradition selbst ist irgend ein Datum angegeben, wann der wunderbare Vorgang auf dem Wege nach Damaskus stattgefunden habe. Man muß der Erklärung Glauben schenken, der 25. Januar sei darum gewählt worden, weil er mit seinen Wetterzeichen ein ebenso großer Wendepunkt für das ganze Jahr war, als es die Bekehrung des Apostels für seine spätere Laufbahn und Wirksamkeit wurde. Die alten Wetterpropheten führten nämlich in Mund und Schrift über den 25. Januar allerlei Sprüche und sagten, er deute mit heiterem Himmel auf ein gutes Jahr, mit Wind auf Krieg, mit Nebel auf Viehseuchen, mit Schnee oder Regen auf theure Zeit. Und leicht schloß sich noch die Hoffnung an, der Apostel werde dem verhängnißvollen Tag die gefährliche Seite benehmen, ja sie in eine glückliche umwandeln, wenn der 25. Januar eben ihm zu Ehren gefeiert werde.

[2]) Im Kreis Illyrien, Gubernium Laibach, in Kärnthen. Die Stadt liegt an der Drau, tief von hohen Gebirgen umschlossen.

der Tod überhand nahm, indem sie dieselben leer zurückließen, und begaben sich in die Berggegenden, damit sie hier die gesunde Luft schöpften und das in den Städten eingesogene Ansteckungsgift ausstießen und aushauchten. In Messina, der erwähnten Stadt Siziliens, wurden von 60 Minderbrüdern des Convents in kurzer Zeit 30 rasch durch den wüthenden Tod hinweggerafft. Als die Ueberlebenden dies gesehen, verließen sie jenen Convent und begaben sich an andere Orte. Die vorbenannten Dinge, nämlich das Erdbeben und die Pest, sind die vorauslaufenden Uebel des letzten Strudels und Sturmes nach dem Wort des Erlösers, der im Evangelium sagt[1]): „Es werden ringsum Erdbeben und Pest und Hunger sein" u. s. w.[2])

---

[1]) Matth. 24, 7.

[2]) Es ist der schwarze Tod, die furchtbare Pest, die von dem Jahre 1347 an Europa mit ihren Schrecknissen bedeckte und 5—6 Jahre lang die Gräber mit ihren zahllosen Leichen füllte. Wenn der Chronist die Pest aus „überseeischen Gebieten" herleitet, so wissen wir, was dies sagen will; denn sie war aus Asien gekommen, hatte den Zug westwärts gemacht und ihre Opfer, je weiter sie in Europa's Herz eindrang, immer zahlreicher und immer grausenhafter vor sich hingeworfen. Die Schilderungen, in denen Vitoduran die Verheerungen wie das zur Flucht jagende Entsetzen malt, sind keineswegs übertrieben und würden ein noch schauerlicheres Ansehen annehmen, wenn die Feder die volle Wirklichkeit von hundert und tausend Todesscenen zu zeichnen verstünde. Der Eindruck auf die Gemüther war darum auch so erschütternd und zerknirschend. Ein verzehrendes Bußgefühl griff durch die Herzen der Völker und rief auf die Wege und Straßen der Länder wieder jene Geißler, die bei ähnlichen Heimsuchungen schon früher in kläglicher Gestalt ihre Wanderungen gemacht und den Zorn Gottes in einer blutigen Selbstpeinigung zu sühnen gesucht hatten. Wie einst die Priester Baals, die sich mit Messern und Pfriemen ritzten, zogen sie mit knotigen Peitschen in Haufen von 80—100 herum und kündeten die Geißel als ein stärkeres Sühnungsmittel aus, denn Kirche und Beichtstuhl, Sakrament und Klerus seien, und giengen, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, in ihrer Uebertreibung und Ausartnng noch weiter, absolvirten einander selbst von ihren Sünden, predigten Weltende und jüngstes Gericht in apokryphischen Bildern, verachteten zuletzt alle Kirchenzucht und verletzten in Plünderungen wie in Fleischeslüsten jeglicher Art weltliches und geistliches Gesetz, menschliche und göttliche Ordnung. Sie wurden daher von vielen eher gescheut als geachtet, und vom Papst Clemens VI. in einem scharfen Breve als eine Gott und Menschen verhaßte Sekte verdammt. Dennoch wurden sie, den schwarzen Tod mit seinen Leichenhaufen um sie herum, zu unvergeßlichen Gestalten und sie waren es, welche die schaurigen Todtentänze als ein Schauspiel auf dauernde Zeit in das Volk brachten. Es ist gewiß kein Zweifel, daß die Todtentänze auf dem Jammerreigen, den der schwarze Tod durch Europa spielte, und aus den Trauergängen der Geißlerzüge entstanden sind. Sie kommen gerade um jene Zeit, um die Mitte des 14. Jahrhunderts vor und sind als eine sonderbare Volkssitte bis in das 17. Jahrhundert verblieben, ja noch bis 1805 stand der berühmte „Tod von Basel" an der Kirchhofsmauer des dortigen Dominikanerklosters. Gewiß nur ein Beweis davon, wie tief, wie unauslöschlich tief der Tod dem Volke mit den grausamen Schlägen jenes Würgengels in Gefühl und Vorstellung geprägt war. Es ist immer ein grauenerregendes Bild gewesen, dieser Tod in seinen Tänzen, wie man überhaupt sagen muß, daß das Todesbild, welches die christliche Kunst geschaffen hat, das Todtengerippe mit Sanduhr und Hippe, das betrachtende Auge, die ahnende Seele zurückstößt und hinter demjenigen des klassischen Alterthums auch zurücksteht, wie schon Lessing und Herder mit Recht nachgewiesen haben. Es wird immer vom religiösen und ästhetischen Gesichtspunkt aus mehr befriedigen, wenn auf den griechischen Grabmälern jener Genius mit der gesenkten Fackel weilt, oder wenn der Tod bei dem Dichter Euripides im schwarzen Gewand erscheint und in der Hand den Stahl trägt, mit dem er seinem Opfer das Haar abschneidet, um es so der Unterwelt zu weihen. Diese Bilder der antiken Kunst sind weit eher geeignet, uns den Tod in eine freundliche Anschauung zu bringen und zwischen uns und den Todten ein innig trautes Gefühl zu unterhalten, als das scheußliche Todtengerippe, das uns gegen den Akt des Sterbens wie gegen die Gestorbenen selbst nur mit einem unheimlichen Grauen erfüllt. Man hat mit Grund gefragt, auf welche Weise denn auch das Todtengerippe in die christliche Kunst und Welt hereingekommen sei, und hat geantwortet, man müsse den Tod grauenhaft zeichnen, weil er in der Schrift der Sünde Sold heiße, und müsse ihn als zerrüttete, abgezehrte, vernichtete Gestalt geben, weil er durch Christum „verschlungen sei in den Sieg". Aber dies alles erklärt uns noch nicht, warum es gerade ein solches Gerippe mit Sanduhr und Hippe sein muß. Vielmehr haben wir die richtigere Auslegung noch aus andern Momenten, aus Bildern

Ferner brach in demselben Jahre der oben mehrmals erwähnte neue König, von dem Papste Clemens VI. gegen Ludwig, während dieser noch lebte, aufgestellt, als er den Tod Ludwigs gehört, von Böhmen aus und kreiste mit etwelcher Unterstützung des Papstes durch Deutschlands Gebiete und gewann mehrere Städte, die sich dazu bekannten, ihm unterthan sein zu wollen. Denn sie liefen zu ihm hin und wünschten unter seiner Leitung des Friedens Ruhe und des Schutzes Wehr zu bekommen, und leisteten ihm den von ihm geforderten Eid der Treue und des Gehorsams. Den Städten aber, die dies thaten, erfolgten als Wohlthaten oder als Zeichen des Wohlwollens und der Gütigkeit von Seiten des Papstes zur Beförderung des Königs und derjenigen Leute, die zu ihm hielten, und als Mittel, andere herbeizuziehen, nachfolgende Dinge: Aufhebung des Interdikts, Dispensationen [1], Lossprechung von Exkommunikationen, von Amtseinstellungen, von den gegen kirchliche Gebote begangenen Verschuldungen [2] und von andern Kirchenstrafen. [3] Diese Wohlthaten ertheilten den Leuten mehrere Prälaten

der Schrift und Sitten der Kirche zu nehmen. Voran steht die Vision des Propheten Ezechiel, Kap. 37, V. 1—14, wo die über das Feld zerstreuten Todtengebeine wieder mit Fleisch überzogen und lebendig werden, ein Kapitel, das weit mehr als das Evangelium selbst zur „Auferstehung des Fleisches" geholfen hat, die ja dem neuen Testament in seiner Vergeistigung des gegenwärtigen und künftigen Lebens so sehr widerspricht, wie auch „Fleisch und Blut" mit einem so entschiedenen Spruch Pauli vom Antheil und Eintritt in's Reich Gottes zurückgewiesen werden. Schon durch Ezechiel also ist das „Todtengebein" unter den Christen gangbar und selbst angenehm geworden. Noch mehr geschah es dadurch, daß der mittelalterliche Reliquiendienst auf die Ueberreste, die Gebeine der Heiligen führte und eine eigentliche Knochenverehrung in die Kirche brachte. Das Auge des Christen gewöhnte sich mehr und mehr an Todtenschädel und Skelette, und das „Todtengerippe" wurde endlich zu einer ganz vertrauten Figur. Die Sanduhr und Hippe aber wurden demselben um so lieber in die Hand gegeben, als sie die bekannten Sinnbilder der Vergänglichkeit waren und der Mensch auch da, wo er zur höchsten Herrlichkeit aufgestiegen war, doch immer von Neuem an die Nichtigkeit seines Daseins durch Stellen der Schrift, wie Psalm 103, 15 und 16, und Jes. 40, 6 erinnert wurde, in denen alles Leben, seine Blüthe, seine Schönheit mit dem bald verwelkten Gras, mit der bald verblühten Blume verglichen wird.

[1]) Unter diesen Dispensationen ist zu verstehen die Erleichterung oder Erlassung von Vorschriften, Bestimmungen, wie sie bei Eingehung einer Ehe, bei Uebung der Fasten u. s. w. gegeben waren.

[2]) Der Chronist braucht die Bezeichnung irregularitates contractae. Eine irregularitas contracta ist eine begangene Verschuldung oder Uebertretung wider das kirchliche Gebot, wider die regula, daher irregularitates. Wenn nun unter die Wohlthaten des päpstlichen Stuhles die Lossprechung von solchen Verschuldungen gerechnet wird, so ist damit natürlich nicht gemeint, daß die Verschuldungen, die ja begangen, zugezogen, contractæ sind, als ungeschehen erklärt worden, sondern daß die Betreffenden los- oder frei gesprochen seien von den Strafen, welche, sei es nach dem geschriebenen Gesetz, sei es nach dem mündlichen Spruch, an diese Verschuldungen geknüpft wurden.

[3]) Sobald Ludwig der Baier gestorben war, benutzte der neue Kaiser Karl IV., wie Vitoduran ganz richtig angiebt, ungesäumt die erste Stunde, einen Gang durch Deutschland zu machen und auf demselben durch jedes mögliche Mittel recht viele Bande der Freundschaft und Ergebung an seine Krone anzuknüpfen. Er bekam aber am Rheine derbe Beweise anderer Gesinnung und mußte es mehr als einmal hören, man habe keine Lust zu einem Kaiser, der von Pfaffen und Franzosen erkauft und hinwieder an sie verkauft sei. Um so mehr suchte Karl seine Anhänger mit mächtigen Reizen zu fesseln und theilte unter sie allerlei Güter, Rechte und Freiheiten aus, die bald dem Reiche, bald dem Lande, bald dem Volke entzogen wurden. Allein der Anhang wollte sich bei all dieser Fluth kaiserlichen Gnaden und Geschenke doch nicht mehren und Karl kehrte, um nicht fernern Bitterkeiten solcher Art, wie er sie bei Mainz erfahren, begegnen zu müssen, wieder nach Böhmen um, hatte aber noch auf dem Rückweg Gelegenheit genug, den Unwillen von Stadt und Land gegen ihn und die päpstlichen Gesandten zu merken, die ihn begleiteten und Namens des Papstes die von unserem Chronisten aufgezählten Vergünstigungen an die Freunde vertheilten, die Belastungen über die Feinde verhängten. Die Sache ist, wie man sieht, von Vitoduran im ziemlich unverfälschten Licht aufgefaßt worden. Es ist wahr, daß dem Kaiser auf seinem Zuge nicht gerade ein Widerstand in den Weg gesetzt, aber auch nicht die gesuchte und erwünschte Anerkennnng seiner Herrschaft zu Theil wurde, und

in verschiedenen Theilen Deutschlands, die der Papst damit betraut hatte. Diese Gnadenerweisungen wurden aber nur denjenigen Leuten, die dem König geschworen, von den Prälaten zugetheilt. Diese überbanden den Leuten sowohl in der Stadt als auf dem Lande Prozessionen mit Wachskerzen oder sonstigen Lichtern, überbanden auch Fasten und Almosen. Und dies nun legten sie dem Volk auf; den Geistlichen aber legten sie sammt Gebeten und Fasten die Enthaltung von der Ausübung des Gottesdienstes für einige Tage auf. Gemeiniglich aber überbanden sie den Priestern, Ordens- und Weltgeistlichen 9 Tage, oder höchstens, nach dem Bericht Einiger, 9 Wochen, die sie nicht im Amte, sondern in schweigender Ruhe zu halten hätten, so daß sie für 9 Jahre übler Amtserfüllung neun Tage vollständiger Ruhe zubringen sollten. Das stimmt mit dem Wort des Propheten Ezechiel zusammen, der sagt: „Einen Tag für ein Jahr habe ich dir gegeben." [1]) Und mit dem Wort des Weisen, der im Buche der Weisheit sagt: „Womit Einer gesündigt, damit wird er auch gestraft werden." [2])

Der König aber kehrte, nachdem dies vorüber war, vor den Fasten des eintausend dreihundert achtundvierzigsten Jahres in seine Heimat zurück. Er schritt aber in den vorbeschriebenen Handlungen ohne irgend ein Hinderniß vorwärts, indem sich ihm so zu sagen kein Feind entgegenstellte. Da aber diejenigen Städte und andere Ortschaften, welche dem König nicht geschworen, die erwähnten Gnadenerzeigungen nicht erlangen konnten, und einige Städte und Ortschaften, die geschworen, während etlicher Zeit dieselben gar nicht zu bekommen suchten, und einige sie, jedoch ohne Wiedereinweihung [3]) der Kirchhöfe und Kirchen und ohne die Absolution der während der päpstlichen Exkommunikation in den Kirchhöfen und Kirchen begrabenen Verstorbenen genossen, so wuchs die Ungleichheit und Spaltung der Kirchen, nun größer als sie früher war, so sehr an, daß nach dem Worte Christi im Evangelium der letzte Betrug der Menschen ärger geworden ist als der erste. [4])

Einer der vorbenannten Prälaten aber forderte für die Absolution der Leute und für die Wiedereinweihung der Kirchhöfe einen unmäßigen und unbescheidenen Geldbetrag und erpreßte ihn von denen, welche absolvirt werden wollten, was traurig und schrecklich zu sagen ist. Denn er erzeugte bei den meisten Menschen Aergerniß am Glauben, Zweifel, Verwirrungen, Scheltungen, Murren, Mißtrauen, Verzweiflung, Geschrei, Aufregung und Furcht und Verdacht vor dem Laster der Simonie. Man

---

ebenso wahr, daß durch die gewöhnliche Gewinnsucht der päpstlichen Gesandten vielfaches Aergerniß in Staat und Kirche gegeben ward, worüber unser Chronist mit Recht wieder in seine wehmüthigen Klagen ausbricht.

[1]) Ezechiel 4, 6,

[2]) Buch der Weisheit 11, 17.

[3]) Eine solche Wiedereinweihung, reconciliato, der von dem Verfluchungsstrahl des Interdikts getroffenen Kirchhöfe und Kirchen mußte auf die feierlichste Weise vorgenommen werden, mit andächtigen Prozessionen, in demüthigen Bitten und Gebeten, durch Ertheilung des Ablasses, durch Erklärung vollständiger Sühne, hierauf durch Besprengung mit Weihwasser und durch die Absolution der Begrabenen, daß sie, sofern sie unter dem Fluche in die ungeweihte Erde gekommen seien, von diesem Fluch doch nicht weiter an die Hölle gebunden und daher der Seligkeit doch theilhaft sein sollen.

[4]) Das Wort, das hier dem Erlöser selbst in den Mund gelegt wird, findet sich dem Sinne nach allerdings Matth. 12, 45 und Luc. 11, 26, ist aber doch genauer und buchstäblicher jenes Wort, das nach Matth. 27, 64 die Juden sprachen, als es sich um die sichere Verwahrung des Grabes Christi handelte.

sagte nämlich: „Die Geistlichen mißachten, zerreißen und schänden, zerstreuen und verwirren die Kirche Gottes, die Braut Christi. Sie zerstücken ihre Vollständigkeit, brechen ihre Einheit, zerschneiden ihre Eintracht, verwunden ihre Liebe, verhärten ihre Güte und Milde, schwächen und entkräften ihre Gluth, verwehren ihre Freigebigkeit und binden sie mit den Schlingen der Habsucht, indem sie dieselbe von der freien Schenkung zurückhalten und ihre freiwilligen Gaben verkaufen und kaufen. Das Wort Christi, der im Evangelium sagt: „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es" [1]), haben sie geringschätzig gänzlich verworfen. Den Fluch des Gehasi [2]) und Simon [3]) fürchten sie, in ihrer Bosheit erblindet, ganz und gar nicht. O wie gemein ist die Kirche in ihren vorzüglichsten Gliedern geworden, die immer wieder ihre schlimmsten Wege laufen! „Gewichen ist von ihr alle ihre Schönheit", [4]) weil diejenigen, welche sie mit dem Worte der Wahrheitslehre und dem Beispiel der Gerechtigkeit erleuchten sollten, sie mit der Finsterniß ihrer Irrthümer und der Höllenmacht ihrer Laster verdunkeln." Sie sagen ferner, um ihre Worte zu gebrauchen: „Wenn für Geld in gehöriger Weise Gottesdienst gehalten wird, um so viel mehr ist ohne Geld Gottesdienst zu halten gut und theuer."

Das sagen sie, weil sie dafür halten, daß in den vorbemeldeten Erpressungen Simonie getrieben werde. O welche Sünde und wie große Unsinnigkeit, für die Absolution einer einzigen Stadt oder für die Erlassung des Interdikts oder die Wiedereinweihung eines Kirchhofs 40 oder 50 oder 60 Gulden zu fordern! Sie verhüllen aber, wie man sagt, die Simonie unter dem Vorwande von Siegelgeld. Ich schweige von andern Dingen. Alles, was erwähnt worden, verwünschen die einfachen Leute und Laien. Niemand mit gesundem Verstande stellt in Abrede, daß die für den Bischof gebührenden und dem Recht entsprechenden Kosten geleistet werden sollen. Aber anders ist es, wenn es auf die vorbesagte Weise geschieht. Denn dann weiden sie, die Hirten heißen, sich selbst, so daß sie die Schafe

---

[1]) Matth. 10, 8.

[2]) Er war Dienstknabe bei dem Propheten Elisa, der seiner Wundergabe wegen, Kranke zu heilen, weit und breit bekannt war. Zu ihm war darum auch der aussätzige Naemann, Feldherr des syrischen Königs Benhadad II., zu Anfang des 9. Jahrhunderts gekommen, und mußte sich auf Elisas Rath im Jordan sieben Mal untertauchen, worauf er, vom Aussatz ganz befreit und völlig gesund, aus des Jordans gepriesener Fluth emporstieg. Darüber war sein Gemüth des innigsten Dankes voll geworden und er wollte dem Propheten, seinem Retter, für den kostbaren Rath durchaus ein Geschenk aufnöthigen. Allein umsonst, er mußte heimziehen, ohne im Hause Elisas auch nur etwas zurücklassen zu dürfen. Da wurde Gehasi vom Gelüste geplagt, dem Syrer nachzujagen und das Geschenk, vorgeblich auf das Geheiß des Propheten, zu begehren, damit er es dann im eigenen Besitz und Genuß selber verbrauche. Mit der größten Freude gab ihm der Feldherr zwei Zentner Silber und zwei Feierkleider, Gehasi nahm sie und jeder gieng seines Weges. Als der Knabe wieder in's Haus trat, warf ihm der Prophet in unheimlichem Ton die Frage zu: Woher Gehasi? und wünschte ihm sofort die Strafe an, daß der Aussatz, der vom Syrer gewichen, nun auf ihn falle, und „aussätzig wie der Schnee" gieng Gehasi vom Propheten hinweg. S. 2 Kön. 5, 20—27.

[3]) Seiner ist schon Neujahrsblatt 1859 p. 57, Note 1, gedacht worden. Der Zauberer Simon (Apostelgesch. 8, 18—26) glaubte, die Gabe des hl. Geistes, welche die Apostel durch Handauflegung und Gebet ertheilten, durch Geld kaufen zu können, erhielt aber von Petrus die erschütternde Antwort: „Verdammt seist du mit deinem Gelde, weil du meinst, die Gabe Gottes werde durch Geld erkauft!" Von diesem Simon kommt das Wort Simonie, worunter das Kaufen und Verkaufen geistlicher Stellen um Geld verstanden wird.

[4]) Jerem. Klagelieder 1, 9.

nicht weiden, sondern scheeren, ja was noch schlimmer ist, nicht scheeren, sondern schinden; daß sie nicht Hirten, sondern Wölfe sind, zeigen sie, indem sie es so machen. Die Tochter Israel ist in die Tiefe der Laster gefallen; niemand ist da, der sie aufweckt oder aufhebt. Denn diejenigen, denen es daran gelegen sein sollte, dies zu thun, nämlich ihre Regierer und Hirten sind tiefer als die übrigen gesunken. Falsches Silber sind sie geheißen, das Gold ist in Schlacken verwandelt.

Der oftgenannte Nachfolger des Kaisers Ludwig forderte, als die Städter und die Landesherren im Begriff waren, ihm zu schwören, in den päpstlichen bei sich getragenen Briefen außer vielem andern, das ich übergehe, mit einem Eide von allen, daß sie weiter keinen für den Kaiser aufnehmen oder halten sollten als denjenigen, welchen der Papst als geprüft zum Kaiser oder als Kaiser geweiht und bestätigt habe. Dieser Forderung, einer unvorsichtigen nach meinem Urtheil, in vielen Rücksichten, die ich auszuführen unterlasse, leisteten sie Genüge. Er genehmigte auch zugleich mit dem Papste in denselben Briefen die Prozesse und gefällten Urtheile gegen den Kaiser Ludwig ehrwürdigen Andenkens, und erklärte, daß der Markgraf von Brandenburg, der älteste Sohn Ludwigs, mit der Kaiserin, seiner Stiefmutter und mit allen seinen Brüdern und der ganzen Familie oder selbigem Hause, so lange sie sich dem apostolischen Stuhle nicht unterwürfen, für Abtrünnige von der Kirche zu halten wären.[1])

---

[1]) Der Chronist läßt uns in seinen knappen und einseitigen Bemerkungen den Sachverhalt ziemlich verdeckt, so daß es uns nicht ganz durchsichtig wird, was der Papst und Karl VI. in gegenseitigem Verständniß gegen das Haus des verstorbenen Kaisers und namentlich gegen Ludwig von Brandenburg im Schilde führten. Um zu den rechten Quellen und Gründen zu kommen, müssen wir uns nach Brandenburg wenden. Hier, in der Mark, war damals eine heillose Verwirrung eingerissen und vorzüglich brachte die Ritterschaft über das ganze Land einen unaufhörlichen Schrecken. Sie verlegte sich auf Mord und Brand, als wäre es ihr rechtmäßiges Handwerk, und versetzte die Bewohner jeder Hütte zu Stadt und Land in unberechenbaren Schaden. Diese brandenburgischen Raubritter stammten sämmtlich aus dem Adel, die ersten Familien schämten sich nicht, derartige Räuber- und Mörder-Clubbs zu liefern und diese selbst steckten sich zu jedermanns Hohn und Aergerniß keck unter einen foppenden Namen. Die Einen nannten sich Stellmeisen oder Wegelagerer, die Andern nach dem Stiftungstage ihres Diebsbundes Martinsvögel, noch Andere nach ihrem angenommenen Ordenszeichen Schlägler. Weder vom Kaiser noch vom Reiche war gegen die Räuber und Räubereien irgend eine Hülfe zu erwarten, ja der Markgraf Ludwig von Brandenburg, die Herzoge von Braunschweig, der Erzbischof von Magdeburg sahen sich gezwungen, den schrankenlosen Unfug der Ritterschaft geradezu als rechtmäßig anzuerkennen. In solchen Nöthen, die mit jedem Tage wiederkehrten und zu größerer Gefährde stiegen, waren die Städte von selbst darauf angewiesen, jede Maßregel der Sicherheit, wie und worin sie nun immer gefunden werden konnte, ohne Zaudern zu ergreifen. Sie umzogen ihr Gebiet mit festen Mauern, übten ihre Bürger in den Waffen und schlossen hauptsächlich enge Verbindungen, Schutz- und Trutzbündnisse mit einander. So war es schon lange geschehen in Westphalen, Niedersachsen, im Lande der Wenden, am Rhein, in Schwaben und dies thaten eben jetzt auch die Städte in jener Altmark. Aber gerade jetzt, wo die Verwirrung im Lande auf das Höchste gestiegen war und die Vorwürfe darüber von allen Seiten auf den Markgrafen Ludwig geschüttet wurden, kam das Gerücht in Umlauf, daß der frühere Markgraf Waldemar der Große, mit welchem das anhaltische oder askanische Haus in Brandenburg erloschen war, im Jahre 1319 nicht gestorben und sein damaliges Leichenbegängniß, das mit der größten Feierlichkeit abgehalten worden, eine absichtliche Täuschung gewesen sei. Dieses Gerücht wurde von allen Feinden Ludwigs geflissentlich benutzt, den Markgrafen in die Enge zu treiben und wo möglich zu stürzen. Man stellte einen falschen Waldemar auf — es soll ein Müller Namens Rehbock gewesen sein — und suchte ihm allerwärts die Anerkennung zu erwirken. Vor allen andern ergriff der Kaiser Karl den erwünschten Anlaß, seinen bittern Groll an Ludwig auszulassen, bot die Reichsvasallen gegen ihn auf, erklärte im Lager von Frankfurt den falschen Waldemar für den ächten Markgrafen und verwendete sich mit allen erdenklichen, auf obige Uebel gegründeten Beschuldigungen bei dem Papste, daß er ihn und

In der vorbesagten Pest sind alle Carmeliter [1]) und alle Conventualbrüder der Eremiten in Messina, der erwähnten Stadt Siziliens, vom Tode hingerafft worden.

---

sein Haus nicht mehr würdig zur Herrschaft und nicht mehr gehörig zur Kirche erkläre. Hierauf gieng der Papst auch seinerseits wieder gerne ein und so steuerten beide auf das Ziel los, das unser Chronist andeutet.

[1]) Der Orden der Carmeliter trägt einen eigenthümlichen Charakter und macht sich seine wundersame Geschichte. Er stammt aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, also aus derselben Zeit, wie der Prämonstratenserorden, s. Neujahrsblatt 1862, p. 227, Note 1. Freilich haben sich die Carmeliter in ihren Schriften alle mögliche Mühe gegeben, nachzuweisen, daß ihr Orden der älteste von allen gewesen sei und immer als der vornehmste gegolten habe. Er reiche, sagten sie, bis zum Propheten Elias hinan, der ja auch auf dem Berge Carmel seinen Wohnsitz gehabt und darum ihrem Orden als der erste älteste Stifter den Namen Carmeliter gegeben habe. Gott habe dem Propheten, erzählen und erklären sie weiter, einst befohlen, er solle sich am Bache Kerith verbergen, und das sei der Ruf von oben herab gewesen, die Welt zu verlassen und Eremit zu werden. Elias salbte den Elisa zum Nachfolger, das sei die Stiftung des Mönchsstandes. Ebenso habe der Prophet auch die drei Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams gehabt. Seine Kleidung, das rauhe Fell und der lederne Gürtel, seien das eigentliche Mönchsgewand. Und wenn Elias ein Kahlkopf genannt wurde, so geschah dies blos deßhalb, weil er sein Haupthaar zu jener Krone geschoren hatte, welche die Mönche tragen. Kurz, Elias war der erste der Carmeliter, sein Schüler Elisa der zweite, hernach kamen die Propheten Jona, Micha, Obadja und eine Reihe anderer Gottesmänner schon aus dem alten Bunde, die alle zum Orden der Carmeliter gehört haben. Diese ruhmrednerischen Prahlereien der Carmeliter, die lange genug in ihren Büchern stehen geblieben waren, wurden hauptsächlich durch den Jesuiten Papebroch gänzlich aufgelöst und auf ihren geschichtlichen Gehalt zurückgeführt. Derselbe besteht nun in folgenden Resultaten. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts ging ein Berthold aus Calabrien mit andern Wallfahrern auf den Berg Carmel, um daselbst zu beten. Sie glaubten, die Höhle gefunden zu haben, aus welcher Elias in den Himmel erhoben worden, und ließen sich nun hier nieder, bauten eine Hütte nebst einer Kapelle und führten ein strenges, arbeitsames Leben der Einsamkeit, daher sie vorzüglich die Einsiedler, Eremitæ, hießen. Bald schlossen sich ihnen viele andere an und der Berg Carmel mit seinen Einsiedlern zog die Aufmerksamkeit in der Nähe und aus der Ferne auf sich. Und an den Namen Berthold knüpften die Carmeliter nun wieder die berühmte Geschichte jener wundervollen Lanze zu Antiochien. Als nämlich die Stadt Antiochien gegen die Türken vertheidigt werden mußte, habe ein Berthold dem allmächtigen Gott gelobt, er wolle ein Mönch des uralten Ordens der Carmeliter werden, wenn die Stadt unter dem hl. Zeichen des Kreuzes Christi gerettet würde. In der folgenden Nacht sei dem Manne der Erlöser, begleitet von der hl. Jungfrau und Petrus, erschienen und und habe ihm des Bestimmtesten zugesagt, daß Antiochien der Hand der Heiden entrissen werde, sobald das Heer der Christen eifriger Buße thue und im Wandel sich besser verhalte. Als hiezu jedermann aufgefordert wurde und gute Zeichen davon unter den Christen an den Tag traten, habe der Apostel Andreas einem Carmeliter den Ort gezeigt, wo die Lanze gelegen, mit welcher dem Herrn in die Seite gestochen worden, diese sollten sie nehmen und mit dieser würden sie siegen. Das ging denn auch buchstäblich in Erfüllung. Nun sei Berthold, seinem abgelegten Gelübde gemäß, auf den Carmel gewandert, sei hier in den Orden getreten, sei sogar des Ordens erster lateinischer oder abendländischer General geworden und sei als solcher auch gestorben. — Aber noch mangelte dem Orden eine vollständige Regel. Da wandte sich Brocard, der Nachfolger Bertholds, der zweite Vorsteher der Einsiedler vom Carmel, an den Patriarchen Albert von Jerusalem und erhielt von ihm 1209 die gewünschte Ordensregel in 16 Artikeln. Sie sollen, heißt es darin, einen Prior wählen, sollen in abgesonderten Zellen leben, sollen sich mit Handarbeiten beschäftigen und, wenn keine solchen vorhanden wären, bei Tag und Nacht dem Gebet obliegen; wer von ihnen zum Chor gewählt sei, soll die canonischen Stunden hersagen; sie sollen kein Eigenthum besitzen, niemals Fleisch essen und vom Feste der Kreuzerhöhung (14. Sept.) bis Ostern Fasten halten; sollen von der Vesper bis zur dritten Stunde des folgenden Tages schweigen, und sollen dem Prior unterthänig gehorchen, der Prior aber selbst soll ein Muster der Demuth sein. Diese Ordensregel wurde nach etwa 40 Jahren unter dem Papst Innocenz IV. in manchem Punkt geändert und zwar theils erweitert, theils gemildert. Die Carmeliter durften nun überall Klöster bauen, konnten auf Reisen und in Krankheiten Fleisch essen, mußten nur noch wenige Stunden schweigen und bekamen die Befugniß, gemeinschaftlich zu essen. Eben daher und von dem Namen fratres, der weiter unten erklärt wird, führt Vitoduran neben den Carmelitæ auch fratres Heremitarum conventuales an. Der Orden ging dann, besonders als das Gebiet der Christen in Palästina immer kleiner und sie selbst immer gefährdeter wurden, auf abendländischen Boden über und breitete sich hier rasch aus. Im Jahre 1238 baute er sein erstes Kloster auf der Insel Cypern und bald hernach auf der Insel Sizilien, wo sie also auch unser Chronist kennt und erwähnt; 1240 erscheinen sie

Ferner drangen im Jahre 1348 die Kreuzritter, die Deutsch-Herren gewöhnlich genannt, die in der Provinz Preußen ihre Herrschaft hatten, zur Winterszeit auf gewohnte Weise, damals durch die Mitwirkung und Hülfe weniger christlicher Krieger unterstützt, in Litthauen ein, um die Heiden aufzureiben. Sie stürzten auf diese, als sie zum Kriege mit ihnen eben gerüstet und versammelt waren, ein und schlugen, wie man sagt, etwa 12,000 aus ihnen mit zweien oder dreien ihrer Könige todt, mehr als gewöhnlich, obgleich sie beinahe allein waren, durch Gottes Hülfe begünstigt.

Weiter nahm in demselben Jahr im Monat Juni die Bürgerschaft zu Nürnberg den Markgrafen von Brandenburg, nachdem einige von den Vornehmern der Stadt, die dem neuen König den Eid der Treue geleistet, vertrieben und durch die Flucht entgangen waren, feierlich auf und schloß mit ihm des Friedens und der Treue Bündnisse.

Ueber die eben erwähnten Heiden und Kreuzträger wird nach einem neuen und verbreiteten Gerücht erzählt, daß die Kreuzritter, welche die nahe Ankunft der Heiden vorauswußten, wohl gefaßt, nachdem sie die christlichen Insassen oder Bewohner des ganzen umliegenden Landes gesammelt, aber damals von der Hülfe der christlichen Herren verlassen, in einer waldigen Gegend von der Seite her die darauf nicht bedachten Heiden angriffen, die Oberhand über sie bekamen und 20,000 mit der Schärfe des Schwertes niedermachten. Auch sind ihrer 20,000 in Wassern und Sümpfen ertrunken, wenige aber, wie es heißt, vom Heer der Gläubigen, etwa 20 Mann, in jener Schlacht gefallen. Von den den Heiden abgenommenen Waffen aber und ihrer andern Beute haben sich die Christen mit Gottes Hülfe sehr bereichert. Dieser Sieg, den die Gläubigen über die Ungläubigen erlangt haben, wird auf diese Weise allgemeiner erzählt, als wie ich ihn vorher beschrieben habe. [1])

---

in England und vier Jahre darauf in der Gegend von Marseille. Von Sizilien gingen sie nach Italien, von England nach Schottland und Irland über. Was dem Orden den Weg nach allen Richtungen bahnte und ihm einen bedeutsamern Namen eintrug, war das vorgeblich hohe Alter, die Abkunft aus dem heiligen Lande, die Strenge der ersten Regel, sowie auch Empfehlungen und Freiheitsbriefe, die der päpstliche Stuhl dem Orden bei jeder Gelegenheit ausstellte. Aber noch weit mehr als alles dieß hat den Orden das Scapulier, scapulare, in ein unerhörtes Renommée gebracht, das ist das Schulterkleid, das ohne Aermel von den Schultern vorn und hinten herabhängt, aus grauer Wolle verfertigt, 4 Zoll breit und 6 lang, mit dem Bilde der hl. Jungfrau Maria gezeichnet. Denn ihr ist der Orden so sehr gewidmet und zugethan, daß sich die Ordensglieder nach ihr so benennen: „Unserer Lieben Frauen Brüder und Schwestern", Fratres Beatæ Mariæ Virginis de Monte Carmelo, woher denn für sie eben auch unser Chronist den Namen fratres braucht, der hier in einem präcisern Sinn als bei andern Orden zu nehmen ist. Ueber das Scapulier erzählen nun die Carmeliter folgenden Hergang. Einst im Jahre 1246 habe Simon Stock in England, ihr sechster General, zur hl. Jungfrau gebetet, sie möchte, da sie ja die Ordensgenossen ihre „Brüder", fratres, nenne, sich auch als ihre Mutter zeigen und sie durch irgend ein Gnadenzeichen vor ihren Verfolgern rechtfertigen und erhöhen. Hierauf sei sie ihm mit einem großen Gefolge erschienen und habe ihm das Scapulier mit den Worten vorgehalten: „Siehe hier das Schulterkleid, das sei ein Vorrecht für dich und alle Carmeliter! Wer in demselben stirbt, der wird das ewige Feuer nicht leiden!" — Das Scapulier der Carmeliter ist weltberühmt geworden. Tausende haben es, wenigstens in den letzten Stunden, getragen, um der Seligkeit desto gewisser zu sein. Unzählige Heilungen und Wunder sind, ähnlich wie an dem Rocke Christi, durch das Scapulier der Carmeliter geschehen und auch später noch haben sich allerlei Scapulierbrüderschaften und Scapulierfeste gebildet.

[1]) Man mag den ersten oder zweiten Bericht gelten lassen, es tritt nur an der Darstellung ein etwelcher Unterschied hervor, aber die Thatsache ist verbürgt. Der Orden der Deutschherren beherrschte mit einem wilden Schwerte mehr oder minder den ganzen Norden und zog als eigentliche Kreuzritter unter dem Kreuze Christi, aber ohne das Evangelium Christi

In dieser Zeit wurde bei vielen Leuten verschiedener, ja aller Klassen mit sehr großer Gewißheit das Gerede verbreitet, der Kaiser Friedrich, der zweite dieses Namens (von dem an ich den zweiten Theil [1]) des gegenwärtigen Werkes begonnen habe), werde in der größten Macht seiner Herrschaft kommen, um den ganz verderbten Zustand der Kirche zu verbessern. Diejenigen Leute, die das Gesagte annehmen, fügen noch hinzu, er müsse durchaus kommen, wenn er auch in tausend Theile zerschnitten, ja wenn
250. er zu Staub verbrannt wäre; deßhalb weil es von oben herab beschlossen sei, müsse es so geschehen,

---

bald in dieses, bald in jenes Gebiet, um in erster Linie zu erobern und die Leute unter seinen Gehorsam zu bringen, um in zweiter Linie zu bilden und aus den Heiden Christen zu machen. Was für ein Christenthum diese Heiden auf den Kreuzzügen und unter dem Schwerte der Deutschherren kennen lernten, läßt sich denken und ist in vielen Proben erwiesen. Der Deutschherren-Orden ist mit dem 14. Jahrhundert, also mit dem Jahrhundert unsers Chronisten, für Polen, Rußland, Litthauen und noch in weitern Entfernungen eine furchtbare Macht geworden, die sich Land und Leute zu ihren Diensten und Gewinnsten zu erzwingen wußte. Von Polen mußte König Kasimir der Große (1333—1370) im Kalischen Frieden große Landstrecken an die preußischen Landritter abtreten. Die Stadt Riga wurde trotz ihres Schutzbündnisses mit den norddeutschen Seestädten vom Orden genommen, mit Burg und Besatzung versehen und dadurch unter einem hemmenden drückenden Zwange gehalten. Den dänischen König Waldemar Attertag hatte der Orden so weit getrieben, daß Attertag diesem 1346 die Provinz Esthland in die Hand legte. In Litthauen, das nun Vitoduran vorzugsweise im Auge behält, richteten sie manches Blutbad an, aber thaten es, um es recht zu sagen, oft auch gereizt und nothgedrungen, zu des eigenen Besitzes und Leibes Wehr. Denn Gedimin, der vorher Oberstallmeister gewesen war und seinen Herrn, den litthauischen Großfürsten Witen ermordet, hierauf die Herrschaft an sich gerissen hatte, machte, um bei dem Volke beliebt zu werden, mit seinen Leuten Raubzüge in die benachbarten Länder Liefland und Preußen, selbst in die entlegenen Gegenden der Russen und Tataren. Niemand setzte den Verwüstungen der rohen Horden ein so tapfres Schwert entgegen, als der Deutschherren-Orden; aber er trieb die Barbarei in gleichem Maß und wog Raub mit Raub, Grausamkeit mit Grausamkeit, wilde Blutgier mit wilder Blutgier auf. Beide Parteien mitten im Gemetzel genommen, vermöchte man kaum mehr zu unterscheiden, wo die Heiden und wo die Christen seien. Auch Vitoduran kommt unwillkürlich — und unabsichtlich für die Christen! — zu grellen Zeichnungen, bei der gegenwärtigen wie bei frühern Erzählungen, was übrigens schon Neujahrsblatt 1862, p. 258, Note 1, gesagt worden ist. Aber bemerken müssen wir noch, daß uns, so ungewöhnlicher Art die Tapferkeit des Ordens gewesen sein mag, Vitodurans Rechnung mit den zwanzig gefallenen Christen gegen die 20,000 niedergemachten und noch 20,000 ertrunkenen Heiden wieder in das Kapitel des Unglaublichen fällt.

[1]) Der Chronist nennt die gegenwärtige Chronik deßhalb den „zweiten Theil" seines Werkes, weil er im Sinne hatte, eine vollständige Weltchronik zu schreiben und sie allem Anschein nach in den ersten Theil, von Adam an bis auf Friedrich II. und in den zweiten Theil, von Friedrich II. an bis auf seine Tage, zu zerlegen. Das beweisen uns zwei Blätter, die als prima operis pars an das Manuskript dieser Chronik angeschlossen und von Vitodurans Hand beschrieben sind. Sie tragen die Worte: „Adam zeugte zwei Söhne . . . . Balthasar (ohne Zweifel jener Belsazzar oder Beltsazzar bei Daniel, griechisch geschrieben Baltasar) wurde getödtet und ihm folgte Darius in die Regierung nach". Hier wird plötzlich abgebrochen und Vitoduran muß durch irgend einen Umstand, vielleicht durch den Tod selbst, an der Fortsetzung verhindert worden sein. Nur bleibt dann noch immer die Frage übrig, wie es kam, daß er den zweiten Theil vor dem ersten schrieb, oder was wir uns über den ersten Theil im Ganzen für Gedanken machen, da die obige Bemerkung Vitodurans das Vorhandensein desselben ganz bestimmt voraussetzt. Wir können auf zwei Wegen zu einer wahrscheinlichen Lösung kommen. Entweder nahm der Chronist den zweiten Theil vorweg unter die Feder, weil ihm das geschichtliche Material, das derselbe umschließt, näher lag, sogar in seine eigene Zeit hineinreichte und daher ihn selbst persönlich mehr behaftete und fesselte. Dann muß er sich mit dem festen Entschluß, den ersten Theil nachzuliefern, so lebendig getragen haben, als wenn derselbe schon fertig da gewesen wäre, und muß gleichsam schon den Plan zurecht gelegt haben, wie und wie weit derselbe ungefähr ausgeführt sein müsse. Oder wir gerathen auf den Schluß, der erste Theil war als ausgearbeitetes Werk wirklich schon vorhanden, ist aber für uns verloren gegangen und jene zwei Blätter mit den abgebrochenen Worten sind bloß ein beigelegtes Fragment einer Copie oder Doublette. Jedenfalls ist der Verlust dieser Weltchronik, mag sie nur erst in der Idee des Chronisten oder wirklich auf seinem Blatte bestanden haben, aufrichtig zu bedauern; denn sie wäre uns in dem eigenthümlichen Geist und Styl Vitodurans gewiß ein interessantes Buch geworden.

weil es eben deshalb abzuändern unmöglich sei. Wenn er daher nach dieser Behauptung auferweckt und auf den Gipfel seiner Herrschaft zurückgekehrt sein wird, wird er mit einem armen Mädchen oder Weibe einen reichen Mann verheirathen und umgekehrt Nonnen und die Mitglieder weltlicher Schwesterschaften mit Männern, Mönche mit Frauen begaben, den Mündeln, Waisen, Wittwen, allen und jeden Beraubten die weggenommenen Sachen zurückerstatten und Allen vollständiges Recht verschaffen. Die Geistlichen wird er so heftig verfolgen, daß sie ihre Kronen und Tonsuren [1]), wenn sie keine andere Bedeckung gehabt haben, mit Kuhmist überziehen werden, um nicht tonsurirt zu erscheinen. Die Klostergeistlichen, die gegen ihn die päpstlichen Prozesse verkündeten und ihn, vorzüglich die Minderbrüder, vom Reich getrieben hatten, wird er aus dem Lande jagen. Hat er das Reich wieder angenommen und zwar gerechter und ruhmvoller als vorher regierend, so wird er mit einem zahlreichen Heer über Meer setzen und auf dem Oelberge oder bei dem dürren Baume seine Herrschaft niederlegen. [2])

Ich kann mich nicht genug über diese trügliche Leichtgläubigkeit verwundern, daß man hofft oder glaubt, ein vor 80 Jahren gestorbener Mensch, der 30 Jahre regiert hat, lebe wieder auf. Die Leute dieser trüglichen Leichtgläubigkeit sind betrogen, wie die Juden, welche glauben, der König David müsse vom Herrn wieder auferweckt werden und werde nach der alten Weise über Israel regieren. Das glauben sie daher, weil vom Herrn durch die Propheten gesagt ist: „Und ich werde euch meinen treuen Knecht David erwecken.“ [3]) Ezechiel nämlich sagt auch: „Ein König wird allen gebieten“, und nach wenigen Worten folgt: „Und mein Knecht David wird über sie König sein.“ [4]) Ferner sagt Jeremia: „Und sie sollen dem Herrn, ihrem Gott, dienen und David, ihrem Könige, den ich ihnen erwecken will.“ [5]) Aber diese und andere solche oder ähnliche Schriftstellen sind von Christus zu verstehen oder, wenn von einem andern, daß dieser aus dem Geschlechte Davids sei, nach dem Wort des Jeremia: „Siehe, es

---

[1]) Es ist die corona clericalis, welche die Tonsur in sich schließt, die Tonsurkrone, die Papaletra der neuern Griechen. Sie besteht darin, daß alles Haar über den Kopf hin abgeschnitten und nur ein schmaler Haarkranz in Form eines Kronenringes um den untern Kopf herum stehen gelassen wird. Diese Tonsurkrone, die vornämlich an Mönchen zu sehen war und ist, sei, hieß es, von Petrus aufgekommen, der damit die Dornenkrone seines Herrn und Meisters habe nachahmen wollen.

[2]) Ueber den Kaiser Friedrich II. sprach die Sage so erfinderisch wie über den Kaiser Friedrich I. Sie dichtete beiden, jedem in der ihm eigenen Weise, eine Zukunft voll wundersamer Dinge vor, und was unser Chronist hier vorbringt, nimmt er nicht etwa bloß aus Klosterstuben und dem Gespräch von Ordensbrüdern, die ja aus guten Gründen, wie Vitoduran zu verstehen giebt, diese Auferstehung des Kaisers zu einer Weltherrschaft nicht unter ihre Lieblingsträume zählen mochten, sondern er schöpft es in der That aus dem geschäftig erzählenden Munde aller Welt. Der dürre Baum, bei dem Friedrich die Herrschaft niederlegen wird, ist wohl nichts anderes, als der verdorrte Feigenbaum, Matth. 21, 18—21 und Marc. 11, 12—15. Was aber nun der Sinn der Sage sein mag? Vielleicht dieser, daß der Kaiser zu selbiger Zeit seine Weltherrschaft an Christus abtreten müsse, weil alsdann die Erde zum höchsten Glück und Frieden gekommen sein und das tausendjährige Reich mit seinen himmlischen Zuständen den Anfang nehmen wird. Diese Abtretung der Herrschaft geschieht entweder auf dem Oelberg als dem Sinnbild der neuen Welt, die von nun an unter dem Scepter des wiedergekommenen Messias ihre Hoheit und Herrlichkeit entfalten wird, oder bei dem verdorrten Feigenbaum als dem Sinnbild der alten Welt, wie diese in ihrer Nutzlosigkeit und Verderbniß auf den Spruch des ewigen Reichsfürsten für immer zerfällt und untergeht.

[3]) Jerem. 30, 9.

[4]) Ezechiel, 37, 22 und dann 24 und 25.

[5]) Jerem. 30, 9.

werden Tage kommen, spricht der Herr, und ich werde dem David einen gerechten Sproß erwecken und er wird als ein König regieren"[1]) u. s. w. Nicht David in eigener Person, sondern sein Sproß, d. h. derjenige, der aus seinem Geschlecht ist, Christus. Die Todten werden freilich auferstehen, werden wieder lebendig gemacht und auferweckt werden, ich läugne es nicht, nach jenem Wort des Jesaja:
251. „Es werden auferstehen deine Todten, es werden leben deine Gestorbenen. Wachet auf und bringet Lob, die ihr im Staube ruhet![2]) Und nach demjenigen Daniels: „Viele von denen, die im Staube der Erde schlafen, werden erwachen, etliche zum Leben, etliche zur Schmach."[3]) Und nach demjenigen Ezechiels: „Ich will eure Grabhügel aufthun und euch aus euern Gräbern führen und euch in das Land Israel führen und sie werden auf ihrer Erde ausruhen."[4]) Diese und andere ähnliche Schriftstellen werden von der allgemein künftigen oder von einer besondern, meistentheils schon vorübergegangenen Auferstehung verstanden. Daß aber einige Todten, die schon zu Asche geworden, auferstehen, wieder regieren und nach alter Weise wieder auf Erden wohnen werden, ist dem christlichen Glauben zuwider und stimmt mit der Schrift in vielen Stellen nicht überein, von denen ich einige berühren will. Hiob spricht: „Gedenke meiner, o Herr, daß Wind ist mein Leben und mein Auge sich nicht mehr zurückwenden noch mich der Blick des Menschen anschauen wird. Wer in die Unterwelt hinabgestiegen, steigt nicht wieder herauf noch wird er wieder in sein Haus zurückkehren noch wird ihn mehr sein Ort erkennen."[5]) Ferner sagt Salomon: „Die Lebenden wissen, daß sie sterben werden; die Todten aber wissen nichts mehr noch haben sie weiter einen Lohn, weil der Vergessenheit ihr Gedächtniß übergeben ist."[6]) Weiter David: „Er wird in das Geschlecht seiner Väter eingehen und sie werden in Ewigkeit das Licht nicht mehr sehen."[7]) Wiederum an einem andern Orte: „Der Wind wird über sie (die Blume) gehen und sie wird nicht mehr sein und man wird ihre Stelle nicht mehr kennen."[8])

Daraus schließe ich, daß es eine große Unsinnigkeit und Dummheit ist, zu glauben, der ehemalige Kaiser Friederich, der Ketzer, werde wieder auferstehen und die Erde von neuem beherrschen.[9])

---

1) Jerem. 23, 5.
2) Jes. 26, 19.
3) Dan. 12, 2.
4) Ezech. 37, 12, wenigstens großentheils.
5) Hiob, 7. 7, 9 und 10, nach der Vulgata zu fassen.
6) Prediger Salomon. 9, 5.
7) Ps. 49, 20.
8) Ps. 103, 16.

9) Wir hören am Schluß des Buches unsern Chronisten über ein thörichtes Gerede seiner Zeit so vernünftrg reden und die Stellen der hl. Schrift so verständig behandeln, daß wir fast zu zweifeln versucht wären, ob hier, in diesem Artikel von der Wiederkunft des verstorbenen Kaisers Friederich, derselbe Vitoduran schreibe, der uns so manchmal mit der größten Gewißheit von Wunder- und Gespenstergeschichten, von Geister- und Teufelserscheinungen erzählt hat. Wir machen diese Bemerkung zu unserm Wohlgefallen und nehmen von unserm Franziskaner mit der freudigen Anerkennung Abschied, daß er hin und wieder Momente haben konnte, wo er in ein lichteres Denken kam und über die allgemeine Dunkelheit seines Geschlechtes zu einem freiern Blicke sich zu erheben vermochte. Ist es ja doch auch überhaupt wahr, daß uns im Verlaufe der Chronik so manches Urtheil vorgekommen ist, das der ehrliche Minorit als Reflex der unbefangenen Seele gegeben,

Wenige Jahre vor den eben erzählten Dingen soll ein bei Mellingen geborenes Mädchen, das von mehreren Mitbrüdern meines Ordens gesehen worden, vier Jahre hindurch, was wunderbar zu sagen ist, der Speise sich enthalten haben, so daß sie innerhalb dieser Zeit eine leibliche Nahrung niemals gekostet habe. Aber durch welche Kraft erhalten, sie das Leben fortgeführt habe, ist jedermann unbekannt. Es wird von Einigen vermuthet, daß sie eines Tages aus der vorbenannten, im Aargau gelegenen Stadt Mellingen oder aus einem bei Mellingen gelegenen Dorfe mit andern Kindern in einen Wald hinausgegangen sei, um Holz zusammenzulesen und heimzutragen, und ein Kraut oder eine Wurzel gegessen habe, welche sie zum Kauen ungeschickt gemacht und ihr eine übernatürliche Kraft verliehen habe, sich forthin jeder leiblichen Speise, was vielen unglaublich scheint, freilich zur Abmagerung ihres kleinen Körpers, p. gänzlich zu enthalten. Nachdem sie nämlich aus dem Walde nach Hause zurückgekehrt war, nahm sie keine Speise mehr. Sie war aber etwa acht Jahre alt. Sie harnte nicht, weinte nicht, entleerte sich nicht, spuckte nicht aus, weil sie die verursachenden Mittel hievon nicht aufnahm. Das fünfte Jahr ihrer Enthaltsamkeit erreichte sie nicht, weil sie nach der Mitte desselben vom Leben abging oder wegschied. Sie verblieb in derselben Gestalt und Blüthe, in welcher die Ursache ihrer Enthaltsamkeit sie ergriffen hatte.[1])

---

ja das er in selbständiger Anschauung, unabhängig von der Meinung der Zeit und oft sogar im Gegensatz zu derselben zu Papier gebracht, wenn es auch Personen hohen und höchsten Ranges, wenn es Grundsätze und Handlungen derselben auf staatlichem und kirchlichem Gebiete betraf. Was uns am Ende der durchlesenen Chronik zurückbleibt, ist das Zeugniß von Unpartheilichkeit und einer gewissen Freimüthigkeit, das wir dem Chronisten im ehrenvollsten Sinne auszustellen haben, so daß wir im ganzen Umfange der Wahrheit bestätigt finden, was mit jenen Bemerkungen im Eingange zur Chronik vorangestellt worden ist. Und wenn uns im Geiste wie in der Schreibart des Buches vieles begegnet ist, was mit unsern gegenwärtigen Begriffen von Natur und Leben, von Religion und Wissenschaft nimmermehr in Einklang zu bringen wäre, so wollen wir uns darüber gerade auch von Vitoduran die Lehre geben lassen, daß wir nicht fähig sind, seine Chronik, und wäre sie noch so einfach oder selbst oberflächlich, zu lesen und zu verstehen, wenn wir sie nicht wie jede andere vom Standpunkt ihrer eigenen Zeit aus fassen können, wie wir dann überhaupt nicht die Reife besitzen, die Geschichte in ihren wandelbaren Bewegungen zu begreifen und eine in diesen Bewegungen, mögen sie von uns aus gemessen vorwärts oder rückwärts gehen, hervortretende Persönlichkeit mit dem unbestochenen Auge zu besichtigen. Wir richten dadurch immer nur uns selber und verrathen den Mangel einer höhern Bildung, ja verrathen, so gescheidt und tüchtig wir uns auch wähnen mögen, eine kleinliche Engherzigkeit und Beschränktheit, weil wir die ganze Menschheit nach unserm eigenen einzelnen Menschenzuschneiden und die in's Unendliche auseinander gehenden Gestaltungen der Menschheit, worin gerade das Inhaltsreiche und Bewunderungswürdige ihrer Geschichte liegt, kurz und knapp nur in diejenigen Formen zusammendrücken wollen, in denen wir gerade gegenwärtig unser Leben ausprägen.

[1]) Hier bricht die Handschrift ab. Sie hört mit einer sehr unbedeutenden Erzählung auf, und es ist als gewiß anzunehmen, daß Vitoduran seiner Chronik gerade diesen Schluß nicht aus Absicht und eigenem Willen gegeben habe, sondern, mitten in der Aufzeichnung der Dinge begriffen, die Feder noch in der Hand, von irgend einem Vorfall unterbrochen, am wahrscheinlichsten vom Tod überrascht worden sei, ehe er seinem Werke eine abrundende Vollendung oder mindestens einen bedeutenderen Abschluß beizusetzen im Stande war. Vielleicht ist er dem „schwarzen Tod", dessen Verheerungen er, wie wir gesehen, noch kurz vorher geschildert hat, auch selbst als Opfer gefallen. Daß er, wäre ihm die Fortsetzung der Arbeit vergönnt gewesen, die letzte Erzählung und die letzte Zeile nicht in solcher Weise geschrieben hätte, darf unsere feste Ueberzeugung sein, und ist sehr zu bedauern, wie der gute treue Minorit das Schlußblatt seines gewissenhaften Zeitbuches als ein so abgerissenes Bruchstück der Welt reichen muß. Er verschwindet uns plötzlich wie in einem dunkeln Hintergrunde aus den Augen und wir haben, was ebenfalls schon in unserer Einleitung zu seiner Chronik bemerkt worden ist, weder über seinen Hinschied und seine Grabesstätte irgend ein Merkmal oder Denkmal noch eine vergewisserte Notiz über das Geschick, das seine Chronik unmittelbar, nachdem sie seiner Hand entfallen war, getroffen hat. Setzen wir ihm denn ein verdientes Monument

in unserer dankbaren Anerkennung und Würdigung seines Werkes und halten wir Winterthurs ältesten Chronisten in einem ehrenvollen Gedächtniß!

Es wäre uns ein recht erwünschtes Bild zu diesem Gedächtniß, wenn wir hier, am Schlusse der Chronik, Winterthur, Vitodurans Vaterstadt, in denjenigen Umrissen zu vergegenwärtigen im Stande wären, in denen es damals bestand, als Vitoduran in seinem Schooße das Licht der Welt erblickte. Aber gerade von dem damaligen Winterthur ist keinerlei Bild oder Blatt auf unsere Zeit gekommen; wir müssen um einige Jahrhunderte vorwärts gehen, um die Stadt in einer verbürgten Zeichnung dem Leser vor die Augen legen zu können. Diese Zeichnung, welche die Jahrzahl 1648 trägt, ist in großem und ausführlichem Rahmen als ein werthvolles Denkmal vom Winterthur selbiger Zeit auf der hiesigen Stadtbibliothek aufbewahrt, und das dießjährige Neujahrsblatt hat es sich zur Aufgabe gemacht, den möglichst genauen und, wie man sieht, in der That sehr wohl gelungenen Abdruck davon mitzubringen. Obwohl uns nun zu einer Vergleichung, die wir über die verschiedene Gestalt der Stadt im Wechsel der Zeit vornehmen wollten, eben das erste Winterthur, nämlich dasjenige Vitodurans fehlt, so mag es uns doch immerhin gestattet sein, an das gegenwärtige Bild einige Bemerkungen über das Winterthur des vierzehnten, des siebenzehnten und des jetzigen Jahrhunderts anzuschließen. Es läßt sich denken, daß Vitodurans Winterthur vorzüglich in den Häusergruppen der inneren Stadt gelegen hat, hingegen die äußere Umringung in Mauern und Graben mit den darangefügten Gebäuden erst von Vitodurans Zeit an allmählig hinzugekommen sei. Denn wir wissen und haben es bei den Stellen der Chronik, die dazu veranlaßten, bemerklich gemacht, daß gerade jene Zeit es war, mit welcher das freie Streben der Städte und ihrer Bürgerschaften emporzusteigen begann, um es gegenüber dem gewaltthätigen Gebahren von Ritterschaft und Adel zu einem selbständigen Stand zu bringen und das jung keimende Gemeinwesen zu einer sichern Stärke, ja zu einer höhern Blüthe fortzuführen. Dazu aber mußten sich die Städte auch in ihrer Bauart vorsehen. Sie umgürteten sich, damit ihre Entwicklung desto ungefährdeter sei und ihre Hand und ihr Schwert, falls es zum Kampf komme, desto erfolgreicher gegen Muthwillen und Unrecht des Feindes streite, mit Schutzmauern, Wällen und Gräben, und unser Neujahrsbild stellt uns Winterthur gerade als eine solche mit dem mittelalterlichen Sicherheitspanzer versehene Stadt hin. Aber die neueste Zeit hat darüber wieder ganz anders verfügt, und das Winterthur des jetzigen Jahrhunderts ist von demjenigen des 16. und 17. Jahrhunderts ebenso verschieden, als dieses vom Winterthur Vitodurans abstand. Die Mauern und Gräben sind wie eine beengende Fessel abgelöst und weggethan, nicht nur geht der Bürger ohne Thor und Thurmwächter mit ungehemmtem Schritt aus und ein, nicht nur schaut das Auge mit gemüthlicher Lust in die offene Umgebung nach allen Seiten, sondern die Stadt selbst zieht auf freiem Plan die Linien ihrer Vergrößerung und Verschönerung immer weiter und weiter hinaus und ist aus der engen Vergangenheit in eine weitherzigere und weitsichtigere Neuzeit übergetreten. Sie hat in den letzten Dezennien durch den Umschwung des öffentlichen Verkehrs, wie durch den raschen Entwicklungsgang von Privatverhältnissen ein völlig verändertes Ansehen bekommen, daß man fast Mühe haben könnte, den Uebergang aus den alten Zuständen in den vorhandenen und noch immer zunehmenden Fortschritt zu finden. Was würde vollends unser Franziskaner sagen, wenn er mit dem Winterthur seiner Knabenzeit in der Seele in das gegenwärtige einträte! Das ist der Schritt der Zeit, die in einer unaufhörlichen und unaufhaltsamen Bewegung begriffen ist, das rastlose Streben und Weben der Jahrhunderte, in welchem, wie dem Menschen das Gewand, so ganzen Städten das Kleid zugeschnitten wird, je nach Gefühl und Gedanken, die als inneres Machtgesetz die äußere Welt gestalten. Fast unwillkürlich werden wir hier auf die Betrachtung gezogen, daß die Gestaltung der Geschichte aus lauter Uebergängen besteht, und wir daher jede Zeit theils für sich selbst in ihrer eigenen Berechtigung, theils als Bindemittel und Ueberleitung in die Zukunft anzuschauen haben, und damit sehen wir uns wieder zu derselben Idee geführt, die wir unmittelbar vorher über den Charakter der Chronik und die in ihrer Zeit befangene Persönlichkeit des Verfassers dargelegt haben. Städte wie Menschen, Baustyl wie Bücherstyl, Bekenntnisse des Glaubens und das Gepräge der Charaktere, sie müssen in und nach ihrer Zeit verstanden werden, und je freier wir uns mitten aus unserer Gegenwart heraus mitten in sie hinein versetzen, desto richtiger würdigen wir sie, desto mehr Wahrheit hat unsere Ansicht und desto mehr Gerechtigkeit unser Urtheil. Aber der höhere Werth ist in diesem Wechselgang der Zeiten und Dinge nur damit gegeben, daß die Gestalten nicht nur in einer Bewegung, sondern in einer vorwärtsschreitenden Bewegung erscheinen, und der Geist, der in den Gestalten lebt, sich immer mehr seiner Bestimmung bewußt und befähigt wird, die Menschheit in der freien Bildung und in der gebildeten Freiheit höher und höher emporzutragen und sich hiezu das Leben nur in schönen Formen dienstbar zu machen.

Schluß der Chronik.



PLAN der STADT WINT



Auf Neujahr 1863.

nach dem Original

RTHUR im JAHR 1648.



Lith. Anstalt v. J Wurster u. Comp. in Winterthur

mälde auf 1/6 reduzirt.

Collation der Seitenzahlen in Text und Uebersetzung der Chronik durch die drei ersten Lieferungen oder Neujahrsblätter 1859, 1860, 1861.

Text.	Uebersetzung.
pag. 1.	Seite 1, Zeile 1.
„ 2.	„ 1, „ 3 von unten.
„ 3.	„ 4, letzte Zeile.
„ 4.	„ 6, Zeile 5 von oben.
„ 5.	„ 7, „ 12 von unten.
„ 6.	„ 8, „ 6 von unten.
„ 7.	„ 10, „ 6 von oben.
„ 8.	„ 11, „ 7 von oben.
„ 9.	„ 12, „ 17 von oben.
„ 10.	„ 13, „ 15 von unten.
„ 11.	„ 14, „ 13 von unten.
„ 12.	„ 15, „ 4 von unten.
„ 13.	„ 16, letzte Zeile.
„ 14.	„ 18, Zeile 9 von oben.
„ 15.	„ 20, „ 14 von oben.
„ 16.	„ 21, „ 10 von oben.
„ 17.	„ 22, „ 8 von oben.
„ 18.	„ 23, „ 8 von oben.
„ 19.	„ 23, „ 7 von unten.
„ 20.	„ 24, „ 14 von unten.
„ 21.	„ 25, „ 15 von oben.
„ 22.	„ 26, „ 8 von oben.
„ 23.	„ 26, „ 3 von unten.
„ 24.	„ 27, „ 9 von unten.
„ 25.	„ 28, „ 16 von unten.
„ 26.	„ 29, „ 17 von unten.
„ 27.	„ 30, „ 13 von oben.
„ 28.	„ 31, „ 10 von oben.
„ 29.	„ 32, „ 9 von oben.
„ 30.	„ 33, „ 4 von unten.
„ 31.	„ 36, „ 8 von unten.
„ 32.	„ 37, „ 9 von unten.
„ 33.	„ 38, „ 14 von unten.
„ 34.	„ 39, „ 13 von oben.
„ 35.	„ 40, „ 6 von oben.
„ 36.	„ 41, „ 7 von oben.
„ 37.	„ 42, „ 11 von unten.
„ 38.	„ 43, „ 4 von unten.
„ 39.	„ 44, „ 4 von unten.
„ 40.	„ 45, „ 7 von unten.
„ 41.	„ 46, „ 16 von unten.
„ 42.	„ 47, „ 8 von unten.
„ 43.	„ 50, „ 2 von oben.
pag. 44.	Seite 50, Zeile 3 von unten.
„ 45.	„ 52, „ 5 von oben.
„ 46.	„ 53, „ 3 von unten.
„ 47.	„ 55, „ 2 von oben.
„ 48.	„ 56, „ 4 von oben.
„ 49.	„ 57, „ 1 von oben.
„ 50.	„ 58, „ 3 von unten.
„ 51.	„ 60, „ 13 von unten.
„ 52.	„ 64. „ 3 von oben.
„ 53.	„ 65, „ 1 von unten.
„ 54.	„ 67, „ 1 von unten.
„ 55.	„ 69, „ 12 von unten.
„ 56.	„ 71, „ 10 von oben.
„ 57.	„ 73, „ 2 von oben.
„ 58.	„ 74, „ 5 von oben.
„ 59.	„ 78, „ 13 von unten.
„ 60.	„ 79, „ 15 von unten.
„ 61.	„ 80, „ 6 von unten.
„ 62.	„ 82, „ 15 von unten.
„ 63.	„ 83, „ 15 von oben.
„ 64.	„ 84. „ 11 von oben.
„ 65.	„ 85, „ 8 von unten.
„ 66.	„ 87, „ 1 von oben.
„ 67.	„ 88, „ 10 von oben.
„ 68.	„ 89, „ 4 von unten.
„ 69.	„ 91, „ 16 von unten.
„ 70.	„ 92, „ 5 von unten.
„ 71.	„ 93, „ 4 von unten.
„ 72.	„ 96, „ 8 von oben.
„ 73.	„ 98, „ 4 von unten.
„ 74.	„ 99, „ 4 von unten.
„ 75.	„ 103, „ 6 von oben.
„ 76.	„ 105, „ 1 von oben.
„ 77.	„ 105, „ 6 von unten.
„ 78.	„ 106, „ 8 von unten.
„ 79.	„ 108, „ 6 von oben.
„ 80.	„ 109, „ 7 von unten.
„ 81.	„ 110, „ 10 von unten.
„ 82.	„ 111, „ 5 von unten.
„ 83.	„ 112, „ 4 von unten.
„ 84.	„ 114, „ 3 von oben.
„ 85.	„ 115, letzte Zeile.
„ 86.	„ 117, Zeile 8 von oben.

Text.	Uebersetzung.
pag. 87.	Seite 118, Zeile 11 von unten.
„ 88.	„ 120, „ 4 von oben.
„ 89.	„ 121, „ 3 von oben.
„ 90.	„ 122, „ 12 von oben.
„ 91.	„ 123, „ 14 von oben.
„ 92.	„ 124, „ 8 von oben.
„ 93.	„ 125, „ 4 von oben.
„ 94.	„ 127, „ 6 von oben.
„ 95.	„ 128, „ 9 von unten.
„ 96.	„ 130, „ 6 von oben.
„ 97.	„ 131, letzte Zeile.
„ 98.	„ 133, Zeile 16 von unten.
„ 99.	„ 134, „ 8 von unten.
„ 100.	„ 135, „ 14 von unten.
„ 101.	„ 137, „ 8 von unten.
„ 102.	„ 138, „ 9 von unten.
„ 103.	„ 140, „ 2 von oben.
„ 104.	„ 142, „ 4 von oben.
„ 105.	„ 144, „ 3 von oben.
„ 106.	„ 145, „ 13 von unten.
„ 107.	„ 146. „ 19 von unten.
„ 108.	„ 147, „ 10 von oben.
„ 109.	„ 149, „ 7 von oben.
„ 110.	„ 150, „ 11 von oben.
„ 111.	„ 152, „ 5 von unten.
„ 112.	„ 154, „ 10 von oben.
„ 113.	„ 157, „ 7 von oben.
„ 114.	„ 159, „ 4 von unten.
„ 115.	„ 161, „ 7 von oben.
„ 116.	„ 162, „ 12 von unten.
„ 117.	„ 163, „ 12 von unten.
„ 118.	„ 164, „ 14 von unten.
pag. 119.	Seite 166, Zeile 4 von oben.
„ 120.	„ 166, „ 2 von unten.
„ 121.	„ 169, „ 6 von oben.
„ 122.	„ 170, „ 6 von unten.
„ 123.	„ 173, „ 2 von oben.
„ 124.	„ 173, „ 4 von unten.
„ 125.	„ 175, „ 7 von oben.
„ 126.	„ 176, „ 7 von oben.
„ 127.	„ 176, „ 1 von unten.
„ 128.	„ 177, „ 7 von unten.
„ 129.	„ 178, „ 9 von unten.
„ 130.	„ 179, „ 2 von unten.
„ 131.	„ 181, „ 14 von unten.
„ 132.	„ 183, „ 6 von oben.
„ 133.	„ 184, „ 8 von unten.
„ 134.	„ 185, „ 4 von unten.
„ 135.	„ 187, „ 1 von oben.
„ 136.	„ 188, „ 7 von oben.
„ 137.	„ 189, „ 4 von oben.
„ 138.	„ 190, „ 9 von oben.
„ 139.	„ 190, „ 2 von unten.
„ 140.	„ 191, „ 10 von unten.
„ 141.	„ 192, „ 5 von unten.
„ 142.	„ 194, „ 4 von oben.
„ 143.	„ 195, „ 3 von unten.
„ 144.	„ 197, „ 1 von oben.
„ 145.	„ 198, „ 2 von oben.
„ 146.	„ 199, „ 8 von unten.
„ 147.	„ 201, „ 4 von unten.
„ 148.	„ 206, „ 5 von oben.
„ 149.	„ 209, „ 5 von oben.
„ 150.	„ 211, „ 4 von unten.

Zusätze und Berichtigungen.

Seite 4, Zeile 4 von unten, statt: Bischof von Canterbury — Kunigunde, lies: Erzbischof von Canterbury und Märtyrer und die hl. Jungfrau Kunigunde.

„ 5, Zeile 17 von oben, statt: bei der Stammlinie — oft genannt, lies: den ich schon oft genannt, gebürtig aus dem Stamme der Herzoge von Schwaben, erhielt. —

„ 7, Zeile 11 von oben, statt: Ebenso gegen die Sarazenen, von denen 25,000 durch — lies: Ebenso gegen die Stedinger, von denen 35,000 durch. — Die Stedinger waren eine kleine Völkerschaft im Oldenburgischen, die sich im 13. Jahrhundert kirchlich zu befreien suchten, aber durch das Schwert der Kreuzritter oder des Deutschherrenordens völlig unterdrückt wurden.

„ 7, Zeile 18 von oben, statt: Tafel, welche von Adam an — getroffen würde, lies: Tafel, welche die Welt darstellte, daß sie von Adam an getheilt sein (nämlich zwischen Gott und dem Teufel) und zuletzt Christus erscheinen und die Menschheit erlösen werde, und daß die Tafel zur Zeit des damals regierenden Richters in Spanien werde gefunden werden.

„ 7, Zeile 7 von unten, statt: betrieben, lies: befördert.

Seite 7, Zeile 6 von unten, statt: bereits zwei Jahre, lies: beinahe zwei Jahre.
„ 9, Zeile 9 von oben: Der Name „Parteiungskönig“ ist im kirchlichen, nicht politischen Sinne zu nehmen, soviel als ketzerisch, Ketzerkönig, da er als griechisch-katholisch gegen die römisch-katholische Kirche stand.
„ 9, Zeile 5 von unten, statt: es möchte doch — mit meinem Volke, lies: sie sollen, sobald wir zum Kampfe zusammentreffen würden, mit meinem Volke —.
„ 10, Zeile 4 von oben, statt: nach bekannten Berichterstattern, lies: nach den genannten Berichterstattern —.
„ 10, Zeile 6 von oben, statt: sprach sejne Sünde auch über das Erhabene aus, lies: sprach seinen Frevel auch gegen den Erhabenen (d. h. den Allerhöchsten = Gott) aus —.
„ 11, Zeile 13 von oben, statt: Was ich soeben über den letzten Einfall — hingezogen sei, lies: Was ich soeben zuletzt, nach Angabe Einiger, von Kaiser Friedrichs Einzug in's heilige Land erzählt habe, daß er nämlich infolge eines Kampfes mit dem Sultan daselbst eingezogen, ist nicht füglich anzunehmen, weil es weniger wahrscheinlich ist, als das früher Erzählte; sondern das ist festzuhalten, daß er nur durch eine Art von Vertrag, eine Sühne oder Waffenstillstand in das heilige Land eingezogen ist.
„ 11, Zeile 9 von unten, statt: im ruchlosen und sündhaften Gefühl, lies: in ruchloser und verkehrter Denkungsart.
„ 12, Zeile 14 von oben, statt: entsprechende Entschädigung, lies: entsprechende Buße.
„ 12, Zeile 11 von unten, statt: Da nun dieselbe — und den Becher, lies: Da nun denselben — und dieser den Becher.
„ 13, Zeile 15 von oben, statt: die Einten, lies die Einen — und so überall, wo Einte, Einten vorkommt.
„ 13, Zeile 17 von oben, statt: aus der zürcherischen Verbindung, lies: aus dem zürcherischen Convent.
„ 13, Zeile 1 von unten, statt: Regensburg, lies: Ravensburg, und in der Note dazu: Schwäbische Stadt nahe am Bodensee. Hier war Konradin in seinem Heimatlande.
„ 14, Zeile 4 von oben, statt: mit der ihr von selbst schuldigen Ehre, lies: mit der ihr auch sonst schuldigen Ehre.
„ 14, Zeile 5 von oben, statt: einen Herrn von Tirol, lies: den Herrn von Tirol. Es ist nämlich nicht irgendein Adeliger aus Tirol, sondern Meinhard, der Graf, d. h. der Landesherr von Tirol.
„ 14, Zeile 7 von oben, statt: über allen Ausdruck bestürmt, lies: über allen Ausdruck bestürzt.
„ 14, Zeile 12 von unten, statt: welche sich zur Vertheidigung — eigenen Stadt! lies: die sich zum Schutze des eigenen Lebens und Gutes in der Stadt zusammengeschaart hatten.
„ 14, Zeile 7 von unten, statt: jener sogenannte Karl aus Gallien, lies: jener König, Namens Karl, von Geburt ein Franzose —.
„ 14, Zeile 2 von unten, statt: mit, ach, abgeschnittenen Köpfen: lies: mit, ach, abgeschlagenen Köpfen.
„ 15, Zeile 7 von oben, statt: habe sich vor dem Zerwürfniß, lies: habe sich aus dem Kampfe.
„ 15, Zeile 9 von oben, statt: zum Kriegsmann gemacht, lies: zum Ritter geschlagen.
„ 15, Zeile 14 von oben, statt: geachteten Grafen Deutschlands, lies: hervorragenden Grafen Deutschlands.
„ 15, Zeile 16 von oben, statt: indem dabei alle die — erschöpft wurden, lies: während die Uebrigen in verschiedenen Martern und Qualen aufgerieben wurden. — Unter diesen Uebrigen sind die gemeinen Krieger und Söldlinge zu verstehen, im Unterschiede von jenen hervorragenden Grafen.
„ 16, Zeile 2 von oben, statt: sicherere Nachricht hatten, lies: sicherere Nachricht hätten.
„ 17, Zeile 12 von oben, statt: 1259, lies: 1260.
„ 19, Zeile 1 von oben, statt: daß jährlich in der fünften Gebetszeit, lies: daß alljährlich am nächsten Donnerstage nach Pfingsten. Es heißt im Texte: feria V proxima post festum Pentecostes. Die feriae sind die sechs Wochentage, aber vom Sonntag aus gezählt, als feria secunda = Montag (vom Sonntag aus der zweite Tag der Woche), feria tertia = Dienstag, feria quarta = Mittwoch, feria quinta = Donnerstag u. s. w. Das ist die gewöhnliche Bezeichnungsweise der Wochentage im lateinischen Kalender des Mittelalters, der durch die römische Kirche eingeführt wurde. Man vertrug die Namen nicht: dies Lunae, Martis u. s. w., weil sie heidnischen Ursprunges und Charakters waren, sondern begann die Woche mit dem dies dominicus und schloß die sechs ferias an, die man mit ihrer einschlagenden Ziffer bezeichnete.
„ 21, Zeile 14 von oben, statt: die in dem sogenannten Thurgau liegt, lies: die in der Landschaft, Namens Thurgau liegt.
„ 21, Zeile 17 von oben, statt: Inständigkeit ihrer Bitten, lies: Inständigkeit seiner Bitten.
„ 23, Zeile 11 von oben, statt: Bald darauf, lies: Gleich darauf.

Seite 24, Zeile 9 von oben, statt: und dies gegen die Ansicht des Königs Rudolf ausschlug, lies: und dies zum Nachtheil des Königs Rudolf ausschlug.

„ 24, Zeile 10 von oben, statt: so sagte der König bewegt, lies: so sagte der König zornig.

„ 27, Zeile 17 von oben, statt: vor seiner Familie, lies: vor seinem Gefolge, und: Schreibet die Worte — etwas aus, lies: Merkt euch die Worte, deutet das Geheimniß, es steckt etwas darunter.

„ 27, Zeile 11 von unten, statt: und so machte er ihren boshaften Plan — zu nichte, lies: und so machte er ihre eingewurzelte Bosheit von Grund aus zu nichte.

„ 27, Zeile 7 von unten, statt: und er unter einer roßen — stand, lies: und er auf allen Seiten von einer großen Schaar Krieger umgeben war.

„ 28, Zeile 4 von oben, statt: unter seine Soldaten zu vertheilen, lies: unter seine Ritter zu vertheilen.

„ 28, Zeile 11 von oben, statt: die in berühmtem — verbreitet wird, lies: die berühmt und frisch noch im Mund und Ruhm der Leute lebt.

„ 29, Zeile 4 von oben, statt: und desselben Fürstenrecht in keiner Rücksicht fürchte, lies: und dessen fürstliche Macht in keiner Weise fürchte.

„ 29, Zeile 16 von oben, statt: der von Toulon, lies: der von Toul (in Lothringen).

„ 29, Zeile 10 von unten, statt: die lindauische Mauth, lies: den Zoll zu Lindau.

„ 30, Zeile 9 von oben, statt: Er war seinem Orden, lies: dieser Bischof war seinem Orden.

„ 30, Zeile 14 von oben, statt: Verführungen eines bösen Geistes, lies: Vorspiegelungen eines bösen Geistes.

„ 31, Zeile 11 von oben, statt: fieng ein Graf, lies: fieng der Graf. Es ist der Graf Gottfried von Habsburg-Laufenburg, Geschwisterkind des nachmaligen Königs Rudolf. Er stand an der Spitze und befehligte das Ganze.

„ 33, Zeile 5 von oben, statt: aus der Familie des Königs, lies: aus dem Gefolge des Königs.

„ 35, Zeile 7 von oben, statt: starb aber in der Feierzeit Johannis des Täufers, lies: starb aber am Vorabend Johannis des Täufers oder Tags vor dem Feste Johannis des Täufers Nämlich vigilia ist das Nachtgebet, d. h. die Zeit vor dem Tage = Vorabend oder der Tag vorher. Also ist in vigilia mit folgendem Genitiv gewöhnlich zu übersetzen: am Tage vor — Tags vor u. s. w.

„ 35, Zeile 2 von unten, statt: Denn er stürzte mit — erbaut hatte, lies: Denn er stürzte im neuen Gemache, das er für sich in Viterbo bei dem Palast erbaut hatte.

„ 36, Zeile 9 von oben, statt: mit dem neuen Saale stürzte, lies: mit dem neuen Gemache zusammenstürzte.

„ 37, Zeile 2 von oben, statt: daß die Volksgeistlichen, lies: daß die Pfarrer. Eigentlich sind es die „Leutpriester", plebani.

„ 37, Zeile 14 von oben, statt: aber am ganzen Körper verkrüppelt, lies: aber am ganzen Leibe von der Gicht gelähmt.

„ 37, Zeile 18 von oben, statt: Bischof von Toulon, lies: Bischof von Toul.

„ 38, Zeile 14 von oben, statt: die Nerven und ihr ganzes Innere, lies: das Herz und ihr ganzes Innere. Denn Nerven und Nervenleiden kannte das 13. und 14. Jahrhundert allerdings noch nicht.

„ 39, Zeile 12 von unten, statt: Andere wurden theils getödtet, lies: die Uebrigen wurden theils getödtet.

„ 41, Zeile 11 von oben, statt: Er sandte ihr daher einen Gegenbefehl, lies: Er widersagte ihr also, d. h. er sagte ihr ab, d. h. sagte ihr Fehde an.

„ 44, Zeile 2 von oben, statt: Er kennt sie, daher ließ er es geschehen, lies: Er weiß warum er es geschehen ließ.

„ 44, Zeile 3 von oben, statt: Gott in ihren Nöthen herausgefordert haben, lies: Gott durch ihre Frevel herausgefordert haben.

„ 44, Zeile 6 von oben, statt: und ihre Verschuldungen weiß, lies: und die Gründe von allem weiß.

„ 44, Zeile 14 von unten, statt: der von einem Grafen — angenommen hatte, lies: dem ein Graf, genannt der ruche Grave, mit einer Schaar zu Hülfe kam. — Der ruche Grave ist der Rauhgraf, wohl einer der Wild- oder Rauhgrafen am Rhein, aus der Gegend von Trier. — So ist einige Zeilen weiter unten statt: Der Graf „der Riche" zu lesen: Der Graf, der „Ruche".

„ 44, Die Note 3 ist zu streichen.

„ 45, Zeile 13 von oben, statt: und da der Krieg gegen den König, lies: und da der Kampf gegen den König —.

„ 45, Zeile 12 von unten, statt: Albrecht, soeben zum König geworden, lies: Albrecht, nun thatsächlich zum König geworden.

Seite 45, Zeile 8 von unten, statt: und Soldaten Deutschlands, lies: und der Ritterschaft Deutschlands.

„ 46, Zeile 7 von unten, statt: in Kraft und Tugend, lies: in Kraft und Mannheit.

„ 48, Zeile 7 von oben, statt: mit einigen Vornehmen der königlichen Familie, lies: mit einigen Angesehenen aus des Königs Gefolge.

„ 48, Zeile 1 von unten, statt: ein prächtiges Kloster — gebaut, lies: ein prachtvolles Münster mit einem daran gehängten doppelten Kloster. — Vitoduran faßt den Unterschied von monasterium und coenobium allerdings nicht so strenge, wie ihn die Note angiebt. Zu seiner Zeit war das Wort monasterium überhaupt im Volksmunde schon zum „Münster" geworden. Es bezeichnet daher an unserer Stelle vorzugsweise die Klosterkirche zu Königsfelden, die besonders ihrer Fenstergemälde wegen hervorgehoben wird. Das Beiwort sollempne, wie Vitoduran schreibt, geht darum nur auf monasterium als „prachtvolles Münster", weil die an dieses angehängten Klostergebäude keineswegs ein gleiches Aussehen hatten und einen nur sehr dürftigen Bau vorstellten.

„ 50, Zeile 3 von unten, statt: daß ich mit meinem Herzeleid erkläre, lies: daß ich mit meinem Herzeleid berichte.

„ 51, Zeile 4 von oben, statt: zerstreut und eingewurzelt, lies: ausgestreut und eingewurzelt.

„ 51, Zeile 9 von oben, statt: wenn ihnen die Gelehrten nicht entgegenträten, lies: wenn ihnen die Lehrer nicht entgegenträten. Es sind die doctores, die Graduirten und als solche die zum Lehramt Berufenen und Berechtigten.

„ 53, Zeile 6 von oben, statt: strich er mit — über die Stirne, lies: schlug er mit der einen Hand voll Bedenkens an die Stirne.

„ 53, Zeile 4 von unten, statt: Doch bezeichnete er sich, lies: Doch bezeichnete sich dieser — nämlich Herzog Heinrich.

„ 54, Zeile 10 von oben, statt: Auch nach ihrem zweiten Tode verübte ein böser Geist, lies: Nach ihrem zweiten Tode verübte auch ein böser Geist.

„ 55, Zeile 8 von oben, statt: nach diesem leichtfertigen Wesen, lies: nach jener verwegenen Antwort.

„ 55, Zeile 13 von oben, statt: was er nicht wußte, lies: was sie ihn nicht wissen ließ.

„ 55, Zeile 10 von unten, statt: durch eine Feuersbrunst, die, lies: durch eingelegtes Feuer, das.

„ 56, Zeile 5 von oben, statt: weggeschafft, lies: aus der Welt geschafft.

„ 56, Zeile 12 von oben, statt: über einer Grube geköpft wurden, lies: über einer Furche geköpft wurden. — Es geschah im frischgepflügten Felde, wie es ja auch in Greifensee vorkam.

„ 57, Zeile 2 von oben, statt: und gab das Papstthum auf, lies: und setzte das Papstthum hintan, nämlich dem Gehorsam gegen die himmlische Stimme.

„ 63, Zeile 7 von oben, statt: die gewisseste und wahre, lies: die gewisseste und wahrste.

„ 64, Zeile 11 von oben, statt: arbeiten" von der Brücke, lies: arbeiten", kopfüber von der Brücke.

„ 65, Zeile 3 von unten, statt: Almosen oder die Zustimmung, lies: Almosen oder Unterstützung. Und die Zeile weiter unten, statt: vollenden zu dürfen, lies: vollenden zu können.

„ 68, Zeile 3 von oben, statt: und daß deshalb — auf ihn gekommen sei, lies: und daß er deshalb in das Verbrechen — verfallen sei.

„ 68, Zeile 5 von unten, statt: die Messe halten lassen wollte, lies: die Messe hören wollte.

„ 70, Zeile 4 von oben, statt: daß sie, lies: so daß sie.

„ 70, Zeile 3 von oben, statt: Er gab zu denselben leicht seine Zustimmung, lies: Er gab ihnen gerne Gehör.

„ 71, Zeile 3 von oben, statt: oben mit dem — unten hin flächsen, lies: auf der Außenseite mit dem — inwendig hin flächsen.

„ 71, Zeile 10 von oben, statt: als er nach der römischen Stadt gekommen war, lies: als er nach der Stadt Rom gekommen war.

„ 72, Zeile 4 von oben, statt: wie es mit Recht verdiente, lies: wie sich von Rechts wegen gebührte.

„ 73, Zeile 1 von oben, statt: wie der öffentliche Ruf bezeugt, lies: wie das allgemeine Gerücht bezeugt.

„ 73, Zeile 5 von oben, statt: das Bisthum, lies: ein Bisthum.

„ 73, Zeile 2 von unten, statt: wegen der Verwüstung, lies: durch Verwüstung.

„ 76, Zeile 2 von oben, statt: Vertraue nicht irgend deinem Bruder, lies: Vertraue nicht jedem deiner Brüder.

„ 79, Zeile 2 von oben, statt: und auf mich selbst verfallend erstaune ich und tadle, lies: und in mich selbst zusammensinkend verstumme ich und tadle.

„ 81, Zeile 6 von oben, statt: in der zürcherischen Stadt, lies: in der Stadt Zürich.

Seite 82, Zeile 9 von unten, statt: an alle Könige oder Kaiser Deutschlands, lies: an alle deutschen Könige oder Kaiser.

„ 82, Zeile 2 von unten, statt: auf der Erde weit und breit bekannt, lies: im Lande weit und breit bekannt.

„ 83, Zeile 10 von unten, statt: von seinem Conventsherrn, lies: von seinem Vorgesetzten. — Der Name Conventsherr ist darum nicht ganz richtig, weil er wohl in Benediktinerklöstern, Chorherrenstiften u. s. w., nicht aber bei Bettelmönchen vorkommt.

„ 86, Zeile 14 von unten, statt: ihre Erbauungsstunde zu halten, lies: ihr Abendessen zu halten.

„ 86, Zeile 5 von unten, statt: einen ehrwürdigen geistlichen Herrn, lies: einen ehrwürdigen Chorherrn.

„ 89, Zeile 1 von oben, statt: eine Gottes würdige Wohnung, lies: Gotte eine würdige Wohnung.

„ 91, Zeile 11 von oben, statt: über ihre Auflösung, lies: über ihre Trübsal.

„ 91, Zeile 16 von oben, statt: und von dem Erlaß — allerwärts, lies: und auf Befehl des Papstes und nach dessen überall erfolgter Bekanntmachung.

„ 91, Note 3, nach Isle de France ist zu lesen: was nur im weitern Sinn zu nehmen ist als Westreich, d. h. als westfränkisches = französisches Land.

„ 93, Zeile 7 von oben, statt: ein anderer von ihm, lies: ein anderer als er.

„ 93, Zeile 6 von unten, statt: Kehl, lies: Selz, im Elsaß.

„ 96, Note 1. Zu dem Wort „Waldstätten" ist zu bemerken, daß es in seinem eigentlichen Ursprung Waldstatt ist, d. h. Ort, Land im Gebirge, und daher in seinem damaligen Sinn, in welchem es gerade die Thalleute selbst nahmen, mit der „Stadt" als solcher nicht zusammengehalten werden darf. — Ebenso ist zu Namen und Sache des „Berchtholdstages" beizufügen, daß die gründlichere Erklärung und Ableitung vom altdeutschen Berchtag oder Brechtag genommen wird, was soviel bedeutet als Festtag, eigentlich Leucht- oder Glanztag, wie ja „Berchta" nach unserer Schreibart Bertha, die glänzende heißt und der gleiche Stamm in „Bernhard" wiederkehrt. Insofern ist er natürlich viel älter als Herzog Berchthold und hat seinen Ursprung nicht von diesem her erhalten. Er war also dem Volke von vornherein ein Freudentag und wurde es um des Herzogs willen noch desto mehr, als dessen Name Berchthold einen verwandten Klang hatte. Denn wenn der Herzog auch nicht gerade als allgemein beliebter oder berühmter Volksmann galt, so knüpfte sich an ihn doch manche Freude und manche Hoffnung des freier aufstrebenden Volkes zu Stadt und Land.

„ 99, Zeile 1 von oben, statt: zu entfliehen behauptet hatten, lies: zu entfliehen vermeint hatten.

„ 99, Zeile 13 von oben, Aus einzelnen Städten, lies: aus allen Städten.

„ 99, Zeile 7 von unten, statt: weil er bereits — verloren hatte, lies: weil er die Kraft und Stärke seines Heeres beinahe gänzlich verloren hatte.

„ 99, zu Note 3 ist zur vollständigen Vergleichung der beiden Berichterstatter Morgartens, Vitoduran und Tschudi, noch dies nachzutragen, daß Vitoduran angiebt, die Bedingungen, welche der Graf von Toggenburg von den Schwyzern an den Herzog überbracht, habe dieser verworfen, und daß, was wirklich auffallend erscheint, Tschudi die Sache geradezu umkehrt. Und doch hatte er aus der Zeit selbst keine andere Quelle als Vitoduran! In der That ein starker Beweis davon, wie leicht es Tschudi in Uebung hat, aus eigenen Combinationen hie und da ein Stück Geschichte zu machen.

„ 101, zu Note 2. Ueber Hergang und Führung der Schlacht bei Mühldorf und die dabei figurirenden Personen sind die Berichte ebenfalls verschieden. Alle gleichzeitigen Quellen stimmen überein, daß der Sieg bei Mühldorf für Ludwig durch den Burggrafen von Nürnberg und insbesondere durch den Grafen Konrad von Schlüsselberg entschieden worden sei. Dagegen habe sich bei Gamelsdorf 1313 ein baierischer Ritter Schweppermann ausgezeichnet. Die baierischen Chronikschreiber des ausgehenden 15. und des eingehenden 16. Jahrhunderts mengen die Dinge unter einander und bringen den Schweppermann auch nach Mühldorf, machen es also mit ihrer Geschichte wie die Ruß, Etterlin u. s. w. mit der unsrigen. Wieder ein Fall, an dem wir lernen, wie geschwind und leichthin das 15. Jahrhundert weit und breit die Thatsachen der Geschichte durcheinander schiebt und auf solche Weise unkenntlich macht, wie sehr wir daher auf der Hut sein müssen, den geschichtlichen Berichten und Beiträgen desselben unbedingte Autorität zuzugestehen.

„ 103, zu Zeile 10 von oben: Diese Fehde Herzog Leopolds gegen Graf Wilhelm von Montfort-Tettnang fällt in den Herbst 1324.

„ 105, Zeile 11 von oben, statt: lebte sein Bruder Albrecht, lies: verweilte sein Bruder Albrecht.

„ 105, Zeile 12 von oben, statt: in Schwabens Gebiet, lies: gerade in schwäbischen Gegenden.

„ 105, Zeile 14 von unten, statt: Todtenbeschwörer, lies: Schwarzkünstler.

Seite 106, Zeile 4 von oben, statt: daß er von dem gefaßten Vorsatze des Irrganges abstand, lies: daß er von seinem vorsätzlichen Irrthum abstehe.

„ 106, Zeile 2 von unten, statt: Statthalter, lies: Herr der Stadt.

„ 107, Zeile 2 von oben, statt: und sehr wohl aufgenommen war, lies: und sehr genehm war. — Diese Rückkehr des Grafen Wilhelm von Montfort aus der Lombardei, woselbst er Statthalter Kaiser Ludwigs gewesen, fand im Frühjahr 1329 statt. Am 20. Februar verließ der Graf Mailand.

„ 108, Zeile 8 von oben, statt: die Stufen im geistlichen Amte zuwiesen, lies: die Weihen im geistlichen Amte nach den Stufen ertheilten.

„ 110, Zeile 5 von oben; statt: den Bann, lies: das Interdict.

„ 110, Zeile 14 von oben, statt: zugewinkt, lies: willfahrt.

„ 110, Zeile 3 von unten, statt: blieb gerade auf jener Stelle stehen, lies: blieb sofort stehen.

„ 111, Zeile 8 von unten, statt: dem Geschlecht und Volk nach von Montfort, lies: von Familie und Geburt ein Monfort.

„ 111, Zeile 3 von unten, statt: beseitigt und geordnet worden, lies: vollbracht und geordnet worden.

„ 112, Zeile 14 von unten, statt: welcher der Zürcher — nicht gelassen, lies: welcher die Beleidigung und Widerspenstigkeit, die er von Zürich erfahren, nicht gelassen.

„ 113, Zeile 10 von oben, statt: und hatten, was noch wunderlicher ist, wenn sie — eine die andere aus, lies: und, was noch wunderlicher ist, diejenigen, welche den öffentlichen Gottesdienst eingestellt hatten und solchen nur bei verschlossenen Thüren hielten, hatten keine Gemeinschaft mit einander, sondern schlossen sich häufig gegenseitig aus, und ebenso mieden sich unter einander diejenigen, welche sangen, d. h. den öffentlichen Gottesdienst hielten.

„ 115, Zeile 1 von oben, statt: nicht zeigen wollten, lies: nicht geben wollten, und in der folgenden Zeile statt: und die Armuth Christi — hochstellten, lies: und die vollkommene Armuth Christi in Predigten, Vorlesungen, Gesprächen sowohl unter sich als öffentlich vor andern durch die klarsten Beweise und viele unumstößliche Gründe erhoben und hochpriesen.

„ 115, Zeile 5 von unten statt: Denn er und seine Partei — zusammengekommen waren, bestanden, lies: Denn an jenen (nämlich an den dem Papste nahe gelegenen Orten) nahmen sie (die dort lebenden Minderbrüder) nicht wenige leichtfertige Ansichten (eigentlich unbegründete Ueberredungen) an und läugneten mit ihm (dem Papste) die Armuth Christi. Aber diejenigen Brüder, die in der Zerstreuung lebten und in der Fremde zusammenkamen, bestanden —.

„ 116, Zeile 1 von unten, statt: daß alle wider Willen des Papstes, lies: daß alle unverletzt wider Willen des Papstes —.

„ 119, Zeile 2 von oben, statt: höchst geistreichen Gottesgelehrten. lies: höchst scharfsinnigen Gottesgelehrten. — Die drei, Michael von Cesena, Bonagratia von Bergamo und Wilhelm Occam waren im Mai 1328 vom päpstlichen Hofe zu Avignon entflohen und hatten sich auf einem vom Kaiser Ludwig ihnen zu Gebote gestellten Schiffe in Aiguesmortes am 26. Mai 1328 nach Italien eingeschifft. Hier hielten sie sich in Pisa auf, und als im September desselben Jahres auch der Kaiser Ludwig dahin kam, blieben namentlich Cesena und Bonagratia fortwährend um ihn.

„ 120, Zeile 1 von oben. Dieser Heinrich von Thalheim wurde 1316 in Würzburg zum Provinzial der Minoriten in Oberdeutschland gewählt und resignirte 1325.

„ 120, Zeile 8 von unten, statt: von welcher Lebenslage, Zustand, außerordentlicher Bedeutung, lies: von welcher Klasse, Stand oder hohem Rang. — Mit dem Ausdruck: Aufhebung der Orgeln, einige Zeilen weiter unten, ist der Unterbruch des öffentlichen Gottesdienstes gemeint.

„ 121, Zeile 9 von unten, statt: welche auf die Partei und Stellung des Papstes eingiengen, lies: welche die Partei und die Behauptung des Papstes betrafen. — Es heißt freilich positio, oder, wie Vitoduran schreibt, posicio; aber das Wort ist hier terminus technicus aus der Logik, also der aufgestellte Satz, die Behauptung.

„ 122, Zeile 1 von oben, statt: daß ein ihm der — über ihn gehabt, lies: daß ein Bischof, der ihm wegen eines über ihn gehabten mißfälligen Traumes des Vergiftungsversuches verdächtig geworden. — Dieser Bischof, den der Papst im Verdachte eines Vergiftungsversuches gegen ihn hielt, scheint der Bischof Hugo von Cahors in Frankreich gewesen zu sein.

Seite 122, Zeile 10 von unten, statt: so sehr auch der Papst — aufzugeben, lies: wie sehr auch der Herr Papst ihn auffordern ließ.

" 124, Zeile 14 von oben, statt: ein Beamter von Basel, lies: der bischöfliche Offizial zu Basel. Es ist nämlich derjenige Beamte, der dem bischöflichen Gerichte vorsteht. — Und in der folgenden Zeile statt: „die von Sole", lies: „zur Sonne". Dies war ein Basler Geschlecht des 14. Jahrhunderts. — Diese Vorgänge mit dem Offizial zu Basel und mit dem päpstlichen Abgesandten daselbst, der in den Rhein geworfen wurde, scheinen 1328 oder 1329 stattgefunden zu haben.

" 125, Zeile 2 von oben, statt: Rächung und Schädigung, lies: Bestrafung und Schädigung.

" 125, Zeile 10 von oben, statt: auf der Jagd, lies: um die Wette.

" 128, Zeile 8 von unten, statt: Nichtsdestoweniger, lies: Ebenso.

" 130, zu Note 1. Diese Note ist, auf König Ludwig IX., den Heiligen, von Frankreich bezogen, in ihrem Inhalt zwar richtig, aber irrig eben in ihrer Beziehung auf den König. Was Vitoduran erzählt, geht nämlich auf Ludwig, den zweiten Sohn des Königs Karl II. von Neapel, aus dem Hause Anjou, der ein Sohn Karls I., des Mörders Konradins von Staufen war und 1285—1309 den Thron Neapels inne hatte. Der bezeichnete Ludwig war Bischof von Toulouse, Franziskaner, starb 1297 und wurde 1317 vom Papst Johann XXII. canonisirt.

" 132, Zeile 7 von unten, statt: mit ihrem Unglück — fürsorgend, lies: indem sie mit ihrem Unglück und Elend Mitleid trugen, zugleich aber auf ihren eigenen Vortheil Bedacht nahmen.

" 133, Zeile 11 von unten, statt: Dieselben brachten — gewannen sie für sich, lies: Acht Tage nachher aber — es ist traurig zu sagen — infolge der Empfehlung, welche die Herzoge von Oestreich für die Juden an die Bürger der Stadt hatten ergehen lassen, als nach vorbemeldetem Tumult (d. h. eben jene Tage nachher) ein Turnier abgehalten wurde, stießen diese nämlichen Juden rechtgläubige Leute, die von erhöhten Plätzen aus dem Turnier zusahen, von diesen Plätzen, welche sie selbst begehrten, herab und nahmen letztere für sich in Beschlag.

" 133, Zeile 3 von unten, statt: ergieng es ihnen hinter einander übel, lies: ergieng es ihnen von dieser Zeit an übel.

" 134, Zeile 8 von oben, statt: sammt dem Kästchen, in dem sie aufbewahrt waren, lies: sammt dem Beutel, in dem das Sacrament verwahrt gelegen. — Die Hostien wurden in Beuteln — Vitodurans bursa — aufbewahrt, die als Andenken an frühere Zeit hie und da auch noch in der reformirten Kirche vorhanden sind. So ist ein Hostienbeutel noch vom ehemaligen Chorherrenstift Zürich da. — Sieben Zeilen weiter ist für Kästchen auch wieder Beutel zu lesen.

" 135, Zeile 3 von oben, statt: als der Geistlichen, lies: als der Domherren.

" 135, Zeile 12 von oben, statt: schützten und diejenigen, lies: schützten und zuweilen Ausfälle machten und diejenigen.

" 135, Zeile 15 von oben, statt: Sie fingen — an das Schloß heran, lies: Sie selbst aber empfiengen täglich von Constanz her über den See Schiffe mit Lebensmitteln beladen und führten dieselben, sie unter ihrem Geleite tapfer beschützend, zu ihrer Veste. — Hiemit ist nämlich die eigene Verproviantirung von Meersburg gemeint.

" 135, Zeile 20 von oben, statt: durch die Belagerung hindurchging, lies: durch ihr Lager zog.

" 135, Zeile 8 von unten, statt: Geistlicher an der Kirche zu Constanz, lies: Domherr zu Constanz.

Einzelne Buchstabenfehler und orthographische Unrichtigkeiten durch alle fünf Lieferungen oder Neujahrsblätter möge der Leser entschuldigen und selbst verbessern.



Register.

A.

B.

C.

D.

E.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.




BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22699 6376